

Concordia Seminary - Saint Louis

Scholarly Resources from Concordia Seminary

Lehre und Wehre

Print Publications

1-1-1913

Lehre und Wehre Volume 59

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, ir_csf@csl.edu

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 59" (1913). *Lehre und Wehre*. 59.
<https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/59>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact seitzw@csl.edu.

Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom

Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein wetzen, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzt viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe geblüet und sie verwahrt, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich setze einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie frisst sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Gänze feindlich bellen.“

Neunundfünfzigster Band.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1913.

1200

Period. 1040
v.59
1913

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Inhalt.

Januar.		Seite
† D. G. Stöckhardt. †		1
Vorwort		2
Die trunkene Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben		17
Literatur		27
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		32
Februar.		
Die Weissagungen vom Antichristen im siebten Kapitel des Propheten Daniel		49
Pauli Lehrstellung		60
Die trunkene Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben		70
Literatur		77
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		81
März.		
„Dolos et mendacia ac lapsus nostros.“		97
Die Weissagungen vom Antichristen im siebten Kapitel des Propheten Daniel		113
Literatur		126
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		131
April.		
Moderner Unglaube in der Generalsynode		145
Die Affriologie und das Alte Testament		167
Literatur		172
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		176
Mai.		
Die Seligpreisungen		193
Die Weissagungen vom Antichristen im siebten Kapitel des Propheten Daniel		205
Die trunkene Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben		215
Literatur		222
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		227
Juni.		
Die Weissagungen vom Antichristen im siebten Kapitel des Propheten Daniel		241
Die Seligpreisungen		250
Die trunkene Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben		256
Bermischtes		267
Literatur		268
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		271

Juli.

	Seite
Das erste Auftreten der römischen Kirche in Nordamerika und die Religionsfreiheit	289
Die Seligpreisungen	300
Die trunke Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben	306
Vermischtes	312
Literatur	315
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	321

August.

Etwas über die Gleichnisse unsers HErrn, sonderlich über ihren dreifachen Zweck	337
Das erste Auftreten der römischen Kirche in Nordamerika und die Religionsfreiheit	347
Die trunke Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben	358
Literatur	363
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	370

September.

D. Walther über Behandlung der Vogenfrage	385
Das erste Auftreten der römischen Kirche in Nordamerika und die Religionsfreiheit	395
Die trunke Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben	403
Literatur	413
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	419

Oktober.

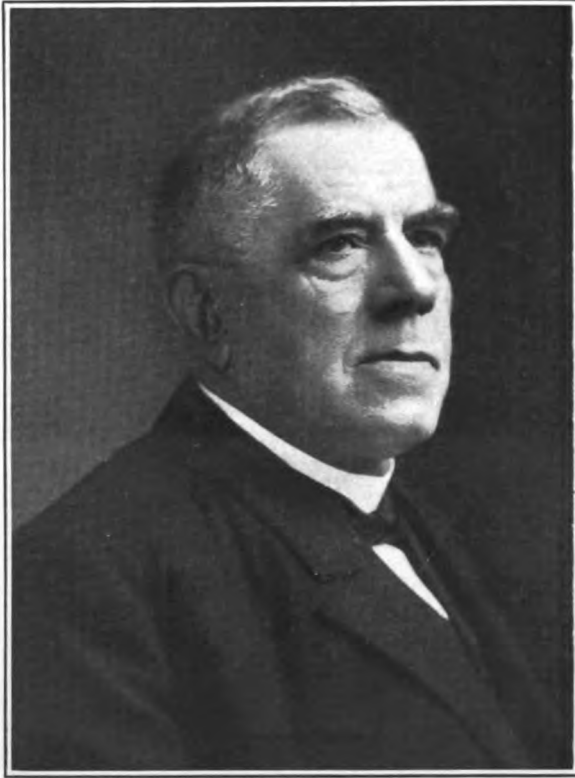
Die „Wahl zum Glauben“ ausdrücklich in der Schrift gelehrt	433
Etwas über die Gleichnisse unsers HErrn, sonderlich über ihren dreifachen Zweck	439
Das erste Auftreten der römischen Kirche in Nordamerika und die Religionsfreiheit	443
Vermischtes	453
Literatur	456
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	464

November.

Die Tennesseeynode	481
Etwas über die Gleichnisse unsers HErrn, sonderlich über ihren dreifachen Zweck	494
Vermischtes	501
Literatur	507
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	514

Dezember.

Zum „richtigen Verhalten“	529
Vermischtes	548
Literatur	554
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	561



D. G. Stöckhardt.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

Januar 1913.

Nr. 1.

† D. G. Stöckhardt. †

Dem Herrn über Leben und Tod hat es nach seinem weisen Rat gefallen, den in unserer Synode und weit über ihre Kreise hinaus hochverehrten senior natu unserer St. Louiser Fakultät, D. G. Stöckhardt, Donnerstag, den 9. Januar, kurz vor Mittag, im Alter von 71 Jahren durch einen plötzlichen Tod infolge eines Gehirnschlages in die ewige Ruhe einzuführen, um ihm den Gnadenlohn zu geben, den er seinen frommen und getreuen Knechten verheißen hat.

D. Stöckhardt war in seinem Christenstande mit seinem einfältigen Glauben und gottseligen Wandel ein erbauliches Vorbild für alle, die mit ihm in Berührung kamen, und in seinem Verufe war er ein Theolog von Gottes Gnaden, ausgerüstet mit großer Gelehrsamkeit, Verstandeschärfe und andern herrlichen Geistesgaben und vom Heiligen Geist, ohne den man nichts, was Gott angenehm und uns und andern heilsam ist, studieren und lernen kann, begnadet mit klarer Erkenntnis der heilsamen Lehre in allen ihren Artikeln.

D. Stöckhardt hat mit heiligem Ernst und Eiaiseifer seit mehr als dreißig Jahren in den vordersten Reihen unserer Theologen gekämpft für das Kleinod der reinen Lehre und die ihr entsprechende Praxis in der ihm so lieb und teuer gewordenen Missouriynode.

D. Stöckhardt war ein Wächter auf den Mauern Zions, und den hellen, reinen Klang seiner Posaune vermifste man nie, insonderheit nicht, wenn es die Verteidigung der drei Hauptburgen galt, mit denen das wahre Luthertum steht

und fällt, daß Sola Scriptura, daß Sola Gratia und der Kirchen- und Sacramentsgemeinschaft nur auf Grund wirklicher Einigkeit in allen Artikeln der Lehre.

D. Stöckhardt ist von Gott reichlich gesegnet und für viele zum Segen gesetzt worden. Von seinem Leibe sind Segensströme geflossen über Tausende, durch seine Predigten in der hiesigen Gemeinde zum Heiligen Kreuz, durch seine mehr als dreißigjährigen Vorlesungen im Concordia-Seminar und durch seine zahlreichen Schriften und Artikel, vornehmlich in dieser Zeitschrift.

Möge unsere Synode, die D. Stöckhardt um der ihr von Gott durch Walthar geschenkten genuin lutherischen Wahrheit willen mit heißer heiliger Liebe liebte, sein Gedächtnis allezeit in Ehren halten, indem wir nachfolgen dem Vorbilde, das er uns gelassen hat, insonderheit in der unverbrüchlichen Treue gegen die göttliche Wahrheit. J. B.

Vorwort.

Auf die gegenwärtigen trostlosen theologischen und kirchlichen Zustände in den Landeskirchen Deutschlands wirkt ein Artikel D. Hünzingers in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ (XXI, S. 419 ff.) grelle Schlaglichter. Über die dort herrschende Ungevißheit in der Dogmatik lesen wir hier: Ohne schwere innere Kämpfe mit sich selber könne heute ein Dogmatiker nicht mehr fertig werden. Über die Dogmatik sei eine Zeit des Leidens, des Martyriums hereingebrochen. Hin sei der zuversichtliche Ton, den noch Hofmann, Frank, Ritschl, Lipsius, Rothe, Dorner, Philippi, Wiedermann, Schweizer und Schleiermacher ange schlagen hätten. Rede ein Dogmatiker jetzt kategorisch, so bezweifele man die Ursprünglichkeit seiner Gewißheit. Fraglicher noch sei es, ob sich Leute fänden, die seine Zuversichtlichkeit teilten. Selbst innerhalb kleiner und kleinster Kreise könne augenblicklich die Dogmatik keines einzigen Theologen auf Allgemeingültigkeit rechnen. Nirgends könne man mehr reden von dogmatischen Schulen und kaum noch von dogmatischen Richtungen. Aus den früheren festumgrenzten Schulen sei heute eine lange Reihe von Einzeltheologen geworden, die sich kaum noch präzisieren ließen. Die verschiedenen Ringe von früher hätten sich in eine Kette aufgelöst: πάντα ἐστίν. Den Leserkreis eines theologischen oder kirchlichen Blattes halte nicht mehr die dogmatische Übereinstimmung zusammen, sondern praktische, kirchenpolitische und ähnliche Fragen und historische Methoden in der Wissenschaft. Die Dogmatik komme dabei in Betracht fast nur noch als Stimmung, nicht selten als Stimmung möglichster Indifferenz und Skepsis. Über eine gewisse Allgemeinheit, Dehnbarkeit und Elastizität hinausgehende und festumrissene Begriffe, eindeutige Urteile und kategorische Sätze emp-

finde unser Geschlecht als harte Reden, unerträgliche Zumutung. Von vornherein erwarte man vom Dogmatiker, daß er möglichst hypothetisch rede, mit zahlreichen Wenn und Aber, Möchte, Dürfte, Könnte, Sollte. Vielleicht und Allenfalls. Der Dogmatiker müsse sich damit bescheiden, seine eigene Überzeugung vorzutragen. Tue das ein Theolog „mit Energie und Wärme“, so freue man sich etwa seiner persönlichen „Frömmigkeit“, ohne deshalb seinen Ausführungen zuzustimmen. Seine (D. Hunzingers) umfangreichen Erfahrungen bestätigten stets von neuem eine noch nie dagewesene Zerklüftung in den dogmatischen Anschauungen. Wörtlich: „Indem ich dieses schreibe, bemühe ich mich nach Möglichkeit, Übertreibungen fernzuhalten. Aber die Einsprüche, die ich umfangreichen und eingehenden Erfahrungen auf diesem Gebiet verdanke, sind immer wieder dieselben. Sie bestätigen stets von neuem eine noch nie dagewesene Zerklüftung in den dogmatischen Anschauungen. Nirgends in der Theologie gibt es heutzutage so wenig Konsensfuß wie in der Dogmatik. Ich möchte glauben, daß auch zu keiner Zeit die Dogmatiker so wenig ihrer Schüler sicher waren, wie gegenwärtig. Überall, wo wir in der Öffentlichkeit oder in der Stille Schülern unserer heutigen maßgebenden Dogmatiker begegnen, brauchen wir nicht lange auf das Urteil über ihre Lehrer zu warten: Du hast die Kraft mich anzuziehen befehlen usw.“ (S. 421.)

Über diese unüberwindliche, lähmende Skepsis in sämtlichen Fragen der christlichen Lehre wird sich niemand sonderlich verwundern, wenn er hört, worin die moderne Dogmatik ihre Aufgabe erblickt. D. Hunzinger schreibt: Unendlich schwer sei es heute für den Theologen, mit sich selbst dogmatisch ins reine zu kommen. Wie müßten die Theologen ringen und kämpfen, die Wahrheiten zu finden und auszusprechen, die für ihr eigenes religiöses Leben und Erleben wirklich normativ geworden seien! Selbst dieser Schritt, der doch nur der erste sei, müsse geschehen mit einer noch nie dagewesenen Vorsicht, weil man jetzt arbeite mit einer noch nie dagewesenen Einsicht in die Möglichkeiten der Selbsttäuschung. Diese Furcht vor der Selbsttäuschung aber lähme den Dogmatiker in seiner Arbeit, die er nur tun könne unter fortwährender Kontrolle durch die Psychologie der Selbsttäuschung. Relativ leicht wäre die Sache, wenn es sich in der Dogmatik lediglich um eine Beschreibung frommer Gemütszustände handle. Gewissenhafte Selbstbeobachtung könnte dann zum Ziele führen. Die Dogmatik aber suche die objektiven, außerhalb des Subjekts vorhandenen Wirklichkeiten zu ermitteln, die die Grundlage jener subjektiven Erregungen bildeten und darum für das religiöse Erkennen den Wert von objektiven Normen besäßen. Der Dogmatiker solle eben nicht bloß sagen, was für fromme Zustände ein irgendwie und irgendwoher religiös erregtes Gemüt erlebt habe, sondern welche von diesen Zuständen normalerweise auf objektive Offenbarungswirklichkeiten zurückzuführen und welcher Art diese selbst seien. „Das heißt nicht weniger, als daß wir vor der

kompliziertesten aller Aufgaben stehen, zwischen den erregenden Faktoren und den von ihnen erregten subjektiven Wirkungen religiöser Art, in denen sie erscheinen, einen notwendigen gesetzmäßigen Zusammenhang festzustellen und in Form von kategorischen Urteilen auszusprechen. Und hier liegt in der Tat ein ungeheuer weites Feld der Irrtumsmöglichkeit vor. Denn wenn dies Problem, über die bloße Bewußtseinswirklichkeit hinauszukommen, im Welterkennen schon von jenen großen Schwierigkeiten, die die Erkenntnistheorie aufdeckt, bedrückt wird, so häufen sich diese erst recht da, wo es sich um das weit unkontrollierbare Gebiet des religiösen Erkennens handelt, und dreifach, wo es sich darum handelt, mit den dogmatischen Aussagen bestimmte geschichtliche Urteile, die ihrer Natur nach der stets unsicheren historischen Beurkundung unterliegen, zu verknüpfen. Die Augen sind uns heute aufgegangen über die große Schwierigkeit, solche normative dogmatische Aussagen zu begründen.“ (422.) Wenn diese von D. Gunzinger geschilderte Leistung wirklich die Aufgabe der Dogmatiker wäre, so könnte man allerdings ihnen keinen besseren Rat geben, als die Flinte so schnell als möglich ins Korn zu werfen und sich, statt mit unerreichbaren Utopien, mit möglichen und nützlichen Dingen zu beschäftigen.

Nach D. Gunzinger sind es die Wissenschaften mit ihren kritischen Methoden, die den christlichen Glaubenslehren den Boden entzogen und die Dogmatik in skeptisches Schwanken versetzt haben. Er schreibt: „Die vielen Wege der Dogmatik des 19. Jahrhunderts, der biblizistische, traditionalistische, spekulative, bewußtseinstheologische, auch der metaphysikfeindliche des praktisch-religiösen Offenbarungspositivismus Ritschls, kommen uns rettungslos veraltet vor. Gewiß empfinden wir, daß in allen etwas Nichtiges, Unaufgebbares steckt. Aber die Probleme häufen sich für uns riesenhoch, wenn wir den in jenen Wegen so zahlreich hervortretenden Forderungen gerecht werden wollen. Die Fehlerquellen, die sie ungangbar gemacht haben, stehen klar vor unsern Augen. Wir wissen recht gut zu sagen, wie es nicht gemacht werden muß und warum nicht. Aber das Richtigmachen war noch nie so schwer wie heute. Eine gewisse skeptische Stimmung läßt uns auch unserm eigenen Versuch gegenüber nicht los. Von allen Seiten her hat unsere Zeit Hindernisse für die dogmatische Arbeit aufgetürmt, die unüberwindlich scheinen. Die historische Kritik hat mit ihrer neuesten religionsgeschichtlichen Methode den gesamten Tatsachenboden, auf dem die Dogmatik fußen muß, unsicher gemacht. Das Eindringen der Erkenntnistheorie in die Theologie belastet uns mit den schwierigsten Voruntersuchungen und trägt die ganze Skepsis unserer agnostischen Zeit in die Dogmatik hinein. Die Psychologie und Psychopathologie hat sich längst der religiösen Erscheinungen bemächtigt und bemüht sich unangeseht das religiöse Bewußtsein auf dem kausalen Wege zu erklären. Alle diese wissenschaftlichen Methoden wirken für die Dogmatik negativ. Sie scheiden aus den Objekten des Dogmatikers immer mehr als wenig-

stens unsicher aus. So stehen wir einem Prozeß des allmählichen Zusammenschrumpfens der Dogmatik ratlos gegenüber.“ (423.)

Die grenzenlose Zerrfahrenheit, allgemeine Zweifelsucht und völlige Ratlosigkeit der landeskirchlichen Dogmatiker hat also ihren Grund in allerlei Konzessionen an die Wissenschaft und Kritik. Und nach Gunzinger sind diese Konzessionen auch nicht zu vermeiden, da die negative Arbeit sich nur zu oft im Recht wider die Lehren der alten Dogmatik befinde. Dem Prozeß des allmählichen Zusammenschrumpfens der Dogmatik stehe man ratlos gegenüber. Auf allen Positionen werde zum Rückzug geblasen und richte man sich ein mit den äußersten Möglichkeiten. Dabei gebe es kein sorgloses Sichhinwegsetzen über diese aus der wissenschaftlichen Arbeit erwachsenen Hindernisse mehr. Der Brustton der Überzeugung habe seine Wirkungskraft verloren. Der Kritik gegenüber seien wir sehr sensibel und gewissenhaft geworden. Und je mehr man sich in die Grenzgebiete der Dogmatik einarbeite, desto rückhaltloser müsse man das wirkliche Vorhandensein großer Schwierigkeiten anerkennen, die zu ignorieren oder zu verschleiern sich unser Wirklichkeitsinn sträube. Ja, zahllose Einschränkungen, die die kritischen Wissenschaften an unserer Dogmatik vorgenommen, müßten wir anerkennen. Die schwierige Lage, in der der Dogmatiker stehe, und die ihm so ungeheure Not mache, sei also unvermeidliche Folge der Konzessionen, die man der Wissenschaft und Kritik habe machen müssen, und sei deshalb auch von uns zu lieben. — Hat D. Gunzinger recht, so kann man es verstehen, wie in einer Dogmatik, die an feindliche Wissenschaften die weitgehendsten Konzessionen macht und sich damit tatsächlich selber aufgibt, kein Raum mehr sein kann für die alte Wahrheitsgewißheit und Überzeugungsfestigkeit mit ihrem „Wir glauben, lehren und bekennen“.

Diese trostlose Lage wird nach D. Gunzinger für den landeskirchlichen Dogmatiker noch unerquicklicher durch die Voraussetzung, daß er nicht bloß der Wissenschaft, sondern auch der christlichen Gemeinde und ihrem Glauben zu dienen habe. Beiden Postulaten, der Kirchlichkeit sowohl wie der Wissenschaftlichkeit, müsse die Dogmatik gerecht werden. Wie dies aber geschehen könne, ohne das eine Prinzip dem andern zu opfern, das sei schließlich noch das schwerste Problem. Gunzinger schreibt: „Und dazu gesellt sich die zweite ungeheure Schwierigkeit, daß ja der Dogmatiker sich von vornherein zu seiner Arbeit gegenwärtig zu halten hat, daß es ja nicht bloß sein eigener, sondern der Glaube der Gemeinde, der er dient, ist, dessen wissenschaftliche Darstellung und Begründung von ihm erwartet wird. Ohne diese kirchliche Gültigkeit fällt seine Leistung aus dem Rahmen der Theologie überhaupt heraus. Wem das nichts ausmacht, der ist wenigstens einer und, wie ich denke, der größten dogmatischen Sorge ledig. Aber der versteht auch seine Aufgabe für die Gegenwart nicht. Wer seiner Kirche im rechten Sinne durch wissenschaftliche Arbeit dienen

will, muß von vornherein mit beiden Ernst machen, mit der Kirchlichkeit wie der Wissenschaftlichkeit seiner Dogmatik. Wie das zu geschehen habe, ohne daß das eine Postulat in irgendeinem Grade dem andern geopfert wird, das ist schließlich doch das schwerste Problem. Denn es scheint ja, als ob die Kirchlichkeit, als eine gegebene und unveränderliche Norm, die Wissenschaftlichkeit, als eine stets ungeschlossene Aufgabe, notwendig beeinträchtigt und umgekehrt. Noch niemals ist die Spannung, die durch die Doppelseitigkeit der dogmatischen Aufgabe entstehen muß, so schmerzlich und tief empfunden wie heute. Dagewesen ist sie ja immer. Kein Dogmatiker, der mehr sein wollte als ein bedingungsloser Repristinator der Tradition, ist unberührt von ihr geblieben. Aber heute droht sie den Rahmen der Dogmatik als Wissenschaft zu sprengen. Die Alternative scheint unumgänglich, daß entweder die Wissenschaft als Trägerin der Prinzipien der voraussetzungslosen Kritik und des nie abgeschlossenen Fortschrittes die Kirchlichkeit der Dogmatik auflöst oder von dieser ignoriert wird. Vor die Aufgabe, dieser Alternative mit einem guten Gewissen zu entgehen, sieht sich der kirchliche Dogmatiker gestellt.“ (424.) Mit andern Worten: die landeskirchliche Dogmatik hält es für ihre Pflicht, ihre Lehren in Einklang zu bringen mit der ungläubigen, bibelfeindlichen Wissenschaft. Und wie die Dogmatik dies traurige Kunststück fertigbringen soll, ohne dem Moloch der Wissenschaft den Glauben der Kirche zu opfern, das ist allerdings „schließlich doch das schwerste Problem“ und zugleich bezeichnend für die schmachvolle Notlage der von der Wissenschaft geknechteten landeskirchlichen Theologie.

Das Opfer dieser „problematischen“ Dogmatik sind aber nicht bloß die Theologen, die sich vergeblich abquälen, die Schriftlehren der Kirche mit den bibelfeindlichen Lehren der Wissenschaft in Einklang zu bringen, sondern die ganze Kirche. Hunzinger schreibt: „Sie (die Kirche) leidet gegenwärtig unsäglich unter dem problematischen Charakter, aus dem die Dogmatik nicht herauszukommen vermag. Sie ist dadurch geradezu in eine Krise hineingeraten, die lebensgefährlich zu werden droht. Denn sie vermag ohne eine feste Wahrheitsnorm nicht zu existieren. Die äußere Verfassungseinheit kann auf die Dauer, wie jeder Tag zeigt, die allgemeine Lehrensicherheit nicht neutralisieren. Denn was die Kirche in ihrem empirischen Bestande letzten Grundes zusammenhält, ist nichts anderes als die Gemeinschaft des Glaubens, der sich notwendig in einer bestimmten Erkenntnis und Lehre ausdrückt. Sobald der Protestantismus sich dem Triebe der modernen Wissenschaft in dem Grade überläßt, daß er die Gemeinsamkeit objektiven Wahrheitsbesitzes preisgibt und sich damit begnügt, das Prinzip einer ungebundenen subjektiven Frömmigkeit im modernen Leben darzustellen und wirksam zu machen, löst er sich als Kirche mit innerer Notwendigkeit auf. Die Symptome dieser Auflösung des Protestantismus als kirchenbildendes Prinzip durch die

Wissenschaft haben wir überall vor Augen, vor allem in der völligen Hilflosigkeit der protestantischen Kirchen gegenüber der allgemeinen Lehrunfsicherheit und der Tatsächlichkeit des Glaubensabfalls mitten in ihrem Schoße. Gelingt es nicht, diesen Zustand zu überwinden, so werden sie sich auflösen.“ In der Luft der modernen skeptischen Dogmatik kann also auch nach D. Gunzinger die Kirche nicht leben, muß sie vielmehr ersticken und jämmerlich zugrunde gehen.

In welchem Umfang in der Kirche unter Pastoren, Lehrern und Laien die religiöse Zweifelsucht und Verschahrenheit der modernen Dogmatik sich bereits festgesetzt hat, und von welchen üblen Folgen dies für die Kirche und ihre Glieder ist, darüber läßt sich D. Gunzinger also vernehmen: „Wer etwas herumkommt im deutschen Vaterland, gewinnt die schmerzlichsten Eindrücke von der religiös-kirchlichen Notlage, die dieser Zustand dogmatischer Ratlosigkeit hervorgerufen hat. Überall kann er von Geistlichen und Religionslehrern die Klage über die Unsicherheit des Wahrheitsbesses in der Kirche hören, soweit es nicht eben um Geistliche und Lehrer sich handelt, die sich bereits mit der oben erwähnten Auffassung des ‚modernen Protestantismus‘ abgefunden haben. Eine agnostische Stimmung in den wesentlichsten christlichen Wahrheitsfragen hat um sich gegriffen, die mehr an die bekannte Pilatusfrage als an die ebenso bekannte Jesusantwort erinnert. Man gesteht vielfach offen ein, daß man keinen Sinn für dogmatische Fragen habe, keinen Ausweg aus der Unsicherheit finde, sondern in einem unüberwindlichen Indifferentismus oder Skeptizismus zu leben und zu amtieren genötigt sei. Dabei predigt und lehrt man in einer qualvollen Resignation oft ruhig den alten Glauben weiter. Man schämt ihn als unentbehrlich, man klammert sich gefühlsmäßig an ihn an, man möchte ihn um keinen Preis fahren lassen. Aber man bringt dabei ein notgedrungenes sacrificium intellectus. Man fühlt sich höchst unsicher, unglücklich und hilflos dabei. Wer auf dem Boden einer biblizistischen oder traditionalistischen Orthodogie steht, der fordert wohl, daß man ‚die Vernunft gefangennehme unter den Gehorsam Christi‘, wodurch allein die Kirche gerettet werden könne. Aber man übersieht dabei, daß der Klang dieser Forderung, so innerlich richtig sie an sich ist, dem modernen Geistesleben verhaßt ist und darum viele, und zwar nicht die schlechtesten Gemeindeglieder, nicht festhält, sondern abtötet. Andere suchen die Bodenlosigkeit ihres kirchlichen Daseins und ihrer kirchlichen Arbeit dadurch zu vergessen, daß sie sich kopfüber in allerhand praktische, soziale, vereinsmäßige Arbeit hineinstürzen, und verlieren dabei doch nie das Gefühl, daß ihrer Tätigkeit eigentlich das Fundament fehlt. Sie suchen die Rettung des Protestantismus als kirchenbildendes Prinzip in dem sogenannten ‚praktischen Christentum‘, dessen ‚undogmatischer Charakter‘ in bedenklichem Fortschritt begriffen ist. Aber ein starkes Gefühl ist doch dafür in weitesten Kreisen unserer evangelischen Kirchen vorhanden, daß auch

die moderne Verbindung des Protestantismus als des ‚Prinzips der subjektiven Frömmigkeit‘ mit dem des ‚praktischen Christentums‘ die Kirche nicht retten kann. Sie spüren mit innerer Angst, wie sich die Wurzeln ihres Daseins immer mehr lockern. Gar mancher sucht auch Trost und Hilfe bei theologischen und kirchlichen Parteien und Konferenzen, zu denen ihn mehr seine kirchliche Stimmung und seine unbestimmte dogmatische Angst als eine klare Überzeugung treibt. Besonders groß aber ist die allgemeine Hilflosigkeit der Gemeinde gegenüber. Diese verlangt auf jeden Fall, wenigstens in denjenigen ihrer Bestandteile, auf denen die Existenz und die Zukunft der empirischen Kirche beruht, daß der Pfarrer weiß und ohne Hörner und Zähne sagt, was christliche Glaubenswahrheit ist, und daß er Rechenenschaft von den Grundlagen seines Glaubens zu geben vermag. Das vielfache Versagen der Seelsorger diesem unwiderstehlichen Gemeindebedürfnis gegenüber treibt ernste Christen haufenweise in das Lager der Setten und kirchlich indifferenten Sondergemeinschaften. Sie verlassen eine Kirche, die keine sichere Antwort mehr zu geben vermag auf die Wahrheitsfrage, und es ist schwer, ihnen einen Vorwurf daraus zu machen. Am größten wird oft die Hilflosigkeit des geistlichen Amtes, sobald allerhand freigeistige Bewegungen, Versammlungen, Vorträge die Öffentlichkeit innerhalb ihrer Gemeinde in Anspruch nehmen. Darüber könnte ich aus einer zehnjährigen Erfahrung ein Lied singen. Aber ich will es nicht tun. In Summa: Zahllose kirchliche Berufsarbeiter sind dogmatisch der gegenwärtigen Situation nicht mehr gewachsen, zahllose Gemeindeglieder haben das Vertrauen zu ihrer Kirche, als Trägerin der Wahrheit, verloren. Zahllose verlieren täglich das Interesse an einer kirchlichen Gemeinschaft, die auf die ewige, geoffenbarte Wahrheit Gottes gegründet zu sein vorgab, aber sich als impotent erweist, ihren Wahrheitsbesitz festzuhalten.“

Dem Umfange entspricht auch der Grad, den die moderne Zweifel sucht angenommen hat. Ja, so weit hat die skeptische Dogmatik selbst manche landeskirchliche Prediger vom Bekenntnis der Kirche losgerissen, daß sie das kirchliche Ideal in einem undogmatischen Christentum erblicken. D. Hunzinger schreibt: „Auf der andern Seite wird von einer großen Schar von Männern, die sich freiwillig dem Dienst der Kirche gewidmet und ihr Bekenntnis feierlich als den erkenntnißmäßigen Ausdruck ihres persönlichen Glaubens anerkannt haben, das Ideal in einem undogmatischen Christentum gesehen. Manche unter ihnen scheuen sich, mit solcher Anschauung in der Öffentlichkeit hervorzutreten, und lassen sie die geheime Triebkraft ihres Wirkens sein. Andere wieder, vorzüglich neuerdings zahlreiche Religionslehrer, fordern öffentlich in der freimütigsten Weise Anerkennung dieser Grundsätze für die religiöse Untertweisung und machen mit allen Mitteln parteimäßiger Agitation Stimmung dafür. Sie wollen die christliche Kirche, welche von ihrer Gründung an in der Bildung, Reinigung und Bewahrung ihres Dogmas

nicht nur eine ihrer wesentlichsten Aufgaben und Lebensbedingungen gesehen, sondern auch ihre beste Kraft bewiesen hat, plötzlich darüber belehren, daß ihre auf die Sicherstellung eines festen religiösen Erkenntnisbesitzes gerichteten Bemühungen überflüssig, ja dem religiösen Leben selbst schädlich seien. Sie sind die Opfer jenes rücksichtslosen Antiintellektualismus der letzten Jahrzehnte der Theologie geworden, der den Grundsatz, daß es in der Religion vor allem auf die Befriedigung praktischer Gemütsbedürfnisse, auf Gesinnung, Gefühls- und Willenswerte ankomme, ins Ungemessene, ja vielfach bis zur Ausschaltung der Erkenntnisfunktion überspannt hat. Dieser Antiintellektualismus hat als natürliche und notwendige Reaktion gegen den einseitigen Intellektualismus der philosophischen Theologie des 19. Jahrhunderts eine große Berechtigung gehabt und der Theologie ohne Zweifel eine dauernde Förderung gebracht. Aber er hat sich dann durch die Überschreitung der Grenze offenkundig ins Unrecht gesetzt. Denn an sich aus wirklich religiösem Interesse entsprungen, ist er allmählich zu einem bequemem Auskunftsmittel geworden, das einen unbeschränkten Freibrief gewährte, das Erkenntnisgebiet ganz und gar der Wissenschaft zu überlassen. Die anscheinend sturmfreie Position, die man dadurch für den Glauben zu gewinnen hofft, ist noch immer verlockend für diejenigen, die alle Extravaganzen der Wissenschaft mitzumachen wünschen oder sich nicht dagegen zu helfen wissen. So ist es denn vielfach nicht mehr die Sorge um das rechte Verständnis des Glaubens, sondern Furcht und falsch orientierter Respekt vor der Wissenschaft, was zu einem ‚undogmatischen Christentum‘ hintreibt, das sich sogar mit der Möglichkeit, daß Christus nicht gelebt hat, einrichten will und kann. Erst vor kurzem fand ich einen guten Freund, der zu den eifrigsten Pfarrern gehört, die ich kenne, innerlich rettungslos mit der Frage beschäftigt, ob denn die Geschichtlichkeit der Person Jesu Christi wirklich eine unentbehrliche Forderung des christlichen Glaubens sei. Und ich möchte wohl wissen, wie viele seiner Amtsgenossen infolge der neuesten Ereignisse der Jesusforschung dieselbe Frage mit derselben Unentschiedenheit wie er erwogen haben und noch erwägen. So weit ist schon der religiöse Agnostizismus fortgeschritten. Und doch liegt es auf der Hand, daß dieser dogmatische Indifferentismus der Kirche den Hals brechen muß.“

Eine Folge dieses Skeptizismus und Unglaubens unter Predigern, Lehrern und zahlreichen Laien der Kirche ist die, daß Lehrzucht in den Landeskirchen überhaupt nicht mehr geübt wird und auch nicht mehr geübt werden kann. D. Gunzinger schreibt: „Ich bin der festen Überzeugung, daß weder durch kirchenregimentliche und kirchenrechtliche noch kirchenpolitische Maßregeln dem traurigen Zustande der Kirche wahrhaft aufgeholfen werden kann. Selbst wenn ein evangelisch einwandfreies Rechtsverfahren erfunden werden könnte, um den Lehrrungen im Innern der Kirche zu begegnen, so würde dieses dennoch heute eine Reinigung der Lehre nicht mehr herbeiführen können. Denn es sind

nicht mehr vereinzelte Stürmer und Dränger, um die es sich handelt, sondern es ist eine auch in die positiven Kreise der Kirche vorgebrungene allgemeine größere oder geringere Erweichung der Glaubensüberzeugung und Bekenntnisfestigkeit. In diesem Zustande ist es allerdings nicht nur ungerecht, ein Übermaß von Verantwortlichkeit auf den einzelnen zu häufen, sondern auch unmöglich und willkürlich, scharfe Grenzlinien zu ziehen. Nachdem eine so offenkundige Krisis durch die unaufhaltsamen Erschütterungen und Umwälzungen auf dem gesamten Gebiet unsers Geisteslebens in unserer Theologie, ja in unserm kirchlich-religiösen Leben hervorgerufen worden ist, ist es schon zu spät dazu, mit äußerlich-rechtlichen Machtmitteln einzugreifen und die Geister mit dem Schwert scheiden zu wollen.“ (429.) „Wo es aber so steht, da gereichen Eingriffe von außen der Entwicklung der Dinge nicht zum Segen, sondern tragen aus der Sache selbst nicht entsprungene, fremde, verbitternde Motive in sie hinein. Selbst wenn auf diesem Wege Siege winken sollten, so würden das doch Pyrrrhussiege sein. Der auf dem Boden des Protestantismus gewachsene Grundsatz, daß geistige Mächte mit eisernen Waffen nicht geschlagen werden, wird überall ungestrafter verletzt als im religiösen Kampf. Diese Waffen würden sich wider die Kirche selbst kehren. Die führenden Geister sind auf diesem Wege nicht zum Schweigen zu bringen. Die große Masse derer, die auf der Grenzlinie sitzen, würde ihnen im Augenblick der Machtprobe zufallen. Diejenigen, die sich durch Bedrohung zum Schweigen bringen lassen, würden gebrochene Menschen sein. Die Sieger würden sich in einer unerreicht glänzenden Isolation befinden. Das unerschütterliche Vertrauen, welches wir als evangelische Christen niemals preisgeben dürfen, daß die Wahrheitsmacht des Glaubens sich selber zum Siege verhilft, würde gewaltsam gebrochen sein. Das wäre ein trauriger Triumph für die evangelische Kirche, um den sie nur Rom beneiden würde. Die aus der Kirche verwiesenen Auser im Streit würden mit verdoppelter Macht von außen her anstürmen und sie würden immer noch Bundesgenossen genug in der Festung finden, die ihnen die Hände entgegenstrecken. Denn darüber wollen wir uns doch um's Himmels willen keiner Täuschung hingeben, daß es sich in der dogmatischen Krisis der Gegenwart schon lange nicht mehr bloß um eine theologische Bewegung handelt. Mit der wäre schon fertig zu werden, wenn nicht die (sogenannten) Laien den Theologen einen starken Rückhalt gewährten. Der Kampf ist längst aus einem Theologenkampf zu einem Laienkrieg geworden, der von außen her nicht beeinflusst werden kann.“ (430.) „Gewiß läßt sich vom Standpunkt der Kirche und ihrer Regierungen dagegen mancherlei einwenden. Vor allem dieses, daß doch der Willkür Tür und Thor geöffnet sei, sobald die äußere Lehrzucht aufhört, und daß die Gemeinden ein Recht auf die Predigt ihres Glaubens und den Schutz ihres Bekenntnisses haben. Gern ist demgegenüber zuzugeben, daß Fälle eintreten können, wo ein äußerer Eingriff unvermeidlich und

unabweisbare Pflicht wird. Im übrigen liegen die Dinge so, daß eine geordnete Lehrzucht gewissen in der Tatsächlichkeit der Dinge zu erfüllenden Bedingungen unterliegt. Diese Bedingungen sind heute nicht mehr ausreichend vorhanden. Würde die Tätigkeit des Geistlichen einmütig von einem im Bekenntnis festgewurzelten Gemeindeglauben getragen, ständen wirklich die Gemeinden mit ihrer Überzeugung, ihren klaren Forderungen und ihrem vollen Pflichtbewußtsein wenigstens ihrer Majorität nach hinter den Gütern der Reinheit der Lehre, alsdann wäre es Pflicht, ihnen das zu garantieren, was sie verlangen und verlangen können. Dann müßte die Rücksicht auf die einzelnen, welche sich selbst von dem Glauben der Gemeinde ablösen, hinter ihrem Interesse zurückstehen. Aber — Hand aufs Herz — ist es so?“ (431.) „In Summa: weder die schärfsten kirchenregimentlichen Maßregeln noch die strengste kirchenrechtliche Wahrung des Geltenden noch die eifrigsten kirchenpolitischen Bemühungen können die Kirche aus ihrer inneren Notlage befreien.“ (432.)

„Lehre und Wehre“ hat in den 58 Jahren ihres Bestehens wiederholt scharfe Kritik geübt an den theologischen und kirchlichen Zuständen in den deutschen Landeskirchen. Hüben wie drüben hat man das vielfach sehr übel bemerkt und diese Kritik auf das Konto des religiösen Fanatismus oder Pessimismus gesetzt. Nun ziehen Männer wie D. Hunzinger in der angesehensten positiven Monatschrift Deutschlands ein Fazit, welches, genau besehen, auf nichts Geringeres als vollständigen dogmatischen und kirchlichen Bankrott lautet. Doch D. Hunzinger glaubt am theologischen Himmel Deutschlands wenigstens noch einen Strahl der Hoffnung erspäht zu haben. Dieser Hoffungsstern ist ihm die „modern-positive Theologie“ R. Seebergs und die „moderne Theologie des alten Glaubens“ von Th. Raftan. D. Hunzinger schreibt: „Immer wieder muß es gesagt werden, daß nur die treue Arbeit von innen heraus uns in dieser Beziehung etwas zu hoffen gibt. Ein Hauptteil, wenn nicht der Hauptteil, fällt dabei der Theologie, in erster Linie der dogmatischen, zu. Und hier eben glaube ich inmitten aller Schwierigkeiten hoffnungsvolle Ansätze wahrzunehmen. Denn ich sehe eine Reihe tüchtiger Theologen gegenwärtig mit unverzagter Energie und offenem Blick für unsere Lage an dieser Überwindung arbeiten. Freilich bis jetzt ist diese von den verschiedensten Seiten her frisch und freudig in Angriff genommene Arbeit kaum über programmatische Entwürfe hinaus gediehen. Feste und einheitliche Resultate sind noch nicht erreicht. Aber die gemeinsame innere Tendenz, welche die neuen Versuche einer ‚modern-positiven‘ Theologie oder einer ‚modernen Theologie des alten Glaubens‘ verfolgen, scheinen neue fruchtbare Ansätze zu einer theologischen Erneuerung unserer christlichen Wahrheitskenntnis zu enthalten. Ich lege dabei möglichst wenig Gewicht auf die immerhin starken Differenzen, die in der Polemik zwischen beiden Programmen geltend gemacht sind. Ich bedaure sogar, daß dieses vielfach in einseitiger, der gemeinsamen Sache nicht förderlicher

Weise geschehen ist, und bemerke mit Genugthuung, daß man gegenwärtig diese Abweichungen zurückzustellen geneigt zu sein scheint. Was das Wesentliche und für unsere Lage Hoffnungsvolle ist, sehe ich in der Energie, mit der augenblicklich fast die gesamte Vertreterschaft der positiven Theologie eine Neubegründung des alten Glaubens auf dem Boden der Gegenwart und mit den wissenschaftlichen Mitteln und Methoden unserer Zeit anstrebt, in der Tüchtigkeit, die in der Auseinandersetzung dieses Glaubens mit dem modernen Geistesleben hervortritt, in der Gewissenhaftigkeit, mit der man die auf beiden Seiten empfundenen Wahrheitsmomente festhält und verwertet, und in der Unbeirrtheit, in welcher man auf diesem Wege fortschreitet. Mag einstweilen noch so viel Streit über die Art der zu vollziehenden Synthese herrschen, man ist doch einig in der Überzeugung: Wir müssen, können und wollen die Synthese um jeden Preis herstellen. In diesem festen und starken Willen liegt eine Verheißung des endlichen Erfolges, die über alle Differenzen im einzelnen hinweghilft. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Es ist etwas Großes und Sieghaftes, wenn eine Anzahl von Männern in der Überzeugung und dem Willen einig werden, sich durch nichts in dem Streben beirren zu lassen, die synthetische Formel zu finden für die Gegensätze, die unsere Zeit zwischen Christentum und Wissenschaft aufgerichtet hat, und dabei nichts Wertvolles und Wahres preiszugeben. Und davon, daß dieser Wille herrscht, habe ich starke Eindrücke. Mit ungeheurem Fleiß und unbestochenem Wirklichkeits- und Wahrheitsfönn haben sich gegenwärtig unsere positiven Theologen in fast alle Gebiete des modernen Geisteslebens hineingearbeitet und sich die Prinzipien und Methoden der verschiedensten Teile der Wissenschaft angeeignet. Ohne sich dabei über die Schwierigkeiten der Synthese hinwegzutäuschen, haben sie dennoch die Zuberficht, sie zu finden, nicht verloren. Sie haben den Mut gefunden, die Kircklichkeit, Bekenntnismäßigkeit und Biblizität der Theologie mitten in allen ihnen völlig deutlich gewordenen Anfechtungen des modernen Geisteslebens aufrechtzuerhalten und eine Versöhnung der Gegensätze auf wissenschaftlich-theologischer Grundlage in Aussicht gestellt. Sie haben sich dabei weder an bloße kirckliche Repristinatioistendenzen, wie sie von mancher Seite her als einziges Rettungsmittel empfohlen werden, verloren, noch sind sie der Versuchung erlegen, unter dem fast übermächtigen Eindruck und Druck der modernen Probleme wesentliche Wahrheiten des Glaubens preiszugeben. Sie haben die freudige Zuberficht, daß auch unserer Zeit das Recht und die Pflicht, die Aufgabe und die Mittel von Gott gegeben sind, neue Gefäße für das alte köstliche Kleinod zu schaffen, und daß die christliche Theologie bereichert und vertieft aus diesem Läuterungsprozesse, dem sie wider Willen durch das moderne Geistesleben unterworfen ist, hervorgehen wird. Darum ringt sich von all den Wehen, in denen die Theologie gegenwärtig sich windet, doch so etwas wie ein freudiger Optimismus los, der sich im letzten Grunde auf einen wahrhaft und tief religiösen Geschichtsglauben gründet, auf

die Gewißheit des in der Geschichte, auch in den größten Wirren und Nöten der Geschichte, und durch sie wirkenden und waltenden Gottes.“ (432 ff.) „Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß dieses Bewußtsein es ist, was gegenwärtig weithin in der Kirche auf Laien und Theologen seine Anziehungskraft beweist. Tatsache ist jedenfalls, daß die bedeutendsten Talente nicht mehr, wie vor einigen Jahrzehnten, zum größten Teil der Linken unbefehens zufallen. Tatsache ist weiter, daß um die neuen Programme der Positiven sich eine stets wachsende Schar von jungen Theologen gruppieren. Sie suchen mit uns das Heil dort, wo man den Mut hat, mit beidem Ernst zu machen, mit dem modernen Geist und mit dem alten Glauben.“ (435.)

Dieser Optimismus Hunzingers aber verrät nur, daß er selber die ganze Tiefe des theologischen und kirchlichen Verderbens in den Landeskirchen nicht erkannt hat. Was nämlich D. Hunzinger für einen Hoffnungstern hält, ist ein Irrwisch und weiter nichts. Die Seebergische und Raftansche Theologie leugnet im Grunde alle spezifisch christlichen Lehren, z. B. von der Inspiration, von der Dreieinigkeit, von den beiden Naturen Christi, von der Stellvertretung usw. Wie kann sie also einen Hoffnungstrahl für die Kirche und den alten Glauben bedeuten! Die Seebergische und Raftansche Theologie rechnet, von andern prinzipiellen Irrtümern ganz abgesehen, auch mit der Evolutionslehre, die doch für alle Wahrheiten des Christentums ein tödliches Gift ist. Und diese Theologie soll dem alten Glauben wieder auf die Beine und zu seinem Recht verhelfen! Was wohl D. Hunzinger noch zum Wesen des alten Glaubens rechnen mag? Logisch ist die Synthese von „Wissen“ und Glauben, von „Modernem“ und Positivem, von Evolution und biblischer Offenbarung ein Selbstwiderspruch, ein hölzernes Eisen, ein rundes Dreieck. Und auch in der „modern-positiven Theologie“ Seebergs und in der Raftanschen „modernen Theologie des alten Glaubens“ ist tatsächlich diese vorgebliche Synthese weiter nichts als eine Täuschung, die sich dadurch vollzieht, daß der moderne Dogmatiker die christlichen Wahrheiten korrigiert nach falschen Sätzen der Wissenschaft. Wie kann also D. Hunzinger von dieser Theologie Schutz und Rettung für den alten Glauben erhoffen? Seinen Optimismus gründet Hunzinger vornehmlich auf den von ihm bewunderten Mut und Eifer, die unermüdlige Arbeit und Anstrengung, den eisernen Willen und die feste Entschlossenheit dieser Theologen. Aber ist das nicht schlechte Theologie und ebenso schlechte Wissenschaft? Wie der stärkste Wille und die andauerndste Arbeit nicht machen kann, daß jemals zwei und zwei fünf werden, so wird auch keine Energie und kein Schweiß der Theologen genügen, um die Synthese zwischen der evolutionistischen Wissenschaft und den christlichen Lehren der Schrift zu vollziehen. Wie Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge, Ja und Nein, Himmel und Hölle, so wird auch Evolution und christlicher Glaube in alle Ewigkeit voneinander geschieden bleiben, und daran wird auch

der viele Schweiß eines Seeberg und der entschlossene Wille eines Kaftan rein gar nichts ändern. Gegen die Wahrheit vermag eben auch der stärkste Wille nichts. Für die Erhaltung des Christentums und die Befestigung des alten Glaubens ist also die Arbeit in der Seeberg'schen und Kaftan'schen Richtung verlorne, ja, verderbliche Mühe. Sie hat auch bisher den theologischen und kirchlichen Bankrott der Landeskirchen nur beschleunigt und vergrößert. Die „modern-positiv-theologie“ Seebergs und die Kaftan'sche „moderne Theologie des alten Glaubens“ sind nicht etwa neue Wege zum alten Glauben, sondern Stufen zum Tempel des Liberalismus.

Uns soll diese trostlose theologische und kirchliche Lage in den Landeskirchen zur Warnung dienen. Freilich leben wir ja in der Freikirche, unabhängig von staatlicher Bevormundung. Und diese Tatsache ist ohne Zweifel auch der Erhaltung des alten Glaubens vorteilhaft; aber eine Garantie gegen Irrlehre, Liberalismus und kirchliche Fäulnis ist sie nicht. Das zeigen zur Genüge sämtliche amerikanischen Sekten, die theologisch wie kirchlich schon lange demselben Verderben verfallen sind, in dem die europäischen Staatskirchen liegen. Beständiges Wachen und Weten, Studium in der Heiligen Schrift und unerschütterliche Treue auch der scheinbar geringfügigsten göttlichen Wahrheit gegenüber, das ist die Weise, wie Gott seiner Kirche das Kleinod der göttlichen Wahrheit und das mit ihr gegebene köstliche Ding, das gewisse, feste Herz, erhalten will. Aller Erfahrung zufolge spielt dabei die Treue im Kleinen eine besonders wichtige Rolle. Nicht mit einem Schlag sind die Sekten und Staatskirchen dem theologischen und kirchlichen Untergang verfallen, sondern ganz allmählich. Der eine rüttelte an dieser Lehre, der andere an jener; und da keine Lehrzucht erfolgte, gewöhnte man sich bald an den Irrtum und unterschätzte ihn indifferentistisch. Als dann im vorigen Jahrhundert auch offen und allgemein selbst von gläubigen Theologen Deutschlands die wörtliche Inspiration und Untrüglichkeit der Heiligen Schrift preisgegeben und faktisch die Wissenschaft über die Schrift erhoben wurde, da war kein Aufhalten mehr. Der Damm war durchstoßen, und ungehindert ergoß sich die trübe Flut des Unglaubens und Skeptizismus über die Gefilde der Kirche. Principis obsta! Jede Abirrung von der göttlichen Wahrheit ist ernstlich zu bekämpfen und als ein gefährlicher Sauerteig, der schließlich alles durchfäuern und verderben wird, sorgfältig auszuscheiden. Das ist die Lehre, die wir ziehen sollen aus dem kirchlichen Bankrott, wie er nach D. Hunzinger den Landeskirchen entgegenarrt.

Für die Erhaltung unserer bisherigen Stellung in Lehre und Praxis und zur Abwehr des Unglaubens und der kirchlichen Zerfahrenheit sind insonderheit drei Punkte von strategischer Bedeutung. Diese Punkte sind das sola Scriptura, das sola gratia und Kirchengemeinschaft nur auf Grund wirklicher Einigkeit in allen Artikeln der Lehre. Solange unsere Synode diese Festungen hält, ist sie sicher und wohl-

geborgen vor dem traurigen Los der Landeskirchen. Sobald sie aber irgendeine dieser drei Festungen dem Feinde ausliefert, hat auch die Stunde des Anfangs ihres Untergangs geschlagen. Fängt man erst bei uns an, an dem sola Scriptura zu rütteln, ziehen wir die wörtliche Inspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift in Frage und unterstellen wir die Schrift der Wissenschaft zur Korrektur, so ist folgerichtig damit schon alles preisgegeben, und aus dem dogmatischen Schiffbruch, der dann nicht länger abzuwenden, ist auch nicht ein einziges Stück spezifisch christlicher Wahrheit mehr zu retten. Aber auch umgekehrt: solange wir voll und ganz festhalten am sola Scriptura, so lange stehen wir in Kontakt mit der göttlichen Wahrheit, die uns Kraft verleiht, allen Irrwahn und alle dogmatische Zweifelsucht zu überwinden und erfolgreich die Fluten des Unglaubens und kirchlicher Verfahrenheit zurückzuwerfen. Wohl der Kirche, die unverrückt festhält am sola Scriptura! Sie weiß, was sie glaubt, und ist auch ihres Glaubens göttlich gewiß.

Von ebenso großer Bedeutung für die Erhaltung der Wahrheit und Wahrheitsgewißheit ist das sola gratia. Das Christentum unterscheidet sich von allen andern Religionen dadurch, daß es die Gnadenreligion ist. Und auch die Gewißheit der christlichen Wahrheit und Lehre ist eine Frucht, nicht von allerlei vernünftigen Erwägungen und wissenschaftlichen Argumentationen, sondern der göttlichen Gnade. Nur durch Gnade wird das Herz des christlichen Glaubens göttlich gewiß. Das erste göttlich Gewisse im Menschen, der Rechtfertigungsglaube, der allein den Menschen zu einem Christen macht, ist die unmittelbare Frucht der Gnade, der Rechtfertigungs- und Bekehrungsgnade. Diese Gewißheit des Glaubens, daß Gott mein verfühnter Vater ist, der mir um Christi willen reichlich und täglich alle meine Sünden vergibt, eine Gewißheit, die der natürliche Verstand für eine Torheit hält und die allen Erwägungen des eigenen Herzens zuwiderläuft, vermag keine wissenschaftliche Synthese, sondern nur die wunderbare Macht der göttlichen Gnade zu erzeugen. Und diese von der Gnade im Herzen erzeugte Gewißheit mit Bezug auf die im Wort der Schrift uns vorgelegte Wahrheit von der Vergebung unserer Sünden um Christi willen ist die Wurzel, aus der allein auch die göttliche Gewißheit um die Wahrheit von der Eingebung und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift entspringt. Wer darum die gratia, die sola gratia, angreift, der greift dem Christentum direkt an die Kehle, erstickt seine Glaubensgewißheit, zerstört damit auch die Gewißheit um die Schrift und alle ihre Lehren und bahnt dem Unglauben, der theologischen Steppis und kirchlichen Verfahrenheit die Wege. Mit der sola gratia wird der Quell aller christlichen Gewißheit zerstört.

Der dritte Hauptpunkt, wo ebenfalls die Wächter beständig auf der Hut sein müssen, wenn wir anders nicht unvermerkt in die beklagenswerte Lage geraten wollen, in der sich die Sekten und die deutschen

Landeskirchen befinden, ist der Ernst mit Bezug auf alle einzelnen Lehren der Heiligen Schrift und mit Bezug auf die Forderung, daß Kirchengemeinschaft die wirkliche Einigkeit in allen Artikeln der Lehre zur Voraussetzung hat. Indifferentismus gegen falsche Lehre und Unionismus mit falschen Lehrern war je und je das weite Tor, durch welches Irrlehren, Skeptizismus und offenbarer Unglaube ihren Eingang in die Stadt Gottes gehalten haben. Auch in den lutherischen Landeskirchen fing damit das Verderben an, daß falsche Lehren geduldet und mit Irrlehrern die brüderliche Gemeinschaft fortgesetzt wurde. Wird aber erst die Irrlehre geduldet, so reißt sie bald die Herrschaft an sich. Und wo die Lehrzucht gefallen ist, da führen bald ungeschämt auch die größten Ketzer das große Wort. Wollen wir darum unsere Synode schützen und bewahren vor den beklagenswerten Zuständen in den Staatskirchen, so dürfen wir auch nicht laß und träge werden im Kampf gegen den Indifferentismus, gegen kirchliche Gemeinschaft mit Irrlehrern und falschgläubigen Gemeinschaften und gegen alle kirchlichen Vereinigungen, bei welchen die Wahrheit verschwiegen und verleugnet wird.

Ihre Entscheidung und Beilegung der Streitigkeiten innerhalb der lutherischen Kirche schließt die Konkordienformel mit den Worten: „Aus welcher unserer Erklärung Freund und Feind, und also männiglich, klar abzunehmen, daß wir nicht bedacht, um zeitlichen Friedens, Ruh' und Einigkeit willen etwas der ewigen, unwandelbaren Wahrheit Gottes (wie auch solches zu tun in unserer Macht nicht stehet) zu begeben; welcher Friede und Einigkeit, da sie wider die Wahrheit und zu Unterdrückung derselben gemeinet, auch keinen Bestand haben würde; noch viel weniger gesinnet, Verfälschung der reinen Lehre und öffentliche verdamnte Irrtümer zu schmücken und zu decken, sondern zu solcher Einigkeit herzlich Lust und Liebe tragen und dieselbe unsers Theils nach unserm äußersten Vermögen zu befördern von Herzen geneigt und begierig, durch welche Gott seine Ehre unverlezt, der göttlichen Wahrheit des heiligen Evangelii nichts begeben, dem wenigsten Irrtum nichts eingeräumt, die armen Sünder zu wahrhaftiger rechter Buße gebracht, durch den Glauben aufgerichtet, im neuen Gehorsam gestärkt und also allein durch das einige Verdienst Christi gerecht und ewig selig werden.“ (Müller, S. 724, § 95. 96.) Auch zu diesem Stück unsers Symbols, nach welchem im Interesse des äußerlichen Friedens von der ewigen unwandelbaren Wahrheit Gottes auch nicht das geringste Stück preisgegeben ist und auch dem geringsten Irrtum nichts eingeräumt werden darf, hat sich unsere Synode bisher in Theorie und Praxis bekannt und so durch Gottes Gnade das ihr anvertraute Kleinod der Wahrheit und die mit derselben geschenkte Wahrheitsgewißheit treulich bewahrt. Und solange sie durch Gottes Gnade an dieser Stellung festhält, wird sie auch gegen moderne Zweifelsucht und den Unglauben in jeder Gestalt ein Bollwerk bleiben, das die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.

§. B.

Die trunke Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben.

II. Warum wir wenig Respekt vor der trunkenen Wissenschaft haben.

Die Hauptursache ist: Wir sind von der Göttlichkeit und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift überzeugt. Weil wir das Wort Gottes so hoch achten, achten wir die Wissenschaft so gering. Das Wort Gottes verstößt alle Höhe, die sich erhebt wider die Erkenntnis Gottes, und wir nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi, 2 Kor. 10, 5. In jedem Punkt, wo die Wissenschaft der Schrift widerspricht, halten wir es mit der Schrift. Es macht wenig Eindruck auf uns, wenn große Gelehrte behaupten, sie hätten die Schrift vieler Irrtümer überführt. Wenn wir auch keine Fachstudien gemacht haben, wissen wir doch besser Bescheid darum. „Ich bin gelehrter denn alle meine Lehrer; denn deine Zeugnisse sind meine Rede“, Ps. 119, 99. Und da ist es zu gelinde ausgedrückt, daß wir sagen, wir haben wenig Respekt vor ihr; vielmehr, da es der Gipfel der Gottlosigkeit ist, dem klaren Wort Gottes zu widersprechen, so müssen wir die bibelfeindliche Wissenschaft verachten und verabscheuen.

In dem Kampfe der Wissenschaft gegen die Schrift handelt es sich um eine doppelte Reihe von Wahrheiten, um solche, von denen die Wissenschaft nichts weiß, und solche, von denen sie etwas wissen kann. Die Wahrheiten, von denen die Wissenschaft nichts weiß noch wissen kann, zerfallen wieder in zwei Klassen. In der ersten Klasse befinden sich die Wahrheiten, die auf rein geistlichem Gebiete liegen, die Wahrheiten des zweiten und dritten Artikels, die Erlösung, Rechtfertigung und Seligmachung des Menschen betreffend, jene Werke, die Gott aus freier Gnade zum Heil der Welt verrichtet. Handelt es sich um diese, die Heilswahrheiten, so hat die Wissenschaft zu schweigen. Hier weiß sie nichts. Das sagt die Schrift in verschiedenen Verbindungen. (Vgl. den Artikel: „Wie unterscheidet sich die Erkenntnis auf natürlichem und geistlichem Gebiet?“ L. u. W. 45.)

1. Die Schrift nennt sich die alleinige Erkenntnisquelle dieser Wahrheiten. Matth. 13, 35 werden die seligmachenden Wahrheiten Heimlichkeiten genannt, Dinge, die dem Menschen verborgen bleiben, wenn Gott sie nicht offenbart. 1 Kor. 2, 7—10: Nicht die Wissenschaft, sondern der Geist Gottes offenbart uns den Weg zur Seligkeit. Joh. 1, 18: Um geistliche Dinge haben wir den Sohn zu befragen, der in des Vaters Schoß ist. Joh. 5, 39: Nur in der Schrift finden wir das Werk Christi beschrieben. Gott hat uns nirgends verheißen, daß wir auch durch unser Denken und Beobachten einen Blick in sein Herz gewinnen können. Hier ist der Wissenschaft Schweigen auferlegt. Redet sie, so übertritt sie Gottes Gebot. Wehauptet sie, doch reden zu dürfen, so straft sie die Schrift Lügen. Und eine solche Wissenschaft verachten und verabscheuen wir.

2. Aus dieser Wahrheit folgt, wie die Schrift selbst erklärt, daß die Wissenschaft von den Heilswahrheiten nichts weiß. Es ist ihr nochmals ausdrücklich Schweigen geboten. Das Gebiet der Wissenschaft umfaßt, allgemein geredet, die mit der Schöpfung gesegneten Wahrheiten und weiter nichts. Nur so weit reicht die Beobachtung der Menschen. Was Gott sonst beschlossen und getan hat, liegt außerhalb ihres Bereichs. 2 Petr. 1, 20. 21: Noch keine einzige Lehre, die Seligmachung betreffend, hat der Mensch durch sein Denken erschlossen. 1 Kor. 2, 9: Was uns Gott aus Gnaden bereitet hat, kommt durch keine Beobachtung der Natur in unser Herz. W. 11: Wir sind nicht imstande, die Gedanken unserer Mitmenschen zu lesen; wie sollten wir so scharfsinnig sein, die Gedanken Gottes lesen zu können? Röm. 11, 34. Die Heilswahrheiten sind nicht solche notwendige Wahrheiten, wie z. B. die logischen und mathematischen Prinzipien, die jeder, der überhaupt denkt, entweder findet oder anerkennt. Sie stehen auch nicht in den Sternen geschrieben, so daß die Wissenschaft sie mit ihren Apparaten, ihren Teleskopen, entdecken könnte. Die christliche Religion liegt außerhalb des Bereiches der Wissenschaft. Wäre das Christentum weiter nichts als die Erkenntnis, daß es einen allmächtigen Gott gibt, so könnte die Wissenschaft, die der natürlichen Theologie, mitsprechen. Umfaßte sie weiter nichts als das Gebot der Nächstenliebe, so könnte wiederum die Moralwissenschaft etwas beitragen. Aber das Christentum hat es mit der freien Gnade Gottes, mit den von ihm geoffenbarten Geheimnissen, zu tun. Hier hat die Wissenschaft zu schweigen. Daß sie nicht einen Menschen beschreiben kann, der zugleich Gott ist, beweist nicht, daß es nicht einen solchen Menschen gibt. Allerdings lehrt die Rechtswissenschaft, daß jeder für seine eigene Sünde bestraft werden muß; daß Gott aber sich dies herrliche Recht, uns eine vollgültige Stellvertretung zu bereiten, als sein Privilegium vorbehalten hat, davon weiß sie eben nichts. Wenn die Wissenschaft richtig denkt, so kommt sie zu dem Schluß: Alle Menschen sind verloren. Vor der Frage: Wie wird der Mensch gerecht und selig? steht sie ratlos. Sie kommt mit ihrem Denken nie dahin, daß sie erkennt, Gott mußte seinen eingebornen Sohn zur Erlösung der Welt senden. (44, 181.) Daß die Wissenschaft auch unwissenschaftlich zu Werke geht, wenn sie hier mitreden und mit ihren Grundfäßen Theologie treiben will, so verkehrt wie der Anatom, der, weil er mit seinem Messer auf keine Seele stößt, die Ergebnisse der Psychologie leugnet, gehört in einen späteren Abschnitt. Daß sie aber auch gottlos handelt, wenn sie redet, wo ihr Schweigen auferlegt ist, wollen wir hier hervorheben. Die trunzene Wissenschaft, die Gott in die Rede fällt, verachten wir.

Kann sie aber wenigstens nicht über die geoffenbarten Heilswahrheiten ihr Urteil abgeben? Zum dritten Male gebietet ihr die Schrift Schweigen, indem sie lehrt, daß die Wissenschaft kein

Organ hat, die Heilswahrheiten zu ergreifen. Ihr Mittel der Erkenntnis ist die Vernunft. Die Heilswahrheiten aber werden allein von dem Glauben erfasst und von ihm bewundert. Solange der Mensch bloß mit der Wissenschaft, mit der Vernunft, arbeitet, weiß er mit den Heilswahrheiten nichts anzufangen, nichts, als sie zu verwerfen. Darüber sagt die Schrift, 1 Kor. 2, 4, daß alles natürliche Wissen ihm nicht behilflich sein könne, ein richtiges Urteil über die Lehren des Heiligen Geistes abzugeben. 2 Kor. 10, 5: Kommt es zur Erkenntnis des Evangeliums dadurch, daß die Vernunft gefangen genommen wird unter den Gehorsam des Glaubens, so kann die Wissenschaft, in der die Vernunft Herrin ist, nichts zur Annahme der seligmachenden Wahrheiten beitragen. Wer mit seiner Vernunft auch geistliche Wahrheiten erforschen will, der ist gleich dem Manne, der mit seinen Augen nicht bloß sehen, sondern auch hören und riechen will. Man muß das rechte Organ gebrauchen. Diesem Satz der „Lehre und Wehre“ stimmt die *Detroit News* alsbald bei und spricht: „What foolish persons are those who think that philosophy can ever comprehend the highest things! As well expect that a man can elongate his arm in order to reach the stars, and refuse to acknowledge that there are stars until he can lay his hand on them. The stars are apprehended by the eye.“ Die Wissenschaft, die das versucht, begeht aber nicht nur eine Torheit, so daß wir keinen Respekt vor ihr zu haben brauchen, sondern sie lehnt sich auch auf gegen das Wort Gottes, das ihr Schweigen gebietet, und wir müssen sie verachten. Von der Wissenschaft, die die Schrift kritisiert, sagt Hofader: „Wir müssen so led werden, allen Menschenwitz und alles, was von Menschen kommt, mit Füßen zu treten, sobald es die Worte Christi betrifft. Ich achte es alles für Kot“, sagte Paulus. Was kümmert's mich, was dieser oder jener begabte Sünder über dieses oder jenes denkt, heiße er nun Schleiermacher oder Storr oder Kant oder Swedenborg, oder wie er will. Glaubet an sein Wort; verachtet die Welt samt ihrer Weisheit!“ (51, 136.)

Aber auch auf dem natürlichen Gebiet weiß die Wissenschaft nicht alles. Dies Gebiet umfaßt die Dinge und Ereignisse dieser Welt. Was hier der Beobachtung unterliegt, soll und kann von der Wissenschaft erforscht werden. Aber hier entzieht sich vieles der Beobachtung, und die Wissenschaft hat zu schweigen; liegt darüber eine Offenbarung der Schrift vor, so darf die Wissenschaft nicht widersprechen. Sie könnte doch nur aus Unwissenheit reden. Recht deutlich tritt diese Unwissenheit zutage, wenn die truntene Wissenschaft ihren Mund auf tut, um den Schöpfungsbericht zu kritisieren. Sie ist bekannt mit etlichen der durch die Schöpfung gesetzten Naturgesetze; aber diese Erkenntnis hilft nichts zur Beurteilung eines Ereignisses, das eintrat, als es noch keine Naturgesetze gab. Ein ehernes Naturgesetz lautet: Aus nichts wird nichts. Nach diesem Gesetz konnte jenes

Ereignis, da aus nichts etwas ward, überhaupt nicht geschehen. Selbst wenn Laplace zugegen gewesen wäre, hätte er nicht verstanden, was bei der Schöpfung vor sich ging. Und so gründlich auch die Wissenschaft die Kräfte der Natur studiert, so wenig weiß sie von der Allmachtskraft, die außerhalb der Natur liegt. Mit dem Satz: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ weiß sie nichts anzufangen. Bis zum „Anfang“ reicht keine Geschichtswissenschaft, und „schuf“ steht nicht in ihren Lexika. Es entzieht sich aller Beobachtung, wie aus einem Erdenkloß ein lebendiger Mensch ward. Davon redet Hebr. 11, 3. Der Glaube merkt's; die Vernunft muß schweigen, Hiob 38, 3—7. Gott fordert von dem Menschen, daß er auf jegliche wissenschaftliche Erklärung der Schöpfung verzichte. David tut es, wenn er von dem Walten des Schöpfers spricht: „Solches Erkenntnis ist mir zu wunderbarlich und zu hoch, ich kann's nicht begreifen“, Ps. 139, 6.

Luther: „In äußerlichen und weltlichen Sachen, da lasse man der Vernunft ihr Urteil. Denn da kannst du wohl ausrechnen und gedenken, daß die Kuh größer sei denn das Kalb, item, drei Ellen länger sind denn eine Elle, und daß ein Göllden mehr ist denn ein Groschen, und daß hundert Göllden mehr sind denn zehn Göllden, und daß das Dach besser stehe oben über dem Hause denn unter dem Hause. Dabei bleibe, das kannst du wohl tun und ausmessen, wie du ein Pferd zäumen mögest; denn das lehrt dich die Vernunft. Und da sei Meister; denn Gott hat auch dazu dir Vernunft gegeben, daß man Kühe melken und Pferde zäumen solle und wissen, daß hundert Göllden mehr sind denn zehn Göllden. Nun, darinnen beweise deine Klugheit, da sei Meister und ein fein Geselle und brauche deiner Kunst. Aber allhie, wenn es dazu kommt, wie man solle selig werden im himmlischen Wesen und in Sachen des Glaubens, da tue die Vernunft zu, halt stille, misse nicht nach der Vernunft, sondern höre und sprich: Sie kann ich nimmer; es reimet sich allhie nicht wie mit den andern Stücken, die droben erzählt sind. Da zähme die Vernunft und sprich: Ich weiß es nicht; ich will's nicht rechnen, messen, sondern stille halten und hören; denn es ist übermäßig und der Vernunft unbegreiflich.“ (VII, 2285.) Wir haben Respekt vor der Wissenschaft, solange sie — richtig — mißt und rechnet, nicht aber, wenn sie gleich einem vorlauten Knaben von Sachen redet, von denen sie nichts versteht.

Aber nicht einmal in diesen „äußerlichen und weltlichen Sachen“ lassen wir in jedem Fall das Urteil der Wissenschaft gelten. Selbst auf ihrem eigenen Gebiet hat die Wissenschaft nicht so viel Autorität wie die Schrift. Hier ist das Gebiet der Wissenschaft: die erkennbaren Dinge der Natur. Hier darf sie endlich reden. Hier darf natürlich auch die Schrift reden, und gar oft reden Schrift und Wissenschaft von demselben naturwissenschaftlichen, historischen, moralischen Gegenstande. Und wenn dabei sich beide widersprechen, so steht uns Christen von vornherein fest, daß der

Irthum auf Seiten der Wissenschaft ist, und wir heißen sie schweigen. Von den Aussagen der Schrift wissen wir, daß sie unfehlbar gewiß sind, von den Aussagen, die Menschen kraft ihrer Beobachtung machen, daß sie möglicherweise falsch sind. „Es bleibe vielmehr also, daß Gott sei wahrhaftig und alle Menschen falsch“, Röm. 3, 4. Während kein Mensch in irgendeiner Sache Infallibilität in Anspruch nehmen kann, gilt von allen Theilen und Theilchen der Schrift, von den naturgeschichtlichen Notizen nicht weniger als von den Glaubenslehren: „Dein Wort ist die Wahrheit.“ Alle Weisheit der Welt gilt nicht so viel als ein Sprüchlein der Schrift. „Aber Menschen sind doch ja nichts, große Leute fehlen auch. Sie wägen weniger denn nichts, soviel ihrer ist“, Ps. 62, 10. Wenn alle Gelehrten, soviel ihrer sind, die großen und die kleinen, von dem großen Aristoteles bis zu Prof. Hädel, mit einem Munde das Gegenteil von dem behaupteten, was die Schrift aus sagt, so wissen wir, sie irren sich, und ihr Wort sollte für uns kein Gewicht haben. „Wir halten nicht die Wissenschaft, sondern die Schrift für infallibel.“ (D. Walther.)

Daraus folgt, daß wir in keinem Falle die Schrift nach den Aussagen der Wissenschaft corrigieren dürfen. Der Satz ist wiederholt aufgestellt worden, daß die Schrift, insbesondere Gen. 1, nach den Resultaten der Wissenschaft, der modernen Astronomie, Geologie usw., auszulegen sei. Das könnte man aber nur dann fordern, wenn die Wissenschaft genau dieselbe — oder eigentlich eine etwas größere — Autorität hätte wie die Schrift. Im Gegenteil, da die Schrift wirklichen Tatsachen nicht widersprechen kann, und im Fall eines Widerspruchs nicht eine Tatsache, sondern ein menschlicher Irthum vorliegt, so fordern wir, daß die Wissenschaft nach der Schrift corrigiert werde.

Wir achten die Wissenschaft nicht einmal so hoch, daß wir uns die Schrift von ihr erst bestätigen lassen müßten. Wer wollte deswegen irrewerden an der Schrift, weil manche nebensächliche Aussage nicht durch die Wissenschaft bestätigt wird? Will man hier Vorwürfe erheben, so mache man sie der Wissenschaft, daß sie noch zu rückständig ist. Aber wir warten nicht darauf, erst durch die Wissenschaft unser Glaubens froh zu werden. Wird die Schrift durch sie bestätigt, was immer wieder geschieht, so wird ihre eigentliche Glaubwürdigkeit dadurch nicht größer; es handelt sich da ja nur um möglicherweise irriges Zeugnis von Menschen. Wir würden ihr glauben, auch wenn sie nicht durch aufgefundenen Inschriften und Denkmäler bestätigt würde. Es darf uns sogar nicht beirren, wenn manche dieser Inschriften der Schrift widersprechen. Es wäre ein Wunder, wenn sich solche Inschriften nicht fänden, denn sie würden von irigen Menschen verfaßt. Wenn sie aber alle der Schrift widersprächen, wir würden es doch mit dem Worte Gottes halten. (44, 210.) „Das Licht der Natur vervollkommet nicht das Licht der Gnade, sondern

das Licht der Gnade vervollkommnet das Licht der Natur.“ (Joh. Gerhard.) Umgekehrt ist es also richtig: Wenn die Wissenschaft durch die Schrift bestätigt wird, wird sie uns recht gewiß.

Die Bibel berichtet z. B. von der Schätzung zur Zeit des Kaisers Augustus unter Cyrenius als von der ersten. Das ist eine historische Notiz. Da darf die Wissenschaft reden und sie redet und spricht, daß die Schrift sich irre. Auf Grund eingehender Studien behauptet Schüren, daß, weil dieser und jener Geschichtschreiber nichts davon sagen, hier Lukas sich eines Anachronismus schuldig gemacht und eine Sage aufgenommen habe. Was sagen wir dazu? Dies, daß Schüren sich irrt, weil er entweder nicht genau studiert hat, oder weil die Schriftsteller jener Zeit, wenn sie wirklich diese Sache zu berichten vergessen hätten, einen „Gedächtnisfehler“ begangen haben. Und wenn wir dann nachträglich finden, daß andere Schreiber die Angabe des Lukas bestätigen, daß jetzt noch Funde gemacht werden, die für den biblischen Bericht sprechen (54, 192), so werden wir das gerne benutzen, wenn wir nachher von den Fehlern der Wissenschaft reden werden, aber unsern Glauben gründen wir doch nicht auf Tacitus und Suidas, sondern auf den Bericht des Evangelisten. (Hom. Mag. 14, 367.)

Summa: Wir nehmen jedes Wort der Schrift an, wenn auch alle Welt sich dagegen auflehnte. Die siegreiche Antwort auf alle Einwände der Wissenschaft ist: „Es steht geschrieben.“ Wir können freilich nicht dartun, daß jeder Angriff der Wissenschaft wissenschaftlich falsch ist. Das verlangt Gott auch nicht von uns, aber Gott verlangt von uns einen unerschütterlichen Glauben an sein Wort. Und dabei fahren wir wohl. Es wäre ein heilloses Ding, wenn unsere Bibel und unser Glaube irgendwie von der Wissenschaft abhängig wäre. Dann gäbe es in der Welt nirgends „sichere Ergebnisse“; denn die Wissenschaft kann es nicht lassen, uns heute zu nehmen, was sie uns gestern angepriesen hat. Gott sei Dank, daß unser Glaube nicht auf menschlicher Weisheit, sondern auf dem festen Grund der Apostel und Propheten ruht! Das soll uns auch nicht hoch ansechten, daß wir deswegen für rückständig und veraltet gelten. „Wir lachen und wollen veraltet sein, veraltet wie der Sonnenstrahl und die Sternennacht, wie Mutterliebe und Kindeslächeln, wie die Träne und das Gebet. Wir wollen nicht Kinder der Zeit, sondern Söhne der Ewigkeit sein. Moderne Dzeandampfer, Hoteleinrichtungen, Teleskope lassen wir gelten. Sie sind besser denn die alten. Von einem modernen Gott und modernen Christus, von einem modernen Christentum und modernen Himmel wenden wir uns mit Verachtung ab.“ (Wetzel. L. u. W. 55, 553.)

Die trunkene Wissenschaft verachten wir, weil wir von der Göttlichkeit und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift überzeugt sind. Wir können aber auch mit Vernunftgründen die Unzuver-

lässigkeit und Haltlosigkeit ihrer Behauptungen dartin. Wir wissen wohl, daß wir niemand dadurch zum Glauben bringen können, ebensowenig wie man einen Träumenden davon überführen kann, daß er schläft. (Hamann.) Der böse Wille muß erst gebrochen werden. Auch ist die wissenschaftliche Überzeugung von der Wahrheit des Christentums nur Menschenwerk und kann wie jedes andere Menschenwerk jeden Augenblick über den Haufen geworfen werden. (Scheele.) Allzuviel geben wir also auf die folgenden Ausführungen nicht. Ganz unnütz sind sie aber nicht. Hält der allzu große Respekt vor der Wissenschaft den Menschen von der Bibel fern, so ist es nütze und gut, wenn ihm dieser Respekt genommen wird. Er wird weniger geneigt sein, blindlings abzuurteilen, und vielleicht die Bibel selber zu Worte kommen lassen.

Mit zwölf Gründen soll die Haltlosigkeit der trunkenen Wissenschaft dargetan werden. Es gibt deren noch mehr, aber an zwölf wollen wir uns genügen lassen. Die ersten vier sind derart, daß jeder für sich die Behauptung widerlegt, daß die Wissenschaft uns zwingt, unsere ganze Theologie umzumodeln. Die nächsten sechs sollen die trunke Wissenschaft in Mißkredit bringen. Die letzten zwei sind wieder Hauptgründe. 1. Die bibelfeindlichen Sätze der Wissenschaft sind nicht in Wahrheit Sätze der Wissenschaft, sondern werden immer nur von einem Teile der Vertreter der Wissenschaft aufgestellt. 2. Um ihrer Beschränktheit willen ist die Wissenschaft gar nicht imstande, über die vorliegenden Punkte ein abschließendes Urteil abzugeben. 3. Ihre schriftwidrigen Sätze sind anerkanntermaßen nur Hypothesen. 4. Nur vermöge eines unwissenschaftlichen Verfahrens kommt sie zu ihren Sätzen. 5. Sie operiert vielfach mit unlogischen Beweisführungen. 6. Weiter mit bloßen Behauptungen. 7. Mit ungeheuerlichen Behauptungen. 8. Auch mit irrigen Behauptungen. 9. Ja, sogar auch mit Lügen. 10. Sie leidet an einem Mangel von Unparteilichkeit. 11. Ihre Systeme sind unbeständig. 12. Sie untergräbt die wahre Sittlichkeit.

1. Die bibelfeindlichen Sätze der Wissenschaft sind nicht in Wahrheit Sätze der Wissenschaft, sondern werden immer nur von einem Teile der Vertreter der Wissenschaft ausgesprochen. Was wir sagen würden, wenn alle Vertreter der Wissenschaft sich auf einen bibelfeindlichen Satz geeinigt hätten, brauchen wir hier nicht zu sagen. Sie könnten dann vielleicht sagen, daß die Wissenschaft diesen Satz aufgestellt hat. Aber wie die Sachen stehen, kann derartiges nicht gesagt werden. Von einer ausgemachten Wahrheit, einem feststehenden Resultat der wissenschaftlichen Forschung kann nicht die Rede sein, solange Kenner der Tatsachen Widerspruch erheben. Solange diese Kenner Tatsachen dagegen anführen, steht die „Wahrheit“ noch nicht fest, ist nicht Wahrheit. Die mathematischen Sätze werden von allen denkenden Menschen ange-

nommen. Auch ist das eine ausgemachte Wahrheit, der nicht widersprochen wird, daß Augustus zu der und der Zeit römischer Kaiser war. Es findet sich nun kein Fall, wo die Bibel einem solchen, von allen Männern der Wissenschaft ausgesprochenen Satze widerspräche. In allen Fällen von Differenz zwischen Wissenschaft und Bibel kann die Wissenschaft es zu keinem einhelligen Zeugnis bringen. Das ökumenische Glaubensbekenntnis der trunkenen Wissenschaft lautet: Es gibt keine Wunder und kann keine Wunder geben. Aber die Namen L. G. Huxley und J. E. Mill haben in der Wissenschaft einen guten Klang. Und der erstere sagt: "I am unaware of anything that has a right to the title of an impossibility except a contradiction of terms. There are impossibilities logical, but none natural. A round square, a present past are impossibilities, but walking on water or turning water into wine or raising the dead are plainly not impossibilities." Mill sagt: „Daß Wunder unmöglich seien, wisse niemand; es sei dies eine Frage purely and solely of evidence.“ (48, 31.) — In bezug auf die Evolution sagt Humboldt, „der Allerwissenschaftlichste“: Was ihm an Strauß mißfalle, sei die wissenschaftliche Leichtfertigkeit, die darin keine Schwierigkeit erblicke, daß das Organische aus dem Unorganischen, ja, daß der Mensch aus dem halbäaischen Schleim entstanden sei. (46, 167.) Lord Kelvin: „Wissenschaftliches Denken erfordert die Annahme einer Schöpfungskraft.“ (49, 256.) De Bries, ein berühmter holländischer Biolog: „Die Konstanz der Arten ist eine Beobachtungstatsache.“ (53, 315.) Und selbst Herbert Spencer muß uns verraten: "The few who believe in spontaneous generation." (*Principles of Biology*, I, p. 210.) — Auf dem Gebiet der Astronomie finden wir auch keine Einigkeit. Prof. Wall in Dublin, Lehrer der kopernikanischen Astronomie, gibt zu, daß sich alles gut erklären lasse, auch wenn man annähme, daß die Erde stille stehe. Der italienische Gelehrte Olivero behauptet, daß das kopernikanische System nach seiner Beobachtung nicht zu halten sei, hat auch Apparate verfertigt, die seine Annahme beweisen. (51, 528.) Thcho de Brahe hat ganz gut Astronomie treiben können, ohne daß er um Kopernikus rotierte. Und der Größte unter ihnen, Humboldt, sagt, daß weder das ptolemäische System widerlegt noch das kopernikanische bewiesen sei. (Ebeling, Die Bibel Gottes Wort, S. 47.) — Und was die Rede betrifft, Gott werde doch nicht diesen winzigen Planeten zum Schauplatz der Menschwerdung seines Sohnes erforschen haben, so sagt der Astronom A. N. Wallace: "This completes my work as a connected argument, founded wholly upon the facts accumulated by modern science, that man has been developed here only in the whole vast material universe we see around us." (*Fundamentals*, V, 20.) Kurzum, unter denen, die die Bibel gut kennen, gibt es viele, die die Aufstellungen der höheren Kritiker als Torheit verwerfen, und unter denen, die die Natur genau studiert haben, eine große Zahl, die sich aus wissenschaftlichen Gründen

weigern, die bibelfeindlichen Sätze auszusprechen. Allerdings haben die Bibelfeinde die Mehrheit, aber in der Wissenschaft entscheiden nicht Majoritätsbeschlüsse. Gibt man dem Galileo Beifall, daß er trotz der Majorität, die gegen ihn war, an seiner Meinung festhielt, so wird man es auch uns nicht verargen, daß wir uns von einer bloßen numerischen Mehrheit nicht imponieren lassen. — Dieser eine Grund wäre genügend für unsere Sache. Der Respekt, den die Wissenschaft genießt, gebührt nicht der trunkenen Wissenschaft. Sie will sich mit fremden Federn schmücken und wird verächtlich. Doch wollen wir zum Überfluß die elf andern Gründe besehen.

2. Um ihrer Beschränktheit willen ist die Wissenschaft gar nicht imstande, über die vorliegenden Punkte ein abschließendes Urtheil abzugeben. Diese Beschränktheit ist a. eine relative und bezieht sich auf Materien, die an sich der Beobachtung offen stehen, aber in ihrer Massenhaftigkeit dem armen Menschen, der zu bald stirbt, eine gründliche Erforschung unmöglich machen. Die Formationen der Erde kann der Geolog studieren, aber es ist ihm relativ unmöglich, alle Tatsachen, die hier zu berücksichtigen sind, genau zu besehen. Die Geologie hat bisher nur ein Wenig in der Oberfläche der Erde getraht, und ehe sie ein entscheidendes Wort sprechen kann, muß sie noch Millionen von Tatsachen, Fossilien, Formationen und Veränderungen studieren. So wenig wie ein Kind, das noch in der Bibel buchstabiert, ein Urtheil abgeben kann über die sämtlichen Werke Goethes, so wenig kann der Geolog, der noch nicht über den Deckel der Erde gekommen ist, über ihre Entstehung sich verbreiten. Die *Britannica* (die aber ihren eigenen Rat nicht befolgt) ermahnt die Geologen, behutsam und zurückhaltend zu sein in ihrem Urtheil: "Nor can we be sure, when we have explored every geological process now in progress, that we have exhausted all the causes of change which, even in comparatively recent times, have been at work." Die Astronomen haben erst die ungeheuren Entfernungen genau zu messen und alle Beziehungen, in denen die Planeten der zahllosen Sonnensysteme zueinander und zu unserer Erde stehen, festzustellen, ehe sie der Sache auf den Grund kommen können. Sie müssen ihre Ferngläser und Spektralanalysen noch gewaltig verbessern, ehe sie die ganze Materie beherrschen können. Und welche eine gewaltige Aufgabe haben sich die höheren Kritiker gestellt! Sie haben sich vorgenommen, jezt nach etlichen tausend Jahren zu bestimmen, welche Teile des Pentateuchs diesem, welche jenem unter den 22 vorgeblich dabei tätigen Autoren zuzuschreiben sind. Von den Personen, dem Leben und den sonstigen Schriften dieser 22 wissen sie rein gar nichts, und man muß doch einen Schreiber genau kennen, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß eine anonyme Schrift ihm gehört. Sogar die Sprache dieser Autoren ist ihnen eine fremde. Shakespeare hat manche seiner Dramen, die mixed plays, in Gemeinschaft mit einem andern geschrieben, und bis jezt ist es noch keinem noch so scharfsinnigen Kritiker gelungen, diese Schriften zu sondern,

trotzdem Shakespeares Stil eigenartig ist. (*Fundamentals*, II, 53.) Und was uns nicht gelingt, wo es sich um eine von nur zwei Schreibern unsers Zeitalters in einer lebenden Sprache geschriebene Schrift handelt, das haben die höheren Kritiker zu vollbringen, wo es sich um eine tote Sprache, um längst entschwundene Zeiten, um, wie sie sagen, 22 Schreiber handelt.

b. Sollte die Wissenschaft hier ihre Beschränktheit nicht anerkennen wollen, so wollen wir ihr Fragen vorlegen, die zu beantworten ihr absolut unmöglich ist: Wie ist das Leben auf dieser Erde entstanden? Wie ist das Unvernünftige zu einem denkenden Wesen geworden? Was setzte die Planeten in Bewegung? Sie gibt zu, daß es eine Zeit gab, da hier kein Leben vorhanden war. Aber nur aus Lebendigem kann Leben entstehen. Die Wissenschaft kann das Rätsel nicht lösen. Hopper: „So müssen wir denn eingestehen, daß wir nicht über eine Theorie verfügen, die aus irgendwo und irgendwie nachweisbaren Kräften imstande wäre, das, was wir über die Entstehung der Lebewelt wissen, auch nur in großen Zügen zu erklären.“ (55, 469.) Lord Kelvin: „Es ist nicht so absurd, als zu glauben, daß eine Anzahl Atome dadurch, daß sie aus eigenem Antrieb zusammenfielen, eine Moosfaser, ein lebendes Wesen bilden könnten. Vor vierzig Jahren fragte ich auf einem Spaziergang Liebig, ob er glaube, daß das Gras und die Blumen vor uns durch bloße chemische Kräfte wüchsen. Er antwortete: Nein; so wenig wie er glauben könnte, daß ein Buch der Botanik, das diese Blumen beschreibt, durch bloße chemische Kräfte wachsen könnte. Jede Handlung des freien Willens ist ein Wunder für die physische, chemische und mathematische Wissenschaft.“ (49, 256.) Hier besitzt die Wissenschaft eine absolute Unwissenheit. Und wenn ihr nun gesagt wird, daß durch Gottes Schöpferkraft dies alles entstanden ist, so kann sie nicht sagen: Das kann nicht sein. Sie weiß hierüber ja nichts. Man kann höchstens sagen: Ich will das nicht glauben. Und warum will sie reden über das Walten der Vorsehung, die Gebetserhörungen, die Wunder? „Die Wunder sind nicht geschehen nach den bekannten Naturgesetzen, so kann die Wissenschaft sie weder beweisen und erklären noch bestreiten.“ Hätte die Wissenschaft ein Laboratorium für Schöpfungskräfte, so könnte sie hier mitreden. Wären die Männer der Wissenschaft allwissend, so könnten sie die Allmacht beurteilen. So aber müssen sie schweigen.

Die nüchterne Wissenschaft tut es. Sie sieht so manches, was nach bekannten Naturgesetzen verläuft, aber nach seinem Wesen nicht zu begreifen ist; die Schrift erklärt es auch nicht; da wäre eine feine Gelegenheit, eine Lücke auszufüllen. Aber immer wieder bekennt sie: Ignoramus, ignorabimus. Was ist der Magnetismus? Faraday, der es doch am ersten wissen sollte, spricht gleich: Ich weiß nicht. Was wißt ihr Astronomen so recht eigentlich vom Himmel? Der bekannte Astronom Proctor schließt sein Buch darüber mit den Worten: „Nach allem müssen wir uns nun fragen, ob wir mit größerem Rechte be-

haupten können, das ganze Weltall vollständiger ergründet zu haben als die Astronomen des Altertums. Wir wissen vieles, was unbekannt war, und verstehen manches, was unerklärbar schien, aber der Sternenhimmel, wie ihn jetzt sehen, ist noch geheimnisvoller und noch wunderbarer, als er sich den Astronomen alter Zeit zeigte.“ (Betz, *Naturstudium und Christentum*, S. 30.) Und nun erst die großen Welträtsel, Entstehung des Lebens usw. Da sagt Goethe: „Je tiefer man eindringt in die Natur, desto schwierigere Probleme tun sich hervor.“ Newton: „Ich weiß nicht, was die Welt von mir denkt; ich meinesteils erscheine mir wie ein Knabe, der am Ufer des Meeres spielt und hier und da einen glatten Kiesel oder eine Muschel von etwas ungewöhnlicher Schönheit findet, während der große Ozean der Wahrheit meinen Augen gänzlich verborgen bleibt.“ (Luth. 49, 45.) Selbst Laplace, der einst zuversichtlich erklärt hatte, er könne alles ohne Gott erklären, sprach in einem nüchternen Augenblick — es war sein letztes Wort —: „Was wir wissen, ist nur wenig; was wir nicht wissen, ist unermesslich.“ (*The Story of the Sun*, etc., p. 401.) Huxley geht so weit, daß er sagt: „The mysteries of the church are child's-play compared with the mysteries of nature.“ (*Luth. Witness*, 15, 119.) Wie kommen diese Männer zu solcher Erkenntnis? „Je größer der Gelehrte, desto besser weiß er, wie wenig wir erklären können.“ (Betz.) Der wirkliche Kenner der Natur bekennt gerne, wenn es sich um natürliche Dinge handelt, sein Ignoramus, und tritt ihm übernatürliches entgegen, so spricht er um so eher mit Bildad: „Wir sind von gestern her und wissen nichts“, Hiob 8, 9. Will trotzdem die beschränkte Wissenschaft über den Bericht der Bibel urteilen, so kimmert uns das so wenig, wie wenn ein Kind seine Meinung äußert über Dinge, die über seinen Horizont gehen. Von der Wissenschaft, die „alles wissen will“, urteilt Luther: „Also wird eitel Narrenwerk alle ihr Studieren.“ Und darum haben wir so wenig Respekt vor ihr.

Literatur.

Im *CONCORDIA PUBLISHING HOUSE*, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. „Evangelical Lutheran Hymn-Book.“ Word Edition of the new Hymn-Book on the market. $4 \times 5\frac{5}{8} \times 1\frac{1}{4}$ inches; 287 plus 588 pages, bound in silk finish cloth, black. Price, 75 cts. Fancier styles will be introduced during 1913. — Dies Gesangbuch unsers Englischen Distrikts ist unsern Lesern bekannt und bedarf daher keiner weiteren Beschreibung und Empfehlung.

2. Synodalbericht des Mittleren Distrikts mit Lehrverhandlungen von P. Moll über „Die römische Lehre von der Kirche“ und von P. G. Schumm über die Frage: „Warum sollten wir keine Logenglieder zum heiligen Abendmahl zulassen?“ (18 Cts.)

3. Synodalbericht des Iowa-Distrikts mit einem Referat von P. C. Runge über „Die Wanderung Israels nach dem Lande der Verheißung“ (Fortsetzung). (15 Cts.)

4. „Die Reformation nicht ein Übel, sondern der größte Segen für Kirche und Staat.“ Rede, gehalten beim Reformationsjubiläum 1912 von F. Pieper. (2 Gts. In Partien billiger.)

5. „The Principles of Protestantism.“ Address delivered at a Joint Reformation Service, by William Dallmann. (2 Gts. In Partien billiger.)
F. B.

IN HIS SERVICE. A Talk to the Confirmed. By Rev. G. T. Cooperrider, A. M. Lutheran Book Concern, Columbus, O. Price, 20 cts.; per dozen, \$1.92.

Dies schmale Büchlein von 50 Seiten zerfällt in drei Kapitel: „1. Before Confirmation; 2. The Rite of Confirmation; 3. After Confirmation“ und bietet passende Belehrung, Mahnung, Warnung und Trost für Konfirmierte.
F. B.

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von Albert Leigsmann herausgegeben von Otto Clemen. Erster Band. IV plus 512 Seiten. A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn.

Diese Ausgabe Lutherscher Werke ist nicht berechnet für das Volk, sondern für Studenten der Theologie und alle, welche eine gründliche Einführung in Luthers Schriften begehren. Diesem Zweck dient der vorliegende Band in vorzüglicher Weise. Soweit wir den Markt kennen, gibt es nichts, was ihm in dieser Beziehung an die Seite gestellt werden könnte. Das Werk können wir nicht besser charakterisieren, als es der Herausgeber selber tut in seinem Vorwort, wo O. Clemen schreibt: „Die neue, auf vier Bände berechnete Lutherausgabe, deren ersten Band wir hiermit vorlegen, soll in erster Linie eine Studentenausgabe sein und zu Seminarübungen und zum Selbststudium für junge und alte Studenten dienen. Eine solche Ausgabe fehlte bisher. . . . Unsere Ausgabe ist rein historisch orientiert. Sie soll Luthers Stellung in der Religions-, Kirchen-, Dogmen-, Kultur- und Literaturgeschichte klar machen und, obgleich nur ein kleiner Teil der Werke Luthers dargeboten werden kann, doch den ‚ganzen Luther‘ zeigen, ihn nach allen Seiten seiner Tätigkeit und Bedeutung hin, als Reformator und ‚Begründer einer neuen Kultur‘, als Erbauungsschriftsteller, Bibelübersetzer und -erklärer, Polemiker, Satiriker, zur Geltung bringen. . . . Bei den deutschen Schriften ist der Originaldruck diplomatisch getreu reproduziert worden. Nur ganz offensbare Druckfehler sind verbessert worden; jedoch ist dann immer die Lesart des Originaldrucks in den Anmerkungen zu finden. Auch die Interpunktion ist nur an ganz wenigen Stellen, wo die des Originals geeignet ist, ein andauerndes Mißverständnis zu erzeugen, geändert worden; aber auch in diesen Fällen ist die Interpunktion des Originals in den Anmerkungen angegeben worden. Diese Form der Darbietung der deutschen Schriften Luthers wird voraussichtlich zunächst manchen bestreben oder gar abstoßen. Für das Studium ist sie aber die einzig richtige, weil einzig zuverlässige. Mit modernisierenden Ausgaben oder gar Lutheranthologien, wie sie im Laufe der letzten Jahre üppig ins Kraut geschossen sind, sollte sich ein Student nie befassen. Hat er einmal die ersten elementaren Schwierigkeiten überwunden, so wird er auch an diesem Quellenstudium immer seine helle Freude haben, über weiterhin begegnende Schwierigkeiten aber helfen die Anmerkungen hinweg. Bei den lateinischen Texten mußte aus drucktechnischen Gründen auf die absolut genaue Wiedergabe der Urdrude verzichtet werden. Hier konnte auch durch eine maßvolle Modernisierung der Interpunktion das Verständnis erleichtert werden, ohne daß die Gefahr drohte, die Intentionen des Autors dadurch zu vermissen. Die Einleitungen sind möglichst kurz gehalten. Sie führen immer nur bis an die Schwelle der betreffenden Schrift, geben die Veranlassung und die Zeit an, in der die Schrift verfaßt und gedruckt worden ist, zeichnen Gesichtspunkte an, unter denen sie zu lesen ist, erwähnen beachtenswerte neueste Literatur, nehmen aber von dem Inhalt der Schrift selbst nichts vorweg, greifen der Lektüre nicht vor und überlassen dem Leser die Bildung des Urteils.“ Das ganze Werk wird vier Bände umfassen. Der erste bietet folgende Schriften Luthers: 1. Disputatio pro declaratione virtutis indulgentiarum. 1517. 2. Ein Sermon von Ablass und Orade. 1518. 3. Resolutiones disputationum de indulgentiarum virtute. 1518. 4. Unterricht auf etlich' Artitel, die ihu

von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden. 1519. 5. Ein Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi. 1519. 6. Ein Sermon von der Bereitung zum Sterben. 1519. 7. Ein Sermon von dem Sakrament der Buße. 1519. 8. Ein Sermon von dem heiligen, hochwürdigen Sakrament der Taufe. 1519. 9. Ein Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi und von den Bruderschaften. 1519. 10. Ein Sermon von dem Bann. 1520. 11. Von den guten Werken. 1520. 12. Ein Sermon von dem neuen Testament, das ist, von der heiligen Messe. 1520. 13. An den christlichen Abel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. 1520. 14. De captivitate Babylonica ecclesiae praeludium. 1520. — Beigegeben ist diesem Bande eine Faksimilereproduktion des Berliner Exemplars der Ablassheften von 1517. Der Preis ist uns leider nicht angegeben worden. F. B.

Neue Kirchliche Zeitschrift. XXIII. Jahrgang. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis pro Quartal: M. 2.50.

Die „Neue Kirchliche Zeitschrift“ gilt in den deutschen Landeskirchen als die konservativste, gehaltvollste und angesehenste lutherische Monatschrift. Sie will „vom festen Grunde des lutherischen Bekenntnisses“ die Zeitfragen und Zeitercheinungen auf dem Gebiete der Theologie und Kirche prinzipiell und methodisch darstellen und beleuchten. Zum „festen Grunde des lutherischen Bekenntnisses“ rechnen aber die Herausgeber und Mitarbeiter der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ (D. Zahn, D. v. Bezzel, D. Engelhardt u. a.) z. B. nicht die Verbalinspiration, die doch die Voraussetzung des lutherischen Bekenntnisses und seiner ganzen Theologie bildet. Richtiger wird darum der Standpunkt der „N. K. Z.“ charakterisiert als Vermittlungstheologie, in der die Wissenschaft den Ton angibt und das lutherische Bekenntnis die Konzeptionen zu machen hat. Für den neuen Jahrgang sind unter andern auch folgende Artikel in Aussicht gestellt: „Zum Neuen Jahr“ von D. v. Bezzel. „Das Alte Testament und die babylonische Schrift und Sprache“ von D. König. „Textkritik gegen Literarkritik“ von P. Dahse. „Gehen wir einer neuen Periode in der Pentateuchkritik entgegen?“ von D. Sellin. „Das Problem der Bergpredigt“ von P. Kühn. „Luthers Schriftprinzip“ von D. Weber. „Die religiöse Bedeutung der Rechtfertigungslehre“ von D. Th. Raftan. „Recht und Grenze des Subjektivismus in der Theologie“ von D. Duntmann. „Determinismus und Indeterminismus in der modernen Ethik“ von D. Kropatschek. „Erasmus Albers Lehre von der Ehe“ von P. Köner. „Grifars Lutherbild“ von P. Steinlein. „Norwegische Theologie 1811–1911“ von P. Lehmann. „Bleibende Werte aus Schleiermachers praktischer Theologie“ von Lic. Peters. „Notwendigkeit und Möglichkeit religiöser Erziehung“ von P. Knoll. F. B.

Die Theologie der Gegenwart. VI. Jahrgang. Vier Hefte. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 3.50.

Diese Quartalschrift macht es sich zur Aufgabe, in zusammenhängenden Artikeln die gegenwärtige Lage der Theologie zur Darstellung zu bringen, sowie auch eine Übersicht und Kritik der neuesten theologischen Literatur zu bieten. Im ersten Hefte behandelt D. Duntmann in Greifswald die praktische Theologie und D. R. G. Grüzmacher in Erlangen die systematische Theologie. Im zweiten Hefte beschäftigt sich D. Sellin von Kottbus mit dem Alten Testament. Im dritten Hefte befassen sich D. G. Grüzmacher in Heidelberg und Lic. Jordan in Erlangen mit der historischen Theologie. Das vierte Hefte bietet eine Arbeit D. Kuhls in Göttingen über die neutestamentliche Theologie. Der theologische Standpunkt dieser Zeitschrift ist, wie die obigen Namen zeigen, nicht der altlutherische, sondern der modern-positive, wie er in „Lehre und Wehre“ schon wiederholt charakterisiert worden ist. Abonnenten der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ erhalten die vier Hefte der „Theologie der Gegenwart“ für M. 2.80. F. B.

Griechisch-deutsches Wörterbuch zum Neuen Testament. Von Dr. Heinrich Ebeling. Hahnische Buchhandlung, Hannover u. Leipzig. Lexikonformat. 428 Seiten. Preis: Broschiert M. 8; geb. in Leinwand M. 9.

In ihrem Prospekt schreibt die Hahnische Buchhandlung: „Der Verfasser des vorliegenden, hauptsächlich für Studierende bestimmten Werkes ist als Heraus-

geber des beliebten Homer-Wörterbuches bereits weit bekannt und geschätzt. Trotz der mehrfach erschienenen, teils allerdings ungenügenden und meist wesentlich teureren, teils auch schon veralteten Wörterbücher zum Neuen Testament wird das vorliegende mit diesen gut konkurrieren können, da es auf der Höhe der Wissenschaft steht und in gewisser Hinsicht mehr gibt als sie.“ Von dem Schirlißschen und andern Wörterbüchern zum Neuen Testament unterscheidet sich das vorliegende Werk auch durch den „Nachweis der Abweichungen des neutestamentlichen Sprachgebrauchs vom Attischen“ und den „Hinweis auf seine Übereinstimmung mit dem hellenistischen Griechisch“. Wer dies Werk aufschlägt, bekommt auf jeder Seite einen gewaltigen Eindruck von der umfassenden Arbeit des Autors, was auch hervorgeht aus der langen Liste der angeführten geographischen und anderer Schriften, unter denen auch „Lehre und Wehre“ genannt wird. Die Menge der angeführten Bibelstellen, in welchen das fragliche Wort vorkommt, ermöglicht leichte Kontrolle der angegebenen Bedeutungen. Durch die zahlreich benutzten, im Wortwort erklärten Abkürzungen ist die Seitenzahl des Werkes bedeutend verringert, der Gebrauch desselben aber etwas erschwert worden. Als Bedeutung für *γινώσκω*, Matth. 7, 23; Joh. 10, 14 f. usw., wird angegeben: „Gott erkennt, kennt, ausersieht als den Seinigen und macht dazu.“ Das *προέγνω*, Röm. 11, 2, wird übersetzt: „vorher erkannte („versehen“, bestimmt hat zum Glauben, im Sinne von 1 Kor. 8, 3; Gal. 4, 9; 2 Tim. 2, 19) von der Gnadenwahl“. Ebenso wird *προβύβαιος* gefaßt als „Vorherbestimmung“, „vorausgesetzter Beschluß“. Zu Eph. 1, 4 wird bemerkt: „Gnadenwahl zum Glauben und zur ewigen Seligkeit.“ Mit Bezug auf den Nachweis der Abweichungen des neutestamentlichen Sprachgebrauchs vom Attischen und den Hinweis auf seine Übereinstimmung mit dem hellenistischen Griechisch heißt es im Vorwort: „Dabei ist der Gebrauch neutestamentlicher Wörter besonders auf Inschriften, in Papyrus und bei Schriftstellern hervorgehoben, welche der Zeit des Neuen Testaments nahestehen, namentlich aber vorhergehen. Aus diesem Nachweis ergibt sich, daß Wortschatz und Sprachgebrauch des Neuen Testaments in keiner Weise alleinsteht, sondern der *κοινή* angehört und sich vor allem auch in Briefen, Berichten, Gesuchen, Rechnungen, Kontrakten, Testamenten u. dgl. findet, also in der Sprache des alltäglichen Verkehrs und des Volkes. „Nec praetermittendum est, papyrus puram putamque dialectum referre, quae per ora vulgi volitabat“, bemerkte A. Peyron schon 1826. Auf Mitteilung des Wortlauts der angeführten Stellen mußte allerdings meistens verzichtet werden, um das Buch nicht zu umfangreich werden zu lassen. . . . Selbstverständlich handelt es sich bei diesen Hin- und Nachweisen gleichen oder ähnlichen Sprachgebrauchs nicht um An- oder gar Entlehnungen. Die Schreiber des Neuen Testaments haben wohl von der hier angeführten Literatur kaum etwas gekannt; sie schrieben das zu ihrer Zeit im ganzen römischen Reich als allgemeine Umgangssprache verbreitete hellenistische Griechisch, als welches eben ihre Sprache durch diese Analogien erwiesen wird. Wie wenig selbst dem Wortlaute nach ähnliche Sätze der Stoiker und anderer griechischen Philosophen in Sinn und Bedeutung mit dem Neuen Testament stimmen, ist wiederholt überzeugend nachgewiesen. Es darf eben nicht übersehen werden, daß für die neuen christlichen Begriffe zwar die vorhandenen Sprachmittel gebraucht, in die alten Formen aber vielfach neue Bedeutungen, ein neuer Inhalt, gegossen wurden. Darum kann zur Erklärung solcher Fälle meist nur wenig aus dem hellenistischen Sprachgebrauch genommen werden.“

J. B.

THE PROBLEMS OF PHILOSOPHY. By Bertrand Russell.
Henry Holt and Co., New York. Price, 50 cts. net.

Diese Schrift behandelt auf 255 Seiten in Kleinoktav die Probleme der Philosophie in folgenden Kapiteln: 1. Appearance and Reality, 2. The Existence of Matter, 3. The Nature of Matter, 4. Idealism, 5. Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description, 6. On Induction, 7. On Our Knowledge of General Principles, 8. How A Priori Knowledge is Possible, 9. The World of Universals, 10. On Our Knowledge of Universals, 11. On Intuitive Knowledge, 12. Truth and Falsehood, 13. Knowledge, Error, and Probable Opinion, 14. The Limits of Philosophical Knowledge, 15. The Value of Philosophy. Beigegeben ist dem Werk ein Inbeg. Der Standpunkt desselben ist ein verhältnismäßig nüchterner und nimmt für die Vernunft eher

zu wenig als zu viel in Anspruch. Mit Recht verwirft der Verfasser als unhaltbar die Kant'sche Erkenntnistheorie, die im vorigen Jahrhundert die Philosophen genarrt und auch viele Theologen, insonderheit die Mittelschle Schule und selbst Männer wie Theodor Kastan, der doch noch positiv sein will, ins Schlepptau genommen hat. Wer sich für erkenntnisthematische Fragen interessiert, findet hier instruktive und relativ leichtverständliche Vektüre, obwohl er sich mit uns aus dem oben angegebenen und andern Gründen genötigt sehen wird, wiederholt Fragezeichen anzubringen.

F. B.

MARTIN LUTHER, The Hero of the Reformation. By Henry Eyster Jacobs. Eighth Impression. S. P. Putnam's Sons, New York. Price, \$1.50.

Bekannt sind die Worte Goethes: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Glaubens und Unglaubens. Alle Epochen, in denen der Glaube herrschte, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.“ Der beste Beleg für die Wahrheit dieser Worte ist nicht bloß die Zeit der Apostel, sondern auch die der Reformation. Eine Lutherbiographie und reformationsgeschichtliche Monographie jagt nun schon seit Jahrhunderten die andere, und immer noch werden Protestanten, Katholiken und Ungläubige nicht müde, von neuem hier das Studium aufzunehmen. Die Lutherbiographien von Preserved Smith und McGiffert, die in den beiden letzten Jahren erschienen sind, zeichnen sich aus durch lebendige Darstellung und hohe Begeisterung für ihren Gegenstand. Von beiden unterscheidet sich die Darstellung D. Jacobs' dadurch, daß sie vom lutherischen Standpunkt aus geschrieben ist. Das Werk zerfällt in drei Bücher mit folgenden Überschriften: 1. The Monk (1483—1517); 2. The Protestant (1517—1522); 3. The Reformer (1522—1546). Beigegeben ist der Biographie: 1. eine Übersetzung der Bulle Leo's X. gegen Luther, 2. die von Luther 1529 verfaßten und der Augsburgerischen Konfession zugrunde liegenden Schwabacher Artikel, 3. ein Index. Der Band umfaßt 454 Seiten und ist geschmückt mit zahlreichen größeren und kleineren Illustrationen. Von Luthers Eintritt ins Kloster sagt Jacobs S. 21: „Misguided in this though he was, he thus, under the sense of his responsibility to God, asserted his Christian freedom.“ Luthers Eintritt ins Kloster war keine Verletzung der christlichen Freiheit, sondern die Folge eines irrenden Gewissens. Zu den Abschnitten, die uns sachlich nicht ganz befriedigt haben, gehören die Ausführungen über Luthers *De servo arbitrio* (249), über Luthers Wort vom „andern Geist“ in Marburg (289), über die Schmalkaldischen Artikel (321), über die Doppelhele des Landgrafen (333) und über Luthers Stellung zur Schrift (349 ff.). Die Stelle bei Luther, *Erk. A. 7, 12*: „... und Evangelium eigentlich nicht Schrift, sondern mündlich Wort sein sollt“, das die Schrift erfülre, wie Christus und die Apostel getan haben“ übersetzt Jacobs: „The Gospel, properly, is not Scripture, but the oral word or living voice“ (366) und legt damit einen Gedanken nahe, den Luther weder intendiert noch ausgesprochen hat. Über Luthers Prädestinationslehre schreibt Jacobs S. 355: „Luther's doctrine of Predestination is not the center of his system, but only a corollary to his doctrine of the bondage of the will, and the utter helplessness of man without the grace of God. It appears in its most absolute form in his treatise, *De Servo Arbitrio*, and was never recalled; but in after years was constantly kept in the background, as, in fact, it was also previously, except when some exaggeration of human freedom provoked the most complete denial of all human agency in man's return to God.“ Die Kritik, welche Jacobs S. 249 an Luthers *De servo arbitrio* übt, ist für eine Antikritik zu vag und unbestimmt gehalten. Jacobs' Buch liegt bereits in achtem Abdruck vor, und der Verlag wird dafür gesorgt haben, daß dasselbe auch in die Hände vieler Nichtlutheraner gekommen ist, worüber sich jeder Lutheraner nur von Herzen freuen wird. Luther sollte jedem Amerikaner eine bekannte Größe werden, und wer dazu beiträgt, verdient den Dank der lutherischen Kirche.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Über den Fortgang der norwegischen Vereinigung schreibt der *Lutheran Herald* von Chicago: Die Distrikte der Norwegischen Synode nahmen das „Opgjør“ nur an, nachdem ihre Glieder des Komitees auf Befragen versichert hatten, daß die Synode durch Annahme des „Opgjør“ ihren Standpunkt nicht ändere, sondern bei der sogenannten ersten Lehrform, die man die missourische Lehre nenne, bleibe. Nun habe der *Herald* gewartet, was die Theologen der United Church zu der vor der Synode abgegebenen Erklärung sagen würden, ob sie die auch akzeptierten oder nicht, und meldet: „Such avowal has now been made. But instead of removing such doubts and misgivings as remained, these utterances threaten to involve Norwegian Lutheran church affairs in hopeless confusion.“ Er zitiert aus einem Artikel P. S. Gundersons, eines der Mitverfasser der Madisoner Thesen, im „Lutheraneren“ vom 26. Oktober: „We“ (the members of the joint committee) „have not entered upon the hair-splitting questions concerning the causality or non-causality of faith, that is to say, whether faith may be called a cause or not. Let theologians, if they care, break their heads about that. The man is not yet born who can speak the great, final word in this matter. As soon as we come into the category of causes, — at least, when it concerns the purely religious or spiritual domain, — we approach a *terra incognita*, an unknown land.“ Da führt der *Herald* ganz richtig aus, daß die Frage, ob die ewige Erwählung eine Ursache des Glaubens und der Seligkeit sei, doch keine Haarspalterei und keine *terra incognita*, sondern in Schrift und Bekenntnis sehr deutlich entschieden ist. Er hält die ganze Sache für bloßiert und schließt: „The situation is one without parallel, we believe, in the history of the Church.“ E. B.

„Can We Unite with Iowa?“ Unter diesem Titel hatte P. N. Rasmussen ein Pamphlet veröffentlicht, in dem er die Frage verneint. Der Redakteur des englischen Teils der „Theologischen Blätter“ beklagt das, daß jemand sich dranmacht, den Zaun zwischen Iowa und Ohio wieder zu fliden, der sich „just now in a gratifying state of dilapidation“ befinde. Sein Argument ist nicht, daß er leugnet, daß Iowa das lehrt, was Rasmussen ihm zum Wortwurf macht, sondern daß es mit Ohios Lehrstellung nicht besser stehe. „The position of Iowa on every important point is also that of Ohio.“ Das wird an einigen Beispielen gezeigt. — I. Die offenen Fragen. Rasmussen hatte gefragt: „Why did they with their miserable ‘Open Question’ theory oppose Missouri’s *faithfulness*?“ Darauf die Antwort: „The author of the pamphlet faces a dilemma, either horn of which pierces his armor. If Iowa is wrong in opposing Missouri’s *non licet* over against the ‘Open Question’ principle, Ohio is likewise wrong; for open questions are as conspicuously in evidence among us as on the Iowa side. But if Iowa is right in opposing Missouri because it requires unbroken harmony in *all* questions of doctrine, even the most peripheral, the same is true of Ohio, and our polemical brother stands convicted of being in fellowship with a synod espoused to a principle repudiated by himself. To prove that Ohio is not a closed phalanx in regard

to all doctrines, but only those constituting the *Corpus Doctrinae*, we can mention the following subjects concerning which it is not a doctrinal unit: the Antichrist, the relation of marriage to betrothal, and, perhaps, one or two others. Any Ohio man who disputes that latitude exists among us in regard to several subjects impugns his own intelligence." Die richtige Stellung sei die, die G. Fritschel 1867 eingenommen habe, nämlich daß nur in solchen Lehren der Schrift Einigkeit gefordert werden dürfe, die direkt das Evangelium und den Weg zur Seligkeit betreffen. "A note such as this is not that of uncertainty, but the clarion note of truth, sounding the very diapason of Christian love. And if it was that which roiled Missouri a half century ago, when Ohio still cultivated its fellowship, let us thank God that Missouri's true character became manifest in '78, and that a new alignment has been made at Toledo which hearkens to principles such as G. Fritschel had the vision and the courage to enunciate when he stood comparatively alone." Diese Position soll gesundes und festes Luthertum sein. Die Punkte, in denen er Luther zum Gewährsmann aufruft, sind aber lauter Theologumena, wie Acreatianismus und Traduzianismus, das Maria semper virgo, und daß Luther vom Gebet für die Toten gesagt hat: man möge mit der Bedingung, „wenn der Seele noch zu helfen sei“, ein- oder zweimal beten und solle es dann genug sein lassen. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, daß vor allen Dingen mit dem Schreiber eine Verständigung nötig sei über den Begriff „offene Fragen“. Aber sein Lob des Fritschelschen Zitats und die Mitbeschuldigung seiner Synodalgengenossen sowie sein Ausspruch, daß Luther deutlich den Grundsatz ausspreche, "that a distinction must be made between the principal articles upon which everything depends, and the others, likewise founded upon Scripture, but to which the latter attaches less importance" — zeigen, daß er Freiheit gestattet wissen will in bezug auf ausgesprochene Schriftlehren. Und da sagt er: "It is doubtful whether there is one professor in Ohio who denies the existence of open questions. . . . The vast majority, beyond a doubt the most representative element, of Ohio advocate the Open Question principle, and every one applies it, Brother Rasmussen included; otherwise he could not fellowship, for instance, the Columbus faculty or this writer. If Iowa is wrong, so is Ohio; and any fair-minded rejector of the Open Question principle should turn his broadside first upon his own colleagues from whom he differs." — II. Das Unterschreiben des Bekenntnisses mit „quatenus“. Rasmussen hatte an Iowa getadelt, "that the sense in which Iowa subscribes the confessions is vitiated by an implied 'quatenus'". Da wieder die Antwort: "If Iowa is wrong here, so is Ohio, so is the Lutheran Church, so is Luther." Was versteht der Regensent unter einer Unterschrift mit „quatenus“? Er sagt: "Iowa distinguishes between the confessional substance of the symbols, that is, the doctrine of the Gospel taught, or the plan of salvation set forth therein, and the theological argumentation by which the former is supported. No intelligent Lutheran theologian should understand his ordination oath as an endorsement of every argument or incidental declaration, every theologumenon which has no bearing upon the doctrine of the faith, and every instance of exegesis contained in the Book of Concord." Diese Definition ist entweder absichtlich oder unabsichtlich betwährend. Sieh z. B. nicht an jede im Bekenntnis vorkommende Cregeje binden wollen oder

das physikalische Experiment mit dem Magneten bezweifeln (F. C., S. 578), das nennt man doch nicht mit „quatenus“ unterschreiben, wohl aber, wenn man die Verbindlichkeit beschränkt auf die Lehren, die unmittelbar den Heilsplan berühren, und die übrigen Lehren freigibt. Das unterscheidet sich in nichts von der bekannten unierten Bekenntnisformel. Da werden nun Dinge im Bekenntnis aufgezählt, die durch ein „quatenus“ ausgeschieden werden müßten. So in den Schmalkaldischen Artikeln S. 299, daß Christus geboren sei *ex Maria semper virgine*. Dazu bedarf es ebensowenig einer besonderen Ausnahme mit „quatenus“ wie bei andern Titeln von mancherlei Leuten, die „Heilige“ genannt werden. Der deutsche Text hat das *semper* auch gar nicht. Ferner wird gesagt: das Bekenntnis billige die Fürbitte für die Toten, S. 269. Aber was steht da? Da wird berichtet: die Widersacher sagten, die Lutheraner seien in diesem Stück schon im Acrius verdammt worden, der gesagt habe, *quod orationes pro mortuis sint inutiles*. Dazu sagt das Bekenntnis nur: „*Neque nos Acrio patrociamur, sed vobiscum litigamus.*“ Wir sind nicht des Acrius Advokaten, wir haben's mit euch zu tun. Der deutsche Text hat obendrein: „Aber die Esel schämen sich keiner Lügen. So wissen sie nicht, wer Acrius gewesen oder was er gelehrt habe.“ Auch davor soll man sich nur durch ein „quatenus“ retten können, daß das Bekenntnis die Buße ein Sakrament nennt, S. 202. Ja, es sagt auch, die *Or d i n a t i o n* könne man ein Sakrament nennen, S. 203, desgleichen das Gebet, die Almosen, das Kreuz der Christen, S. 204. Aber es sagt auch dazu: „Doch wird kein verständiger Mann großen Zank darüber machen, ob sieben oder mehr Sakrament' gezählet werden, doch sofern, daß Gottes Wort und Befehl nicht abgebrochen werde.“ (S. 204.) Was heißt denn „quatenus“? Doch: „sofern es mit der Schrift übereinstimmt“. Und wo sagt uns die Schrift, was wir ein Sakrament nennen sollen? —

III. *J o r a* und der Antichrist. Er, der Schreiber, halte auch den Papst für den echten Antichristen; aber Ohio unterscheide sich von Missouri durch die „*latitude of intellectual liberty*“, die es denen gestatte, die differenzieren, „*as long as they recognize the antichristian character of papal claims and doctrines.*“ Die Sozialdemokratie in Deutschland, Hädel und Skonforten seien doch noch widerchristlicher als der Papst. Das Bekenntnis nenne ja auch den Türken einen Antichristen. Aber da bedarf es wieder keines „quatenus“, sondern nur eines „Wiederum stehet auch geschrieben“. Die Schrift redet ja auch von Widerchrist und „viel Widerchristen“, 1 Joh. 2, 18. So nennt die Apologie falsche Lehrer insgemein Widerchristi, S. 162. Dann wird S. 209 Mahomets Reich unter das Reich Antichristi gefaßt und dabei gesagt: „Also wird das Papsttum auch ein Stück vom Reich Antichristi.“ Dann wird vom Antichristen *xar' êξοχήν* gesagt: „Papam esse ipsum verum Antichristum“, S. 308. „So reimen sich alle Untugend', so in der Heiligen Schrift vom Antichrist sind weißgesagt, mit des Papstes Reich und seinen Gliedern.“ (S. 336.) Der ipse verus Antichristus ist der Türke nicht. „Solches tut dennoch der Türck' noch Tatter nicht, wie große Feinde sie der Christen sind, sondern lassen glauben an Christum, wer da will, und nehmen lieblichen Zins und Gehorsam von den Christen.“ (S. 308.) Das ist dann konstante Rede: Der Antichrist ist der Papst. —

IV. Minder bedeutende Punkte. *C h i l i a s m u s* lehre kein Mensch in *J o r a*. In den Toledoer Thesen werde er ausdrücklich verworfen. In bezug auf die Kirche: auch Ohio lehre eine unsichtbar-sichtbare Kirche. In bezug

auf die Übertragungslehre sei "the agreement all but absolute". In der Lehre vom Amt stimmten sie; "let the expression transference theory be dropped as a casus belli". — Durch das Ganze zieht sich ein glühendes Liebeswerben um Iowa, selbst auf Kosten seiner eigenen Synode. Wenn er nicht sagen kann: Iowa ist gut, dann sagt er wenigstens: Ohio ist nichts besser. Nach seinem Schluß fühlt der Schreiber das auch, daß seine eigenen Synodalgenossen sich verletzt fühlen könnten. Ob Ohio wirklich so laß geworden ist, oder ob es noch mehr Leute da gibt, die, wie P. Rasmussen, doch so billig nicht zu haben sind, das wird sich in nächster Zeit dann wohl zeigen.

E. P.

Über die Feier des vierhundertsten Gedenktages der Reformation wird schon viel geredet und geschrieben, und es werden schon allerlei Vorbereitungen dafür gemacht. Der Präses des Generalkonzils kündigt in *Lutheran* an, daß vom Konzil Luthers reformatorische Schriften in englischer Sprache herausgegeben werden sollen. Auch schlägt er vor, daß das Generalkonzil, die Generalsynode und die Vereinigte Synode gemeinsam eine große Feier veranstalten. Andere tragen sich mit der schönen Hoffnung, daß bis dahin die ganze lutherische Kirche des Landes im Glauben und in der Lehre einig sein werde und dann eine wirklich panamerikanische Feier veranstalten könne. Das wäre freilich schön und sehr zu wünschen; aber bis jetzt können wir leider nichts sehen, was zu dieser Hoffnung berechtigt. Die Lehrunterschiede, die uns von manchen andern Synoden trennen, sind noch dieselben und sind in letzter Zeit von diesen mit erneuter Deutlichkeit wieder ausgesprochen worden. Solange z. B. Ohio und Iowa uns des Calvinismus beschuldigen, und wir sie nicht vom Synergismus freisprechen können, und jeder bei seiner Position bleibt, kommen wir in der Annäherung natürlich um nichts weiter.

E. P.

Zusammenkünfte zum Zweck von Lehrbesprechungen zwischen den verschiedenen lutherischen Synoden wird in letzter Zeit viel das Wort geredet. Da werden mancherlei Vorschläge gemacht. Die einen schlagen vor, die intersynodalen freien Konferenzen fortzusetzen. Dagegen gibt der *Lutheran Standard* zu bedenken, daß solche große öffentliche Versammlungen zu sehr den Stempel des Spektakulären tragen, daß bei der Menge der Teilnehmer an der Debatte die Sache ins Breite geht, daß allemal die Synodalgenossen in den Rednern nur ihre Vorkämpfer sehen und darauf acht haben, ob sie auch gut debattieren und ihren Standpunkt halten. Und es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß da etwas dran ist. Andere schlagen eine Zusammenkunft der verschiedenen Redakteure vor, andere lieber aller theologischen Fakultäten. Auf jeden Fall sollte man nicht einen zu großen Willen auf einmal nehmen, sonst wird gewiß gar nichts erreicht, sondern es sollten etwa jedesmal zwei Fakultäten, zwischen denen Lehrstreit ist, miteinander konferieren. Aber alle diese Vorschläge haben zur Voraussetzung eine unbedingte Aufrichtigkeit und eine große Demut; sonst haben alle Zusammenkünfte gar keinen Sinn. Es liegt nämlich eine umfangreiche polemische Literatur vor, und die wirkt ähnlich wie bei großen, öffentlichen Verhandlungen die Zuschauer.

E. P.

Die **Vereinigung der zur Augustanasynode gehörenden englischen Gemeinden** hielt vom 16. bis zum 20. Oktober v. J. in Lindsborg, Kans., ihre fünfte Versammlung ab. Dem eben erschienenen Bericht entnehmen wir folgende Notizen: Mit Freuden wurde es begrüßt, daß im vergangenen

Jahre wieder eine Anzahl von Gemeinden Gemeindeschulen eingerichtet und mit Erfolg geführt haben. Die Gemeinden wurden ermuntert, der Gemeindeschule alle Sorgfalt zu widmen. Die Christen sollen besonders gewarnt werden vor allerlei sündlichen und zweifelhaften weltlichen Vergnügungen. Bei den Verhandlungen über Gesangbuchrevision wurden diese Punkte auch hervorgekehrt: das Gesangbuch sollte mehr lutherische Choräle enthalten, besonders mehr Lieder von der Heiligung und Lieder objektiven Charakters sowie mehr Lieder von den Sakramenten. Manche Melodien seien auch nicht im Einklang mit dem Charakter des lutherischen Gottesdienstes. Man stelle sich vor Augen, welches die Schwierigkeiten in der englischen Arbeit seien: 1. die allgemeinen Schwierigkeiten, die es in jedem Pastorat gibt; 2. die Gemeinden bestehen zum größten Teil aus jungen Leuten; 3. Pastoren wird oft das Amt schwer gemacht durch Leute, die die Wichtigkeit der englischen Arbeit und die Beweggründe der englischen Pastoren nicht verstehen; 4. die englischen Gemeinden sind mehr der Gefahr des Unionismus ausgesetzt; ebenso 5. den kosmopolitischen weltlichen Einflüssen; 6. es hat seine Schwierigkeiten, allerlei Leute verschiedener Abstammung zu englischen Gemeinden zu sammeln; und 7. besteht die Gefahr, daß man durch unnützes Sorgen und Grämen über alle solche Probleme seine Zeit und Kräfte vergeudet.

E. P.

Die "Two Christian Laymen", in deren Namen und auf deren Kosten die Serie von Pamphleten *The Fundamentals* herausgegeben wurden, sind die Brüder Stewart in Los Angeles. Sie haben über \$125,000 an dieses Unternehmen gewandt, und über 10,000,000 Exemplare der bis jetzt erschienenen neun Bände der Serie sind zur Verteilung gekommen. Ein P. Louis Meyer dient als Redakteur. In den veröffentlichten Artikeln ist manches gute Zeugnis für Grundwahrheiten des Christentums abgelegt worden, hauptsächlich gegen die übermütige „höhere Kritik“.

E. P.

In *Alma, Mo.*, haben sich vier kleine Gemeinden von Presbyterianern, Methodisten, Baptisten und Christians, die alle zu schwach waren, einen eigenen Pastor zu erhalten, zu einer non-denominational-Gemeinde verschmolzen. Jede Denomination ist im Vorstand vertreten, alle Sondern Lehren (sectarian teaching) werden vermieden. Die Baptisten werden untergetaucht, und so kann überhaupt in diesem geistlichen "short order house" jeder haben, was er bestellt. Der *Presbyterian Banner*, der dies meldet, sagt, solche Fälle kämen jetzt häufig vor und zeugten von gesundem Geschäftssinn. "And no doubt every denomination, with few exceptions, will permit and encourage such unions." — Wir gehören natürlich zu den "few exceptions". Wenn wir eine Probe unsers gesunden Geschäftssinnes geben sollen, dann würden wir solchen Leuten raten, sich ein Graphophon anzuschaffen mit einigen mehr oder weniger geistlichen records. Die könnte man dann zu einmütiger Erbauung ablaufen lassen. Das wäre viel billiger und gäbe keine Verwicklungen in bezug auf die Frage, welcher Denomination denn der „Pastor“ angehören soll. Die Presbyterianer behandeln gerade jetzt diese Frage. Den Presbyterianern liegen fünf "overtures" vor. Der *Banner* hat über diese "overtures" dies zu sagen: "The pending overtures not only are a vague and bungling attempt to effect this end, but they also contain unconstitutional and absurd provisions. Presbyterian churches and ministers can enter into such unions now, if they wish to, without impairing any of their constitutional rights, and nothing would

be gained by these overtures if they were adopted. They should, therefore, be voted down by the presbyteries. We call attention to the action of the Presbytery of Pittsburg on these overtures as reported in this issue." Das Pittsburger Presbyterium hat diese "overtures" abgelehnt als "unnecessary, loosely constructed, ambiguous, and vague, unconstitutional, and even absurd". Die Lehre scheint nicht so sehr Gewissenssache zu sein, wenn nur der äußere Bestand der Denomination sein Recht bekommt.

E. P.

"The Federal Council of Churches", das sich aus 32 Denominationen zusammensetzt und sich alle vier Jahre versammelt, war in der ersten Woche des Dezember v. J. in Chicago beisammen. Der *Continent* hat die Beobachtung gemacht: "An unmistakable air of question prevails to-day among the churches touching the practical efficacy of the Federal Council outside its conventions." Der allgemeine Eindruck sei der, daß das Council weiter nichts tue, als daß es alle vier Jahre eine Versammlung abhalte und ein großes "talkfest" halte, daß es also eine bloße "convention-holding agency" sei. Aber er hält dafür: die bloße Tatsache, daß es bestehe, daß 32 Denominationen, die 85 Prozent der protestantischen Kirchenglieder repräsentieren, so sehr ihre sektiererische Entfremdung vergessen und sich vereinigen können, das sei ein dankenswertes Ereignis, von dem her der künftige Historiker eine neue Ära datieren werde. Man wird aber sehr ernüchtert, wenn man sich vom *Continent* sagen läßt, was Ziel und modus procedendi sein müsse. "Some real task must be undertaken as a sort of primary training for the churches in joint action. Yet nothing must be ventured which would trench on the freedom of any denomination, nothing to constrain any. There must be, instead, strong, winning persuasion of all churches to obviously large and effective movement in lines to which all are alike committed." Oder wenn man sich von ihm erzählen läßt, womit die jüngste Versammlung sich befaßt hat und worin man natürlich sehr einig war: "concerning the proposed arbitration treaties with European nations, in voicing Christian demands for social justice in several critical industrial disputes, and in cultivating Christian amenity". Die andern aber hatten's ihren Spott. Die katholische *New World* meldet: "The Federal Council of the Churches of Christ has been convened in Chicago. We wonder what they have discussed. Eugenics or human happiness without God or deep religious waterways? *Quien sabe?*" Man ist in solchen Föderationen nur einig, solange man allotria treibt. Es hilft der Kirche nichts zur Einigung, daß man einmütig beschließt, daß der Türke ein Lump ist, oder daß Bob Jagersoll ein böser Spötter, auch nicht, daß Arius ein Ketzer war. Es gilt, die bestehenden Lehrdifferenzen ernst nach der doch klaren Schrift zu prüfen. Dann müssen die Christen sich um diejenigen Lehrer scharen, welche die Schrift für sich haben, und müssen die Leute, die falsche Lehre eingeführt und Jünger an sich gezogen haben, isolieren. Es hilft alles andere nichts; die ernste Polemik kann der Kirche nicht erspart werden.

E. P.

Über die Bestrebungen des "Federal Council of Churches" spricht sich der *Lutheran Church Work* gut aus: "Neither can we hope for any real results of any kind if, as is proposed, doctrine or the creedal emphasis is left out, or a mere general and indefinite creed is made to take the place of the old confessions of the Church. A creed of any kind, with some vital

things left out, is a weak thing upon which to build a religious unity. The early meetings in the interest of this movement took this position. That is no Christian unity which involves any sacrifice of any articles of faith. We dare not neglect a single stone of the 'foundation of prophets and apostles' upon which we are building." Das Evangelium werde beiseite geschoben durch allerlei menschliche Methoden. Er zitiert Dr. Forsyth, der sagt, die Christenheit unserer Zeit würde mehr anthropozentrisch als theozentrisch. "The splendid humanitarianism which is one of the conspicuous characteristics of present-day attitudes has tended to eclipse the view of God presented in the divine Word." Er weist nach, daß in England gerade diejenigen Kirchen über Rückgang zu klagen haben, die die ersten und eifrigsten waren in der Gründung von institutional churches und der Betreibung des social work. Der *Church Work* sagt seine Auffassung der Situation so zusammen: "We hope and pray for the unity of all believers. It is bound to come. But it can only come when the movement rests absolutely on the Word of God as the 'only infallible rule of faith and practice,' and with the recognition of the Gospel as 'the power of God unto the salvation' of men and of the world. The tendency is to make more of expert work and organizations than of the ministry of the Word. After all, we cannot avoid the conviction that the truest unity will come as each body of Christians moves onward in the line of its own convictions of truth. By and by the lines must meet." Daran ist sehr richtig, daß man das rechte Ziel, wahre Einigkeit, nicht aus den Augen verlieren darf; und zum andern, daß man eben deswegen sich nicht überstürzen und nichts künstlich forcieren soll. Das falsche Ziel läßt sich sehr schnell und leicht erreichen; damit ist aber nichts gedient, sondern nur geschadet. E. P.

In Portoriko wird ein Expriester ein lutherischer Missionar. P. Ostrom schreibt darüber im *Lutheran*: „Marciano Lopez de Alda wurde am ersten Advents Sonntag konfirmiert. Er hatte selber um die Konfirmation nach-gesucht. Wir freuen uns darüber, und er scheint auch fröhlich und zufrieden zu sein. Es war eine sehr feierliche Handlung, als ich ihn fragte, ob er allen Irrtümern der katholischen Kirche absage und die Bibel annehme als einzige Regel des Glaubens und Lebens und unsere Bekenntnisse als eine richtige Darstellung der Wahrheit des Evangeliums. Letzten Montag organisierte ich in Palo Seco die spanische Bethesdagemeinde, wobei zehn Personen konfirmiert wurden. Dies war die erste Konfirmation an dem Ort. Nächste Woche gedenke ich etwa vierzehn in Cantano zu konfirmieren, und am letzten Sonntag des Jahres hier in San Juan in der spanischen Gemeinde sieben.“ Man setzt große Hoffnung auf die neu-gewonnene Kraft. E. P.

Über das Lesen der Bibel in öffentlichen Schulen bringt die „Reformierte Kirchenzeitung“ folgende Zusammenstellung aus W. F. McCaulchys Buch: „Die Bibel in den öffentlichen Schulen“: „1. In neun Staaten und im Distrikt von Columbia ist das Gesetz dem Gebrauch der Bibel günstig. Diese Staaten sind Georgia, Indiana, Iowa, Kansas, Massachusetts, Mississippi, New Jersey, North Dakota, South Dakota. In Mississippi enthält die Staatsverfassung eine derartige Bestimmung. Das Gesetz von North Dakota erklärt: „Die Bibel soll nicht für ein sektiererisches Buch angesehen werden und nicht aus irgendeiner Volksschule ausgeschlossen werden.“ 2. In elf andern Staaten haben entweder die Gerichte oder die Staats-

schulsuperintendenten sich dahin ausgesprochen, daß die Benutzung der Bibel im Schulzimmer gesetzmäßig ist. In Maine, Michigan, Kentucky, Texas und West Virginia haben die Obergerichte günstige Entscheidungen abgegeben. In Arkansas, Idaho, Pennsylvania, Rhode Island, Utah und Vermont haben die Staatsschulsuperintendenten die gleiche Entscheidung getroffen. 3. Sodann gibt es fünfzehn Staaten, die weder Gesetze noch Meinungsäußerungen betreffs dieser Frage haben, nämlich Alabama, Colorado, Connecticut, Delaware, Florida, Maryland, New Hampshire, North Carolina, Ohio, Oregon, South Carolina, Tennessee, Virginia, Whoming und Oklahoma. Ohio bildet in mancher Hinsicht eine Klasse für sich. Der höchste Gerichtshof erklärte es als seine Meinung, daß das Wort 'Religion' in der Verfassung nicht die christliche Religion meint und deshalb keinen entscheidenden Grund für den Gebrauch der Bibel im Schulzimmer darbietet, daß die Entscheidung über den Gebrauch der Lehrbücher in den Händen der Schulbehörden liegt, und die Gerichte keine Einsprache erheben werden, mögen jene die Bibel ausschließen oder ihre Benutzung gestatten. 4. In acht Staaten sind Entscheidungen gegen ihren Gebrauch vom höchsten Gericht, vom Staatsanwalt oder dem Staatsschulsuperintendenten ergangen. Illinois und Wisconsin sind die einzigen zwei Staaten, in welchen der oberste Gerichtshof so entschieden hat. Das Obergericht von Nebraska verbietet den sektiererischen Gebrauch der Bibel. Die Generalanwälte in California, Missouri, Minnesota und Washington haben ihre Benutzung für ungesetzlich erklärt. Ähnliche Ansichten haben die Schulsuperintendenten in Arizona, Montana und New York ausgesprochen. In New York widersprechen sich die Ansichten, indem jeder Superintendent nach seinem eigenen Wunsch die Frage löst. 5. In zwei Staaten, Nevada und New Mexico, dürfte es schwerfallen, eine Schule zu finden, in der die Bibel gelesen wird, obgleich keine Entscheidungen dagegen vorliegen. Sie wird in den protestantischen Teilen Louisianas allgemein gelesen, während sie von den römisch-katholischen Gegenden ausgeschlossen ist. — In vielen großen Städten haben sich die Schulbehörden gegen das Lesen der Bibel ausgesprochen, weil sie von den Römisch-Katholischen, den Juden und gewissen evangelischen Kreisen beeinflusst wurden.“

E. B.

Der bekannte rabiater Priester Whelan von St. Louis schreibt im *Western Watchman* vom 21. November v. J.: "The Lutherans of Germany were hard-drinking fanatics. The Calvinists of Switzerland were canting cut-throats. The Huguenots of France were common thugs. . . . Our heroes are the Duke of Alva and Catherine de Medici. They knew the Huguenots, and they drove them off the continent. You cannot excite any pity in our souls by whining accounts of Catholic atrocities in the seventeenth century. We have never written a line in extenuation or palliation of the Inquisition. We never thought it needed a defense."

F. B.

"A Roman Divorce." Unter diesem Titel schreibt dem *A. C.* zufolge der *Toronto Sentinel* vom 12. Dezember v. J.: "While the papacy denounces divorces sanctioned by civil authority, the Roman Catholic Church by its ecclesiastical decree is really a universal divorce court. The flimsy grounds upon which separations are granted would not be recognized in Reno. There is no state of the American Union with divorce laws so loose that a marriage can be annulled upon such grounds as in the case of Tremblay

vs. Despotie, which has just been decided by the Court of Review in the Province of Quebec. Napoleon Tremblay was married to Malvena Despotie on October 25, 1904. After living together for eight years, her husband discovered that one hundred years ago the progenitors of himself and his wife were first cousins. He traced their lineage to the present day, and was able to adduce evidence to show that the woman whom he had married was his fourth cousin. They were both ignorant of this fact at the time of their marriage. It could be remedied to-day by the payment of \$5.00 for a dispensation. But the husband wanted to get rid of his wife, so he refused to pay the \$5.00, and demanded as a right the annulment of his marriage. This was given him upon the ground that the marriage of fourth cousins is prohibited by the laws of the Roman Catholic Church in Quebec. And what is more deplorable, the civil courts of that province have just confirmed the decision of the ecclesiastical court. We will carry the judgment of our readers when we say that no divorce court in the world would enable a man to escape the obligations which he assumed at marriage, and cast his wife adrift upon such a plea as that which has been successful in the tribunal of a church which claims to be the chief defense of the sanctity of the home. We venture the assertion that it is practically impossible for two persons to be married in the Province of Quebec who cannot be separated by the ecclesiastical law of that province, if they are able to pay the cost of the action. So far from the Roman Church discouraging divorces, its canons provide the easiest and cheapest divorces that can be had anywhere in the world. It is of the utmost importance that facts like these should be known to Protestants. It is only by such knowledge that they can fairly estimate the pretensions of the Roman institution. There is something so immoral and unchristian about the whole transaction that it must excite the repugnance of every fair-minded man and woman, regardless of their creed. It seems most extraordinary that the leaders of a church which exercises absolute control over the people should facilitate such separations, and it is only by the most explicit evidence that the average citizen can be brought to believe it possible. It proves beyond a doubt that in this particular at least the claim of the Roman Church to be a defender of the home is entirely without substantial foundation." F. B.

In bezug auf die Herausforderung eines Dr. Cummings von Williamsport, Pa., von dem wir in der vorigen Nummer berichteten, daß er \$10,000 zu Pfande setzte, wenn der *Menace* die Wahrheit seiner Behauptungen darthun könne, meldet jetzt der *Menace* durch mehrere Nummern, daß aus-
gesandte Briefe den Herrn Doktor nicht zu Hause finden. Sonderbar! Oder auch nicht. — Die vielen Zusendungen, die an uns in dieser Sache ergangen sind, zeigen, daß viele Leute das Resultat der Geschichte mit Spannung abgewartet haben. C. B.

II. Ausland.

Ein Liberaler gegen Luthers Kleinen Katechismus. In dem „Schleswig-holsteinischen Kirchenblatt“, das doch sonst nicht mit den Freunden der evangelischen Freiheit Hand in Hand geht, veröffentlichte kürzlich P. Lehmann (Hamberge, Holstein) einen Artikel, der die größte Beunruhigung und das größte Argerniß in allen kirchlichen Kreisen erregt hat, weil er sich in der schärfsten Weise gegen den Kleinen Katechismus Luthers wendet

und geradezu erklärt: „Wir Liberalen bedürfen eines neuen kleinen Katechismus.“ Der Mann wagt öffentlich, von dem „Kleinod unserer Kirche“ zu schreiben: „Der kleine Katechismus ist ein ganz ungenügendes Schulbuch für den Unterricht im Christentum; man kann ihn in vielen Fällen nur als Schwungbrett zu andern wichtigen Inhalten des Christentums benötigen; er ist jedenfalls für uns moderne Menschen nicht mehr der klare und klassische Ausdruck für die wichtigsten Materien unserer christlichen Weltanschauung. Der religiöse Zentralbegriff Luthers, der sonnenhafte Mittelpunkt seiner gesamten Weltanschauung ist ohne Frage die Sündenvergebung durch Christi Tod. So tief wir nun auch überzeugt sind, daß die Sündenvergebung für uns ein eminent bedeutungsvoller Kernpunkt unserer religiösen Weltanschauung ist, so offen und ehrlich müssen wir doch andererseits eingestehen, daß wir die Sündenvergebung durch Jesu Blut nicht mehr für den Zentralbegriff des Christentums halten, ja daß uns diese Darstellung fremd und unsäglich geworden ist. Für uns steht im Mittelpunkte unserer gesamten christlichen Weltanschauung der ungeheure Begriff des Reiches Gottes, der Verkündiger dieses Reiches und darum der Menschen Heiland: Jesus Christus, der, ein Mensch wie wir und vom Weibe geboren wie wir, ohne vernunftwidrige Wundergaben und göttliche Natur, unser Wegweiser, unsere geistige Kraft, unser Tröster und Ermutiger, unser Führer zum Reiche Gottes ist. Der heilige Geist ist eine neben dem Geiste Gottes und neben der geistigen Kraft Jesus Christus überflüssige Gestalt.“ Und dann vom zweiten Artikel: „Ist der zweite Artikel sowohl in seinem Texte wie auch in seiner Erklärung eine erschöpfende Zusammenfassung für unsern Glauben an Jesus Christus? Ganz und gar nicht. Abgesehen von den als Tatsachen hingestellten Wunderdingen (eingeborener Sohn', 'empfangen vom Heiligen Geist', 'geboren von der Jungfrau Maria', 'niedergefahren zur Hölle', 'am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten', 'aufgefahren gen Himmel', 'kommend zum Gericht'), die ein 'moderner Christ' ablehnt — abgesehen davon, steckt denn in dieser Aufzählung wirklich auch nur annähernd das Lebenswerk Christi, wird damit auch nur annähernd die Bedeutung Jesu für unsere Seele, für unsern inneren und äußeren Menschen klar? Im Grunde genommen, ist es doch eine ziemlich leere und blutlose Aneinanderreihung von Seltsamkeiten. Wir sollten ehrlich sein und, anstatt dies Gebilde immer wieder zu preisen, unserer Verwunderung darüber Ausdruck geben, wie es sich durch Jahrhunderte als 'wichtigstes Bekenntnis' zu Jesus Christus hat halten können. Die Erklärung betont im Grunde genommen nur die Erlösung des verdammtten Menschen durch Jesu Tod. Das ist aber nicht mehr die Hauptsache in Jesu Lebenswerk für uns. Die Sündenerlösung hat uns Jesus gegeben mit der Geschichte vom verlorenen Sohne. Alles, was irgendwie mit der Anselmschen Stellvertretungstheorie zusammenhängt — und das tut sowohl die Lehre Pauli wie die Erklärung zum zweiten Artikel —, wird von uns als mittelalterlich abgelehnt.“ — Ja, die Sündenvergebung durch Christi Tod ist Luthers „sonnenhafter Mittelpunkt“. Und der „moderne Mensch“, der diese nicht leiden mag, ist gar nicht so modern, sondern sehr alt. Pauli Lehre im Zusammenhang mit der Anselmschen Theorie und Paulus als mittelalterlich — das klingt doch auch etwas anachronistisch. E. B.

Die Entscheidung des Bundesrats in der Jesuitenfrage ist am 28. November v. J. gefallen. Sie lautet: Da Zweifel über die Bedeutung des

Begriffs der verbotenen Ordenstätigkeit im Sinne der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 5. Juli 1872 (Reichs-Gesetzblatt, S. 54) entstanden sind, und die königlich-bayrische Regierung eine authentische Auslegung dieses Begriffs beantragt hat, hat der Bundesrat beschlossen: Verbotene Ordenstätigkeit ist jede priesterliche oder sonstige religiöse Tätigkeit gegenüber andern sowie die Erteilung von Unterricht. Unter die verbotene religiöse Tätigkeit fallen nicht, sofern nicht landesherrliche Bestimmungen entgegenstehen, das Lesen stiller Messen, die im Rahmen eines Familienfestes sich haltende Primizfeier und das Spenden der Sterbesakramente. Nicht unterfagt sind wissenschaftliche Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht betreffen. Die schriftstellerische Tätigkeit wird durch das Verbot nicht betroffen. Daß diese Entscheidung gegen den bekannten Vorstoß des Ministeriums Hertling ergangen ist, wird schon dadurch zur Genüge erwiesen, daß allein die bayrischen Stimmen im Bundesrat dagegen abgegeben worden sind. Im übrigen spricht ja das Wutgeschrei der ultramontanen Presse eine sehr beredte Sprache. „Ein Aufschrei der Entrüstung geht danach durch das ganze katholische Volk“, das diese Entscheidung nur auffassen könne als „eine Wiedererneuerung und Auffrischung des Kulturkampfes“. (Köln. Volksztg.) „Nicht nur in allen zivilisierten, sondern auch in halbzivilisierten Ländern“ wird man hinfort nur noch ein Gefühl des Mitleids haben mit dem Deutschen Reiche (Germania). Der „Bayrische Kurier“ spricht von einer rechtlichen Ungeheuerlichkeit und einer Vergewaltigung des Ministeriums Hertling. Und die „Augsburger Postzeitung“ entblödet sich sogar nicht, die deutsche Kaiserin mit hineinzuziehen: in Deutschland regiere „nicht die Vernunft, die staatsmännische Klugheit, die Toleranz“, sondern „der Evangelische Bund unter dem Protektorat einer hohen Dame, die als Gattin und Mutter als leuchtendes Beispiel dasteht, aber ihren Unterricht „über Katholizismus in Mecklenburg genossen hat“. Deutschland trete damit nun würdig an die Seite Portugals, der „Schandrepublik“, wie sie in der ultramontanen Presse nur noch genannt wird. Das würdige Blatt schließt mit der Ankündigung des Kampfes „mit verzehnfachten Kräften“. Zwei Schlupflöcher hat die „Köln. Volksztg.“ in der Entscheidung sofort gefunden. Da kein Ort genannt ist, seien „wissenschaftliche Vorträge“ auch in den Kirchen zulässig. Und zum andern: „Das tausendfältige vermehrte geschriebene Wort, die schriftstellerische Tätigkeit der Jesuiten, ist frei.“

(Nach „Wartburg“.)

Der deutsche Bundesrat hat es durch seine Entscheidung in bezug auf das Jesuitengesetz mit den katholischen Führern gründlich verdorben. Es regnet in römischen Blättern wieder solche Härlichkeitsausbrüche, die wir hier seit einiger Zeit auswendig können, wie intolerance, bigotry, narrow-mindedness usw. Die *Catholic Times* berichtet ganz offen, daß die Katholiken sich zum ersten Kampf rüsten. Dieser Entscheid des Bundesrates sei ein Schlag gegen die deutsche Einheit. Auf des Reichskanzlers Drohung, daß, wenn der Papst sich wieder einen solchen Eingriff in die Staatsrechte erlaube wie kürzlich in dem Handel der Arbeitergenossenschaften, dann die diplomatischen Beziehungen mit dem Vatikan abgebrochen werden würden, antwortet man mit der größten Ruhe: „Drohungen werden den Heiligen Vater nicht abschrecken, in religiösen und sittlichen Fragen seine Weisungen zu geben, die zu erteilen seine heilige Amtspflicht ist.“ Umgekehrt werde Dr. von Bethmann-Hollweg erfahren, was es heiße, sich die Katholiken ent-

fremden, da die Zentrumsparthei zusammen mit den Konservativen die einzige parlamentarische Stütze der Regierung sei. — Die Leiden des Papsttums sind so ziemlich die, die sein „Vorgänger“ 1 Petr. 4, 15. 16 verbietet, und nicht, die er ebenda gebietet. E. P.

Die Ordinationsgelübde werden mancherorts immer kürzer und magerer. Die Presbyterianerkirche hat ihr Westminster Confession und Brief Statement. Aber nach langer Debatte hat das Presbyterium von Nord-London entschieden, daß man von den Ordinanden Zustimmung zu diesen nicht verlangen könne. Man einigte sich auf diese drei vorzulegenden Fragen: "1. Do you believe in and confess the Lord Jesus Christ, the only Son of God, as your Savior and Lord? 2. Will you faithfully proclaim the Gospel of the grace of God, wherein He freely offers to all mankind forgiveness and eternal life, calling them into the fellowship and service of His kingdom, through Jesus Christ, our Lord, who, being the eternal Son of God, was manifested in the flesh, died for our sins, rose again from the dead, and liveth evermore, Head over all things to His Church? 3. Do you believe the Scriptures of the Old and New Testaments, interpreted by the Holy Spirit to believers in every age, to be the supreme authority in faith and duty?" — In Berlin hat kirchlich Superintendent Bahusen gesagt, wenn er auf Anerkennung des Apostolikums von Seiten der Ordinanden bestehen wollte, dann würde er nicht viele zu ordinieren bekommen. Vielleicht könnte man das Ordinationsgelübde noch kürzer machen, etwa: Glauben und predigen müßt ihr; aber was, das ist einerlei. E. P.

Die Königl. Kommission über Ehescheidung, die in England eingesetzt war, hat nach dreijähriger Beratung berichtet. Sie legte einen Majoritäts- und einen Minoritätsbericht vor. Letzterer trägt die Unterschriften dreier hervortragender Kirchenleute: des Erzbischofs von York, des Dean of Arches, Sir Lewis Dibdin, und des Sir William Anson, bis vor kurzem Kanzlers der Diözese Oxford. Aufgegeben war die Frage, ob und inwiefern Ehescheidung leichter gemacht werden sollte. Nach der Ansicht der Majorität ist das bestehende Gesetz zu streng und sollte dahin verbessert werden, daß außer dem einen Grunde, Ehebruch, auch noch andere Scheidungsgründe anerkannt werden. Die Minorität dissentiert durchaus; sie stimmt mit der Majorität nur in den zwei Punkten, daß der Unterschied, der gegenwärtig zwischen den beiden Geschlechtern gemacht wird, daß nämlich die Frau dem Manne sowohl Grausamkeit als Ehebruch nachweisen muß, abgeschafft werde; und zum andern, daß das Scheidungsverfahren billiger gemacht werden sollte, so daß Ehescheidung nicht mehr ein Privilegium der Reichen sei. Dazu bemerkt der *Churchman*: "It is here that the action of the Archbishop and his two colleagues is unintelligible to not a few Churchmen. The effect of their recommendation, which, judged apart from religious considerations, is reasonable, is to increase the number of divorces; and this fact goes far to confirm the opinion of those who, from the first, were opposed to the Archbishop having anything to do with a Commission on which, by the terms of reference, the members were debarred from treating the question from an ecclesiastical and theological standpoint." — Da kommt die ganze Schwierigkeit und Unsicherheit her, von der Verquickung von Kirche und Staat. Was von Anbeginn so war als Gottes Ordnung und deswegen für die Kirche gilt, und was Moses oder sonst eine weltliche

Obrigkeit um der Herzen Härte willen nachläßt, das sind zwei verschiedene Dinge. E. P.

Über den Modernismus im Papsttum sagt der Waldenser Professor Luzzi: "Modernism, a name given to the movement by Rome itself, is a spirit rather than a movement with definite aims and leaders, and is therefore incapable of concrete definition. It is the modern spirit of scientific inquiry and practical reform in the Roman Catholic Church, especially among its thoughtful priests and laity. Like a spirit it cannot be localized and grasped in a definite body, but is generally diffused. It cannot be seen, but it bloweth where it listeth. It is nowhere and yet everywhere. When apparently caught and exorcised at one point or in one priest who has gone too far, it springs up in a hundred other places, and infects those who are least suspected of having caught it." Auf diese Erscheinung, die im Papsttum, und auch gerade in Italien, sehr um sich gegriffen haben muß, setzt Luzzi große Hoffnungen. Er erwartet davon eine zweite Reformation. Er sagt: "It may not come as an outward convulsion, as did the Reformation of Luther, but it will rather come as an inner transformation, such as creeps through the forest in the spring. There may be another giant, less violent but more powerful than Luther, now gestating in the womb of Catholicism. A quiet but potent spirit is brooding over the waters of Rome that may yet bring forth a new earth. A twentieth-century Reformation is silently fermenting in the minds and hearts of many of its priests and laity that can no more be stayed than can the rising tide of the sea or the brightening dawn of the morning." Er berichtet, daß in Italien ein Roman große Verbreitung finde und mit Wohlgefallen gelesen werde, der eine Reformation der Kirche im 21. Jahrhundert schildere unter Papst Petrus II. Luzzi gesteht aber selbst: "The prophecy has its weak points, the weakest being its view of religion as a kind of pantheism." Solange der Modernismus an dieser „Schwäche“ leidet, ist eben von ihm nicht viel zu hoffen. E. P.

Über die kirchlichen Zustände in Italien spricht sich Giovanni Luzzi, Professor am waldensischen Seminar in Florenz, der gegenwärtig Amerika bereist, in seinen Vorträgen aus. Einem Bericht des *Continent* entnehmen wir folgende Angaben. Luzzi glaubt, daß dem römischen Dogmatismus und der römischen Bigotterie schließlich das Rückgrat gebrochen sei. Den Modernismus hält er für eine erfreuliche Erscheinung. "Modernism may mean to many conservative American Protestants an eccentric swing away into dangerous Biblical criticism. But to Professor Luzzi, who in Biblical criticism would doubtless class quite as conservative as the average of American Protestants, Modernism is not a doubt, but a boundless joy. He sees in it not at all an excursion of critics, but, instead, a wonderful spiritual revolt from papal tyranny to the liberty wherewith Christ makes free apart from church or priest." Er setzt seine Hoffnung für die Evangelisierung Italiens weniger auf den Erfolg der Protestanten als auf die „noch geheime, aber wunderbar tiefe und weitverbreitete Annahme evangelischer Anschauungen unter den Priestern und verständigen Laien innerhalb der katholischen Kirche“. Namen will er nicht im Druck aufführen, ist aber bereit, im vertrauten Privatgespräch solche zu nennen. Er erzählt von Priestern über Priestern, Kanonikern, manche an großen Kathedralen, die Sonntag für Sonntag von ihren Kan-

zeln durchaus protestantische Predigten halten. „Und die Priester, die das Evangelium predigen, wie Luther und Calvin es gelehrt haben, werden gehört von solchen Zuhörern, die sonst nirgends zur Kirche gehen: Geschäftsleuten, Leuten aus den gelehrten Professionen, von der Armee und Marine und aus dem öffentlichen Leben.“ Prediger von dieser Art fragten Luzzi oft um Rat, ob sie sich von der römischen Gemeinschaft Lossagen sollten, da sie mit ihrer Lehre nicht übereinstimmten. Aber er rath ihnen zu bleiben; sie könnten da mehr Gutes wirken, als wenn sie sich trennen und offen mit den Protestanten verbinden würden. Sie seien auch ganz sicher vor Belästigungen von seiten ihrer Oberen, „because the sympathy of the people would be sure to make a terrific antipapal reaction against any attempt to silence them“. Sogar der Abzug des Vaters Smeria von Genua, der ohne tatsächlichen Zwang nach Belgien „promoviert“ wurde, „caused such an outbreak of local indignation as the Vatican would not care to have repeated in any other Italian city“. „So the evangelical priests are staying on, and spreading new Reformation messages from some of the oldest and proudest churches of the land.“ Nun würde man doch meinen, solche Priester, wenn sie einigermaßen evangelische Gesinnung hätten, würden es nicht mehr fertig bringen, Messe zu lesen. Aber Luzzi meint, das gehe ganz gut. Das wäre „tolerable“. Merkwürdigerweise lehre der Meßkanon gar nicht die Transsubstantiation. Die komme in der römischen Dogmatik zur Darstellung, aber nicht in der Liturgie. „So far as the words go which the priest says at his altar, the sacrament is set forth quite as strictly in the aspect of commemoration as it can be at any Protestant chancel.“ Und die Zuhörer verstanden von dem Latein ja doch nichts. Diese evangelischen Priester mußten in ihrer Weise die Ohrenbeichte aus. „And the confessional is secret both ways.“ Sie nähmen sich nicht viel Zeit, die Sünden ihrer Weichkinder anzuhören, sondern sie belehrten ihre Weichkinder über die wahre Natur des Abendmahls und andere Lehren, die danach angetan seien, die Wuffertigen für ihre Absolution vom Priester ab auf Christum selbst zu weisen als zu dem Opfer, das einmal für alle dargebracht ist. Der Vatikan billige dieses Schreiben natürlich nicht. Wer irgendwie im Verdacht des Modernismus stehe, habe in der Kurie keine Stätte. Da heiße es: „No liberals need apply.“ Es befänden sich aber doch zwei oder drei Liberale unter den Kardinälen; aber das seien alte Leute, die ihre roten Hüte früher bekommen hätten, als die ultramontane Wache noch nicht so scharf und streng war. Luzzi gesteht zu, die Kurie sei hoffnungslos. Aber es würde in absehbarer Zeit zu einer solchen Volksdemonstration kommen, daß die Kurie sich gegen sie nicht werde halten können. Da rechne man mit zwei Auswegen: „Surrender to the new twentieth century spirit; consent to a remaking of doctrine and practice? Possibly.“ Aber wahrscheinlicher sei der andere Ausweg, wenn es in Italien nicht mehr auszuhalten sei, daß dann die ganze vatikanische Bande — pope and all — sich in Amerika ein zuträglicheres Klima aufsuchen werde. Der *Continent* meint dazu, das wäre eine Ironie der Geschichte, wenn mittelalterlicher Ultramontanismus aus dem erleuchteten Italien flüchten müßte und eine Stätte fände in einem finsternen Fleck der Vereinigten Staaten, etwa in Kardinal O'Connell's „Provinz“ in Massachusetts. — Auf jeden Fall sollte man zusehen, daß unsere Regierung nichts von dem Plan erfährt. Die würde sich sonst beeilen, die ganze päpstliche Menagerie „im

Namen sämtlicher Bürger“ willkommen zu heißen. Wie wäre Sibirien für den Vatikan? Da ist das Klima jedenfalls besser für Leute, die im Zölibat leben müssen, als in Italien. Auf jeden Fall verschone man die Vereinigten Staaten!
E. P.

Über das Verhältnis der griechischen und der römischen Kirche sagt die *Catholic Truth*: „One may ask, What is the quarrel about now? It is about nothing, really, except that we have got to look upon each other as heretics and schismatics for so many centuries that they would think it a betrayal of the faith to recognize us, and we have always conditions that not even the best good will can make us waive.“ Diese „conditions“ sind natürlich, daß die Orientalen die Oberhoheit des Papstes anerkennen. Der Schreiber sagt, bis zum siebten Jahrhundert hätten die Päpste ihre Supremität in Konstantinopel behauptet. Dann hätten sich infolge wunderbaren politischen und geschäftlichen Wachstums die östlichen Patriarchen vom Papst faktisch unabhängig gemacht. „And since this course militated against the fundamental principle of Catholicity, the feud broke into flame, the Patriarch of the East on one side as against the Patriarch of the West (the Pope) on the other.“ Das ist natürlich keine Kleinigkeit, wenn das wahr ist: „Porro subesse Romano Pontifici omnem humanam creaturam declaramus, dicimus, definimus et pronuntiamus omnino esse de necessitate salutis.“
E. P.

Spanien. Die eigenartige „Toleranz“, mit der man auch heute noch in Spanien den Protestanten begegnet, veranschaulicht folgender Fall, der in den Augusttagen vorigen Jahres großes Aufsehen in Madrid erregt hat. In Ferrol war die Marineinfanterie zu einer Messe ins Zeughaus des Arsenal's kommandiert worden. Als der Priester die Hostie emporhob, knieten alle Soldaten nieder, mit Ausnahme eines einzigen, der sich schließlich auch dem befehlührenden Offizier gegenüber weigerte mit der Erklärung, er sei Protestant, wie er es auch bei seiner Aushebung angegeben habe, und sein Gewissen erlaube es ihm nicht, einem Kulte Verehrung zu erweisen, der mit seiner Überzeugung in Widerspruch stehe. Der Fall wurde dem Generalkommandanten angezeigt, der eine Untersuchung einleiten ließ, und der Widerspenstige wurde in den Arrest gesteckt. Der Soldat hatte, als er einen Monat vorher in das Heer eingetreten war, ausdrücklich seinen evangelischen Glauben angegeben. In den Personallisten der spanischen Rekruten steht in der Spalte „Religion“ schon vorgebrucht C. A. R., das heißt, katholischer apostolischer Religion; wer nicht ausdrücklich bemerkt, daß er evangelisch sei, wird ohne weiteres als katholisch angesehen und verliert das Recht auf Beschwerde. Ein Teil der Presse fordert mit erfreulicher Entschiedenheit, daß man bei solchen Fällen nicht mehr von „Unfähigkeit der Protestanten“ reden dürfe. Da einmal in der Verfassung die Achtung vor andern Kulturen anerkannt sei, dürfe kein protestantischer Soldat mehr derartig vergewaltigt werden. Die militärischen Ordnungen dürften nicht über den Grundgesetzen der Verfassung stehen, so daß der Wille eines Befreiten oder eines Regimentspriesters die Menschenrechte unterdrücken könne. Ob es helfen wird? In der Provinz Galizien sind seit acht Jahren schon sechs solcher Fälle vorgekommen, in denen die protestantischen Soldaten stets bestraft worden sind.
(WBg.)

„Australien wird mit Riesenschritten katholisch.“ So berichtete eine irische Delegation auf ihrer Rückkehr von Australien. Sie sagten: „Die

Katholische Kirche macht in Australien Fortschritte mit Säben und Sprüngen. Australien ist vor andern ein demokratisches Land, und die katholische Kirche ist die Hoffnung der Demokratie. Überall, wo wir hinkamen, sahen wir die gewaltigen Fortschritte, die die Kirche macht. Neue Kirchen, Klöster, Colleges, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten entstehen an allen Enden, und es ist großartig, diese Lebenskraft der Kirche wahrzunehmen. Als Erklärungsgründe für das Gedeihen der Kirche geben sie an, daß Australien eine ausgezeichnete Priesterchaft habe, "one of the finest priesthoods in the world, nearly all of whom are Irish". Auch den irischen Nonnen sei ein gut Teil zu verdanken. In manchen Klosterschulen seien nahezu die Hälfte der Schüler Kinder von Protestanten. Also auch da die zwei Faktoren: römische Mührigkeit und protestantische Blindheit und Gleichgültigkeit.

E. P.

„Ist der Papst selbständig?“ Diese Frage erheben römische Blätter und beantworten sie mit einem energischen Nein. Der italienische Staatsrat hat sich endgültig geweigert, dem Mgr. Caron, den der Papst vor sieben oder acht Monaten zum Erzbischof von Genua ernannt hatte, sein exequatur zu gewähren. Und jetzt vor einem Monat hat derselbe Staatsrat einem andern vom Papst Ernannten das exequatur verweigert. Der Caronfall schmerzt am meisten. Der Papst halte Caron nicht nur für besonders tauglich und würdig, sondern Caron sei auch ein persönlicher Freund des Papstes. Warum verweigert die italienische Regierung ihre Bestätigung? "There is only one reason: because Mgr. Caron has made enemies who are friends with the government, by his whole-hearted devotion to the cause of the Pope and the Holy See." Italien wird wohl wissen, was "whole-hearted devotion to the cause of the Pope and the Holy See" heißt. Die *New World* schließt mit der Klage: "After that there is not much use in putting the question: Is the Pope independent? for he certainly is not and cannot be under present conditions." Und das Schlimme ist, daß alle modernen Völker die "present conditions" beibehalten zu wollen scheinen, katholische sowohl wie andere. Ja, was die idealen Zustände wären, das wagt man vor seinem eigenen Laienpublikum nicht einmal zu sagen; und wenn andere es sagen, leugnet man es ab. Der Papst würde sich das Leben viel leichter und seine Kirche ein ganz Teil weniger unpopulär machen, wenn er sich die weltlichen Herrschergeleüste als unnützlich aus dem Kopf schlagen würde. Als Oberhaupt einer Kirche, die einigermassen sich damit begnügen wollte, nur Kirche zu sein, hat er alle Freiheit, die er braucht. E. P.

Über den sittlichen Tiefstand der katholischen Albaner schreibt der „*Novbene*“, das kirchliche Hauptblatt der Slowenen: „Diese Albaner sind zwar römische Katholiken, ihre Gebräuche unterscheiden sich jedoch nur sehr wenig von denen Andersgläubiger. Sie haben in ihre neue Heimat die Mitrache mitgebracht und haben allgemeine Unruhen hervorgerufen, da sie räuberisch und diebisch sind und äußerst schlechte Sitten haben. Viele katholische Albaner sind der Vielweiberei ergeben, und ihre eheliche Moral ist auf einer sehr tiefen Stufe. Die Kirche hat insofern mit diesen Stämmen viele Mühen und Sorgen. Das albanische Element hat also Mitserbien nur verursacht, und Herr Prohaska hat diese gefährliche albanische Einwanderung — natürlich im Auftrage seiner Vorgesetzten — immer begünstigt. Wir müssen an dieser Stelle offen erklären, daß uns die serbische Landbevölkerung (welche orthodoxer Konfession ist!) entschieden lieber ist als die faule albanische

(katholische) Bevölkerung, die gewohnt ist, den Mais eher den Nachbarn zu stehlen, als selbst zu bauen. Deshalb können wir auch mit Herrn Prohaska und seiner Politik gar nicht sympathisieren.“ — Wahrlich, kein großes Lob ihrer eigenen Volks- und Religionsgenossen! E. P.

Die Annahme eines Programms für freisinniges Judentum von seiten der Leiter der liberalen Richtung und die Verwerfung dieses Programms von seiten der orthodoxeren Juden hat unter den Juden Deutschlands eine gewaltige Krisis erzeugt, von der der *American Hebrew* fürchtet, daß sie auch in Amerika sich fühlbar machen wird. Die Liberalen setzten 16 Glaubensartikel auf, in denen sie die Dogmen der Reform darlegten. Diese schlossen ein die Leugnung der wörtlichen Eingebung des Alten Testaments. Daraufhin sagten sich die Orthodoxen sowohl von dem Programm als auch von den Führern los. Sie sagten, Leute mit solchen Anschauungen könnten in keinem Sinne als Juden gelten. Der *American Hebrew* sagt: „Dies hat die Frage erhoben, ob das Judentum eine Religion der Lehre oder der Praxis sei. Diese Unterscheidung, die ursprünglich von Moses Mendelssohn gemacht wurde, wird jetzt scharf debattiert; und was zuerst nur eine akademische Frage zu sein schien, ob das Judentum eine Religion des Bekenntnisses oder der Tat ist (of creed or deed), scheint jetzt einen vollständigen Riß in die Reihen der deutschen Jüdischenschaft bringen zu wollen. Die Prinzipien, um die es sich handelt, sind fundamentaler Natur und keineswegs auf das deutsche Judentum beschränkt, sondern können irgendwo aufgeworfen werden, wo ein starker Kontrast in der Lehranschauung besteht.“ Die Juden sollten eine viel wichtigere Frage erwägen, nämlich nicht die, ob man „eines andern warten“ solle oder das Warten als Torheit aufgeben, sondern ob nicht Jesus von Nazareth der ist, der da kommen sollte. Und die Frage sollte man mit einem überzeugten gläubigen Ja beantworten. Und denen von ihnen, die noch das Alte Testament für Gottes Wort halten wollen, sollte die Erkenntnis nicht so schwer fallen. Und wenn sie dann darüber sich von ihren ungläubigen Volksgenossen schieden — das wäre ein selbiges Schisma. E. P.

Über die religiöse Situation in China schreibt der *Presbyterian Banner*: Der Chinesen Stellung den Fremden und besonders den Missionaren und dem Christentum gegenüber ist eine ganz andere geworden. Ein unverhältnismäßig großer Prozentsatz der Leiter der Revolution sind Christen oder wenigstens dem Christentum günstig gesinnt. Sun-Yat-Sen, der erste temporäre Präsident, ist Glied der Kongregationalistenkirche, und Yuan-Shi-Kai, der Präsident, sagte einer Delegation von eingebornen Christen: „Ich bin gefragt worden, wie ich zum Christentum stehe: Ich bin kein Christ dem Namen nach, aber ich bemühe mich, seinen großen und edlen Lehren zu folgen. Neunundneunzig Hundertstel unserer Leute haben noch keine Ahnung davon, was es ist, und es erfordert Zeit, sie zu lehren. Die Regierung sieht es nicht für ihre Aufgabe an, sie zu lehren; sie wird es aber nicht hindern, daß sie unterrichtet werden. Im Gegenteil, sie wird die Missionare ermutigen und schützen.“ Der *Banner* fährt fort: In China ist jetzt religiös alles im Fluß. Die alten Drachen sind tot, und seine Stellung zum Christentum ist eine rezeptive. Ein Heute ist in China 1000 Morgen wert. Für China ist der Augenblick der wichtigsten Entscheidung gekommen, ebenso für die Christen unsers Landes, ob sie ihre Missionspflicht erkennen und erfüllen wollen. E. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

Februar 1913.

Nr. 2.

Die Weissagungen vom Antichristen im siebten Kapitel des Propheten Daniel.

1. Was sagt Daniel im siebten Kapitel über das Aufkommen des Antichristen?

Die Weissagungen Daniels gehören zu den großartigsten der Heiligen Schrift. Sie sind auch, in ihrem Umfang genommen, so klar und deutlich, daß sich ungläubige Exegeten bis auf den heutigen Tag Mühe geben nachzuweisen, daß das Buch Daniel von einem Juden zur Zeit der Makkabäer geschrieben worden sei, daß es also nicht Weissagung, sondern Geschichte in der Form von Weissagung enthalte. Diesen Auslegern ist dann natürlich alles, was im Daniel steht, in dem Auftreten des Antiochus Epiphanes erfüllt.

Es verlohnt sich der Mühe nicht und liegt auch ganz außerhalb der Grenzen dieser Arbeit, nachzuweisen, daß dies ganz unhaltbare Theorien sind, die einzig und allein ihren Grund in dem Unglauben haben, der sich gewaltsam gegen den Beweis für die Göttlichkeit der Heiligen Schrift verschließt, der in den Weissagungen liegt, und der daher die Beweisraft der Weissagungen zunichte zu machen sucht, indem er sie für Weissagungen post eventum erklärt. Wieviel Unwissenschaftlichkeit bei diesem Bestreben im Namen der Wissenschaft zutage gefördert wird, bildet eins der traurigsten Kapitel menschlicher Feindschaft gegen die Wahrheit.

Während aber die Weissagungen Daniels, in ihrem Umfang genommen, klar sind, so bieten sie in ihren Einzelheiten der Auslegung mancherlei Schwierigkeiten dar. Wir erinnern nur an die bekannte Weissagung von den siebenzig Wochen, Dan. 9, 24 ff., unter denen man von alters her Jahrwochen verstanden und also 490 Jahre zwischen den Wiederaufbau Jerusalems und die Erscheinung Christi eingeschoben hat. Nicht wenige, und zwar gläubige Ausleger bestreiten die Richtigkeit dieser Rechnung und führen wichtige Gründe gegen sie ins Feld. Solche Ausleger fassen die siebenzig Wochen als eine ideale Zeit, welche die Weltzeit von dem Wiederaufbau Jerusalems bis an das Ende der

Tage umfaßt. Wir erwähnen dies Beispiel nur, um auf die Schwierigkeit hinzuweisen, welche die Einzelheiten der Weissagungen Daniels der Auslegung darbieten.

Ganz ähnlich steht es mit den Weissagungen des siebten Kapitels, von denen wir in dieser Arbeit handeln wollen. Es wird auch hier nicht möglich sein, eine in allen ihren Einzelheiten ganz einwandfreie Auslegung zu geben, wie dies überhaupt fast immer da der Fall ist, wo Gottes Wort nicht selbst die Erfüllung einer Weissagung ausdrücklich anzeigt. Über den eigentlichen Inhalt dieser Weissagungen des siebten Kapitels kann jedoch — davon sind wir überzeugt — kein Zweifel sein. Sie sind zu gewaltig und klar, als daß sie einen Mißverständnis ihres eigentlichen Inhalts zuließen. —

Der Papst, der Antichrist, fängt an, sein Haupt in unserm Lande so frech emporzuheben, daß, wer das rechte Zion liebhat, mit Sorge für die Zukunft erfüllt werden muß. Es gilt daher, daß wir uns immer wieder zum rechten Kampf rüsten. Es kann aber niemand sich zum rechten Kampf wider den Papst rüsten, noch weniger diesen Kampf recht führen, der ihn nicht aus der Schrift erkannt hat und immer wieder aufs neue erkennt. Stünde einer solchen rechten Erkenntnis bieten sich uns auch in den Weissagungen des 7. Kapitels Daniels dar. Diese kurz darzulegen, ihre Hauptpunkte hervorzuheben und anzuwenden, ist denn der Zweck dieser Arbeit.

Des Zusammenhangs und besseren Verständnisses wegen wird es ersprießlich sein, mit dem ersten Vers des 7. Kapitels zu beginnen und auch das hinzuzunehmen, was sich nicht auf den Antichristen bezieht.

Die drei ersten Verse (wir zitieren nach der Übersetzung von Raußch) des 7. Kapitels lauten: „Im ersten Jahre Belsazars, des Königs von Babel, hatte Daniel einen Traum und Gesicht seines Hauptes auf seinem Lager. Darauf schrieb er den Traum nieder, die Hauptsache berichtend. Daniel hob an und erzählte: Ich schaute des Nachts in meinem Traumgesichte, wie auf einmal die vier Winde des Himmels das große Meer aufsprudeln machten, und vier gewaltige, boneinander verschiedene Tiere aus dem Meer heraufstiegen.“

Daniel hatte einen Traum, aber, wie er wußte, nicht einen Traum gewöhnlicher Art, sondern einen solchen, durch welchen nach 4 Mos. 12, 6 Gott mit seinen Propheten zu reden pflegte. Daher nennt er diesen Traum nicht nur Traum, sondern auch Gesicht. Diesen Traum hatte er, als er auf seinem Lager war. Nachdem er aufwachte, schrieb er den Traum nieder, indem er zwar nicht alles, was er gesehen hatte, aber doch die Hauptsache berichtete.

In diesem Gesichte sah Daniel, wie sich auf einmal das große Menschenmeer erregte. Diese Erregung kam von den vier Winden des Himmels. Es ist der Herr dieses Meeres, Gott, der Herrscher über alle Völker, von dem diese Erregung ausgeht. Gott kann nicht

ruhen. Gott muß fort und fort wirken in seinen Kreaturen. Dies Wirken und Erregen ist an sich gut; ist die Kreatur gut, so sind auch die Folgen der Erregung guter Art. Ist die Kreatur aber böse, so folgt auch Böses. Gott wirkt in der Kreatur, wie er sie findet. Gott wirkt durch die böse Kreatur das Böse, das er doch selbst nicht will; gleichwie ein Zimmermann mit einem scharfzigen Hobel schlechte Arbeit tut, und ist doch nicht Absicht noch Schuld des Zimmermanns, sondern seines schlechten Werkzeugs.

Als Gott das Völkermeer erregt, steigen aus demselben vier gewaltige und voneinander verschiedene Tiere auf, und zwar, wie uns im folgenden gesagt wird, nicht auf einmal, sondern nacheinander. Unter diesen vier Tieren, die nacheinander aufsteigen, sind die vier großen Weltreiche: das babylonische, persische, griechische und römische, symbolisch dargestellt. Alle vier werden im Bild als aufsteigend dargestellt, obwohl das babylonische Reich zur Zeit dieses Gesichts schon längst gegründet, ja bereits über den Höhepunkt seiner Machtentfaltung hinaus war.

Von dem ersten Weltreich heißt es in unserm Kapitel: „Das erste glich einem Löwen und hatte Adlerflügel. Ich schaute in einem fort hin: da wurde ihm die Flügel ausgerissen; dann wurde es vom Boden aufgerichtet und gleich einem Menschen aufrecht auf zwei Füße gestellt, und ihm Menschenverstand gegeben.“

Unter dem Löwen mit Adlersflügeln ist das babylonische Reich dargestellt. Löwe und Adler kommen dabei nicht sowohl nach ihrer Stärke und Schnelligkeit in Betracht als vielmehr nach der Stellung, die sie unter den Tieren einnehmen. Beide gelten als Könige in ihrem Reich. So ist auch das babylonische Reich das beste unter den vier Reichen. In Kap. 2 wird es das „goldene Haupt“ genannt. Freilich ist die Stärke der beiden genannten Tiere von dem Vergleich nicht ausgeschlossen, aber den eigentlichen Vergleichungspunkt bildet sie nicht.

Während Daniel dies Tier längere Zeit anschaut, werden ihm die Flügel oder Schwungfedern ausgerissen. Der Siegeslauf des Reiches wird gehemmt; seine Ausdehnung kommt zum Stillstand. Da dieser Zeitpunkt eingetreten ist, wird das Tier „vom Boden aufgerichtet und gleich einem Menschen auf zwei Füße gestellt“; auch wird ihm ein menschliches Herz — Menschenverstand — gegeben. Das Reich wird veredelt. Zwar erreicht diese Veredelung nicht ihren gottgewollten Grad, das Tier wird kein Mensch, aber es fängt doch an, einem Menschen ähnlich zu sein. Das Reich, das ursprünglich ganz „tierisch“, ganz heidnisch war, kommt nun doch ein wenig zur Erkenntnis des wahren Gottes. Gottes Name und Wort kommt etlichermaßen zur Geltung in demselben. Wo bisher nur tierischer Unverstand in geistlichen Dingen zu finden war, da finden sich doch nun auch etliche Stücke einer des Menschen würdigen, rechten Gotteserkenntnis.

Daß damit das babylonische Reich und seine Entwicklung vorzüglich dargestellt ist, ist so in die Augen springend, daß man des Nachweises überhoben ist. Nach seinem zweiten Zug nach Palästina und der Gefangennahme der Juden hörte eine weitere Ausbreitung des babylonischen Reiches auf. Dem Reich werden seine Schwungfedern ausgerissen: Nebukadnezar verfällt in Wahnsinn. Aber er, der in seiner Lanthropie Gras aß wie die Oäsen und unter dem Tau des Himmels lag und ein wahrhaft tierisches Aussehen bekam, wird auch wieder von der Erde aufgerichtet, und es wird ihm wieder ein menschliches Herz gegeben. Und als er wieder zur Vernunft gekommen ist, lobt er nicht nur selbst den wahren Gott, sondern macht auch durch eine Schrift den Namen und die Macht des wahren Gottes bekannt. Große Propheten: Daniel, Hesekiel, Haggai, Sacharja u. a., zeugen teils unter Nebukadnezar, teils unter seinen Nachfolgern auf dem babylonischen wie medopersischen Thron von dem wahren Gott. Und auch hier kommt das Wort nicht leer zurück. Die Hoffnung Israels wird den Heiden bekannt; und diese selige Erkenntnis verlicht auch nicht wieder ganz in dem heidnischen Land, wie das Beispiel der Weisen zeigt, die 500 Jahre später nach Jerusalem reisten, um den neugeborenen König der Juden anzubeten.

Das zweite Tier, das Symbol des medopersischen Reiches, schildert Daniel mit den Worten: „Darauf erschien ein anderes, zweites Tier, das gleich einem Bären; nach der einen Seite war es aufgerichtet und hielt drei Rippen im Maule zwischen seinen Zähnen, und also wurde ihm befohlen: Auf! Friß viel Fleisch!“

Wie im zweiten Kapitel das zweite Reich mit dem weniger edlen Metall, Silber, verglichen wird, so hier mit einem weniger edlen, auch weniger starken und behenden Tiere, dem Bären. Von diesem Bären heißt es nach der Übersetzung von Raußsch: „nach der einen Seite war es aufgerichtet“, nach Luther: „und stund auf der einen Seite“. Beide Übersetzungen geben die aktive Form von חָרַץ nicht genau wieder. Richtig die englische Revised Version: „and it raised up itself on one side“, es hob sich auf der einen Seite. Dieser Bär hat nämlich als Symbol des zweiten Weltreichs, wie Kliefoth bemerkt, eine medische und eine persische Seite. Dies zweite Reich ist von vornherein kein einheitliches Reich. Kap. 2, 32 wird es mit dem Körperteil verglichen, der die beiden Arme trägt, und Kap. 8, 3 mit einem Widder, der zwei Hörner hat, von denen noch ausdrücklich gesagt wird: „Und eins (war) höher als das andere, und zwar wuchs das höhere zuletzt empor.“ Als das medopersische Reich noch im Werden begriffen war, war Medien die bedeutend stärkere Macht. Unter dem König Phraortes unterwarf sich Medien die Elamiter mit ihrem Stammland Persien (647—625). Unter Chrus jedoch besiegten die Perser die Medier in zwei blutigen Schlachten und waren von da an (558) die eigentlichen Herren in der Doppelmonarchie. Dies waren sie also schon, als das medopersische

Reich dem babylonischen (538) ein Ende machte. Das kabal malkuta, Kap. 6, 1, ist daher auch nicht zu übersetzen: „Und Darius nahm das Reich ein“, sondern: empfing es. Cyrus nahm das Reich ein, überließ aber aus politischen Gründen seinem Oheim Darius aus Medien nominell die Herrschaft. Erst nach dem Tode des Darius (536) übernahm Cyrus auch dem Namen nach die Königswürde über das ganze Reich. So hob der Bär seine anfänglich niedrigere Seite immer höher empor, und das kleinere Horn des Widders wuchs zuletzt und wurde größer als das anfänglich größere.

Von dem Bären wird noch gesagt: „und hielt drei Rippen im Maul zwischen seinen Zähnen“. Ob damit angespielt werden soll auf die drei Reiche, die in dem medopersischen Reich vereinigt waren: das medische, persische und babylonische, oder ob damit symbolisch angedeutet werden soll, daß dies Reich nicht zur vollen Weltherrschaft gelangen (Kliefoth), sich nur nach drei Seiten hin ausdehnen werde, wie ja auch Kap. 8, 4 von dem Widder gesagt wird, daß er nur nach drei Seiten hin gestoßen habe, lassen wir dahingestellt. Auf jeden Fall werde das Tier viele Kriege führen; denn es wird zu ihm gesagt: „Auf! Friß viel Fleisch!“

Das dritte Tier, das aus dem Völkermeer aufsteigt, wird also beschrieben: „Darauf schaute ich hin, da erschien ein anderes Tier, das gleich einem Panther und hatte vier Vogel Flügel auf seinem Rücken; auch vier Köpfe hatte das Tier, und ihm war Macht verliehen.“

Das hier beschriebene Tier, das einem Panther verglichen wird, steht den ersten beiden an Stärke nach, übertrifft sie aber an Gewandtheit und Schnelligkeit. Die natürliche Gewandtheit und Schnelligkeit des Angriffs, die dem Panther eigen ist, wird noch durch die vier Flügel ganz bedeutend vermehrt, mit denen er im Bild ausgerüstet ist. Es sind vier Flügel, anzuzeigen, daß dieses Tier seinen Siegeslauf über die ganze Erde antreten werde. Aber auch vier Köpfe sah Daniel an dem Tier. Diese Köpfe können sich nicht gleich bei seiner Erscheinung an dem Tier gefunden haben; denn sonst hätte es Daniel nicht mit einem Panther vergleichen können. Diese Köpfe sind erst nachher, und zwar an der Stelle des einen natürlichen Hauptes, hervorgewachsen. Dies wird ganz klar Kap. 8, 5—8 gesagt. Dort wird das dritte Reich unter einem Boß dargestellt. Dieser hatte erst ein großes Horn, aber als er aufs stärkste wurde, zerbrach das große Horn, und an seiner Stelle wuchsen vier andere Hörner auf, die nach den vier Richtungen des Himmels standen. — Der Text setzt noch hinzu: „Und ihm war Macht verliehen.“ Dieser Zusatz ist von Bedeutung. Wider alles Erwarten, wider seine Natur gelangte dies Tier zur Weltherrschaft. Es war von Haus aus kein Löwe oder Bär, sondern ein Pardel; trotzdem erreicht es auf kurze Zeit eben die Macht, die zuvor der Löwe und der Bär besessen hatten. Gerade an diesem Tier tritt also besonders klar zutage, daß es im Dienst einer höheren Macht steht, die ihm solche gewaltige Herrschaft verleiht.

Wie trefflich dies alles auf das griechische Reich paßt, liegt auf der Hand. Alexander, der Sohn Philipps, von Haus aus König des kleinen Mazedonien, kaum einem Bardel vergleichbar, durchfliegt mit einer in der Weltgeschichte einzig dastehenden Schnelligkeit im Siegeslauf die ganze Welt. Er gründet ein gewaltiges Reich, erreicht aber selbst nur ein Alter von 33 Jahren. Das große Horn ist nun abgebrochen, und es wachsen an seiner Stelle vier Hörner hervor, nach allen Richtungen des Himmels stehend. Das Tier bekommt vier Köpfe; das Reich fällt auseinander, löst sich aber doch nicht sofort gänzlich auf. Es erfüllt seine große Aufgabe. Der Osten und der Westen der damals bekannten Welt kommen miteinander in bleibende Berührung; griechische Sprache und Literatur werden durch die ganze Welt hin bekannt, und dadurch wird der nachfolgenden Predigt des Evangeliums der Weg bereitet.

Wir kommen nun zu dem vierten Tier, mit dem wir uns in dieser Arbeit eigentlich zu beschäftigen haben. Der Text lautet: „Danach schaute ich in meinen Nachtgesichten, wie ein viertes fürchterliches, schreckliches und außerordentlich starkes Tier erschien. Das hatte gewaltige eiserne Zähne; es fraß und zermalmte, und was übrigblieb, zertrat es mit seinen Füßen. Es war von allen vorigen Tieren verschieden und hatte zehn Hörner.“

Der Prophet leitet diese vierte Vision feierlich mit den Worten ein: „Danach schaute ich in meinen Nachtgesichten.“ Dadurch macht er den Leser darauf aufmerksam, daß nun ein besonders wichtiges Tier erscheint, daß es sich um das Aufkommen eines besonders wichtigen und folgenschweren Reiches handelt. Für dies Tier, das nun aus dem Völkermeer emporsteigt, findet der Prophet auch keinen Vergleich in der Tierwelt. Er gibt ihm keinen Namen, sondern sagt: „Ich schaute . . . wie ein fürchterliches, schreckliches und außerordentlich starkes Tier erschien.“ Er häuft die Eigenschaftswörter, weil eben kein Wort allein hinreicht, um die schreckhafte Gestalt des Tieres zu beschreiben. Die Gestalt dieses Phänomens, durch welches das vierte Reich symbolisiert wird, geht auch weit über das bloß Tierische hinaus. Es „hatte gewaltige eiserne Zähne“. Seine Zähne zeichneten sich nicht nur durch ihre gewaltige Größe aus, sondern waren auch von anderm Material, als sonst Zähne sind. Sie bestanden aus dem festesten Metall, das es gibt, aus Eisen. Mit diesen gewaltigen eisernen Zähnen „fraß und zermalmte“ es. Nichts konnte seiner wütenden Freßlust widerstehen; es zermalmte die härtesten Gebeine. Was aber ja übrigblieb, das „zertrat es mit seinen Füßen“, die nach W. 19 ebenfalls von Eisen waren. Ausdrücklich setzt der Prophet noch hinzu: „Es war von allen vorigen verschieden und hatte zehn Hörner.“

In dieser Schilderung ist das römische Weltreich so klar und deutlich beschrieben, wie das in einer bildlichen Weissagung überhaupt möglich ist, namentlich wenn wir noch hinzunehmen, was von diesem

Reich Kap. 2, 40—44 gesagt wird. Dort heißt es: „Dann aber wird ein viertes Reich, stark wie Eisen, aufkommen; dementsprechend, daß Eisen alles zertrümmert und in Stücke schlägt, wird es wie Eisen, welches zerschmettert, alle jene Reiche zertrümmern und zerschmettern. Und daß die Füße und die Beine, die du sahst, teils aus Töpferthon, teils aus Eisen bestanden, bedeutet: es wird kein zusammenhaltendes Reich sein; immerhin wird es auch von der Festigkeit des Eisens an sich tragen, dementsprechend, daß du ja gesehen hast, wie Eisen mit Tonerde vermischt war. Und daß die Beine teils eisern, teils tönern waren, bedeutet: das Reich wird zum Teil stark und zum Teil zerbrechlich sein. Daß aber Eisen, wie du sahst, mit Tonerde gemischt war, bedeutet: trotz der Vermischungen durch Heiraten wird kein Zusammenhalt der einzelnen Teile zustande kommen, wie sich ja auch Eisen mit Ton nicht vermischen läßt.“ — Bei diesem vierten Tier macht Daniel ausdrücklich den Zusatz: „Es war von allen vorigen Tieren verschieden.“ Auch die andern Tiere waren ja voneinander verschieden. Dieser Zusatz weist daher auf eine ganz besondere Verschiedenheit hin. Es ist ein Tier ganz anderer Art. Es hat mit den andern Tieren nur das gemein, daß auch durch dies Tier ein Reich symbolisiert wird. Und eben dies vierte Weltreich, das römische, ist grundverschieden von allen vorigen. Es entsteht in dem damals noch barbarischen Westen. Es entwickelt sich unabhängig von orientalischer Kultur; es hat seine eigene Sprache, seine eigenen Geseze und Sitten und seine eigene Staatskunst. Ursprünglich eine Monarchie, verwandelt es sich in eine Republik und gelangt als solche zu seiner größten Machtentfaltung, worauf es dann ein Kaiserreich wird. Erst spät, namentlich durch die Untertwerfung Griechenlands (146 v. Chr.), gewinnt östliche Kultur und Wissenschaft Einfluß auf Rom. Seine ganze Geschichte zeugt von seiner eisernen Natur. Mit seinen „eisernen Zähnen“ hat es, wie B. 23 sagt, „die ganze Erde gefressen“. Seine Zähne wurden nie stumpf, seine Frekluft trieb es selbst in die Urwälder Germaniens. Keine noch so schwere Niederlage vermochte seine Kraft zu brechen oder seinen Eroberungen ein Ziel zu setzen. Es fraß die Völker, zermalmte die stärksten unter ihnen, raubte ihnen ihr Hab und Gut, nicht nur um sich selbst zu bereichern, sondern auch um allen ferneren Widerstand unmöglich zu machen. Konnte es aber trotzdem die Kraft und den Mut eines Volkes nicht vollständig brechen, dann wurde es in rücksichtsloser Wut zerstampft, vollständig vernichtet, wie unter andern den Karthagern und Juden geschah. Unter Oktavian dehnten sich die Grenzen dieses Reiches vom Atlantischen Meer bis zum Euphrat und von der gallischen Nordküste und der germanischen Donau bis zum Atlas und Nilkatarakt aus. Fünfundzwanzig große Provinzen waren seiner Herrschaft unterworfen. Aber schon zirka hundert Jahre später war die Zahl der Provinzen auf 48 gestiegen, und die Grenzen des Reiches nach allen Seiten hin ganz bedeutend erweitert. Und

dieser ungeheure Länderkomplex wurde wirklich von Rom aus regiert. Die römischen Kaiser waren keine Schattenkaiser, wie es die orientalischen Großkönige sehr häufig waren. Das „Roma locuta est“ war keine leere Phrase. Ein römischer Bürger war eine geheiligte Person. Die Hauptleute in dem fernen Philippi fürchteten sich, als sie hören, daß Paulus und Silas Römer seien, kommen in eigener Person zu ihnen ins Gefängnis und führen sie mit demütigen Bitten und Entschuldigungen heraus; denn sie hatten sich gegen das Gesetz vergangen, nach welchem kein römischer Bürger geschlagen werden durfte.

Seine Eisennatur zeigt sich auch in dem langen Bestand dieses Reiches. Rechnet man von der Gründung Roms 750 v. Chr. bis zum Untergang des weströmischen Reiches im Jahre 476 n. Chr., so kommen über 1200 Jahre heraus; nimmt man das Datum 270 v. Chr., da Rom nach der Unterwerfung Italiens sich zur Weltmacht zu entwickeln anfangt, so hat Rom 746 Jahre lang die Völker der Erde „gefressen, zermalmt und zerstampft“. Und seine Eisennatur hat sich in den Reichen, die aus der römischen Weltherrschaft entstanden sind, erhalten, und zwar bis auf den heutigen Tag. Die heutigen Weltmächte sind auf römischem Boden erwachsen, römisches Recht bildet die Grundlage ihrer Gesetze, römische Staatskunst das Vorbild ihrer Weltpolitik, und bis in die Neuzeit hinein war sogar römische Sprache die Sprache ihrer Staatsmänner und Gebildeten. Kurz, über 800 Jahre lang schreitet Rom als ein „fürchterliches, schreckliches und außerordentlich starkes Tier“ über die Erde dahin, frißt, zermalmt und zerstampft alles, was es auf seinem Weg findet. Und da man meint, es habe endlich sein Ende gefunden, hat es in Wahrheit nur eine andere Haut angelegt und „frißt, zermalmt und zerstampft“ dann ein Jahrtausend lang die Völker der Erde unter dem Vorgeben, die alleinseligmachende Kirche Christi auf Erden zu sein. Denn auf dem Boden des alten Römerreichs hat sich das Papsttum entwickelt. Rom ist die irdische Mutter des vom Teufel gestifteten Reiches des Antichristen, wie der weitere Vorgang zeigt, den Daniel im Gesichte sah.

Daniel fährt in seinem Bericht fort: „Ich saßte die Hörner scharf ins Auge. Da war zu sehen, wie ein anderes kleines Horn zwischen ihnen aufschloß, und drei von den ersten Hörnern feinettwegen ausgerissen wurden; und fürwahr, an diesem Horn waren Augen wie Menschenaugen und ein Mund, der hochfahrende Dinge redete.“

In der Beschreibung des vierten Tieres hatte der Prophet zuletzt (B. 7) gesagt: „Und es hatte zehn Hörner.“ Daß dies zuletzt gesagt wird, nachdem das Tier nach seinen sonstigen Eigenschaften schon beschrieben war, läßt darauf schließen, daß Daniel nicht sofort die zehn Hörner auf dem Kopf des Tieres sah, daß sie vielmehr erst später hervorwuchsen. Damit stimmt B. 24, wo gesagt wird: „Die zehn Hörner bedeuten: es werden in diesem Reiche zehn Könige aufkommen.“ Ebenso läuft das Bild, das Nebukadnezar im Traume sah, in zwei

Füße mit zehn Zehen aus. Demnach wird man mit der altkirchlichen Auslegung die zehn Hörner als die Reiche anzusehen haben, die sich auf den Trümmern des römischen Reiches erhoben haben. Das ist auch die Auffassung derjenigen unter den neueren Exegeten, die überhaupt unter dem vierten Tier das römische Reich abgeschattet sein lassen. Dabei darf man aber die Zehnzahl nicht urgieren, sondern muß sie als die symbolische Zahl der Ökumenizität fassen. In dem vierten Reich ist die oft angestrebte Weltherrschaft verwirklicht worden wie nie zuvor. Rom allein kann sich rühmen, die Welt, das heißt, alle weltgeschichtlichen Völker seiner Zeit, nicht nur erobert, sondern auch viele Jahre lang beherrscht zu haben. Alle andern Weltreiche beschränkten sich fast gänzlich auf den Orient; Rom allein hat den Westen und den Osten unter seine Herrschaft vereinigt. Alle andern Weltreiche waren trotz ihrer Zentralregierung ein ziemlich loser Staatenkomplex, deren einzelne Fürsten sich wie selbständige Herrscher gebärdeten, selbständig Kriege gegen andere Völker und oft genug gegeneinander führten. Im römischen Reich aber herrschte bis in die Zeit seines Verfalls hinein der römische Senat und später der römische Kaiser. Im römischen Reich stellt sich die Weltherrschaft in einer Vollendung dar, wie sie nie zuvor und nie nachher erreicht worden ist. In der Anschauung Daniels besteht nun aber die römische Weltherrschaft weiter in den Reichen, die nach dem römischen Reich aufkommen würden. Nach dem vierten Tier steigt kein anderes Tier mehr aus dem Völkermeer auf. Das vierte Tier ist das letzte, und es bleibt, bis das letzte Gericht über dasselbe sowie über alle andern Reiche ergeht. Die Zehnzahl soll also nicht die Zahl der Reiche angeben, die aus dem römischen Reich hervorgehen würden, sondern die weltherrschaftliche Stellung andeuten, die diese Reiche bis ans Ende der Tage in der Geschichte der Welt einnehmen würden.

Als nun Daniel diese zehn Hörner scharf ins Auge faßt, sieht er, wie ein anderes kleines Horn zwischen ihnen aufsteigt, vor welchem drei der ersten Hörner ausgerissen werden oder, wie es W. 20 heißt, „abfielen“. Und nicht nur müssen drei Hörner diesem einen Horn Platz machen, sondern es wird auch seinem Aussehen nach größer als die sieben, die noch neben ihm sind. An diesem anfänglich kleinen Horn sieht Daniel Augen wie Menschenaugen und ein Maul, das hochfahrende Dinge redet.

Luther, Gerhard, Geier und andere ältere Ausleger verstehen unter diesem kleinen Horn das türkische Reich. Diese Auslegung vertritt auch ein Artikel in „Lehre und Wehre“ (16, 50 ff.).¹⁾ Nach unserer Meinung stehen jedoch dieser Auslegung so wichtige Gründe entgegen, daß sie als unhaltbar bezeichnet werden muß. Verfechter dieser Auslegung müssen von vornherein zu ganz gewagten Annahmen ihre Zuflucht nehmen, um den Text und den geschichtlichen Entstehungs-

1) Im Gegensatz dazu vgl. S. u. W. 39, 52.

ort des türkischen Reiches miteinander in Einklang zu bringen. Dies zeigt folgendes Zitat aus dem angeführten Artikel (L. u. W. 16, 51). Nachdem der Schreiber erst andere Einwände widerlegt hat, fährt er fort: „Aber wie kann nun dieses Reich durch ein Horn auf dem Haupte des vierten Tieres symbolisiert werden? Sollte nicht auch das durch dieses Horn symbolisierte Reich aus dem römischen hervorgehen? Hier ist eine Bemerkung Gerhards (Ll. th. De mag. pol., § 137) zu beachten, wo er sagt: ‚Von der Entstehung dieses kleinen Horns wird R. 8 und R. 20 das Wort selekath gebraucht, was nach R. 3 von dem Ursprung der Tiere in Anwendung kommt, woraus zu schließen ist, daß jenes Horn nicht aus dem vierten Tier, sondern unmittelbar aus dem Meere emporsteigen wird, das heißt, daß der, welcher durch das kleine Horn bezeichnet wird, nicht durch Nachfolge, sondern durch ein neues Emporkommen zur Herrschaft gelangen wird.‘“ „Allerdings“, fährt der Schreiber fort, „wird dieses selekath sonst, z. B. Kap. 8, 8. 9, nicht von den Hörnern gebraucht; es mag daher hier wohl seinen besonderen Grund haben. Wenn man auch nicht gerade annehmen muß, das kleine Horn habe sich unmittelbar aus dem Meer erhoben, so kann doch durch jenes Wort angedeutet sein, daß dies Horn unmittelbar aus dem Haupte hervorgewachsen war, während die andern zehn vielleicht aus einem ursprünglichen Horn wuchsen, wie das Reich vor seiner Teilung in die zehn Reiche ein einiges war.“ Aus den von uns durch den Druck hervorgehobenen Stellen dieses Zitats ist deutlich ersichtlich, wie beide, Gerhard und der Schreiber jenes Artikels, ernstlich versuchen, sich mit dem Text auseinanderzusetzen, der das „kleine Horn“ auf dem Haupt des vierten Tieres gleich den andern zehn Hörnern entstehen läßt, während doch das türkische Reich, das unter dem „kleinen Horn“ symbolisiert sein soll, nicht auf römischem Boden entstanden ist. Gerhard läßt daher das „kleine Horn“ unmittelbar aus dem Meer aufsteigen, während jener Schreiber lieber ein ursprünglich einzelnes Horn annehmen will, aus welchem die zehn Hörner hervorstüben, während das elfte, das „kleine Horn“, unmittelbar aus dem Haupt entsprang. Allein beide Annahmen zerschneiden an dem klaren Text. Der Text sagt ganz klar, das „kleine Horn“ sei benähert, also zwischen den andern Hörnern aufgestiegen. Folglich kann es nicht unmittelbar aus dem Meer aufgestiegen sein; denn die andern zehn Hörner befanden sich ja auf dem Kopf des Tieres. Und ebensowenig läßt dies benähert die Annahme eines ursprünglichen einzelnen Horns zu, aus dem die andern hervorkamen, während das elfte unmittelbar aus dem Haupt entspringt; denn hat das „kleine Horn“ nicht denselben Ursprungsort wie die andern, dann ist es auch nicht zwischen ihnen aufgestiegen, wie doch der Text sagt. Wenn etwas klar ist, dann ist es dies, daß der Text allen elf Hörnern denselben Ursprungsort zuweist, und zwar das Haupt des vierten Tieres.

Wenn nun aber, wie der Text sagt, das „Kleine Horn“ aus dem Haupt des vierten Tieres hervorgewachsen ist, und unter dem vierten Tier das römische Weltreich zu verstehen ist, kann dann das „Kleine Horn“ das türkische Reich symbolisieren? Ist das moslemitische Reich auf römischem Boden entstanden? Auf diese Frage antwortet jener Schreiber l. c.: „Trajan drang um 107 tief in das Innere Arabiens, ein, und in der Folge waren wenigstens die nördlichen²⁾ Fürsten in Abhängigkeit von den [römischen] Kaisern und wurden als deren Statthalter angesehen, während später die Araber unter einem persischen Statthalter standen. Entstehend in einem nicht mehr den Römern angehörenden Lande, konnte dies Reich nicht ebenso auf dem Haupt des vierten Tieres³⁾ erscheinen, wie die andern Reiche“ — wie aber doch der Text sagt — „daher seine Entstehung durch salek beschrieben wird. Doch hervorgegangen aus einem ehemals zu dem römischen Reich gehörenden Gebiet, konnte es um so füglicher durch ein Horn auf des vierten Tieres Haupt dargestellt werden, als es auch mit drei der zehn Hörner kämpfen und sie ausrotten sollte.“ Der Schreiber gibt zu, daß das moslemitische Reich auf einem Gebiet entstanden ist, das damals nicht mehr den Römern angehörte, weshalb es auch eigentlich unge-reimt sei, es durch ein Horn auf dem Haupt des vierten Tieres darzustellen, in derselben Weise wie die andern Reiche. Damit ist aber tatsäclich zugegeben, daß unter dem „Kleinen Horn“ nicht das türkische Reich gemeint sein kann; denn nach dem Text muß ein Reich gemeint sein, das gleich den andern Reichen auf römischem Boden entsteht, das zwischen den andern auf römischem Boden entstandenen Reichen aufkommt. Mit dem „nicht mehr“ ist daher das türkische Reich schon ausgeschlossen.

Allein es handelt sich nicht nur um ein „nicht mehr“, sondern um ein „nie“. Das mittlere Arabien, die Wiege des moslemitischen Reiches, ist nie römisches Gebiet gewesen. Die *Britannica* schreibt darüber (II, 257) folgendes: „But the Roman soldiers, unaccustomed to the heat of the tropical climate, and much reduced in numbers, were incapable of laying siege to that town (Mareb); and their general (Gallus) found himself thus forced to retreat, and recross the sea to Egypt without having effected any permanent settlement on the Arab side. Later attempts made by Roman governors or generals under Trajan and Severus were restricted to the neighborhood of the Syrian frontier; and the ruined cities of Bosra and Petra yet indicate the landmarks of the extreme southerly limits reached by imperial dominion over Arab territory.“ Diese Angaben finden wir auch sonst vielfältig bestätigt. Die darin angegebene äußerste Südgrenze der römischen Herrschaft in Arabien ist aber gar weit nördlich

2) Das tut nichts zur Sache.

3) Im Titat steht „Teiles“, was aber jedenfalls ein Druckfehler ist, da es schlechterdings nicht paßt.

von dem Entstehungsort des türkischen Reiches, und daher kann derselbe in keiner Weise als ein Gebiet betrachtet werden, das je unter römischer Oberaufsicht gestanden hätte.

Ist nun schon aus dem angeführten Grunde die Beziehung des „kleinen Horns“ auf das türkische Reich nach dem Text nicht möglich, so wird die Unhaltbarkeit dieser Beziehung noch deutlicher durch die weitere Beschreibung, die der Text von dem „kleinen Horn“ macht. Diese Beschreibung zeigt, daß nicht das türkische Reich, sondern nur das Reich des römischen Antichristen gemeint sein kann. Dies soll im nächsten Kapitel nachgewiesen werden.

§. Sp d.

Pauli Lehrstellung.

Von Gott.

(Schluß.)

„Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren sein. Dies ist aber der rechte christliche Glaube, daß wir einen einigen Gott in drei Personen und drei Personen in einiger Gottheit ehren.“ Mit diesen Worten gibt das dritte ökumenische Bekenntnis, das Athanasianum, die erste Grundbedingung aller Möglichkeit zur Seligkeit an. Es ist dies der rechte christliche Glaube, und zwar, als die eigentliche Grundfeste des rechten christlichen Glaubens, der rechte Glaube von Gott. Was bereits im Apostolikum als die rechte christliche Lehre von Gott zusammengetragen und im Nicänum von der Kirche aufs neue bestätigt worden ist, das betont sie im Symbolum Quicumque mit genauer Ausführung des vorangestellten Satzes: „Dies ist aber der rechte christliche Glaube, daß wir einen einigen Gott in drei Personen und drei Personen in einiger Gottheit ehren.“ Und dieser Satz nun ist begründet in der Schrift, der einzigen Quelle und Norm alles seligmachenden Glaubens, und dort wieder vor allem in den Schriften eines Paulus. Denn eben das ist Pauli Lehre von Gott, nämlich „daß wir einen einigen Gott in drei Personen und drei Personen in einiger Gottheit ehren“.

Denn wer ist der Gott, den Paulus lehrt, von dessen Dasein das ganze Weltall Zeugnis gibt, und den zu suchen, ob wir ihn fühlen und finden möchten, jedes Schöpfungswort uns auffordert? Paulus ist weder Polytheist, noch ist er Pantheist. Polytheismus und Pantheismus sind jedoch die beiden Extreme, an welchen die auf sich selbst angewiesene Vernunft anlangt, je nachdem sie grobsinnlich oder abstrakt philosophierend ihre Spekulation über Gott anstellt. Gott „wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann“, bezeugt Paulus 1 Tim. 6, 16, und schneidet damit alle Anstrengungen der natürlichen Vernunft, selbst sich über Gott Licht zu

verschaffen, als müßige Spekulation ab, die unabweislich sich in grobe oder seine Abgötterei verirren muß. Gerade auch in seiner Lehre von Gott redet Paulus daher nicht „in vernünftigen Worten menschlicher Weisheit“, 1 Kor. 2, 4. „Da wir von reden, das ist . . . nicht eine Weisheit dieser Welt, . . . sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit“, R. 6. 7; „uns aber hat es Gott offenbart durch seinen Geist“, R. 10. Wenn Paulus hiermit allerdings sich zunächst bezieht auf Gottes Offenbarung seines Sohnes „zu unserer Herrlichkeit“, R. 7, so liegt doch dem Apostel vor allem zugrunde die Offenbarung Gottes über sich selbst. Daher fährt er R. 10b—12 fort: „Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist? Also auch weiß niemand, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes. Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist.“

Was ist das nun, was Paulo von Gott selbst über Gott selbst „gegeben ist“? Wir besitzen darüber freilich aus Pauli Feder keine dogmatische Abhandlung, aber seiner Aussprüche darüber sind so viele, daß es unschwer ist, seine Lehrstellung in diesem Stück aufs bestimmteste darzulegen. Klar und bestimmt lauten Pauli Aussprüche über das Wesen Gottes. 1 Kor. 8, 4 ff. schreibt er: „So wissen wir nun, . . . daß ein Götz nichts in der Welt sei, und daß kein anderer Gott sei ohne der einige. . . . So haben wir doch nur einen Gott.“ Negativ und positiv, so daß kein Raum zu einem Mißverständnis bleiben kann, erklärt er: *Ὁὐδὲὶς θεὸς εἰ μὴ εἷς* und *ἡμῖν εἷς θεός*. Durch den Röm. 1, 19. 20 geführten Nachweis, daß das Dasein Gottes für jedes mit gesunder Vernunft begabte Wesen aus der Natur erkennbar ist, hat der Apostel die Torheit, ja den Wahnsinn des Atheismus wie des Agnostizismus, der doch eben nur eine feiner sich gebärdende Form des Atheismus ist, gebrandmarkt. Hier richtet er sich gegen den Polytheismus der grobfinnlichen Masse der Heidentwelt wie auch gegen den im Grunde auch nur polytheistischen Pantheismus der heidnischen Philosophie und erklärt ohne Umschweife ganz apodiktisch: „Es ist kein anderer Gott ohne der einige“ — „so haben wir doch nur einen Gott“. Damit ruft er die im Labyrinth der Vielgötterei Verloren und die durch ihre selbsterfundene Weltweisheit mit der Allgötterei Trunkenen von dem Irrtum ihres Weges zu dieser fundamentalen Erkenntnis alles Heils zurück, dem ersten Stück der wahren Gotteserkenntnis: „So haben wir doch nur einen Gott“, und: „Es ist kein anderer Gott ohne der einige.“ Paulus ist Monotheist, und zwar aus der ihm gegebenen göttlichen Selbstoffenbarung. Gewiß, es hat Heiden gegeben, die aus der ihnen erkennbaren Einheitlichkeit des Weltplanes auf eine Einheit der Gottheit schlossen. Aber es war das bei ihnen doch nur ein Gedankenschluß, der, fern davon, sich zu einem lebendigen Gottesbegriff zu erheben, sich doch immer wieder zu einem abstrakten einheitlichen

Weltprinzip verflachte. „Niemand weiß, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes.“ Und Paulus redete und schrieb von Gott und über Gott mit Worten, die der Heilige Geist ihm „gegeben“, ihn „gelehrt“ hat. Und so zieht sich seine Lehre von der Einheit oder Einigkeit des göttlichen Wesens durch alle seine Schriften wie ein goldener Faden hindurch. Mit dieser Lehre steht jedes Wort, jeder Satz seiner Briefe in so inniger Verbindung, daß, irgendwo bei Paulo eine andere Darstellung als die der Einigkeit des göttlichen Wesens finden zu wollen, so viel hieße als den goldenen Faden durchbrechen, der das Ganze zusammenhält. Es ist ihm eine „elementare Wahrheit“ (Stöckhardt), wenn er Röm. 3 in seinem großen Argument für die Rechtfertigung der Heiden ebensowohl wie der Juden durch den Glauben an Jesum Christum zuletzt R. 29 und 30 darauf zurückgreift, daß Juden und Heiden nicht jedes Volk für sich seinen besonderen Gott habe, sondern daß es nur einen Gott für beide gebe, denselben einen Gott für Juden und Heiden, der beider nach einer und derselben Gnade sich erbarme. „Oder ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich, auch der Heiden Gott. Sintemal es ist ein einiger Gott (*εἷς ἐστις ὁ θεός*), der da gerecht macht die Beschneidung aus dem Glauben und die Vorhaut durch den Glauben.“ Ferner weist Paulus die Einheit der Kirche Jesu Christi auf Erden nach aus der Einheit Gottes, Eph. 4, 5. 6: *Εἷς κύριος . . . εἷς θεός*, „ein Herr, . . . ein Gott“, spricht er. Und 1 Tim. 2, 5: „Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen“, und wieder steht hier das *εἷς θεός*.

Dieser eine Gott, der sich dem Paulus und durch Paulum der Welt offenbart hat, ist der wahrhaftige Gott, Gott im vollen Umfange des Wortes. Pauli Gott ist nicht ein Gedankenbild, nicht eine Vorstellung menschlicher Phantasie, nicht eine Schlußfolgerung der Vernunft. Er ist ein wahrhaftiges Wesen im Vollbesitz der ewigen Kraft und Gottheit. Er ist „der Selige und allein Gewaltige, der König aller Könige und Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnet in einem Licht, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann; dem sei Ehre und ewiges Reich. Amen!“ So beschreibt ihn Paulus 1 Tim. 6, 15. 16 und singt damit das Lob seines Gottes. Dieser ist, wie er schon vorher, Kap. 1, 17, von ihm rühmt: „Gott, der ewige König, der Unvergängliche und Unsichtbare und allein Weise.“ (Vgl. Röm. 16, 27.)

Zwar hat sich dieser eine Gott durch Paulum offenbart, aber er bleibt auch jetzt noch für uns ein unerforschlicher Gott, der da „wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann“. Er ist überhaupt, selbst in seiner Offenbarung, mit menschlichen Sinnen nicht zu erreichen und zu fassen. Der eine Gott ist für uns definierbar nur nach Begriffen und Beschreibungen von Eigenschaften, die einigermaßen noch unserm menschlichen Begriffsvermögen entsprechen. Solcher Eigenschaften und Beschreibungen von Gott haben wir bereits in den angeführten Stellen eine ganze Reihe, und es ließe sich zu diesen noch eine ganze Anzahl

aus Pauli Schriften hinzufügen. Und doch, so hoch das Wesen Gottes über der Kreatur steht, so unergründlich ist auch die wahre Tiefe der Eigenschaften des einen Gottes für den menschlichen Verstand. Hier heißt es: *Finitum non est capax infiniti*. Denn Gottes Eigenschaften sind nicht, wie bei uns, bloß *Attribens*, das gegebenenfalls auch anders sein könnte. Nein, Gottes Eigenschaften sind wesentliche Eigenschaften, Eigenschaften, die das Wesen Gottes bedingen. Gott ist ein *concretum* auch nach seinen Eigenschaften, und zwar nach allen seinen Eigenschaften. Gott läßt sich in seinen Eigenschaften nicht teilen; er ist gerade auch nach seinen Eigenschaften der absolut eine Gott. Nicht als ob durch die verschiedenen, das heißt, für uns Menschen begrifflich verschiedenen, göttlichen Eigenschaften ein Kompositum, das Gott hieße, zustande gekommen wäre. Denn damit würde Gott nach Art der heidnischen Religionsphilosophie älterer und neuerer Zeit die reinste Gedankenvorstellung. Nein, Gott ist eine Wesenseinheit, welcher alle göttlichen Eigenschaften vermöge ihres Wesens essentiell inhärieren, welche Eigenschaften je nach dem gegebenen Gesichtspunkt unserm Begriffsvermögen nach menschlichen Vorstellungen nahegebracht werden. Gott — „der Selige, der allein Gewaltige, der König aller Könige und Herr aller Herren, der, welcher allein Unsterblichkeit hat, der allein Weise“ usw.

Welch ein Abstand zwischen diesem einen Gott und den Vielgöttern der Heiden! Die sogenannten Götter der Heiden sind ja weiter nichts als personifizierte Naturkräfte und Tugenden und Eigenschaften, wobei aber auch die schlechten Eigenschaften und offenbare Laster geradesogut mitgenommen und in einem Gözen bei den Heiden Gestalt gewinnen wie gute Eigenschaften. Ja, gerade bei den polytheistischen Griechen, unter welchen ein Paulus vor andern wirkte, war schier jedes Glied im Gözentribunal, außer eine Personifikation einer Naturkraft oder einer Tugend zu sein, ein scheußlicher Lasterknecht oder ein der gemeinsten Wollust frönendes Subjekt. Damit aber war schon für die gesunde Vernunft in dem vermeintlichen Heidengott die Gottheit selbst negiert und geschanden gemacht. Schon um deswillen konnte Paulus mit Recht den Ephesern (2, 12) sagen: „Ihr waret *ἄθεοι ἐν τῷ κόσμῳ*, ohne Gott in der Welt.“ In dem einen Gott, welchen Paulus offenbarend lehrte, ist kein solcher Widerspruch der Eigenschaften; auch die Eigenschaften in Gott sind in der vollkommensten Harmonie eins; denn Gott ist wesenzeins. In Gott ist nichts Negatives. Als die absolute Wesenseinheit ist in Gott nichts als Positives; und das absolut Positive des göttlichen Wesens wie seiner Eigenschaften wird durch das Negative in der Welt nur noch mehr urgirt und ins Licht gestellt, so daß der beschränkte menschliche Verstand einigermaßen zu einer Vorstellung von dem kommen kann, wer und was der eine Gott ist.

So undurchdringlich jedoch das Geheimnis ist, welches das Wesen Gottes umgibt, so lüftet Paulus den Schleier etwas und läßt uns einen Blick hineintun in die unergründliche Tiefe des Wesens Gottes

selbst. Damit freilich vertieft er für uns zugleich das Geheimnis, welches den einen Gott umgibt. Er lehrt nämlich drei unterschiedene Personen in dieser einen Gottheit, oder wenn wir den von der Kirche für diese Lehre akzeptierten Ausdruck gebrauchen sollen: Paulus lehrt die Dreieinigkeit Gottes. Wir werden allerdings auch bei Paulus vergeblich nach einem Ausdruck suchen, der mit so vielen Worten besagt, daß in dem einen Gott drei Personen und drei Personen in der einen Gottheit sind. Selbst das Wort „Person“ kommt in der Bibel ebensowenig vor wie das Wort „Dreieinigkeit“. Aber die Sache lehrt Paulus so un widersprechlich klar, daß die Worte „Person“ und „Dreieinigkeit“ eigentlich nur ein schwacher Behelf sind, das auszudrücken und unserm Begriffsvermögen nahezubringen, was Paulus über das Geheimnis der Gottheit in diesem Stück lehrt. Wir brauchen es auch hier nur zu konstatieren, ohne den Nachweis liefern zu müssen, daß Paulus nirgends den Versuch macht, das Geheimnis der Dreieinigkeit selbst zu erklären und mit der Vernunft und ihrer Logik zu reimen. Was Paulus über dieses Geheimnis zu sagen hat, gibt er einfach aus dem Heiligen Geist, aus dem er redet, als Faktum kund und läßt sich darüber nirgends und mit niemand auf einen Disput ein. So unterscheidet er denn in der einen Gottheit aufs schärfste drei bestimmte Personen, Vater und Sohn und Heiligen Geist. Und alle drei Personen sind nach Paulo der eine Gott.

Zum Beweise dafür, daß das Pauli Lehre von der Dreieinigkeit ist, heben wir aus der großen Masse Stellen, die sich anführen lassen, nur einige Kernsprüche heraus. Wir beschränken uns auf Stellen, aus welchen eben die Kirche je und je neben andern Stellen der Schrift von andern heiligen Schreibern ihren Glauben an die heilige Dreieinigkeit hergeholt hat, Stellen, die wir noch heute vor andern gerade auch unsern Konfirmanden einprägen, damit sie „den rechten christlichen Glauben“ haben und mit uns „einen einigen Gott in drei Personen und drei Personen in einiger Gottheit ehren“. Wir verweisen zunächst auf eine Stelle, da Paulus wohl im engsten Rahmen alle drei Personen schier in einem Atem nennt. Es ist dies Gal. 4, 6, wo den Gläubigen zum Beweise für ihre Gotteskindschaft gesagt wird: „Gott hat gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen.“ Hier sind ja drei unterschiedene Personen mit Namen genannt: Gott, der Sohn und der Heilige Geist. Ja, sie werden geradezu mit ihren distinctiones ad intra, mit Rücksicht auf ihre Unterschiedenheit, mit ihrem persönlichen Charakteristikum, durch welches eine Person sich innerhalb des göttlichen Wesens von der andern Person unterscheidet, genannt. Da ist „Gott“, der im Verhältnis der Vaterchaft zu der andern Person steht; da ist der „Sohn“, der eben als Sohn vom Vater, aus des Vaters Schoß, kommt; da ist der „Geist“, der vom Vater gesandt wird, aber vom Vater nicht in einer persönlich independenten, sondern in einer innerhalb des göttlichen Wesens geschehenden, für uns unbegreiflichen Weise auch als Geist des Sohnes, also (Filioque) auch vom Sohne

ausgehend wie vom Vater. Was aber hier so bündig von Paulus zusammengestellt ist, das findet sich immer wieder in seinen Schriften bald nach der einen, bald nach der andern Seite von den Personen in Gott gelehrt. Röm. 1, 4 sagt er von dem Samen Davids nach dem Fleisch, unserm hochgelobten Heilande Jesu Christo, daß „er ist kräftiglich erweist ein Sohn Gottes“. Wieder sagen wir: Ein anderer ist der Sohn, und wieder ein anderer ist Gott, der ihn als Sohn gezeugt hat, nämlich der Vater. Dies ist eben der Gott, der Vater, von welchem Paulus Eph. 3, 14, 15 schreibt: „Derhalben beuge ich meine Kniee gegen den Vater unsers HERRN Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden“; oder wie er den Römern (15, 6) anheimgibt: „daß ihr einmütiglich mit e i n e m Munde lobet Gott und den Vater unsers HERRN Jesu Christi“. (Vgl. 2 Kor. 11, 31; Kol. 1, 3.) Damit ist hinreichend als Pauli Lehrstellung der Vater als die erste Person in der Gottheit dargetan. — Mit der Setzung der ersten Person als Vater ist aber schon die zweite Person in der Gottheit gegeben, und zwar als Sohn gegeben. Das wäre freilich eine ganz korrekte Schlußfolgerung der menschlichen Vernunft. Aber Paulus überhebt die Vernunft aller Mühe und aller Verantwortung für die Richtigkeit ihrer Schlußfolgerung. Er redet selbst klipp und klar von der zweiten Person der Gottheit, von dem Sohne. Und dieser Sohn Gottes ist bei Paulus immer und allewege niemand anders als Jesus Christus, unser Herr. Es ist der, der aus dem Wesen des Vaters hervorgegangen ist, und von dem es heißt: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe“, Gal. 4, 4; und dann Röm. 8, 32: „Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet“, ja, der nach Röm. 1, 4 „kräftiglich erweist ist ein Sohn Gottes nach dem Geiste, der da heiliget, seit der Zeit er auferstanden ist von den Toten, Jesus Christus, unser Herr“. Stärker läßt es sich nicht nachweisen, daß Paulus eine zweite Person innerhalb der Gottheit, nämlich den Sohn Gottes, lehrt. — Wie er aber den Vater und den Sohn in der Gottheit so scharf unterscheidet, so nicht weniger den Heiligen Geist. Der Vater sendet den Geist seines Sohnes in die Herzen der Gläubigen, so heißt es ja Gal. 4, 6, wie denn überhaupt in der ganzen Stelle, R. 4—6, die Trinität zum Bewußtsein gebracht wird. Und so nennt Paulus den Heiligen Geist auch sonst bald den Geist Gottes des Vaters, bald den Geist Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Wir führen hier an Röm. 8, 9, wo er beider Geist genannt wird: „Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnt. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.“ Eine von dem Vater und dem Sohne unterschiedene Persönlichkeit schreibt der Apostel dem Heiligen Geiste zu in all den Stellen, in welchen der Heilige Geist mit und neben dem Vater und dem Sohne genannt und ihm eine ganz bestimmte persönliche Wirksamkeit zugescrieben wird. So im apostolischen Segen, 2 Kor. 13, 13: „Die Gnade unsers HERRN Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft

des Heiligen Geistes sei mit euch allen.“ So 1 Kor. 12, 3: „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen ohne durch den Heiligen Geist.“ — Hiermit glauben wir, genugsam dargetan zu haben, daß Paulus drei unterschiedene Personen in der einen Gottheit lehrt.

Ja, drei Personen in einer Gottheit, nicht drei Götter, lehrt Paulus. Er nennt ohne irgendwelche Einschränkung jede der drei Personen „Gott“. Von dem Vater redet er als von Gott z. B. Gal. 4, 6: „Gott sandte seinen Sohn“, wie ähnlich an so vielen andern Stellen. Von dem Sohne erklärte er aufs nachdrücklichste Röm. 9, 5: „Welcher auch sind die Väter, aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit. Amen.“ (Vgl. Kap. 8, 31. 32.) Und nicht weniger klar, zwar umschreibend, aber ohne erst eines langen Induktionsbeweises zu bedürfen, rückt er den Christen ihre Pflicht auf, sich der Heiligung zu befleißigen, mit dem Hinweis auf die Gottheit des in ihnen wohnenden Heiligen Geistes, wenn er 1 Kor. 3, 16, 17 mit heiligem Ernste schreibt: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnt? So jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr.“ Also „der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der Heilige Geist ist Gott. Und sind doch nicht drei Götter, sondern es ist ein Gott“. (Athanasianum.) Paulus ist kein Polytheist. „Es ist kein anderer Gott ohne der einige“, „es ist ein Gott“: das sind seine runden Erklärungen. Aber in dem einen Gott sind drei Personen, alle drei Personen einander gleich in der Gottheit; darum redet Paulus vom Vater als Gott und vom Sohn als Gott und vom Heiligen Geist als Gott. Jede der drei Personen hat ihre von den andern Personen unterschiedene Seinsweise mit allen göttlichen Attributen innerhalb des einen göttlichen Wesens und jede ihre besondere persönliche Äußerungsweise dem kreatürlichen Wesen gegenüber, freilich weder ad intra noch ad extra unabhängig von den andern Personen, sondern in einer ewigen, unerforschlichen Wechselwirkung, so daß wir vor dem Geheimnis in Gott anbetend mit dem Apostel staunen: „Welch eine Tiefe des Reichtums beide der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!“ — Sollen wir noch auf die Offenbarungen der einzelnen Personen der Gottheit in ihren Äußerungen und Wirkungen in Absicht auf die Welt eingehen? Wir wollen das hier kurz machen. Paulus verweist seine Leser auf die höchsten und größten Erweisungen der einzelnen Personen im dreieinigen Gott gegen uns Menschen, wenn er ihnen als das Seligste anwünscht: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen“, 2 Kor. 13, 13.

„Ein Gott in drei Personen und drei Personen in einiger Gottheit“, das ist Pauli Lehre. Steht er mit dieser Trinitätslehre etwa mit der übrigen Schrift im Widerspruch? In Frage stellen wollen, daß Jesus den dreieinigen Gott gelehrt und gepredigt habe, hieße einfach, Jesu Aussagen überhaupt in Frage stellen. Jesus kennt zu-

nächst keinen andern Gott ohne den einigen. Matth. 22, 32 spricht er, in Absicht auf die Auferstehung der Toten redend: „Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“ und fährt dann fort: „Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.“ Wiederum spricht er es als eine den Juden allbekannte Wahrheit aus: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn“ usw. So redet er in diesen Stellen nur von einem Gott. Und nach seiner Auferstehung redet er nicht anders. „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott“, Joh. 20, 17. Doch wozu diese Aussprüche häufen? Jesus lehrt nur einen Gott. — Ebenso lehrt er aber dann in diesem einen Gott drei Personen. In dem zuletzt angeführten Spruch redet er von seinem Vater, der da ist Gott. Sich selbst bekennt er vor dem Hohenpriester unter Eid: „Du sagst es, denn ich bin's“, nämlich der Sohn Gottes, Matth. 26, 63. 64. Immer wieder offenbarte er sich selbst als den Sohn Gottes, mit dem Vater gleichen Wesens, gleicher Herrlichkeit. Das ganze Johannesevangelium ist schier von Anfang bis zu Ende mit Erklärungen darüber aus Jesu Mund angefüllt, die gipfeln in dem „Ich und der Vater sind eins“, „Wer mich siehet, der siehet den Vater“, Joh. 10, 30; 14, 9; vgl. 12, 45. Daß der Heilige Geist als eine eigene Person innerhalb des göttlichen Wesens vom Vater und vom Sohne ausgehe, sagt Jesus seinen Jüngern in der bekannten Stelle, Joh. 15, 26: „Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir.“ Und endlich die ganze hochheilige Dreieinigkeit zusammenfassend, gibt er den Taufbefehl: „Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Was nun die übrige Schrift Neuen Testaments anlangt, so ist da in dieser Lehre die vollkommenste Harmonie. Was die Evangelisten berichten, ist ja von Jesu und über Jesum. Als Gläubige und als glaubwürdige Zeugen bringen sie nur Zeugnis entweder aus Jesu eigenem Munde oder zur Erhärtung dessen, was Jesus gesagt hat. Und die andern Apostel, soweit sie geschrieben haben, haben ja den Herrn gesehen, gehört, sind von ihm persönlich gelehrt worden und trugen durch Predigt und Schrift die von Jesu empfangene Lehre von Gott in die Welt hinaus. Als sein Echo lehren sie alle mit Jesu einen Gott in drei Personen, drei Personen in dem einen Gott.

Lehren endlich Moses und die Psalmen und die Propheten denselben Gott, den Paulus lehrt, der doch erklärte, er sage nichts außer dem, was Moses und die Propheten gesagt haben? Wer daran zweifelt, kennt weder Moses noch die Psalmen noch die Propheten. Das ganze Alte Testament kennt zunächst nur einen Gott im Gegensatz zu den vielen Göttern der zeitgenössischen Heidenvölker. In Klammerschrift hebt sich am Hintergrund des ganzen Alten Testaments 5 Mos. 6, 4 ab: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr“ (שמע ישראל יהוה אחד יהוה אחד). Klarer und bestimmter kann der

Monothéismus nicht ausgedrückt werden, und auf ihn finden wir das ganze Alte Testament aufgebaut, einerlei wo wir hingreifen, ob sonstwo in Mose oder in die Psalmen oder in die Propheten. Im 115. Psalm, der es mit der Verwerfung der Abgötterei zu tun hat, heißt es V. 3: „Unser Gott ist im Himmel; er kann schaffen, was er will. Jener Götzen aber sind Silber und Gold, von Menschenhänden gemacht.“ Da wird der e i n e Gott den vielen Götzen der Heiden gegenübergestellt. Und welchen Propheten in der ganzen Reihe von Jesaias bis Maleachi könnten wir herausgreifen, der nicht im Namen des e i n e n Gottes geredet hätte? So war denn auch Israel als alttestamentliches Bundesvolk monotheistisch; der Polytheismus war ihm der Greuel aller Greuel.

So klar nun im Alten Testament Gott als der einige Herr offenbart war, so doch weniger klar allerdings die Dreieinigkeit dieses e i n e n Herrn. Und doch, sie ist dort auch geoffenbart — angedeutet nicht bloß, sondern auch klar ausgesprochen. Wohl hing für die meisten Gläubigen in Israel über diesen Ausprüchen noch ein Schleier des Geheimnisses, aber doch konnten sie das Geheimnis erkennen, und ihrer viele haben es erkannt. Schon 5 Mos. 6, 4 heißt es nicht: Der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr, sondern: „ein einiger Herr“; אֱלֹהֵינוּ, nicht ein (daß wir uns so ausdrücken) aus einem einzigen Stück, aus einer einzigen Person bestehender Herr, nicht יְהוָה, sondern אֱלֹהֵינוּ, ein einiger Herr, ein nicht in sich geteiltes, sondern einiges Wesen. Aber was für ein einiges Wesen dieser Herr, unser Gott, ist, deutet uns schon diese Stelle an, wenn wir auf den hebräischen Text achten. Da werden יְהוָה und אֱלֹהֵינוּ aufs innigste verbunden, wobei יְהוָה die Einheit Gottes hervorhebt, der Plural אֱלֹהֵינוּ dagegen die Mehrheit innerhalb der Einheit Jehovahs zum Ausdruck bringt. Dies ist nicht erst in unserer Zeit oder etwa zur Zeit Jesu und der Apostel, nein, das ist im Alten Testament klar erkannt worden. Der in neuerer Zeit geführte Streit zwischen den sogenannten Sachwisten und Elohisten sichts hierbei nicht an; er dient nur zur Verwirrung der Gewissen. Wir sind auch hier naiv genug, am einfachen Schriftwort, wie es dasteht, hängen zu bleiben, und bringen daher zur Erhärtung unserer Auslegung nur einige hervorragende Beweisstellen aus dem Alten Testament selbst. Schon die ersten drei Verse des ganzen Bibelbuchs geben hier trefflichen Anhalt. „Gott (אֱלֹהִים) schuf Himmel und Erde. . . Der Geist Gottes (רוּחַ אֱלֹהִים) schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht!“ Es ist keine Spielerei, es ist die purlautere göttliche Wahrheit, wenn wir sagen, daß die drei Personen in Gott sich schon hier bei der Schöpfung geoffenbart haben: Gott der Vater, der alle Dinge gemacht hat, Gott der Heilige Geist, der als רוּחַ אֱלֹהִים, als Odem und Hauch Gottes, über dem Wasser schwebte, und das Wort, das wesentliche Wort, das nach Joh. 1, 1. 3. 14 Gott der Sohn ist. Doch, nehmen wir Jes. 48, 16. 17: „Von der Zeit an, da es geredet wird, bin ich da; und nun sendet mich der Herr Herr und sein Geist. So spricht der Herr,

dein Erlöser, der Heilige in Israel: Ich bin der Herr, dein Gott.“ Der hier redet, ist nicht der Prophet, sondern es sind dies die selbst-eigenen Worte des ewigen Gottes, die Gott dem Propheten in den Mund gelegt hat und die Jesaias hiermit wortwörtlich übermitteln. Und was hat nun dieser eigentliche Redner zu sagen? Einmal sagt er von sich, er sei der Erlöser, der Heilige in Israel, ja: „Ich bin der Herr, dein Gott“ (אני יהוה אלֹהֵיךָ). Dann aber erklärt er von sich, er werde selbst gesandt, und zwar sende ihn, der selbst Herr und Gott ist, der Herr Herr (אֲרֹנִי יְהוָה); aber auch nicht dieser allein, sondern auch der Geist des Herrn Herrn (רוּחִי), der eben in und mit der Sendung aktiv sich beteiligt und damit eine eigene Persönlichkeit konstatiert. So haben wir in dieser Stelle, ohne den Worten eine Gewalt anzutun, die drei Personen in Gott: den Redner, das persönliche ewige Wort, den Herrn Herrn, den Vater, und den Geist des Herrn, den Heiligen Geist. Noch eine einschlägige Stelle aus Jesaias ist Kap. 63, 7—9. Wenn hier von der „Güte des Herrn“ geredet wird, so verstanden die vordriftlichen Talmudisten dieses immer von dem Messias. Doch dies nur nebenbei. Worauf es uns eigentlich ankommt, ist folgendes: V. 9 wird geredet von dem „Engel, der vor ihm ist“; im Urtext heißt er jedoch מַלְאָךְ הַיְיָ, „der Engel seines Angesichts“. Und wer ist dieser Engel? Wer anders als der, von dem der Hebräerbrief redet, wenn er den Sohn Gottes nennt den Abglanz der Herrlichkeit und das Ebenbild des Wesens Gottes. Damit aber sind schon zwei Personen gegeben. Und nun fügt V. 10 eine dritte Person hinzu, „seinen Heiligen Geist“ (רוּחַ קֹדֶשׁ). Stellen, in welchen zwei Personen in Gott, ähnlich wie an so vielen Stellen im Neuen Testament, genannt werden, ließen sich auch hier häufen, wie z. B. die ewige wesentliche Weisheit Spr. 8, 22. 23 von sich sagt: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege; ehe er was machte, war ich da. Ich bin eingeseht von Ewigkeit, von Anfang vor der Erde“; oder Ps. 33, 6: „Der Himmel ist durchs Wort des Herrn gemacht und all sein Heer durch den Geist seines Mundes.“ Die alten Talmudisten wußten gar wohl, wovon sie redeten, wenn sie in der Auslegung des 2 Mos. 33 erzählten Ringens Moses mit dem Herrn um vollkommene Erkenntnis des Geheimnisses Gottes aus dem Plural (V. 14), אֲנִי יְיָ, „meine Angesichter“ (Luther: „mein Angesicht“) „sollen gehen“, lehrten, daß in Gott drei Personen seien. Freilich, erst im Neuen Testament ist auch hierin uns das Licht voll aufgegangen; aber schon im Alten Testament ließ Gott sich von den Gläubigen, wie dort von Mose, von hinten sehen als den dreieinigen. Paulus aber konnte, sich der vollkommensten Harmonie in der Lehre mit allen Zeugen Gottes bewußt, gerade auch von seinem Gott immer wieder mit Recht ausrufen: „Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“

W. B.

Die trunkene Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben.

(Fortsetzung.)

3. Die schriftwidrigen Sätze der trunkenen Wissenschaft sind anerkanntermaßen nur Hypothesen. Können wir diesen Satz beweisen, so haben wir ohne weiteres gewonnen. Besteht das schwere Geschütz, das die trunkene Wissenschaft gegen die Bibel auffährt, aus Hypothesen, so kann sie nur blinde Schüsse abgeben. Was ist eine Hypothese? Nach Webster: "A system or theory imagined or assumed to account for known facts or phenomena." Wer eine Hypothese aufstellt, erklärt, daß die Sache sich so, aber auch anders verhalten könne. Er hofft, sie mit der Zeit beweisen zu können, gibt aber zu, daß sie ebenso leicht umgestoßen werden könne. Bei Hypothesen handelt es sich nicht um eine Tatsache, um die Wirklichkeit, sondern nur um eine Möglichkeit; oft sind sie reine Spekulationen, manchmal eitel Hirngespinnste, denen gar nichts in der Wirklichkeit entspricht. Die Wissenschaft hat noch keine einzige Tatsache gefunden, die mit der Bibel in Konflikt steht. Es ist eine Tatsache, daß die Kuh größer ist als das Kalb, und dem widerspricht die Bibel nicht. Das aber, was die trunkene Wissenschaft gegen die Bibel vorbringt, entpuppt sich bald als eine bloße Hypothese. Wir werden nachher hören, daß falsche Angaben gemacht werden, um diese Hypothesen zu stützen; aber darauf kommt es uns jetzt nicht an. Angenommen, es werden tausend Tatsachen vorgeführt, die für ihre Theorie sprechen, können sie es aber nicht weiter bringen als bis zu Hypothesen, so ist es lächerlich, zu sagen, "that our entire theological system must be restated in the light of modern science". Ist der Kopernikanismus, eins der schwersten Geschütze der ungläubigen Wissenschaft, bewiesen, oder richten sie damit nur eine Hypothese auf uns, die blind schießt? Der Kopernikaner Vall schreibt: „Es ist gleich leicht, die scheinbare Bewegung der Sonne durch die Hypothese zu erklären, daß die Sonne ruht und die Erde sich um sie bewegt, oder durch die Hypothese, daß die Erde ruht und die Sonne sich um sie bewegt. Um zu entscheiden, welche von beiden Hypothesen wir annehmen sollen, müssen wir andere Erwägungen vorführen.“ Und dies ist noch im 19. Jahrhundert geschrieben worden. (44, 330.) Er führt verschiedene Erwägungen an, die dafür sprechen sollen, gute und schlechte, und wenn es lauter gute wären, so hätte er nur bewiesen, daß seine Hypothese besser wäre als die anderen, daß sie etwas lauter knallte. Seinen besten Beweis nennt er "the aberration of light", womit gesagt wird, daß das Licht der Sterne erst lange Zeit, nachdem sie ihre Stellung verändert haben, zu uns kommt. Aber siehe da, wenn das Licht endlich auf diese Sache fällt, ist es auch weiter nichts als eine Hypothese. Eine Grundmauer des Kopernikanismus ist das Gesetz der Schwere; davon aber sagt sein Entdecker Newton: „Daß die Körper sich verhalten,

als ob sie sich anziehen, das erkenne ich. Ob sie sich wirklich anziehen, weiß ich nicht, und wie sie sich anziehen, vermag ich nicht zu begreifen.“ (53, 124.) Also wieder ein blinder Schuß! „Lehre und Wehre“ sagt dort: „Für dieses System gibt es wohl Wahrscheinlichkeitsgründe, aber keine zwingenden Beweise. Ja, es gibt verschiedene Tatsachen, die mit demselben nicht zu vereinigen sind.“ — Welche Tatsachen hat die höhere Kritik vorgebracht gegen die mosaische Verabfassung des Pentateuchs? Wir horchen nach Beweisen, hören sie aber reden von der Älteren Urkundenhypothese, der Fragmentenhypothese, der Ergänzungshypothese, der Neueren Urkundenhypothese. (Vgl. d. Art. „Die neuere Pentateuchkritik“, L. u. W. 49 ff.) Wie verhält es sich mit der Evolutionslehre, der Herrscherin in der modernen Wissenschaft, vor der die Bibel ganz gewiß kapitulieren muß? Huxley sagt: Zwischen Mensch und Tier befindet sich eine ungeheure Kluft. Werden sich dereinst Knochen finden, diese Kluft zu überbrücken? Die Zeit wird es lehren. (46, 46.) Was dato ist die Abstammung des Menschen vom Tier nicht bewiesen, aber er hofft, daß die Zukunft bessere Zeiten bringen werde. Wenn einmal alle Denkgesetze aufgehoben werden, dann wird dies Hirngespinnst — denn solange Tatsachen und Denkgesetze gelten, kann es nicht einmal als Hypothese gelten — auf Annahme hoffen dürfen. Doch hier wollen wir bloß beweisen, daß es eine Hypothese ist. Das wird uns vollauf genügen. Huxley nennt es in der *Britannica* in sieben Zeilen viermal eine Hypothese. Das ist genügend oft. Er sagt da: „Wenn die Hypothese der Evolution wahr ist, muß das Lebende aus dem Nichtlebenden entstanden sein.“ Die sichereren Ergebnisse der Wissenschaft, die die Bibel umstoßen, beruhen auf einem „Wenn“. Spencer gebraucht in *The Principles of Biology* fast ausschließlich den Ausdruck: „on the hypothesis of evolution“. Er tröstet sich auf Seite 347 mit dem Troste Huxleys: „This hypothesis may be expected to survive and become established.“ Sogar Hädel sagt, die Evolution sei eine Hypothese, wenn er auch hinzufügt, sie sei in den Rang von Tatsachen erhoben, ein Gebrauch der Sprache, gegen den Webster protestiert. — Die Geologie soll beweisen, daß alles sich allmählich entwickelt habe. Aber der berühmte Geolog Geikie schreibt: „Während die Lehre der Evolution die Zustimmung der großen Majorität“ (er gehört selbst dazu) „der Naturforscher der ganzen Welt erlangt hat, so muß doch der eifrigste Verfechter dieser Lehre zugeben, daß sie von paläontologischen Schwierigkeiten begleitet ist, die bis jetzt durch keine Geschicklichkeit und Forschung beseitigt werden konnten. Das Problem der Abstammung bleibt unlösbar, und wir dürfen wohl auf keine andere Lösung hoffen als eine solche, die sich nur innerhalb der unbestimmtesten Grenzen der Richtigkeit befindet.“ Er will möglichst stark ausdrücken, daß es sich um eine vage Hypothese handelt. (44, 305.)

Damit haben wir unsern Satz bewiesen. Vor dem leichtgläubigen Publikum der gebildeten Welt redet man von feststehenden Tatsachen, vor den Wissenden aber von Hypothesen. Das Stärkste, was sie gegen

die Bibel vorbringen, ist dies: Vielleicht haben wir recht; wir haben unsere Sache nicht bewiesen, aber die Bibel müßt ihr fahren lassen. Das liegt in dem Wort Hypothese. Faraday sagt uns, daß wir vor diesem Wörtlein nicht zu erschrecken brauchen. „Unsere Hypothesen sind ein Bekenntnis unserer Ignoranz in versteckter Form. Wir können der Tatsachen sicher sein, unserer Deutung derselben aber können wir nicht trauen.“ (55, 552.) Warum sollten wir so andächtig zuschauen, wenn sie ihre Wärate drehen und daraus ihre Hypothesen spinnen? Der ehrliche Huxley sagt uns: „I believe in Hamilton, Mansel, and Herbert Spencer so long as they are destructive, but I laugh at their beards as soon as they try to spin their cobwebs.“ (L. u. W. 54, 566.) „Too much theory on too little fact“ heißt es in der *Advance*, die den Zusammenbruch so mancher wissenschaftlichen Theorien beschreibt und dann fortfährt: „But why is it that scientific theories are so easily overthrown by new discoveries? Simply because the theories lack sufficient foundation. Build a very large house on a very small underpinning, and it will soon go down. Scientists have been given to building too much theory on too little fact. They make a little one-story discovery, and they build a sixteen-story theory upon it. Of course, it does not stand. There is nothing which some scientists need so much to study as the Bible; for it is the Book which would teach them the importance of everlasting foundations.“ *Detroit News*: „Science, as the term is mostly used, is made up largely of learned guesses, but it is seldom that scientists have a concrete thing like the comet to try their guesses on.“ — Daß die nüchterne Wissenschaft versuchsweise Hypothesen aufstellt (die aber nicht wider die Schrift sein dürfen), dagegen haben wir nichts. Dagegen aber haben wir recht viel, daß die trunkene Wissenschaft die Hypothese, sobald sie wider die Schrift ist, für eine erwiesene Wahrheit ausgibt. Und wenn sie sich mit ihrem Bemühen, den ewigen Fels des Wortes Gottes mit ihren Spinnweben umzureißen, lächerlich machen will, so haben wir nichts dagegen.

4. Nur vermöge eines unwissenschaftlichen Verfahrens kommt die trunkene Wissenschaft zu ihren bibelfeindlichen Sätzen. Diese Hypothesen sind, wie wir gehört haben, ihrem Wesen nach unschädlich. Wir gehen nun weiter und zeigen, daß sie nicht einmal auf wissenschaftliche Geltung Anspruch machen dürfen. Die bibelfeindlichen Sätze kommen nur dadurch zustande, daß die reine Wissenschaft verleugnet wird. Sie dürfen in keinem Lehrbuch der Wissenschaft stehen. Zwischen der Bibel und der Wissenschaft ist kein Streit. Der Streit entsteht nur, wenn die Menschen den Boden der Wissenschaft verlassen. Sie müssen erst Verzicht leisten auf den schönen Namen der Wissenschaft, wenn sie ihre bibelfeindlichen Sätze aussprechen wollen. Diese Verleugnung der Wissenschaft ist eine fünffache.

a. Die wahre Wissenschaft läßt nur Tatsachen reden. „Was über die Beobachtung und Erfahrung von vorliegenden

Tatsachen hinausgeht, gehört nicht zur Wissenschaft." (47, 293.) Sobald man anstatt Tatsachen Vermutungen, Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten ausspricht, schweigt die Wissenschaft. Der Naturforscher Reinke sagt: „Alle Wissenschaft muß von der Ragime beherrscht werden, daß es unsere Pflicht ist, so scharf wie möglich zwischen Wissen und Vermutung zu unterscheiden.“ (54, 124.) D. Pieper: „Nichts widerspricht so sehr dem wissenschaftlichen Verfahren, als wenn man das Ich in die Tatsachen hineinreden läßt. Das ist der Tod der ehrlichen Wissenschaft.“ (46, 65.) Es ist wissenschaftlich exakt, wenn die Astronomen den Lauf der Kometen berechnen. Dazu reicht in vielen Fällen das vorliegende Material aus. Wenn sie aber sagen, daß höchstwahrscheinlich alles um die Sonne rotiere, so stimmt das mit einer der vorliegenden Hypothesen, aber nicht mit allen vorliegenden Tatsachen. Man redet von der allmählichen Entstehung der Erde, obwohl man den weitest aus größten Teil der in Betracht kommenden Tatsachen nicht kennt. Wer aber eine Geschichte schreibt, ohne Geschichtsmaterial zu haben, der produziert einen Roman. Ein Romanheld ist auch der berühmte Redaktor der höheren Kritik, der so fleißig für sie die alten Urkunden durchforscht und die Fragmente zusammengestellt hat. Wie heißt denn dieser berühmte Mann? Wann hat er gelebt? Wo hat er studiert? Wer hat ihn je gesehen? (*Fund.* III, 105.) Wenn Hädel sagen könnte: Das erste Lebewesen ist spontan entstanden, die und die Tatsache beweist es, so wäre das wissenschaftlich; wenn er aber sagt: „Es kann experimentell nicht bewiesen werden“, und dann fortfährt: „Es muß spontan entstanden sein, weil keine andere Ursache möglich ist“, so redet Hädel, nicht die Wissenschaft. Die ungläubigen Forscher mögen ja meinen, daß sie mit wissenschaftlichen Tatsachen gegen die Bibel kämpfen, und wir hören sie eine Menge Tatsachen aufzählen; wenn wir aber recht zusehen, sehen wir, daß die Tatsachen gar nichts mit der Sache zu tun haben. Wie beweist z. B. Spencer, daß Gott die Welt nicht erschaffen habe? „Paleontology shows us that, from the earliest era geologically recorded, there has been going on this universal carnage.“ (I c., p. 340.) Gewiß, das lehrt die Paläontologie. Es mütet Tier gegen Tier, Mensch gegen Mensch. Wir wissen das auch ohne die Paläontologie. Wenn er aber dann den Schluß zieht, ein gnädiger Gott könne nicht eine solche Welt erschaffen haben, so sagt ihm die Paläontologie mit allen ihren Knochenfunden kein Sterbenswörtlein davon; es ist das nur sein individuelles Raisonement. Auf Seite 342 folgt dann eine lange Dissertation über Bandwürmer und Trichinen. Die ist jedenfalls wissenschaftlich exakt. Aber daß die Bandwürmer und „die zwei oder drei Duzend anderer Parasiten“ die Menschen plagen, aus dieser wissenschaftlich erwiesenen Tatsache folgert nur der Unglaube, daß Gott nicht der Schöpfer gewesen sein könne. Solange Spencer Bandwürmer klassifiziert, treibt er Wissenschaft; sobald er uns aber sagt, warum er ihre Existenz und Wirksamkeit nicht in Einklang bringen könne mit der Existenz eines Schöpfers, treibt er Spekulationen.

Manche gestehen es auch ohne weiteres zu, daß sie in ihrer Wissenschaft ohne Tatsachen fertig werden. Wenn Prof. Huxley in der *Britannica* bekennt, daß alles, was wir gegenwärtig wissen, nur die Annahme zulasse, daß jede Zelle aus einer vorher bestehenden Zelle entsteht — *omnis cellula e cellula* —, und (es hört sich fast wie eine Verspottung der Wissenschaft an) es sei eine Tatsache, (daß spontane Zeugung stattgefunden habe? Weileibe nicht, sondern) daß gegenwärtig kein Schatten eines glaubwürdigen Beweisstücks dafür vorhanden sei, daß sie je stattgefunden habe, es brauche aber kaum darauf hingewiesen zu werden, daß diese Tatsache uns nicht im allergeringsten hindere, aus andern Erwägungen zu schließen, daß sie stattgefunden haben müsse, so gibt er damit die Parole aus: Unsere Wissenschaft hat sich nicht um Tatsachen zu kümmern. Diese Wissenschaft ist darum auch gezwungen, für ihre Sätze Glauben zu fordern. Unserm Gott glauben wir, auch wo wir nicht sehen. Die Wissenschaft fordert aber nur dann die Annahme ihrer Sätze, wenn sie dieselben demonstriert hat. Die „Logik der Biologie“ hingegen stellt den Glaubenssatz auf, „daß die Bedingungen zum Eintritt jenes Ereignisses“ (der Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen) „nur während einer gewissen Übergangsperiode existierten, nach der sie wieder verschwunden sind“. (46, 218.) Was also nicht bewiesen ist und nicht bewiesen werden kann, was kein Mensch je beobachtet, kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, das sollen wir glauben. Das ist alles eine klare, unmißverständliche, direkte Verzichtleistung auf den Namen Wissenschaft. Sie verdienen die Zurechtweisung Luthers: „Es ist nicht möglich, daß die Natur erkannt werde von der Vernunft nach Adams Fall, der sie verblendet hat, weiter, denn die Erfahrung oder göttliche Erleuchtung gibt. So mag die unruhige Vernunft nicht stille bleiben und sich daran begnügen lassen, will's alles wissen, wie ein Affe; darum hebt sie an und dichtet und forscht weiter, denn ihr befohlen ist, und verachtet, was ihr die Erfahrung oder Gott gegeben hat, und ergreift doch auch nicht, das sie sucht. Also wird eitel Narrentwerk alle ihr Studieren und Wissen.“ (XI, 301.)

b. Die wahre Wissenschaft läßt alle Tatsachen, die in Betracht kommen, reden. Wer richtig addieren will, darf auch nicht eine der Zahlen übersehen, sonst ist die Rechnung falsch. Höchst unwissenschaftlich ist es, nur einen Bruchteil der bestimmenden Tatsachen zu berücksichtigen oder zu behaupten, daß, weil etliche Tatsachen gegen etwas sprechen, die Sache entschieden sei. David Humes Argument gegen die Wunder war, daß sie unmöglich seien, weil sie gegen alle Erfahrung sind. So weit ist es wissenschaftlich, daß man „alle Erfahrung“ fragen muß; aber da er gerade das nicht tut, ist sein Argument kein wissenschaftliches. Wer sagt ihm denn, daß sie gegen alle Erfahrung sind? Sie sind gegen seine Erfahrung, vielleicht gegen die Erfahrung einer ganzen Generation; aber „unsere“ Erfahrung ist nicht „alle“ Erfahrung. Es sind Dinge innerhalb der letzten fünfzig Jahre geschehen, von denen die Leute vorher keinerlei Erfahrung

hatten. Es ist höchst unwissenschaftlich, zu sagen, daß, weil wir keine Totenerweckungen sehen, es überhaupt keine Wunder habe geben können. (Fund. V, 105.)

c. Die wahre Wissenschaft setzt sich nicht mit sich selbst in Widerspruch. Das, was ich eben bewiesen habe, sofort zu leugnen, ist gewiß unwissenschaftlich. Um ihre bibelfeindlichen Sätze aber aussprechen zu können, ist die trunkene Wissenschaft gezwungen, feststehenden Ergebnissen der Wissenschaft ins Angesicht zu schlagen. Ein Grundgesetz der Naturwissenschaft lautet: Omne vivum e vivo. Das wird allen Anfängern in diesen Studien eingebleut. Nur das Lebende kann Leben erzeugen. Wer das nicht lernen kann, könnte sein wissenschaftliches Examen nicht bestehen. Tyndall hat es bestanden und sagt: Jeder muß zugeben, der nicht durch Vorurteile geleitet wird, daß Leben nur aus bestehendem Leben entspringen könne. (46, 170.) An diesem Satze darf man nicht rütteln. Aber siehe da, schnell hat Tyndall vergessen, was er in seinem Examen geantwortet hatte, und spricht ungeachtet aus, daß im Schoß der Materie, in der Feuerwolke, sich der Potenz nach Mensch und Tier, Kohlkopf und Plato befunden haben. Sie alle sagen, daß in einer früheren Weltperiode das Leben von dem Toten sich durch chemisch-physische Kräfte entwickelt habe. Weil die trunkene Wissenschaft der Bibel frech widerspricht, verachten wir sie, und weil sie der Wissenschaft ebenso frech widerspricht, haben wir geringen Respekt vor ihr. Sie kümmert sich auch nicht um die Geschichte. Die Geschichtswissenschaft ist ein angesehenes Glied der Wissenschaft. Warum sollte das ungewisselhaft gewiß sein, was ein Chemiker berichtet, aber nicht das, was das übereinstimmende Zeugnis der Historiker uns darbietet? Nun steht aber historisch fest, daß Christus gelebt und unzählige Wunder berichtet hat. Es ist unwissenschaftlich, historische Wahrheiten zu bestreiten. Auch der Biologie und Geologie soll der Mund gestopft werden. Dawson: Die Botanik lehrt, daß innerhalb der Periode der menschlichen Beobachtung keine Spezies in die andere übergegangen ist. (46, 42.) Fast lauter noch redet die Geologie, die uns zeigt, daß sogar auch „kleine und unbedeutende Organismen durch alle geologischen, von manchen Darwinisten auf viele Millionen von Jahren geschätzten Perioden ganz unverändert und von keiner Evolution berührt bleiben“. (Vetley, l. c., S. 144.) Liebig: „Die strenge wissenschaftliche Forschung weiß von keiner Kette von organischen Wesen.“ Ungeachtet lehren aber die Darwinisten das Gegenteil. Sie würden es nicht tun, wenn die Wissenschaft aus ihnen redete.

d. Die wahre Wissenschaft bleibt innerhalb ihrer Grenzen. Die Einzelwissenschaften halten sich streng an dieses Gesetz. Jede Disziplin hat ein Gebiet für sich, und kein vernünftiger Mensch wendet die Regeln, die auf einem Gebiet gelten, bei dem Studium einer andern Disziplin an. Die Regeln, die in der Geometrie gelten, haben gar nichts zu bedeuten, wenn ein Kranker geheilt werden soll. Die

Wissenschaft verläßt nicht ihr Gebiet. Gerade das tun aber diejenigen, die, weil es in der Naturwissenschaft keine Wunder gibt, und sie dort bloß mit chemischen und physischen Kräften bekannt werden, dem allmächtigen Gott die Kraft absprechen, Wunder verrichten zu können. Christus handelte nicht nach den Gesetzen der Chemie, als er Wasser in Wein verwandelte. Mit dem menschlichen Verstand kann man die Allwissenheit nicht messen. Die Physik kann nicht Theologie lehren. Wenn Hädel sagt (S. 124): „Das alte Dogma von der Unsterblichkeit der Seele kann im 20. Jahrhundert nicht mehr Gegenstand ernster wissenschaftlicher Forschung, sondern nur noch des transzendenten Glaubens sein“, so verrät er hier wieder seine Unwissenschaftlichkeit. Was auf dem Gebiet des Glaubens liegt, unterliegt nicht und hat nie unterlegen der wissenschaftlichen Forschung. Es ist die alte einfältige Rede: Was ich nicht sehe, das glaube ich nicht. Wir haben früher gesehen, daß es gottlos ist, mit der Vernunft die Geheimnisse des Glaubens ergründen zu wollen; hier sehen wir, daß es unwissenschaftlich ist. Dr. Pank: „Die Wissenschaft forsche in Freiheit, wissenschaftlich und exakt, aber so exakt, daß sie Dinge, die über ihre Grenzen liegen ex actu läßt.“ (54, 125.) Die Wissenschaft soll nicht weiter forschen, sagt Luther, als ihr befohlen ist. Tut sie es doch, so „wird eitel Narrentwerk alle ihr Studieren und Wissen“.

e. Es ist unwissenschaftlich, alles erklären zu wollen und noch obendrein die eigene Erklärung für die einzig richtige zu halten. Die Bibel verbietet das, aber auch die Wissenschaft, z. B. die Psychologie. Wer nur ein wenig von der menschlichen Seele weiß, weiß, daß sie gar beschränkt ist. Die Psychologie hat noch nicht den Satz aufgestellt, daß der Menscheng Geist allwissend ist. Schon Hamlet wußte es: „There are more things in heaven and earth, Horatio, than are dreamt of in your philosophy.“ Auch lehrt die Erfahrung — und auf Erfahrung beruht die Wissenschaft —, daß die größten Gelehrten, gläubige und ungläubige, sich außerstande erklärt haben, die gewöhnlichen Erscheinungen zu erklären. Laplace konnte in einem gewissen Stadium seiner Entwicklung auf die Frage Napoleons, welche Stellung Gott in seinem Weltssystem einnehme, antworten: „Sire, dieser Hypothese bedarf ich nicht.“ Er meinte, alles aus natürlichen Kräften erklären zu können. Als er aber weiter die Psychologie studiert hatte, nahm er, wie wir gehört haben, diesen Ausspruch tatsächlich zurück. Und wenn nun die Bibel darüber, z. B. über die Schöpfung, eine Erklärung gibt, so wird nur ein aufgeblasener Mensch davon sagen: Das kann nicht die richtige Erklärung sein. Damit hätte er in einer Sache, die sonstigen Menschen unerklärlich ist, eine Erklärung abgegeben. Wir haben früher gehört, daß die Wissenschaft beschränkt ist; was wir hier ins Licht stellen wollen, ist, daß es unwissenschaftlich ist, diese Beschränktheit zu leugnen. Nur ein aufgeblasener Mensch wie Hädel kann sagen: Das Leben muß spontan entstanden sein, weil keine andere Er-

Nahrung möglich ist. Wir halten ihm jetzt nicht vor, daß es unvernünftig ist, von einer spontanen Zeugung zu reden, sondern daß er alles wissenschaftliche Gefühl verleugnet, wenn er behauptet: Es kann nichts anderes als spontane Zeugung die Sache erklären. "There are more things," etc. Meinte: „Wir sind von Geheimnissen umgeben, und unser Inneres umschließt ein großes Geheimnis. Das wollen wir ruhig einräumen. Die wahren Ignoranten sind diejenigen, die alle Welträtsel gelöst zu haben meinen.“ (54, 125.) — Läßt sich die wahre Wissenschaft nicht herbei, jene Sätze auszusprechen, so brauchen wir wirklich keine Notiz davon zu nehmen. L. h. Engelder.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. Synodalbericht des California- und Nevada-Distrikts mit Verhandlungen über das Gebet im allgemeinen. (12 Cts.)

2. "Confirmation Booklet." (15 cts., postpaid; bound in white leatherette with stiff covers and gold title, 25 cts., postpaid.) Ein vorzügliches Konfirmationsgeschenk, das unser Verlag also beschreibt: "The book opens with a short but cordial introduction subscribed 'The Pastor.' On one page it contains a blank form for the confirmation certificate; also provides blank space either to write out a memorial verse or to quote a Bible passage. Then it repeats the confirmation vow that is customary in the Missouri Synod Lutheran churches, a well-known poem, entitled: 'Following Jesus,' and three short but pithy articles on 'My Salvation,' 'My Duties and Obligations as a Christian,' and 'Perseverance.' The last page contains two prayers, one before communion and the other after."

3. „Zur Erinnerung an den Tag deiner Konfirmation.“ (25 Cts. portofrei; beim Duzend \$2.40 und Porto.) Ebenfalls ein schönes Konfirmationsbüchlein in Kunst- und Farbendruck, das zugleich den Konfirmationschein ersetzt. Das Büchlein ist auch englisch zu haben unter dem Titel: "A Token of Your Confirmation."

4. Ofterkatalog und Verzeichnis der Konfirmationscheine. F. B.

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von **Albert Leitzmann** herausgegeben von **Otto Clemen**. Zweiter Band. IV plus 464 Seiten. A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn.

In der vorigen Nummer von „Lehre und Wehre“ haben wir den ersten Band dieses Werks bereits zur Anzeige gebracht, und was wir dort gesagt haben über die Vorzüglichkeit dieser Ausgabe für alle, die sich gründlich in Luthers Schriften einlesen wollen, das gilt auch vom zweiten Bande. Als Vorwort ist demselben beigegeben das herrliche Urteil Hieronymus Wellers von 1555 über die einzigartige Bedeutung Luthers in der Kirche, über die Unvergleichlichkeit seiner Schriften sowie auch über den Segen, den das Studium derselben mit sich führt. Die in diesem Band abgedruckten Schriften Luthers sind die folgenden: 1. Sendbrief an den Papst Leo X. von der Freiheit eines Christenmenschen. 1520. 2. Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher verbrannt sind. 1520. 3. Eine kurze Form der Begeh Gebote, eine kurze Form des Glaubens, eine kurze Form des Vaterunsers. 1520. 4. Grund und Ursach' aller Artikel D. Martin Luthers, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt sind. 1521. 5. Das Magnificat, verdeutschet und ausgelegt. 1520 und 1521. 6. De votis monasticis iudicium. 1521. 7. Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung. 1522. 8. Von beider Gestalt des Sacraments zu nehmen.

1522. 9. Welche Personen verboten sind zu ehelichen. Vom ehelichen Leben. 1522.
 10. Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei. 1523.
 11. Daß eine christliche Versammlung oder Gemeine Recht und Macht habe, alle
 Lehre zu urteilen. 1523. 12. Ordnung eines gemeinen Raftens. 1523. 13. Von
 Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeine. 1523. 14. Formulae missae et
 communionis. 1523. 15. An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes,
 daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. 1525. — Wie im vorigen
 Bande, so geht auch hier jeder mitgetheilten Schrift eine vorzüglich orientierende
 kurze Einleitung voraus, und die nötigen Erklärungen und Bemerkungen finden
 sich in den Fußnoten. J. B.

Frühneuhochdeutsches Glossar. Von Alfred Göke. VIII und
 136 doppelspaltige Seiten. A. Marcus und E. Webers Ver-
 lag, Bonn. Preis: M. 3.40; geb. M. 3.80.

Alfred Göke, Mitarbeiter an der Weimarschen Lutherausgabe und dem
 großen Grimmschen Wörterbuch, bietet hier ein vorzügliches kleines Glossar,
 das einem lang empfundenen Bedürfnis abhilft und allen, die sich mit den
 Schriften Luthers und anderer Autoren aus dieser Zeit befassen, gute Dienste
 leisten wird, zumal wenn ihnen das große Grimmsche Wörterbuch nicht zur
 Hand ist. Im Vorwort sagt der Verfasser von seinem Buch: „So ist, was hier
 auf beschränktem Raum geboten werden kann, unfertig in mehr als einem Sinne,
 und ausbrüchlich als Versuch möchte sich dieses Büchlein geben, als ein Schlüssel,
 der viele Türen öffnet, aber nicht alle in dem übergroßen Haus mit seinen vielen
 Begiereschlüsseln. Es muß sich mit dem Wunsch begnügen, gut genug zu sein,
 um die Gunft einer neuen Auflage zu erleben und dann in Jahr und Tag ein
 rechter Hauptschlüssel zu werden.“ Auch jeder Lutherkleber wird dem von
 Herzen beistimmen, und wir wünschen darum dem Glossar Gökes eine weite
 und rasche Verbreitung. Bezogen werden kann dasselbe durchs Concordia Pub-
 lishing House. J. B.

Mehr Freude. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof
 von Rottenburg. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg.
 Preis: 85 Cts.

Was wir an diesem Buche, welches mit Begeisterung der Freude, die unserm
 pessimistischen und genußlüchtigen Geschlecht so nötig sei, das Wort redet, auszu-
 sehen haben, ist die Begründung derselben. Der Verfasser gibt, wenngleich etwas
 versteckt, so doch nicht undeutlich zu verstehen, daß der Katholizismus der einzig
 fruchtbare Boden rechter, wahrer Freude sei. Nun ist aber der Katholizismus
 Festesreligion, und zwar vorwiegend Religion von Menschengefesse. Das
 Gesetz aber richtet nur Zorn an und vermag nirgends die Blüten reiner, wahrer
 Freude aufspringen zu lassen. Nur das Evangelium von der freien Gnade
 Gottes in Christo, die allein der Glaube empfängt, ist die Mutter wahrer Freude
 und läßt auch das traurigste Herz in Freude und Jubel ausbrechen, im Leben
 wie im Sterben, in guten wie in bösen Tagen, in irdischem Leid wie in geistlicher
 Traurigkeit. Von diesem Quell aller wahren, bleibenden und ungetrübten
 Freude aber hat der Verfasser nichts zu sagen. Besteht doch auch das Verbrechen
 des Papsttums gerade darin, daß es diesen Freudenbrunnen den Christen ver-
 stopft und den Mann gebannt und verdammt hat, der diesen reinen Quell den
 Christen wieder geöffnet hat und von der Freude im Herrn zu reden wußte
 wie keiner seit den Tagen der Apostel. In seinem Buch versteht es Keppler, die
 Freude an der Natur, an der täglichen Berufsarbeit usw. hinreichend zu schil-
 dern; aber die höchste Freude, die er zu rühmen weiß, die spezifisch katholische
 Freude, ist im Grunde nur eine pharisäische „Freude“ an der eigenen Frömmig-
 keit und Heiligkeit, wie sie sich auch breitmacht in den Aussprüchen der römischen
 Heiligen, die Keppler zahlreich in seinem Buch zu Worte kommen läßt. Wie
 anders die Freude eines lutherischen Christen! Paul Gerhardt singt mitten aus
 seiner Trübsal heraus: „Mein Herz geht in Sprüngen und kann nicht traurig
 sein, ist voller Freud' und Singen, steht lauter Sonnenschein. Die Sonne, die
 mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ; das, was mich singend machet, ist, was
 im Himmel ist.“ Das ist nur ein Tatt von dem gewaltigen Freudenhymnus,
 den Luther mit dem ewigen, vom Papsttum aber verworfenen Evangelium wieder
 ausgelöst hat in den Herzen ungezählter Kinder Gottes. In seiner Weise ver-

sieht es Keppler meisterhaft, zur Freude zu begeistern; wenn er aber ein lutherisches Gesangbuch durchblättern wollte, so würde er finden, daß auch das Schönste, was er sagt, hier verblaßt, wie der Mond vor dem Glanz der Mittagssonne.

§. B.

Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung von Oswald Külpe. Dritte, verbesserte Auflage. Mit einem Bildnisse Kants. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. Preis: M. 1.25.

Kant behauptet, daß wir nur Phänomene und nicht die Dinge an sich erkennen können. Raum und Zeit seien nur die Formen unserer eigenen äußeren und inneren Anschauung, ohne objektive Bedeutung und von uns in die Dinge hineingetragen. Doppelt subjektiv sind ihm die Kategorien des Verstandes: Kausalität, Substantialität usw., denn auch sie seien nur Formen, die der Verstand den an sich schon subjektiven Anschauungen aufnötige. In der objektiven Außenwelt gebe es weder Raum noch Zeit, weder Kausalität noch Substantialität usw. Diese unsinnige Philosophie, die nicht bloß dem gemeinen Menschenverstande, sondern auch allem vernünftigen Denken Hohn spricht und selbst mit dem Befehl von der causa sufficiens aufräumt, hat auch viele Theologen in ihr Netz verstrickt. Auf die Autorität Kants hin haben z. B. die Ritschlianer aus der Theologie alle metaphysischen Seinsurteile gestrichen und die Theologie in bloße subjektive Werturteile aufgehen lassen. Obwohl nun Külpe ein großer Verehrer Kants ist, so hat ihn das doch nicht gehindert, an den grundlegenden Partien der Kantischen Philosophie eine für diese vernichtende Kritik zu üben, wie das ja auch schon vor ihm von vielen andern geschehen war. Külpes Buch zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Die geschichtliche Bedeutung Kants. 2. Die vorkritische Zeit. 3. Das kritische Problem. 4. Die Grundgedanken der kritischen Philosophie. 5. Raum und Zeit. 6. Die Kategorien und Grundsätze. 7. Die Apriorität als Subjektivität und der Phänomenalismus. 8. Die Bedeutung des Denkens und seiner Gegenstände für die Erkenntnis. 9. Die Ideen und Prinzipien. 10. Das Sittengesetz und die Postulate. 11. Das Reich der Zwecke. 12. Das Lebendige Kants. 13. Seine Persönlichkeit.

§. B.

Herbarts Lehren und Leben. Von O. Flügel. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. Preis: M. 1.25.

Flügel ist wohl der eifrigste Apostel, der treueste Exponent, der begeistertste Anhänger, der geschickteste Apologet und der populärste Darsteller der Herbartischen Philosophie, mit der man auch in unsern Kreisen besser bekannt sein dürfte als mit irgendeiner andern. Auch das vorliegende Bändchen von 138 Seiten legt hiervon Zeugnis ab. Es zerfällt in folgende Kapitel: 1. Metaphysik. 2. Psychologie. 3. Praktische Philosophie. 4. Pädagogik. 5. Religionsphilosophie. 6. Begriff und Einteilung der Philosophie. 7. Herbarts Leben. Nach Flügel soll sich Herbarts Philosophie auch gar wohl vertragen mit dem Gottesglauben und der christlichen Religion. In dem überaus interessanten Kapitel über die „Religionsphilosophie“ Herbarts lesen wir: „Er (Herbart) sah ferner auch die historischen Ausgestaltungen des religiösen Glaubens als ein zu Recht bestehendes Besitztum ihrer Träger an, das wie jedes andere Eigentum zu achten ist und nicht willkürlich angegriffen werden darf. In diesen Überzeugungen lag für Herbart einerseits nach außen hin der sittliche Grund der Unerläßlichkeit gegenseitiger Duldsamkeit und andererseits für sein eigenes inneres religiöses Leben das wirksame Motiv, daß, wenn er von der rein und streng wissenschaftlichen Arbeit seines Denkens abließ, er in dem auch in ihm historisch entstandenen christlichen Glauben und der dazu gehörigen Weltanschauung mit völliger Befriedigung ausruhen konnte; er trug, wie er selbst gesagt hat, seinen Glauben ‚in einem alten, schlichten Gewande‘ in sich. In diesem Sinne war Herbart nicht bloß im allgemeinen der Christusklehre als ein wahrhaft frommer Mann ergeben, sondern hielt auch an seinem kirchlichen Bekenntnis mit ernster Vertiefung, selbst an den sakramentalen Teilen desselben, fest.“ Solchen religiösen Gedanken und Gefühlen konnte aber doch wohl Herbart sich nur hingeben, solange er die Lehren seiner Philosophie aus den Augen und insonderheit seine philosophische Methode außer Tätigkeit setzte. Sobald er diese spielen und consequent weiterarbeiten läßt, bleibt nicht nur kein Raum für die christliche Religion übrig, sondern selbst der Begriff eines persönlichen Gottes, wie ihn die Schrift uns malt, wird folgerichtig als ein widerspruchsvolles Gebilde zerlegt und aufgehoben.

§. B.

B. G. Teubners Verlag in Leipzig hat uns zugehen lassen:

„Kaiser Konstantin und die christliche Kirche.“ Fünf Vorträge von Eduard Schwarz. Preis: M. 3; geb. M. 3.60.

LENTEN SERMONS. By *Henry Sieck*. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. Preis: \$1.25.

P. Sieck, der durch seine im Concordia Publishing House erschienenen Predigtsammlungen („Adventspreigten“, „Passionspreigten“ und die englischen „Sermons on the Gospels of the Ecclesiastical Year“, „Sermons on the Epistles of the Ecclesiastical Year“) in unsern Kreisen als schlichter, klarer Prediger bekannt ist, bietet hier in acht Serien 47 Passionsbetrachtungen von je ungefähr fünf Seiten. Die formal leitenden Gedanken in den acht Reihen deuten folgende Stichworte an: 1. Places; 2. Scriptures Fulfilled; 3. Remarkable Conduct; 4. Wanderings; 5. Addresses; 6. Words from the Cross; 7. Rays of Glory; 8. Persons. — Diese Predigten zeichnen sich aus weniger durch Gedankenfülle und Gedankentiefe als durch Einfachheit, Schlichtheit, Verständlichkeit und Kürze der Darstellung. Der Satz läßt zuweilen zu wünschen übrig, z. B. S. 53, wo die Zeilen verschoben sind. f. B.

THE DOCTRINE OF MAN. Outline Notes based on Luthardt. By *R. F. Weidner*, D. D., LL. D. Wartburg Publishing House, Chicago.

Die Weise D. Weidners ist bekannt und im Titel angedeutet durch die Worte „Outline Notes“. Nicht in fliegender Erörterung, sondern in lose aneinandergereihten Sätzen legt er die Lehre dar, die er vornehmlich den Schriften deutschländischer Theologen (Luthardt, Delitzsch, Müller, Harlek u. a.) entnommen hat. Auch allerlei Irrgeis hat D. Weidner dabei mit in den Kauf genommen. In dem Abschnitt vom freien Willen kommt der Synergismus Luthardts, Rahnis' u. a. weder zur eigentlichen Darstellung, noch wird er entschieden abgelehnt. Jedoch erklärt Weidner die Lehre Harlek' vom freien Willen und der Befehung für durchaus schriftgemäß. Unter andern bekennt er sich dabei auch zu folgenden Sätzen: „When the Holy Spirit begins to operate through the Word in our spirit, in contrast with our natural condition, there begins in us a new relation and procedure of God towards us, which manifests itself in vital energy, in consequence of which a new course of conduct toward God on our part is rendered possible. . . . There thus begins to dwell within ourselves a divine ground for the determination of our conscious personal conduct.“ (S. 170.) Hiernach entscheidet nicht der Heilige Geist den Menschen, sondern macht ihm die Entscheidung nur möglich. Ferner S. 171: „My own action in this domain“ (Wiedergeburt) „is only that of non-resistance and of receiving into the form of what is self-perceived, a power wrought even by the Holy Spirit, and not an action self-derived and self-determining.“ S. 175: „It is the will of God the Creator and Redeemer that what He bestows upon us by the working of the regenerating Spirit should be appropriated by the conscious individual, and should be voluntarily embraced by him. . . . Freedom to this end springs from a working of the Spirit of God upon our spiritual nature, by virtue of which God Himself renders it possible for us, in Him and through Him, to be able to will that which is of God.“ Endlich S. 177: „Christ stands at the door and knocks whenever the Word of God is preached to the unbeliever. If any one listens to this voice, allows the Spirit to work, opens the door, and Christ enters and sups with him, and he with Christ (Rev. 3, 20), — this opening of the door on the part of man may be called his conversion.“ In der Lehre vom freien Willen und der Befehung wird man obige und ähnliche Sätze synergistisch verstehen. f. B.

FREEMASONRY. AN INTERPRETATION. By *Martin L. Wagner*. The F. J. Heer Printing Co., Columbus, O.

Dies Buch von 563 Seiten zerfällt in vier Hauptteile. Der erste Teil trägt die Überschrift: Freemasonry a Religious Institution und umfaßt folgende Kapitel: 1. The Masonic institution described. 2. Freemasonry has the

marks of religion. 3. Freemasonry is recognized as a religious institution. 4. Freemasonry professes to do the work of religion. Der zweite Teil ist überschrieben: Freemasonry is an Esoteric Institution und enthält folgende Kapitel: 5. Do Freemasons generally perceive the real meaning of the Masonic language and ceremony and apprehend the doctrine of the institution? 6. The sources of light. 7. The mysteries. 8. The religion of the mysteries. 9. The Masonic mysteries. 10. The essence of the Masonic religion. 11. The Masonic theology. 12. The Masonic doctrine of the unity of God. Der dritte Teil behandelt The Masonic Hieroglyphs in folgenden Abschnitten: 13. The Masonic symbols and their meaning. 14. The Masonic emblems and their meaning. 15. The Masonic mystic names and words and their meaning. 16. The symbolization of the temple, the lodge, and the lodge of Masons. Der vierte Teil: The Ethics of Freemasonry, behandelt in Kapitel 17 The basis of Masonic ethics and the Masonic moral law und im 18. Kapitel The moral principles, precepts, and practices of Freemasonry. — Der Zweck dieser Schrift ist, das eigentliche Geheimnis der Freimaurer zu enthüllen und den Nachweis zu liefern: 1. daß die Freimaurer allerdings eine geheime Religion haben; 2. daß diese Religion im Grunde nichts anderes sei als der Phallismus, wie er im Orient, in Ägypten, Phrygien, Griechenland und Indien und später von den Gnostikern und der jüdischen Kabbala vertreten wurde; 3. daß es das Ziel der Freimaurer sei, diesen durch das Christentum verdrängten Phalluskult wieder aufzurichten und in den Freimaurerlogen Osiris, Typhon, Isis, Cybele und Sabazius gleichsam wieder einen Tempel zu errichten; 4. daß dieser Gedanke (der Phalluskult) Einheit bringe in die Symbole der Freimaurer (Kompaß, Kreis, Winkelmaß, Schutz, Säulen usw.) und in ihre symbolischen Handlungen; 5. daß mit dieser Anschauung auch die lagen ethischen Lehren der Freimaurer durchaus übereinstimmen. Der Verfasser sagt selber, daß kaum einer unter 10,000 Freimaurern dies eigentliche Geheimnis der Freimaurerei erkannt habe. Von den Freimaurern wird darum auch die in diesem Buch gegebene Enthüllung schwerlich anerkannt werden. Im Kampfe wider die Logen im allgemeinen und wider die Freimaurer im besonderen haben wir auch diese Enthüllung und Deutung der Freimaurerei nicht nötig. Für jeden Christen genügt vielmehr die Tatsache, daß die christliche Religion die Religion der in Christo uns von Gott geschenkten Gnade ist, deren wir nur durch den Glauben teilhaftig werden, daß aber die Freimaurerei diesen Gnadenweg verwirft und ihre Glieder auf dem Wege der eigenen Moral, Tugend und Werte selig machen will. Wir empfinden es darum auch als einen Mangel, daß dieser Gedanke nicht zum Gegenstand eines besonderen Kapitels gemacht worden ist. Das interessante Buch liest sich glatt, ermüdet aber bisweilen durch unnötige Breite und Gedankenwiederholung.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Unser Item im Novemberheft von „Lehre und Wehre“ (S. 513 f.) noch einmal. Uns ist von verschiedenen Seiten mitgeteilt worden, daß man sich gestoßen habe an dem obigen Item, insonderheit an folgender Stelle in dem Zitat aus der „Amerika“: „Die Lockspeise, die man anbietet, ist: der ‚wahrheitsliebende‘ Präses Stub der Präses nach der Vereinigung. Aber wir glauben, man sollte sich bedenken, ehe man diese Lockspeise verschluckt.“ Wir haben das in Anführungszeichen gesetzte Wort „wahrheitsliebende“ aufgefaßt, nicht als eine satirische Verdächtigung seitens der „Amerika“, sondern als ein direkt zitiertes Wort in einer indirekten Wiedergabe von Gedanken aus vereinigt-norwegischer Quelle. Gerne streichen wir aber die obige Stelle aus unserm Bericht, was hiermit auch geschehen sein soll. Die

Aufrichtigkeit oder die Motive D. Stubbs in Frage zu ziehen, ist uns nicht in den Sinn gekommen. Von der „Amerika“ sagt ferner unser Item, daß sie „innerhalb der Norwegischen Synode ungefähr dieselbe Stellung einnimmt wie in der Synodalkonferenz die „Rundschau“. Diese Charakteristik der „Amerika“ war den uns zugesandten Auszügen beigelegt. Dagegen ist nun von andern Seiten erklärt worden, daß diese Beschreibung nicht zu treffend sei, da die „Amerika“ wiederholt persönlich verletzende Angriffe auf Synodalglieder der Norwegischen Synode gemacht habe. Daß auch dies hier bemerkt werde, halten wir für recht und billig, da wir über die Stellung der „Amerika“ innerhalb der Norwegischen Synode kein Urteil haben. Bemerkte sei hier auch, daß wir nicht die Absicht hatten, alle Gedanken in den aus der „Amerika“ mitgeteilten Zitaten uns anzueignen. Was wir am „Opvgjør“ auslesen, ist die Anerkennung des intuitu a dei und der Satz von „des Menschen Verantwortlichkeitsgefühl der Annahme oder Verwerfung der Gnade gegenüber“. Auf diese Punkte wollen wir auch unsere Schlussbemerkungen in dem Item vom vorigen November beschränkt haben, wie das gleich in unmißverständlicher Weise hätte zum Ausdruck kommen sollen. — Gerne teilen wir schließlich auch die uns von offizieller Seite zugegangene Erklärung mit: . . . „the Norwegian Synod never adopted 'Opvgjør' in the sense attached to it in these abstracts“ (aus der Amerika), „but would repudiate that sense“. Wir finden hierin zugleich einen neuen Beleg für unsere Meinung, daß nur durch gründliche Diskussion der norwegischen Vereinigungsthesen festgestellt werden kann: 1. was diese Thesen dem Wortlaut nach wirklich lehren; 2. ob dies alles, was sie wirklich lehren, göttliche Wahrheit sei; 3. ob die Thesen alles enthalten, was unter den obwaltenden Umständen gesagt werden muß; 4. wie die Thesen von der Norwegischen Synode einmütig verstanden werden; 5. welchen Sinn die Vereinigte Synode mit denselben verbindet; 6. ob dieser Sinn, den die Vereinigte Synode mit den Thesen verbindet, wirklich identisch ist mit dem Sinn, den unsere Norweger mit denselben verknüpfen; und 7. ob also die auf Grund dieser Thesen geplante Vereinigung auf wirklicher Einigkeit, und zwar auf Einigkeit in der ganzen, vollen Wahrheit, beruht.

Die Ost-Ohio-Synode will mit der Bitte vor die nächste Versammlung der Generalsynode treten, die Erziehungsbehörde zu bevollmächtigen, einen Mann anzustellen, der seine Zeit und Kräfte der Gewinnung von Jünglingen fürs Predigeramt widmen soll. (Zions-B.)

Harter Boden. Nach 25jähriger Missionsarbeit in Salt Lake City hat die Behörde des Generalkonzils für einheimische Mission die Arbeit in jener Stadt aufgegeben. (Zions-B.)

Aber den historischen Roman „The Friar of Wittenberg“ zitiert der *Church Visitor* ein editorial des *Democrat* von Sidory, N. E. Nachdem der *Democrat* dem Roman alles Lob hat widerfahren lassen („it is one of the most delightful works of modern fiction we have read. . . . The author shows his unbounded admiration for the leader of the Reformation“), fährt er dann fort: „There is a subtle danger in the book, however, which we suppose the Lutheran press, which has most warmly commended the book, will warn against, and that is this: It is Martin Luther, the man of superb courage, of lion heart, whom the story magnifies, while it lays too little stress upon the fundamental truth of the everlasting Gospel which the miner's son rescues from the ravages of Roman corruption. After an

outburst of admiration over Luther's defense at Worms, the hero of the story is made to say this: 'And I think it of little account whether in days to come men shall say Martin Luther did well or ill in his exact doctrines of "Grace," or "Faith," or "Redemption." Doctrines change, the shifting prism of truth can find new colors, but the right of a man to stand before his God and to avow, "This I hold to be Truth, for with the powers Thou hast given I see it so," such a right, I say, is what Luther defended at Worms.' This is a pitiful failure to appraise the work of Luther at its true value. While he did fight for the right of every man to interpret the Scriptures for himself, under the illumination of the divine Spirit, his whole life was devoted, in effect, to the proving that the doctrines of grace, redemption, justification by faith were unchangeable doctrines, that Rome had changed indeed, for the profit of priestcraft. The doctrines were not new because Luther startled the world of his day with them. They never change any more than their divine Author, who is the same yesterday, and to-day, and forever." — Doch das Angefochtene find ja nur Reden des Grafen von Regenſtein. Ernſtlicher hat man ſich daran geſtoßen, daß neben rechten Worten von der Rechtfertigung Luthern auch ſolche Worte in den Mund gelegt werden, daß das Himmelreich durch ein reines Herz erworben werde uſw. Aber daran braucht man ſich nicht zu ſtoßen, wenn man bedenkt, daß dies geſchah in den erſten Jahren, da Luther anſang, zur rechten Erkenntnis zu kommen. Er ſagt ſelbſt in ſeinem Buch von Conciliis und Kirchen: „Ich habe vor zwanzig Jahren gelehrt, daß allein der Glaube ohn' Werke gerecht mache, wie ich noch immer tue. Wäre aber dazumal einer aufgeſtanden, der da hätte gelehret, Möncherei und Nonnerei ſollt' Abgötterei und die Meſſe der rechte Greuel heißen, hätte ich ſolchen Kezer nicht helfen verbrennen, ſo hätte ich's doch gehalten, ihm wäre recht geſchehen. Und ich unbedächtiger Narr konnte nicht ſehen die Folge, die ich mißte nachgeben, daß, wo es der Glaube allein täte, ſo könnte es die Möncherei und Meſſe nicht tun.“ In dieſem Roman iſt Luther ſchon weiter. Möncherei und Meſſe preiſt er dem Grafen nicht an, aber er mengt noch die gute Beſchaffenheit des Herzens in die Rechtfertigung hinein.

E. P.

In ſeinem Buch „Religious Forces of the United States“ meldet Dr. Carroll, daß die römische Kirche im Lauf der letzten zwanzig Jahre ein Wachstum von 99 Prozent zu verzeichnen habe. Das wird erklärt durch die starke Einwanderung katholischer Elemente aus Südeuropa und durch die sorgfältige Pflege der Pfarrschulen. Die einzige Kirchengemeinschaft, die die römische Kirche an verhältnismäßigem Wachstum übertroffen hat, ist die lutherische Synodalkonferenz mit 115 Prozent. Das wird auch wieder auf die Gemeindefchule zurückgeführt. Der *Lutheran* macht dazu die Erklärung: „The moral is plain: If those Protestants who cannot at this late date adopt or use the parochial school system, will not soon find a way to give every child an adequate Christian education, it must not wonder that it is being left far behind in the race.“

E. P.

Komiteen der United Presbyterian Church und der Southern Presbyterian Church waren am 4. Dezember v. J. in Washington versammelt, um über Vereinigung zu beraten, und sie haben sich auf eine Vereinigungsbasis geeinigt. Die Vorschläge sind nicht bekannt gegeben, sondern werden im Mai den General Assemblies zur Begutachtung vorgelegt. Dann haben

die Kirchen ein ganzes Jahr Zeit zum überlegen. Der *United Presbyterian* kennt die Vorschläge nicht, hält aber dafür, daß die bloße Tatsache, daß die *Comiteen* sich geeinigt haben, ein dankenswertes Ereignis sei und zeige, daß Gott seine Hand im Spiele habe. Das ist Schwärmerei. Nicht jede Vereinigung ist alsbald ein gottgefälliges Werk, ebensowenig wie jede Trennung. Es kommt darauf an, wie man sich zur göttlichen Wahrheit stellt. Doch ermahnt der *United Presbyterian* zur Nüchternheit und ruhigen Überlegung: "We must proceed thoughtfully and carefully and conscientiously. Each item in the basis of union must be carefully considered, and will be in due time. We must understand what we are doing, and we must understand each other. But in the meantime we most heartily rejoice in the progress that has been made, and our hearts warm at the prospect of our being one." E. B.

Daß die *Institutional Church* das nicht leistet, was man von ihr erwartet, von vielen auch ganz verfehrt betrieben wird, beklagt der *Churchman*. "More than one rector grieves because his well-attended gymnasium class, boys' brigade, cooking school, choral society, dramatic organization, and men's club seem to begin and end in their own spheres. He comes to wonder, after all, if these activities are not offering only a species of graft. He finds his church expending every year a certain and often considerable sum of money, which, perhaps, is helping to make more highly developed citizens, but which appears to add little or nothing to his register of baptisms and confirmations." "The institutional work of the Church should exist solely as a means to carry on pastoral work. It must never be divorced from the Church. Concessions in that direction mean failure." "Clubs, classes, gymnasiums, drills, good in themselves, are ethically neutral. . . . Even education is ethically neutral. . . . Real ethics can only be an outcome of religion. . . . Apparent as this is, many persons are engaged in institutional church work who have nearly divorced it from religion. This may seem an extreme statement, but there are institutional workers who live with little reference to the Church, and seldom even attend a church service. Too many workers fail to remember the origin and source of the very work in which they are participating. Finally, the Church must be regarded as the goal of institutional work. No good results *per se* exist because the clubs and societies have been well attended." — Man mag solche äußerliche Hilfsmittel erheben, so hoch man will, durch sie selbst wird in der Kirche gar nichts ausgerichtet. Was in der Kirche ausgerichtet wird, muß durchs Wort geschehen. Wenn äußere Hilfsmittel dazu helfen, äußerlich beim Wort zu erhalten, sind sie nicht zu verwerten. Aber sie haben auch alle miteinander die Neigung, auszuarten und etwas Selbständiges sein zu wollen außer und neben der Kirche und dem Wort. E. B.

Der "Outlook" spricht seine Hoffnungen und Erwartungen zum neuen Jahre so aus: "We expect to see what is called Modernism in the Roman Catholic Church and New Theology in the Protestant Churches spread in ever widening circles, supplanting everywhere the religion of wrath and fear by the religion of love and hope." Da muß erst ein Katholik ihm sagen: "This is a roundabout way of expressing a hope for the abolition of Christianity in the near future. Put in this blunt manner, the above statement would shock the readers of *The Outlook*. And yet if

Modernism and the New Theology met with the success *The Outlook* article bespeaks for them, scarcely a remnant of the essentials of Christianity would remain." E. B.

In wie viele Heerlager die sogenannte religiöse Bevölkerung des Landes zerfällt, zeigt der Statistiker Carroll. Im Jahre 1910 betrug die Bevölkerung der Vereinigten Staaten 91,972,266 und die religiöse 82,417,147 mit 35,245,296 Kommunizierenden. So sind rund 10,000,000 Menschen ohne alle religiöse Zugehörigkeit. „Kirchen“ gibt es aller Art, große und kleine, weiße und schwarze, hohe und niedrige, orthodoxe und heterodoxe, christliche und heidnische, katholische und protestantische, liberale und konservative, Calvinisten und Arminianer, einheimische und fremde, Trinitarier und Unitarier. Alle möglichen Bekenntnisse, Rituale, Gottesdienste und Gebräuche sind vertreten. Einer kann ein Heide, ein Jude oder ein Christ sein. Wenn er ein Heide ist, dann stehen ihm viele dem Buddha geweihte Tempel zur Verfügung; wenn er ein Jude ist, kann er orthodoxe und Reformjuden finden; wenn er ein Christ ist, dann kann er von 125 oder 130 verschiedenen Sorten sich eine Kirche aussuchen. Er kann sechserlei Adventisten finden, siebenerlei Katholiken, zwölf Sorten von Mennoniten oder Presbyterianern, dreizehn Sorten Baptisten, sechzehn Sorten Lutheraner oder siebzehn Sorten Methodistern. Und wenn keine von den 143 Parteien ihm gefallen, dann bleiben ihm noch 150 separate und freie Gemeinden zur Auswahl, die keinen Namen, kein Bekenntnis und keinen kirchlichen Zusammenhang haben. So schreibt Carroll. Also noch ein weiter Raum für einheimische Mission. Wieviel Sekten und viel Schwärmerei und noch lange kein christliches Land! E. B.

Unter der Überschrift: „Are Some Union Movements Unwise?“ sagt der *Presbyterian Banner*: „Where they are plainly impracticable, or would result in serious disturbance to the uniting bodies, would it not be better to wait until the parties are nearer together, and can gently merge and melt into each other?“ Er kommt dann auf die große Vereinigungspropaganda der Episkopalkirche zu sprechen und führt aus, daß davon gar nichts zu erwarten sei. „Here is the Protestant Episcopal Church promoting a great movement for Christian unity, and yet everybody knows that what this Church needs first to do is to change its own attitude towards other Churches. It does not, and apparently will not, even recognize other Churches as Churches, but always refers to them as ‘religious bodies,’ and so on.“ Er führt folgenden konkreten Fall an. Bischof Anderson von Chicago hatte bei Gelegenheit der Zusammenkunft der Federation of Churches begeisterte Reden gehalten für kirchliche Vereinigung. Und dabei handelte er in der Praxis so: Eine Frau begehrte ein Entlassungszeugnis von ihm an die Kongregationalisten und erhielt diesen abschlägigen Bescheid: „I am in receipt of application for membership signed by Blank. May I say that once a Churchman always a Churchman, and there is no such thing as transferring from the Church to a religious body. Mrs. Blank will remain on the church books until such time as she has violated the canons of the Church, which will make the removal of her name necessary from the cathedral register.“ Da drängt sich allerdings der Gedanke auf: „How can Bishop Anderson speak on Christian union, and then have his name on such a letter as that? Let the Protestant Episcopal Church first pluck the beam out of its own eye, and then may it see clearly to pull out

motes from other eyes. Until it first comes to some agreement with itself to recognize other Churches, it is useless, if not something worse, for it to initiate and promote movements for Christian unity." Es ist interessant, zu beobachten, wie die Episkopalen andern Protestanten gegenüber sich allein als „Kirche“ aufspielen und so sehnlich bei Rom um Anerkennung als Auck-Kirche aneln, wie aber römische Blätter ihnen jede Woche vorhalten, wer allein Kirche sei, sie zu bußfertiger Rückkehr ermahnen und ihnen die Entsetzung ihrer Kirche unter dem „Henry with his many wives“ oder „Bluff Harry“ berekeln wollen. — In bezug auf die angestrebte und von den Komiteen gefundene Vereinigung der United und der Southern Presbyterian Church, deren Basis vom Komitee aber nicht publiziert wird, sagt der *Banner*: „And while on the subject, we might as well say, kindly but plainly, that the present movement to unite the United Presbyterian and the Southern Presbyterian Churches does not seem practicable. There is a great show of committees and agreements and much writing in the denominational press on both sides, but the only possible way in which this union can be effected is for the United Presbyterian Church to give up the exclusive use of the Psalms in worship, and this it will not yet do. It could not do so without tearing itself to pieces. Such movements should be initiated only when they promise success, and abortive attempts are likely to leave the last state worse than the first.“ Es gibt kein anderes Einigungsmittel als die sachliche Polemik. Es muß die Wahrheit klar und laut bezeugt werden, so daß die, welche aus der Wahrheit sind, dieselbe erkennen und ihr zufallen. Die Alten drückten das richtig aus, wenn sie die rechte Polemik auch *Trenit* nannten. E. P.

über die Arbeit der Methodisten in Europa, speziell in Deutschland, sagt der „*Apologete*“: „Unser europäisches Werk wurde von Bischof Müller auf eine so klare und einsichtsvolle Weise vertreten, daß die Gesamtverwilligungen für diese Abteilung die vorjährigen Appropriationen um \$5124.00 überstiegen. Besonderes Interesse erregte seine Darstellung von der Lage und den Bedürfnissen unsers Werkes in Bulgarien, Frankreich, Rußland und Ungarn, und infolgedessen wurden die Verwilligungen für diese Länder um die folgenden Summen vermehrt: Osterreich-Ungarn: \$1179.00; Rußland: \$1500.00; Frankreich: \$1200.00 und Bulgarien: \$1200.00. Die Verwilligung für unser Werk in Deutschland und der Schweiz blieb auf derselben Stufe wie letztes Jahr. Die Verwilligung für die italienische Kirche in Zürich wurde um \$500.00 vermindert. Als das europäische Werk unserer Kirche zur besonderen Sprache kam, wurde von gewisser Seite Einwand gegen unser Wirken in protestantischen Ländern erhoben. Dies ist zum Teil der Stellungnahme der Welt-Missionskonferenz in Edinburgh auf die Rechnung zu schreiben, welche jede Vertretung solcher kirchlichen Tätigkeit ablehnte. Es ist gut, daß wir einen Mann auf dem Bischofsboard haben, der unsere Existenzberechtigung in solchen Ländern vollkommen klarzulegen imstande ist. So hat er bei dieser Gelegenheit in wenigen Worten gezeigt, daß man heute z. B. in Deutschland ein viel besseres Verständnis vom Methodismus hat als früher, und daß die Beziehungen zwischen unserer Kirche und den Repräsentanten der Staatskirche sich bedeutend geändert haben. Unsere jungen Prediger werden häufig gesucht, und Pfarrstellen sind ihnen angeboten worden, wo der Gehalt doppelt so groß wäre, wie derjenige, den sie bei uns bekommen. Die gesunde und starke Entwicklung des

Methodismus in Deutschland hat den praktischen Beweis von der Zweckmäßigkeit eines freikirchlichen Systems geliefert. . . . Er widerlegte die falsche Idee, daß unser Wirken in Deutschland im Lichte einer ‚Mission‘ wie in nichtchristlichen Ländern aufgefaßt werden dürfe. Denn tatsächlich hat unsere Kirche in Amerika keinen einzigen ‚Missionar‘ in Deutschland. Unsere sämtlichen Prediger drüben sind Untertanen des Deutschen Reiches.“ — Daß die Methodisten in Deutschland Fortschritte machen, liegt natürlich an dem traurigen Zustande der deutschen Landeskirchen. Die noch mit Ernst Christen sein wollen, fallen den Sekten zu, die ihnen doch die Hauptwahrheiten des Christentums noch bieten, die sie bei ihren ungläubigen Pfarrern nicht finden. Wenn doch die ernsteren Christen in den Landeskirchen „die Zweckmäßigkeit eines freikirchlichen Systems“ lernten und so in Übung setzten, daß sie sich zu lutherischen Gemeinden verbänden und sich gläubige lutherische Pastoren beriefen!

E. P.

Folgende höhnische Anzeige bringt die *New World*: „There is a splendid opportunity now for the writing of a new school history of England. A good whitewasher or kalsominer or fumigator of Henry VIII a specialty. For terms of ‚royalty‘ please apply to the superintendent of Chicago public schools.“ — Ohne uns für Heinrich VIII. zu begeistern, will uns doch scheinen, als ob die Katholiken so ziemlich die letzten sein sollten, die andere Leute verhöhnen, weil sie mit der Darstellung der anerkannten Geschichtsschreiber nicht zufrieden sind.

E. P.

„Generalleutnant Nelson A. Miles, der frühere Chefkommandeur der Bundesarmee und jetzige Hauptmatador für die ‚Guardians of Liberty‘, hat einsehen müssen, daß ihn die Stadt Buffalo als einen Ehrengast bei der Feier des sogenannten ‚Berry-Jahrhundertfestes‘ nicht braucht noch wünscht. Ja, es gibt eben in Buffalo eine Bevölkerung, die zu 60 Prozent katholisch ist, und diesen Teile eine Beleidigung in Gestalt eines Mannes von General Miles‘ Kaliber anzubieten, wagt doch niemand.“ — So schreibt der „Katholische Glaubensbote“. Und dabei ist Miles eben doch Generalleutnant der Bundesarmee. Wenn aber katholische Würdenträger, die keine Ehrenstelle im Staate innehaben, „im Namen der ganzen Bevölkerung“ gefeiert werden usw. — das dürfen Protestanten nicht als Beleidigung ansehen.

E. P.

„Gegen die geifernde ‚Menace‘“ schreibt der „Kath. Glaubensbote“: „Im Verlage der Zentralstelle des Deutschen Römisch-Katholischen Zentralvereins ist soeben ein neues Doppel-Pennhblatt in englischer Sprache erschienen, das sich unter dem Titel *The Slims of the Serpent* gegen das Schandblatt *The Menace* richtet. Es stellt in klarer und sachlicher Weise die absichtlich gefälschten Darstellungen sowie die unlauteren Methoden der *Menace* und die verderbten Informationsquellen, aus denen dieses Blatt schöpft, bloß. Hieran schließt sich dann eine Apologie der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen, des Ordenswesens, besonders der Schwesternorden, und des Alexus, aus dem Munde von Nichtkatholiken. Da die schmutzige *Menace* fast überall zur Verteilung gelangt, sollten es sich katholische Vereine und alle Katholiken angelegen sein lassen, dieses Doppel-Pennhblatt der Zentralstelle sich anzuschaffen und zu verbreiten.“

E. P.

„Und nun die Propaganda der Tat?“ Unter dieser Überschrift berichtet der „Katholische Glaubensbote“, daß er Beweise in Händen habe,

daß allenthalben "Menace Clubs" gebildet würden, um die „kirchenfeindliche Propaganda jenes in Aurora, Mo., erscheinenden Schandblattes *The Menace*" in eine Propaganda der Tat umzusetzen. „Die Zentralstelle des Deutschen Römisch-Katholischen Zentralvereins ist im Besitz von Gemeissen für diese Behauptung. Sie hat Exemplare des Freibriefs, der Konstitution und der Nebengesetze des sogenannten 'Menace Club', der Mitgliedschaftsformulare und anderer Druckfachen, die von jener sauberen Sippe in der Absicht, dem fanatischen Haß gegen den Katholizismus den Rückhalt organisierter Kräfte zu verleihen, hergestellt worden sind. Der Clubfreibrief trägt eine niedere Zahl, so daß man wohl annehmen muß, es handle sich hier um einen erst neuerdings ausgeheckten Plan der ‚Menässer‘.“ Der „Glaubensbote“ ruft seinen Leuten zu: „Es ist Zeit, daß wir uns dieser Tatsache bewußt werden; denn nichts ist schädlicher als die Selbsttäuschung. Die Tatsache allein, daß man die Kräfte gegen die Kirche sammelt, sollte genügen, uns zu warnen. Die 'Menace'-Propaganda ist aus dem Stadium einer rein papiernen Agitation in das der Vorbereitung auf die Tat auf dem Wege der Organisation eingetreten.“ — Wir haben ja mit Rom kein großes Mitleid; aber wir befürchten bei solchen Unternehmungen immer, daß sie nicht auf rechter Bahn und in den rechten Schranken bleiben.

Auf sonderbarer Fährte ist der „Glaubensbote“ in seiner Suche nach dem Urheber solcher "Menace Clubs". Nach seiner Meinung ist das eine Nachwirkung der republikanischen Niederlage. Man suche nun ein neues issue und Verstärkung seiner Reihen. Taft sei immer katolikunfreundlich gewesen, so bleibe nur Roosevelt übrig als Karnickel. Er sagt: „Die Gründer und Förderer der *Menace* und der 'Menace Clubs' beginnen ihre nunmehrige Tätigkeit der Propaganda unmittelbar nach einer politischen Kampagne, welche nicht allein der alten republikanischen Partei, sondern auch der von Theodor Roosevelt geleiteten Faktion oder Partei der Progressiven eine schmählische Niederlage gebracht hat. Da aber die wirkliche republikanische Partei, deren Hauptvertreter als Präsidentschaftskandidat Herr Taft war, sich der Feindschaft gegen die Katholiken strikt enthielt (ernannte doch Herr Taft sogar den Katholiken White zum Chefrichter des Oberbundesgerichts), und da andererseits Herr Roosevelt, der Kandidat der Progressiven, in Rom und anderswo eine unverkennbare Abneigung gegen Katholiken gezeigt hat, so braucht man vielleicht keinen besonderen Beweiser, um in das Hauptquartier und zu den Hauptvertretern der *Menace* und der 'Menace Clubs' zu kommen, die nunmehr das ihnen am Wahltag im November 1912 verloren gegangene Terrain durch einen Kombinationskampf gegen ‚Rom‘ und die Arbeiterunionen zurückgewinnen möchten. Herrn Roosevelts sogenannte Arbeiterfreundschaft glied stets einem recht dünnen Lack, der nicht viel Scheuerung verträgt, und seine ‚Attaken gegen die Trusts‘ sind schon so oft mit Recht ins Lächerliche gezogen worden, daß eine von ihm zugunsten seiner Wahl im Jahre 1916 bereits begonnene Tätigkeit per *Menace* und 'Menace Clubs' mit Hilfe von Trustkapitalien recht wohl als wahrscheinlich erscheint.“ — Die Genesis dieser ganzen Bewegung liegt ganz anderswo, nämlich bei den Katholiken selbst. Sobald sie dafür sorgen, daß die Aussprüche ihrer Päpste und Würdenträger, an denen das amerikanische Volk und andere Völker mit Recht Anstoß nehmen, zurückgenommen werden, so bald wird diese ganze Bewegung als gegenstandslos in sich zerfallen. *Hic Rhodus, hic salta!*

E. P.

Die Hieronymus-Gesellschaft, eine katholische Bibelgesellschaft, die seit einigen Jahren Tausende von Exemplaren der Evangelien und der Apostelgeschichte verbreitet hat, ist unter der Hand unterdrückt worden. Jener Kardinal stand nicht allein, der dafürhielt: „Melius consultum fuisse ecclesiae, si nulla unquam extitisset Scriptura.“ Dann wäre es noch eine ganz andere Sonne, Papst zu sein. E. P.

Bischof Garrigan von Sioux City lamentiert über eine Verfolgung der Katholiken, die sich über das ganze Land erstreckt. Die Katholiken seien politisch geächtet, eine ganze Reihe von Blättern mache sich die Bekämpfung und Beschimpfung der katholischen Kirche zur Aufgabe. Was den Leuten am meisten Schrecken einjage, seien die zwei Dinge: „church domination“ und „papal occupation“. Da gibt er die beruhigende Versicherung: „I beg to assure that class of deluded people that so far as I can divine the trend of things, Church and State never will be one in this republic, and the pope never will take up his residence at Mount Vernon. I firmly believe that if the contributors to the *Menace* and kindred publications were convinced of these two things, they would sleep more normally, and the country at large would enjoy greater peace and unity.“ — Nun glauben wir auch nicht, daß diese beiden Dinge in der nächsten Zeit geschehen werden. Aber deswegen trauen wir den römischen Kirchenfürsten doch nicht. Wenn sie wirklich das Volk über diese Befürchtung beruhigen wollen, dann sollen sie doch dafür sorgen, daß der Papst alle seine gegenteiligen Aussprüche und Ansprüche zurücknimmt. E. P.

In der „*Sacred Heart Review*“ wird Kardinal Farley angebildet mit einem Gedicht, das anfängt: „Prince of the House of David.“ Das Lesen dieses Gedichts hat uns einen großen Dienst getan. Wir haben oft gelesen, daß die Karbinäle „Prinzen vom Geblüt“ genannt wurden. Bei uns regte sich immer der Amerikaner, wenn wir den entweder nichts- oder sehr viel-sagenden Titel lasen. Auch wunderten wir uns immer, was das für ein „Geblüt“ sein möchte. Jetzt wissen wir's: die Leute sind Juden. E. P.

Des gewesenen Priesters Crowleys Buch, „Romanism a Menace to the Nation“, ist in der ersten Auflage vergriffen, und es ist bereits die zweite Auflage erschienen. In dieser neuen Auflage macht Herr Crowley folgende Offerte: „Ich will irgendeiner Person zehntausend Dollars geben, welche beweisen kann, daß ich exkommuniziert wurde, und daß meine Behauptungen und Anklagen gegen Priester, Prälaten und Päpste in meinem Buch, 'Romanism a Menace to the Nation', unwahr sind. Ich erkläre mich ebenfalls bereit, in diesem Falle die Platten meines Buches auszuliefern und dessen fernere Publikation für immer einzustellen.“ Herr Crowley hatte früher eine ähnliche Offerte im Betrage von \$5000 gemacht, ohne daß jemand sich meldete. Er fragt jetzt: „Wird Rom auf diese Herausforderung antworten? Wenn nicht, warum nicht?“ — Für das Publikum wäre es vielleicht ein interessantes Schauspiel, wenn Vertreter des Papsttums versuchen wollten, sich die \$10,000 zu holen. E. P.

Gut ist der Rat, den die *New World* ihren katholischen Schwärmern gibt: „Just at present,“ says the *Catholic Sun*, „the religion of General Barry is being discussed too much by the Catholic press. It is nobody's business what his religion is. However, we will say for the edification of

certain of our contemporaries that he was baptized in St. Peter's Church, New York, and that his parents were worthy parishioners thereof.' The *Catholic Sun* is right. The Catholic press should stop this eternal harping on the fact that some man or woman of prominence belongs to the Catholic Church. It runs all the way on the gamut from Thorpe, the Indian sprinter, to General Barry, with a number of society women sandwiched between." — Es wäre gut, wenn die das zu Herzen nähmen. Andere, die nicht katholisch sind, dürfen sich's auch merken. E. P.

Shakespeares "Merchant of Venice" darf nach der Order der Superintendenten in New York in den Schulen nicht gelesen werden, in denen Judenkinder in der Majorität sind. Den öffentlichen Schulen ist, sobald sie den Elementarunterricht verlassen, das Gebiet sehr eingeengt und umstritten. Gegen die Bibel protestieren die Ungläubigen, gegen die Geschichte Heinrichs VIII. die Episkopalen, gegen die Geschichte des Papsttums und der Reformation die Papisten, gegen den Schloß die Juden. Am meisten Recht zum Protest hätten die Christen gegen Evolution und andere sehr fragliche Hypothesen, die da als ausgemachte Wissenschaft aufgetischt werden und doch mit dem Worte Gottes unvereinbar sind. E. P.

Auch den Suffragetten paßt die Bibel nicht, wie sie nun einmal ist. In Chicago hielt eine Frau Figen eine Rede, in der sie sagte: „Eine Frau kann nicht aufrichtig eine Christin sein und eine Suffragette zugleich, weil der Mann ein Monopol hat an der Bibel und Religion. Wir können die Bibel nicht als inspiriert anerkennen, weil sie in allen Dingen das männliche Geschlecht erhebt auf Kosten des weiblichen. Der Mann hat in der Religion, wie überall, alles in Besitz genommen. In der Bibel, die wir kennen, ist Gott dargestellt als Mann, Christus als ein Mann, die Apostel als Männer und die Engel des Himmels als Männer; und den Frauen wird geboten, ihren Männern zu gehorchen. Wir Suffragetten können die Bibel nicht wörtlich als von Gott eingegeben anerkennen. Wir müssen ja sehen, daß sie geschrieben wurde von Männern zu einer Zeit, da Frauen als Eigentum angesehen wurden. Den Männern ebenbürtig? Die Bibel muß revidiert werden. Sie ist nicht modern genug.“ Sie sagte: im Himmel und auf Erden sei alles gegen die Frau. Die katholische *New World* rät ihr, an dem andern Platz einmal Erkundigungen einzuziehen. Aber warum gleich so gartig werden und ihr die Hölle anbieten? Hat er denn gar nicht an das Fegfeuer gedacht? E. P.

II. Ausland.

Die Sächsische Kirchliche Konferenz, die bisher unter der Führung des verstorbenen Superintendenten D. Meyer (Zwidau) stand, hat noch in ihrer diesjährigen Tagung wieder ihre alte Gestalt gezeigt. Zum Hauptreferenten war Prof. Dr. Gunkel aus Gießen berufen, der über „Sagenvergleichung im Alten Testament“ sprach, zwar die Erzählungsstoffe des Alten Testaments viel höher wertete als die schon lange vorher in verschiedenen Variationen in anderen Ländern sich findenden Märchen, aber diese Stoffe doch schließlich auch als Sagen bezeichnete nach Art der modernen, freisinnigen Theologie. Und über die bereits auf der letzten Versammlung aufgeworfene Apostolikumsfrage nahm die Konferenz einstimmig eine Petition an das Landeskonsistorium an, in der dieses gebeten wird, in bezug auf den Ge-

brauch des Apostolikums bei Taufe und Konfirmation die referierende Form zu gestatten, so daß klar werde, daß man zu dem Wortlaute des Apostolikums nicht mehr verpflichtet sei. (E. K. Z.)

In Sachsen-Altenburg ist der Religionsunterricht in einer Weise reformiert worden, die bald ihre schädlichen Folgen zeitigen wird. Der gesonderte Katechismusunterricht kommt fortan in Wegfall. Die Katechismusstoffe, Gesangbuchlieder usw. sollen an den geschichtlichen Lehrstoff organisch angegliedert werden. Der ganze religiöse Memorierstoff soll bedeutend verringert und jede Überlastung des kindlichen Gedächtnisses vermieden werden! Auch der modernen Bibelforschung soll entsprochen werden, „soweit es sich mit den Zielen der Volksschule verträgt“. (E. K. Z.)

Aus Anlaß der Harnack'schen Broschüre über Traub schreibt die „Vossische Zeitung“: „Gewiß nicht ohne Fühlung mit den hohen und höchsten Stellen tritt Harnack auf den Plan. . . . Der deutsche Kaiser hat jüngst in Zürich eine erregte Bemerkung über das Urteil seines Oberkirchenrats gemacht, aus Verlastung hervorging, daß sich ein Gewitter über den Häuptern der hochwürdigen Herren in der Hardenbergstraße zusammenziehe. Harnack's Schutzrede für Traub ist vielleicht der erste Blitzstrahl aus dieser lusttreinigenden allerhöchsten Wetterwolke. . . . Es kann kein Zweifel obwalten, daß unter dem Unwillen des Kaisers als Summepapstus Preußens und unter den Anklagen von Harnack und Baumgarten die Stellung des Herrn Voigts an der Spitze der preussischen Landeskirche erschüttert ist. Dem ‚Falle Traub‘ dürfte in Wälde der ‚Fall Voigts‘ nachfolgen. Der Mann, der das Urteil gegen Traub verantwortlich gezeichnet hat, wird nicht umhin können, beim Kaiser als dem obersten Landesbischof baldigst die Vertrauensfrage zu stellen: ‚Wir erwarten die Verabschiedung des für seine hohe Stellung unzureichenden D. Voigts.‘“ — Inzwischen ist bekannt geworden, daß die Äußerungen des Kaisers entstellt wiedergegeben worden sind, und daß er das Vorgehen des Oberkirchenrats zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung durchaus billigt. (E. K. Z.)

„In zwölfter Stunde!“ — so lautet der Titel einer Broschüre, die der Ev.-luth. Schulverein im Königreich Sachsen als letzten Mahnruf zum neuen Volksschulgesetze bei H. G. Wallmann hat erscheinen lassen. Die Broschüre zeigt, daß die Deputationsbeschlüsse von der Landeskirche und allen kirchlich gesinnten Kreisen als ein Schlag ins Gesicht empfunden werden müssen, und läßt deutlich durchblicken, daß die Annahme dieser vorläufigen Beschlüsse sicher einen nicht geringen Teil der Mitglieder des Schulvereins vor die Frage des Austritts aus der Landeskirche stellen werde, um so ihren Kindern einen christlichen Unterricht zu sichern. Die Broschüre schließt mit den Worten: „Falls die Deputationsbeschlüsse Gesetz werden sollten, dann ist's gewiß, daß für die gläubige Gemeinde wieder Sturmzeit kommt. Ob es uns dann möglich sein wird, innerhalb der Landeskirche durch Gründung christlicher Privatschulen nach dem Vorbilde Hollands unserm Volke und unserer Jugend das Evangelium zu erhalten? Ob uns Gott den Weg in die Freikirche weisen wird? Das wissen wir nicht. Aber Opfer wird es kosten. Und wir wollen sie bringen in Gottes Namen. Wir wollen's nicht nur singen, wir wollen's dann mit der Tat beweisen: ‚Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn; das Reich muß uns doch bleiben.‘“ Hoffentlich hat auch diese neueste Broschüre des Schulvereins eine ähnliche Verbreitung und ähnlichen Er-

folg wie die frühere „Der rote Katechismus“, die in über 100,000 Exemplaren verbreitet ist und dem Schulverein viele Mitglieder gewonnen hat.

(E. K. B.)

Die „Lübeder Nachrichten“ beginnen einen Artikel: „Der Fall Traub und seine politischen Konsequenzen“ in ihrer Nr. 254 vom 28. Oktober v. J. mit folgenden Sätzen: „Es ist in den Besprechungen über den Fall Traub noch immer nicht scharf genug hervorgehoben worden, daß Traub nicht eigentlich von der Kirche, sondern vom ‚Staat‘ abgesetzt worden ist. Denn der Oberkirchenrat resorziert vom Staat; er wird nicht nur aus allgemeinen Staatsmitteln besoldet, seine Mitglieder werden auch auf Vorschlag des Staatsministeriums ernannt und sind Staatsbeamte in aller Form. So bleibt die Verantwortung für die Handlungen des Kirchenregiments in letzter Linie an dem preussischen Staate hängen. Es ist verständlich, wenn unter diesen Umständen in den Kreisen der liberalen Politiker die Frage ernstlich erwohnen wird, ob Staat und Volksvertretung diese Verantwortung noch weiter tragen können. Wie wir hören, will die fortschrittliche Volkspartei und auch ein Teil der Nationalliberalen dem durch Ablehnung des Etats des Oberkirchenrates im nächsten preussischen Haushaltsplane Ausdruck geben.“

Die Kirchliche Konferenz im Herzogtum Gotha, das ist, die Vereinigung der positiven Pfarrer der gothaischen Landeskirche, tagte am 30. Oktober v. J. in Gotha. Es wurde hervorgehoben, daß das Vertrauen zu dem Geistlichen oft darunter leide, daß er nur nach seiner Meinung predige und rede, und daß darum auch jeder seine Meinung haben könne. Demgegenüber muß das Bewußtsein wieder gestärkt werden, daß der Pfarrer ein Christ ist, der innerlich an das objektive Wort gebunden ist und darum allein dieses in allem, was er redet und tut, bringt. Der Gefahr, daß die evangelische Kirche eine Kirche der Pfarrer wird, wie sie in den Fällen Jatho und Traub zutage getreten ist, kann nur dadurch begegnet werden, daß sie sich überall als Kirche des Wortes darbietet, und vornehmlich der Pfarrer auf dem Wort steht und darin lebt. Die nächste Sitzung wird sich mit der Trennung von Kirche und Staat beschäftigen, für welche ein Antrag der sehr starken sozialdemokratischen Fraktion im Landtag schon eingegangen ist.

(D. A. G.)

Aber die Mission der Methodisten in Bulgarien schreibt der „Apologete“: „Bulgarien interessiert uns nun darum besonders, weil die Methodistenkirche eine Mission dort hat — schon seit 1857. Aber die Arbeit war bis vor wenig Jahren so erfolglos, daß unsere Missionsbehörde mehr als einmal nahe daran war, die Arbeit dort ganz einzustellen. Es fehlte vielleicht an der rechten Leitung. Warme Freunde des Volkes aber trugten immer wieder Einsprache einzulegen. Seit dem Jahre 1905 steht die Mission unter der Leitung des unermüdblichen Dr. Count, dessen Herz für die Sache des Meisters glüht — ein echter Missionar.“ Auf den Entwurf: „Was tun denn die Methodisten dort; es ist doch auch ein christliches Land? Sie sollen ihre Missionen unter den Heiden anlegen“, antwortet er: „Aber ist denn Bulgarien wirklich ein christliches Land? Es ist wahr, der jetzige Krieg hat etwas von der Art eines Religionskrieges. Es ist der Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond. Es ist Patriotismus, gepaart mit Religionshaß. Die Bulgaren, wie die andern Balkanvölker, hassen den Türken, weil er sie unterdrückt und jeden Fortschritt hemmt. Wo der Türke herrscht, ist

Mißwirtschaft. Bezeichnend sagte ein Redner, der in Montenegro einige Zeit zugebracht hatte: „In Stutari lag auf dem Landungsplatz ein ausgehobener Pflasterstein, und jeder stolperte drüber weg. Ich fragte einen Türken, warum denn dieser Stein nicht in Ordnung gebracht werde. Er zuckte die Achsel und sagte: „Wenn Allah will, kommt er schon in Ordnung.“ Es ist eigentlich ein Kampf um Freiheit und freie nationale Entwicklung. Und sie kämpfen mit begeistertster Hingabe. Aber ihr ‚Christentum‘ ist fast nur Aberglaube. Sie nennen sich Christen, weil sie keine Mohammedaner sind. Sie bekennen sich zum Zeichen des Kreuzes und verwünschen den Halbmond. Aber das Christentum des Bulgaren besteht mit wenig Ausnahmen darin, daß er während der ersten Woche seines Lebens vom Priester getauft worden ist, daß er für die Gebete des Priesters regelmäßig bezahlt, daß er zu Ostern zum Abendmahl geht, daß er in der Kirche getraut wird, daß er hier und da einmal zur Kirche geht und die Heiligenbilder küßt, daß seine Kinder dort getauft werden, und wenn er endlich stirbt, dann liest der Priester die Totengebete bei seinem Begräbniß gegen gutes Geld. Und die Glode wird so oft geläutet zu seiner Ehre, als eben die Hinterbliebenen dafür bezahlen. Das ist Aberglaube, das ist christliches Heidentum oder heidnisches Christentum. Das gilt für den einfachen Mann. Die gebildeten Klassen aber, die meist auf französischen Hochschulen gewesen sind, wollen von diesem Aberglauben nichts mehr wissen und sind dann Atheisten oder etwas Ähnliches.“ E. P.

Die Bulgaren wollen Bibeln haben. Dr. Marcellus Bowen, Agent der Amerikanischen Bibelgesellschaft für die Levante, der sein Hauptquartier in Konstantinopel hat, berichtet in der *New York Tribune* über den religiösen Zustand in den Balkanstaaten. Er sagt: der Krieg lege gegenwärtig die Arbeit der Mission und der Bibelgesellschaft lahm. Aber besonders in Bulgarien sei im Lauf der letzten fünf Jahre das Verlangen nach Bibeln immer lauter geworden. Von Sofia, der Hauptstadt, sei kürzlich eine Bestellung gekommen für 10,000 Neue Testamente. Die vorhandene Auflage war beinahe erschöpft, so daß viele auf eine neue Auflage warten müssen. Die Bulgaren hätten überhaupt in den letzten Jahren intellektuell und moralisch große Fortschritte gemacht, läsen mehr und wollten das Christentum aus seinen Urkunden kennen lernen. Hoffentlich machen sie den rechten Gebrauch von den begehrten Bibeln und erkennen die Wahrheit, die sie wirklich freimachen kann! E. P.

Sämtliche protestantische Kirchenvorstände in Bayern wenden sich nach den „Münchener Neuesten Nachrichten“ mit folgendem Protest wider die geplante Aufhebung des Jesuitengesetzes an das Kirchenregiment: „Die katholischen Bischöfe Bayerns haben an den Bundesrat eine Eingabe gerichtet um Aufhebung des Jesuitengesetzes. Katholische Dekanate haben in Resolutionen das dringende Verlangen nach Rückberufung der Jesuiten zum Ausdruck gebracht. Die Gefahr, daß der Orden, der unserer evangelischen Kirche die tiefsten Wunden geschlagen hat, der über die Befenner des evangelischen Glaubens in der Gegenreformation blutiges, unvergeßenes Weh gebracht hat, in Deutschland wieder Einlaß findet, rückt näher. Wir halten es darum für unsere Pflicht, nicht aus Furcht, aber aus Liebe zu unserm ganzen Volke, das den konfessionellen Frieden braucht, einmütig Protest zu erheben gegen die begehrte Aufhebung des Jesuitengesetzes. Der Orden der Gesellschaft Jesu ist, der er war, und bleibt, der er war. Mit Gewalt-

mitteln wird er wohl im 20. Jahrhundert die evangelische Konfession nicht niederschlagen wollen, wie er es ehemals versucht hat, aber er wird andere Mittel zur Anwendung bringen, um der Kirche des Evangeliums das Leben zu erschweren. Wir wissen, daß unsere Kirche unter dem Schutze des Allerhöchsten steht, der die Reformation zum Segen Deutschlands gewollt hat; die Bekenner des Evangeliums werden sich auch ihres Feindes, wenn er kommt, zu erwehren wissen; aber um unser Volk, das mit Kämpfen reichlich beschwert ist, noch vor dem schwersten aller Kämpfe, dem religiösen, zu bewahren, erheben wir nochmals feierlichen Protest nicht bloß gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes, sondern auch gegen jede Abschwächung des noch geltenden Gesetzes.“

Der gegenwärtige Papst wünscht in den vatikanischen Skripten nahe bei dem Grabe St. Peters begraben zu werden. Da gab es eine Rechtsfrage. Die Gesetze Italiens verbieten das Begraben in Kirchen. Es wurde deswegen förmlich um die nötige Dispensation nachgesucht, welche die italienische Regierung auch gleich gewährte. Streng genommen, haben ja die italienischen Behörden keine Jurisdiktion über den Vatikan, der extraterritorial ist. Aber man wollte sicher gehen und etwaigen Vermidlungen vorbeugen. So wird denn der Papstes Grab bereitet. Der Papst hat entschieden, daß die Leiche seines Vorgängers, Leo XIII., in St. Peter bleiben soll und nicht, wie Leo es gewünscht hatte, zum St. Johannes Lateran übergeführt werden soll. Als Grund gibt Pius an, er fürchte ernstliche Aufrührer von Seiten der Antiklerikalen, wenn man versuchen würde, den toten Papst durch die Straßen zu bringen. E. P.

In der Kammer der bayerischen Reichsräte kam kürzlich noch einmal der bekannte Jesuitenerlaß des Ministeriums Hertling zur Sprache. Graf zu Törring-Jettenbach trat scharf gegen die Regierung auf. Aus seiner Rede interessiert uns besonders der Abschnitt, in dem er nach dem Bericht der Tagesblätter erklärt: die große Majorität der bayerischen Bevölkerung sei der Ansicht, daß es besser sei, wenn das Tor, das zwischen ihr und den Jesuiten errichtet ist, geschlossen bleibe mit Rücksicht darauf, daß dadurch zweifellos der konfessionelle Friede gewahrt werde. Ein bedeutender Teil des katholischen Klerus teilt diese Ansicht. Diese allgemeine Volksmeinung habe die Staatsregierung bisher ignoriert. Zum Schluß sagt Graf Törring: „Wir wissen jetzt, was wir in diesen und ähnlichen Fragen von der Staatsregierung zu erwarten haben. Es wird uns deshalb nichts weiter übrigbleiben, als Hilfe auf einer andern Seite zu suchen. Wir wenden uns daher an die Reichsregierung, daß sie uns Schutz gewähre, der uns von der nächststehenden Regierung versagt bleibt.“ Der Ministerpräsident entgegnete auf diese Ausführungen: Eine so große Gefahr sind die Jesuiten nicht, daß man die Reichsleitung um Schutz anzurufen braucht, selbst wenn ein Jesuit nicht nur im Wirkshaus, sondern auch auf der Kanzel seine Worträge hält. Von einer Störung des konfessionellen Friedens durch die Jesuiten kann in Wahrheit nicht die Rede sein, und von einer friedensstörenden Wirkung der Jesuiten habe man nirgends etwas verspürt. Als dann Erz. von Bezzel auf die bedenklichen Urteile von anerkannten Katholiken über die Jesuiten hinwies und auf die Schrecken der Gegenreformation, die bei dem Gedanken an die Rückkehr der Jesuiten in der Erinnerung der evangelischen Bevölkerung wieder lebendig würden, betonte der Ministerpräsident, die Staatsregierung werde alles hintanhalten, was den Konfessio-

nellen Frieden stören könnte. — Die Jesuiten sind doch nicht von gestern, sondern haben eine Geschichte hinter sich, die zur Genüge zeigt, was man von ihnen zu erwarten hat. E. P.

Die Home Rule Bill für Irland ist im britischen Parlament mit 387 gegen 257 Stimmen angenommen worden. Es gab dabei gewaltige Erregung und leidenschaftliche Aussprüche. Der Führer der Opposition stellte bewaffneten Widerstand in Ulster in Aussicht und rechtfertigte denselben. Der Führer der Irischen Nationalpartei versprach eine Zukunft des guten Einbernehmens zwischen dem Norden und dem Süden Irlands. Die Gesetzbill geht jetzt an das House of Lords, wo ihr Schicksal etwas unsicher ist. Nach den Demonstrationen und den Aussprüchen in Ulster wird man da gewiß die neue Ordnung der Dinge nicht ruhig hinnehmen, da man da die Bill anfieht als einen Verrat an lokalen Untertanen von seiten von Rom geleiteter Makkontenten. E. P.

Auch die Monisten kommen nicht ohne Spruchkollegium aus. Wie das „Verl. Tageblatt“ berichtet, hat die Ortsgruppe Hamburg des Deutschen Monistenbundes kirchlich einen Arzt genötigt, sein Vorstandsamt niederzulegen, weil er in Hamburg als Impfsgegner aufgetreten ist. Diese Impfsgegnerschaft sei unwissenschaftlich, im Monistenbunde habe aber die Wissenschaft über alle Fragen des menschlichen Denkens und Lebens zu entscheiden. Außerdem wurde der Antrag angenommen: „Wer öffentlich agitatorisch eine wissenschaftliche Anschauung bekämpft, die von den Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses als wissenschaftlich anerkannt ist, und sich dadurch also in Widerspruch setzt mit der ernstesten wissenschaftlichen Ansicht der übrigen, darf nicht in den geschäftsführenden Ausschuß gewählt werden.“ Maßgebend ist also die Ansicht der gerade im geschäftsführenden Ausschuß sitzenden Herren. Da ja nun satzfam bekannt ist, daß die Anschauung der Wissenschaft keine feste Größe ist, sondern sehr oft und schnell wechselt, so muß man als Monist sehr nach oben schauen lernen, um zu wissen, was zurzeit gerade „wissenschaftlich“ ist. Zur Charakterbildung wird das nicht gerade beitragen. Als Ratho seines Amtes entsetzt wurde, weil er seine öffentlich gepredigte Anschauung nicht mit der Ansicht der Männer, die gerade an der Spitze standen, sondern mit dem seit alters maßgebenden Bekenntnis der Kirche in kräftestem Widerspruch stand, da hat man gerade in den Blättern, die den Monisten nahestehehen, nicht scharf genug gegen diese mittelalterliche Einrichtung zu Felde ziehen können. Wir sind gespannt, ob jetzt, wo die Monisten dasselbe taten, nur im abgekürzten Verfahren, irgendeins der Blätter auch ähnlich sich gegen die Monisten äußern wird, oder vielmehr: wir sind nicht gespannt, sondern wissen, daß es alles ruhig bleiben wird, ja man wird dieses Vorgehen des monistischen Spruchkollegiums sehr richtig finden. Außerdem steht ja in jenem Beschluß, daß er auf Wissenschaft beruhe. Und was gilt in unserer Zeit mehr als das Schlagwort?

(D. A. G.)

Aus Anlaß der lehtjährlgen Sedanfeier schrieb ein süddeutsches sozialdemokratisches Jugendblatt: „Nur die Herrschenden haben die Früchte des Tages von Sedan geerntet, eines der schlimmsten Bluttage in der Geschichte der modernen Kapitalistenstaaten. Um des gierigsten Profites willen, zur Rettung und Erhaltung des kapitalistischen Privateigentums, mußte das Volk sein Blut vergießen. Das Volk blieb arm und in Fesseln. . . . Die

Mächtigen schlemmen und prassen im Überfluß und morden die Geknechteten und Bestohlenen nicht nur körperlich, sondern auch moralisch. Fluch Sedan! Du Unglückstag, der du uns den Vater, den Gatten, den Bruder, den Sohn geraubt! Fluch Sedan, du Tag des Todes und der Schreden!" — Und das nennt die Sozialdemokratie Jugendfürsorge und Jugendbildung!

(E. R. B.)

Abschaffung der „Koedukation“. Die Direktoren des Londoner Zentralschuldistrikts haben beschlossen, das bisher übliche System der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen in den Schulen abzuschaffen. In der Begründung heißt es, man habe erkannt, daß die Knaben einer andern Erziehung bedürften als die Mädchen. Man habe geglaubt, mit dem System der gemeinsamen Erziehung den Verneiser der Kinder mehr anzuregen; das Gegenteil sei aber eingetreten: die Mädchen seien gleichgültiger geworden und hätten auch den Fortschritt der Knaben gehemmt. Für die Mädchen sei manches andere im Hinblick auf ihre spätere Entwicklung notwendiger und vorteilhafter als gewisse wissenschaftliche Kenntnisse; so sei die Mathematik und Geometrie für die Knaben zwar von höchster Bedeutung, für die Mädchen aber ziemlich überflüssig.

(D. A. G.)

Prügelstrafe für Mädchenhändler hat England eingeführt. Diese Strafe trifft den Verbrecher, wenn er zum zweitenmal überführt worden ist. Das erste Mal ist es in das Belieben des Richters gestellt, ob da auch schon die Prügelstrafe verhängt werden soll. Auf Frauen, oder vielmehr auf weibliche Scheufale, diese Art der Bestrafung auszudehnen, hat das Parlament sich geweigert. Ein Konstatel darf ohne Haftbefehl irgendein des Mädchenhandels verdächtiges Subjekt verhaften. Auch Männer, die von dem unsauberen Verdienst von Frauen leben, sollen bei ihrer zweiten Überführung ihre Prügel bekommen. Weil das Gesetz alsbald in Kraft trat, haben viele notorische Händler den zu heiß gewordenen Staub Londons von ihren Füßen geschüttelt. Für ein solches Verbrechen ist kaum eine Strafe zu hart. Und doch gibt es auch da weiche Seelen, die zu wimmern haben über „barbarische Prügel“, „mittelalterliche Justiz“ usw.

E. B.

über die Unsitlichkeit der Studenten wurden auf dem deutschen Sittlichkeitskongress in Halle sehr ernste Worte gesprochen. Der Vorsitzende der Konferenz, Pfarrer Weber aus München-Gladbach, erklärte geradezu, bei keinem Berufsstande sei der sittliche Stand tiefer als bei den Studenten der großen Städte; in bezug auf Geschlechtskrankheiten ständen die Studenten an erster Stelle. Und in einem der ausgelegten Flugblätter schrieb eine Frau Dr. med. — aus München: „Die Begriffe von Sittlichkeit und Männerehre sind in unserer Gesellschaft, und zwar tief hinein bis in die höchsten Kreise, so maßlos verrottet, so tief gesunken, daß in der Tat die Unsitlichkeit in ihren brutalsten, wenn auch polierten Formen heute stehende Duldung, um nicht zu sagen Sanktion, erhalten hat. Es liegt in einem großen Teile unserer Studenten ein erschreckender Tiefstand der Befinnung und eine Robheit des sittlichen und sozialen Empfindens vor, der jeden Jugend- und Menschenfreund mit tiefer Trauer und mit Sorgen und Bangen für unsere Zukunft erfüllen muß.“

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

März 1913.

Nr. 3.

„Dolos et mendacia ac lapsus nostros.“

Luthers Brief vom 28. August 1530 und Grisar's Verleumdungen.

Unsere Rezension des Grisar'schen Wertes über Luther in der Dezemberrnummer von „Lehre und Wehre“ 1911 schlossen wir mit der Bemerkung: „In einem gewissen Sinne aber freuen wir uns auch über das echt jesuitische Werk Grisar's, und zwar vornehmlich aus folgenden Gründen: 1. weil dadurch wieder aller Welt gezeigt wird, daß Luther immer noch lebt und immer noch nicht von den Papisten ignoriert werden kann; 2. weil so immer wieder der Beweis dafür geliefert wird, daß die Papisten Luthers Lehre nicht aus der Schrift widerlegen können und nur mit Verdächtigungen der Person Luthers gegen das Luthertum anzukämpfen vermögen; 3. weil dadurch das Studium der Schriften Luthers gefördert wird, was nicht ohne Segen abgehen kann, und so nach Gottes Rat gerade auch die Feinde Luthers mit dazu beitragen müssen, daß Luther und seine Schriften nicht vergessen werden.“ In den „Stimmen aus Maria Laach“ für 1912, Nr. 10, bezieht sich Grisar satirisch auf obige Worte. Aber eine vorzügliche Erstlingsfrucht dieses Studiums der Lutherschen Schriften, wozu Grisar's Verleumdungen von neuem Veranlassung gegeben haben, bietet uns nun schon D. Hauptleiter von Greifswald in einem Artikel in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherschen Kirchenzeitung“ vom 1. November 1912 über „Luthers Lügen“ in Grisar's und Einthorns Darstellung“.

Obwohl Grisar Jesuit ist und als solcher sich eidlich verpflichtet hat, nicht etwa immer und überall bei seinen historischen Forschungen der Wahrheit die Ehre zu geben, sondern die Geschichte überhaupt und insonderheit die der Reformation so darzustellen, daß das Verdammungsurteil der Päpste über Luther und das Luthertum als gerechtfertigt erscheint, so hat er sich doch, dank der protestantischen Forschung, genötigt gesehen, eine ganze Anzahl römischer Verleumdungen Luthers, die bisher und bis herab auf Denifle zum eisernen Bestand der römischen antiprotestantischen Polemik gehörten, öffentlich

fallen zu lassen. In seinem Wortwort zu Band I (S. VII) erklärt Grisar: „Vor der nüchternen Untersuchung . . . schwindet auch eine Zahl dunkler Flecken, die oft noch in der Gegenwart infolge übereilter Herübernahme aus alten antilutherischen Polemikern dem Andenken des Mannes angehängt werden.“ Grisar gibt also zu, daß Luther bisher von den Papisten verleumdet worden ist und von vielen Papisten immer noch verleumdet wird. Aber auch da, wo Grisar die größten römischen Lügen wider Luther fallen läßt, tut er dies doch so, daß er unlautererweise und mit falschem Herzen zugleich dafür sorgt, daß das *somper aliquid haeret* ja nicht zu kurz kommt. Und auch seinen eigenen Beschuldigungen kann man nirgends länger folgen, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß Grisar ein Erosophist ist, dem an der Wahrheit ebensowenig liegt wie seinen Vorgängern, deren größte Lügen über Luther er nicht mehr aufrechtzuerhalten magt. Jedes Kapitel seines Werkes liefert Belege dafür, daß Grisars Preisgabe etlicher groben Klöße römischer Lügenkunst nur einzuschätzen ist als *captatio benevolentiae*, um bei seinen Lesern das Vorurteil zu erwecken: Grisar sei ein gewissenhafter, ehrlicher und unparteiischer Historiker und allzeit bemüht, Licht und Schatten, Lob und Tadel recht zu verteilen, dessen Darstellung man daher getrost annehmen könne. Bei vielen protestantischen Kritikern des Grisar'schen Buches in Deutschland hat dies Einschläferungsmittel auch schon seine Wirkung getan. Wie aber Grisar und sein Helfershelfer, der Jesuit Sinthern, in Wirklichkeit mit der historischen Wahrheit umgehen, das weist in dem genannten Artikel der „A. E. L. R.“ D. Hausleiter nach, und zwar an einem Punkte, den Grisar sonderlich strapaziert. D. Hausleiter hat damit zugleich wieder eine Hauptbeschuldigung gegen Luther ein für allemal als römische Lüge und Verleumdung festgenagelt.

Das Beispiel, an dem D. Hausleiter Grisar und Sinthern vor aller Welt zuschanden macht, ist Luthers Brief vom 28. August 1530 an Melancthon, auf Grund dessen die beiden Jesuiten wider Luther die Anklage der Lügenhaftigkeit erhoben. D. Hausleiter schreibt: „Grisars Stärke ist die Detailuntersuchung. Aber auch hier muß man bedeutende Abstriche machen. Denn auch in der Behandlung des Details ist die ‚Objektivität‘ des Forschers von Unterströmungen bedroht, die ihn in eine bestimmte Gedankenbahn ziehen. Ich will das an einem Beispiel zeigen, dessen Bedeutung sich schon daraus ergibt, daß Grisar in allen drei Bänden seines Werkes sich mit ihm beschäftigt. Damit komme ich einem Wunsche Grisars selbst entgegen, der an die Adresse seiner Kritiker folgende Worte richtet (dritter Band, S. 1001): ‚Aüßgemeine, gegen mein Werk ausgesprochene Urteile, die sich auf die traditionell-protestantische Auffassung von Luther gründen, haben für mich keinen Wert. Möge man doch auf das Besondere und Konkrete, auf die etwa zu beanstandenden Tatsachen, Quellenstellen, Einzelsätze kommen!‘ Insbesondere brüstet er sich damit (ebenda, S. 1009), daß sein

langes Kapitel ‚Luther und die Lüge‘ (zweiter Band, S. 436—522) mit seinem ‚Inventar von Lügen‘ noch keinen Detailkritiker gefunden habe (vgl. indes die nicht widerlegte Untersuchung Prof. Wilh. Walther: ‚Kämpft Luther mit Hinterlist und Lügen?‘ in seinem später noch anzuführenden Buch: ‚Für Luther wider Rom‘, Halle a. S. 1906, S. 415—476). Das Beispiel, das ich besprechen will, ist Grisar's besonderes Parabeistück; er fordert geradezu zum Kampf um dasselbe auf (dritter Band, S. 1018).“

Vergnügt reißt sich Grisar über diesen Fund in Luthers Briefen die Hände und kommt immer wieder auf denselben zurück (I, 646; II, 449; III, 647). Und das kann man bei einem Jesuiten auch verstehen. Gebe doch Luther in diesem Schreiben offen und ohne alle Verschleiierung mit ebensovieleu Worten zu, daß er und die Seinen im Kampf gegen die Papisten auch zu „doli, Listen“, greifen! Nachdrücklich und wiederholt legt Grisar den Finger auf die Worte: „Denn wenn wir einmal der Gewalt entgangen sein und Frieden erhalten werden, dann werden wir unsere Schliche und Verfehlungen (dolos ac lapsus nostros) leicht wieder gutmachen, weil seine (Gottes) Barmherzigkeit über uns herrscht.“ „Unsere Schliche“, so habe Luther selber am 28. August 1530 an Melanchthon geschrieben. Hier liege ein un widersprechliches Zeugnis aus Luthers eigenem Munde für seine Unlauterkeit vor. Die vielgerühmte „Ehrlichkeit und Geradheit“ Luthers werde an dieser Stelle gründlich aufschanden.

Im zweiten Bande seines Werkes steigert und verstärkt Grisar diesen Vorwurf der Unlauterkeit gegen Luther in dreifacher Weise: erstens dadurch, daß er den Zusatz: „Denn es herrscht über uns Gottes Barmherzigkeit“ urgiert und damit insinuiert, daß nach Luther die Lutherischen sich getrost auch der doli wider die Papisten bedienen könnten, da über ihnen ja Gottes Barmherzigkeit herrsche und also auch solche doli und Listen, wo sie vorkommen, später leicht verbessert werden könnten; zweitens dadurch, daß Grisar in den Worten Luthers das nostros gesperrt drucken läßt und daraus dann folgert, daß Luther hier nicht an etwaige doli Melanchthons denke und diese zu entschuldigen suche, sondern an eigene Listen (dolos nostros), Listen, die er voll und ganz auf sich nehme und als seine eigenen bezeichne; drittens dadurch, daß er die Vermutung ausspricht, daß nach der ältesten Lesart hinter dolos noch einzuschließen sei mendacia, Lügen. Nach Grisar redet also Luther in diesem Schreiben an Melanchthon ganz offen und ungeniert von seinen eigenen Listen und Lügen wider die Papisten und rechtfertigt sie damit, daß sie ja von einem Manne ausgehen, über den die Barmherzigkeit Gottes herrsche. Den Vorwurf der Unlauterkeit steigert hier also Grisar zur direkten Lügenhaftigkeit.

Im dritten Band kommt Grisar abermals zurück auf sein „Parabeistück“. Was er im zweiten Band als Vermutung ausgesprochen hatte, daß nämlich mendacia hinter dolos einzuschließen sei, bezeichnet er hier

als eine ausgemachte Tatsache und zieht daraus seine Schlüsse wider Luthers Wahrhaftigkeit. Grisar sagt hier (S. 647): „Noch schlimmer aber ist es, daß er (Luther), auch wo er die Wahrheit erkennt, dennoch glaubt, das Abweichen von derselben im Interesse seiner guten Sache für erlaubt halten zu dürfen.“ Schreibe doch Luther an Melanchthon: „Unsere Listen, Lügen und Fehlritte“ können leicht verbessert werden, denn es herrscht über uns Gottes Barmherzigkeit.“ Das Wort „Lügen“ nimmt hier Grisar in den Text seines Buches auf, läßt es gesperrt drucken und erklärt dazu in einer Fußnote: Seine in Band II ausgesprochene Vermutung, daß nach den ältesten protestantischen Drucken das Wort mendacia hinter dolos einzuschließen sei, habe Peter Sinthern (Jesuit in München) in der „Zeitschrift für katholische Theologie“ 1912, S. 180 als begründet nachgewiesen. Nach Grisar und Sinthern ist es also eine wissenschaftlich erwiesene und über allen Zweifel erhabene Tatsache, daß Luther in seinem Schreiben vom 28. August 1530 an Melanchthon mit eigenem Munde und ohne alle Umschweife bekennt: den Römischen gegenüber habe er nicht bloß zu Listen, sondern auch zu Lügen, mendacia, seine Zuflucht genommen, und was noch schlimmer sei, daß Luther zugleich bekennt, daß er diesen Gebrauch von Lügen auch für ganz erlaubt halte, da ja über ihm und den Seinen die Barmherzigkeit Gottes walte.

Dem Bericht D. Haußleiters zufolge geht Peter Sinthern noch einen Schritt weiter. Er beschuldigt auch die lutherischen Theologen, daß sie, um Luther von dem Schandfleck der Lügenhaftigkeit zu reinigen, ebenfalls zu Betrug und Fälschung gegriffen hätten. Die Anklage seitens katholischer Theologen, daß die Lutheraner das Wort mendacia aus Luthers Schreiben ausgemerzt hätten, sei vollkommen begründet. Insonderheit aber treffe der Vorwurf der Unehrlichkeit und Fälschung Chyträus, der anfangs versucht habe, den Kompromittierenden Lutherbrief zu unterschlagen, und als ihm dies nicht mehr möglich war, denselben in einer an der verhängnisvollen Stelle gefälschten deutschen Übersetzung veröffentlicht habe. Und dieser schweren Schuld habe sich J. G. Walch teilhaftig gemacht durch Aufnahme der gefälschten Chyträuschen Übersetzung in seine Gesamtausgabe der Schriften Luthers. Wie der Jesuit Sinthern sich hierüber in der genannten katholischen Zeitschrift vernehmen läßt, gibt D. Haußleiter also wieder: „Ja, ja, die vieltragende Geschichte der Historia des Chyträus! Da sammelt der Mann fleißig Aktenstücke zur Geschichte der Augsburger Konfession und stößt dabei auf schmutzige Wäsche, auf heimliche Briefe, deren Veröffentlichung ‚fromme Leute betrüben und in schädliche Zweifel führen‘ könnte. Aber Chyträus ist ‚bedächtigt‘; er berechnet die übeln Folgen, wenn ‚der gemeine Mann die Reformatoren als Lügner und Betrüger auftreten sehe‘. So weiß er sich zu helfen. Er trifft aus dem gesammelten lateinischen Material eine Auswahl und veröffentlicht in der ersten deutschen Ausgabe der Historia vom

Jahre 1576 nur bereits gedruckte Sachen; natürlich fällt dabei der Lügen-Brief Luthers und der „nicht minder unerbauliche Brief an Spalatin“ (vom 28. August 1530; Enderß, achter Band, S. 232 u. 233) unter den Tisch. Inzwischen kommt aber das lateinische Manuscript auch in andere Hände; ein Frankfurter Buchdrucker fängt an, es ganz abzdrukken. Chyträus hört davon; er versucht, den Druck zu hintertreiben; aber es gelingt ihm nicht. Das Unglück geschieht, und Luthers *doli, mendacia ac lapsus* kommen im Jahre 1578 vor das Forum der Öffentlichkeit (*Historia Augustanae Confessionis, Francof. ad Moenum 1578, apud Paulum Roffeler, impensis Sigismundi Feirabend, p. 295*). (Nebenbei vergessen hier die Ankläger, daß der von Niffel zitierte G. Cölestin schon 1577 im dritten Teile seiner *Historia*, fol. 24 b, den Lutherbrief veröffentlicht hatte.) Nun ist Holland in Not; aber Chyträus, ein gelehriger Schüler der Reformatoren, weiß sich zu helfen. Er kann zwar in den folgenden deutschen Ausgaben der *Historia* den fatalen Brief nicht mehr unterdrücken, er muß ihn nun auch mitteilen; aber er verändert in der Übersetzung die verhängnisvolle Stelle so, daß sie das Gegenteil des Originals enthält! (Doller, S. 23; die Worte sind von Doller gesperrt.) „Man wählte die Verfälschung, die bei Luthers Werken schon so oft angewendet worden war, um so seine Ehre zu retten. — sei es auch, daß seine Gegner an der ihrigen auf das empfindlichste gekränkt würden“ (Sinthern, S. 184 — nach Doller S. 28). Ist das nicht in der That „eine vielsagende Geschichte?“ — Vereint tun also die beiden Jesuiten der ganzen Welt kund, daß sie bei ihren wissenschaftlichen Untersuchungen den Brief Luthers an Melanchthon betreffend auf ein ganzes Nest von lutherischen Schlichen, Lügen und Fälschungen gestoßen seien. Ist aber den Jesuiten zu trauen? Wie verhält sich die Sache in der Wirklichkeit?

Was zunächst die Behauptung Sintherns betrifft, Chyträus habe anfangs den fraglichen Brief Luthers zu unterdrücken gesucht und ihn erst dann in deutscher, und zwar verfälschter Übersetzung geboten, als er durch die Umstände dazu gezwungen wurde, so zeigt D. Haußleiter, daß Chyträus ohne irgendwelchen Druck von außen und ohne irgendwelche Neben- und Hintergedanken seine deutsche Übersetzung des Lutherbriefes schon 1576 veröffentlicht hat, also ein Jahr vor der lateinischen Veröffentlichung durch Cölestin und zwei Jahre vor der eigenen lateinischen Publikation desselben, und daß somit die Beschuldigungen Sintherns rein aus der Luft gegriffen sind. D. Haußleiter bemerkt zu dem Lügengewebe Sintherns: „Gewiß, die Geschichte ist interessant; nur daß, wie es zu geschehen pflegt, diejenigen selbst in die Grube fallen, die sie gegraben haben. Der ‚objektive‘ Geschichtsschreiber, nach dessen Ruhm die neuen Lutherbiographen so begierig sind, mußte folgende Tatsachen feststellen: Chyträus hatte schon in der ersten deutschen Ausgabe der *Historia* vom Anfang des Jahres 1576 (Vor-

rede, Blatt A 4 b) angekündigt, daß er „darauf bedacht sei, im nächsten Druck, was er weiter dienlich zu diesem Werk erachte, selbst dazzu zu thun“; ja schon die erste Ausgabe war in doppelter Gestalt ausgegangen, in einer kürzeren, die mit der „Warnung Luthers an seine lieben Deutschen“ schloß, und in einer um drei Bogen erweiterten, in der der Reichstagsabschied vom Jahre 1530 und der Augsburger „Religionsfriede“ vom Jahre 1555 hinzugefügt war. Noch im Jahre 1576 erfolgte die Ausgabe der zweiten, bedeutend erweiterten, von 274 gezählten Blättern auf 392 Blätter gestiegenen Auflage (Kostod, Zum andernmal gedruckt, durch Jacobum Lucium, Anno M. D. LXXVI; manche Exemplare dieser Auflage haben auf dem Titelblatt und am Schluß des Buches die Jahreszahl M. D. LXXVII. Der Buchdrucker war ein Siebenbürger). Hier steht auf Blatt 283 b und 284 a der vielbesprochene Brief Luthers an Melancthon in deutscher Übersetzung; es folgt dann der Brief an Spalatin. Die Veröffentlichung erfolgte also völlig spontan, sie stand unter keiner Zwangslage. Der lateinische Text war ja noch nicht publiziert; die Veröffentlichung dieses Textes erfolgte erst in den Jahren 1577 (Cölestin) und 1578 (im lateinischen Chyträusdruck). Von allen den genannten Ausgaben haben wir hier Exemplare.“

Die zweite Beschuldigung Peter Sintherns lautet: Chyträus habe in seiner Übersetzung die verhängnisvolle Stelle des Lutherbriefes so verändert, daß sie das Gegenteil des Originals enthalte. Und Joh. Georg Walch habe „eine schwere Schuld auf sich geladen“, als er die Chyträische Übersetzung in seine Ausgabe der Schriften Luthers aufnahm. Aber auch hier vereinigen sich alle Umstände zur schmählischen Niederlage für die beiden Jesuiten. Die Tatsachen erweisen unwidersprechlich die angefochtene Übersetzung des Chyträus als die sachlich allein richtige und die Übersetzung Grisars und Sintherns als offensbare Verfälschung der Gedanken und Worte Luthers. D. Hauptleiter schreibt: „Chyträus hat den Brief ohne irgendwelche Neben- oder Hintergedanken nach bestem Wissen und Gewissen so übersetzt: (Blatt 283 b) Philippo Melancthoni Martinus Lutherus. Ich hab auff die fragen vorgestern geantwortet. Mich nimpt wunder, das sie so Gottloß ding (so unerschempft) fordern dorffen, dieweil sie selbst zuvor nit also geleret haben, und nu erst solches dichten, das wir jre vorige Gottlose bubenstück nicht sehen: Sie aber unter diesem schein dieselbigen wider auffrichten und stercken mögen. Ir könnet, wie mich bedündt, nicht besser thun, dann das jr euch nur frey macht von diesen groben hinderlisten, und sagt, jr wollet dem Keiser geben was des Keisers ist, und Gott, was Gottes ist. Wo sie nu euch werden können anzeigen, das es Gott und dem Keiser gebüre, so laßt es zu. Können sie es nit beweisen, so sagt, Es sey auffer Gott und dem Keiser niemandt, dem jr gehorsam sein köntet, denn allein der Teuffel, Dem werden sie ja selbst euch nit heißen gehorsam sein. Was darff man die sache so trennen,

und weitleufftig machen, mit solchen fragen, Sie mögen auff dasjenig, das sie fürgeben, selbst antworten, Ob es Gott oder der Keiser sey? Warum laßt jr euch mit solchen groben possen von jnen umbtreiben, ob jr das oder jenes thun wollet. Sie sagen (= dicant) selbst, ob es Gottes wort sey? so habens sie schon erhalten, denn jr wollet Gottes wort gehorsam sein. Aber da werdet jr selbst besser auffgebenden. Denn ich (Blatt 284) in so groben hinderlisten (= in tam crassis insidiis) villeicht alzu sicher bin. Dieweil ich weis, das jr nichts da konnet versehen, denn das unsere person etwa antreffen mochte, das wir zu lind und unbestendig mochten gescholten werden. Aber was ligt daran, Durch der Heubtsachen bestendigkeit und warheit, kan solches leichtlich widerbracht werden. Nicht wolte ich, das etwas versehen worde, Aber ich rede also, wenn es geschehe, das es darumb nicht verloren sey. Denn so wir fur Gewalt sicher sein, und frieden erlangen, wollen wir jre list und lügen, und unfere feil leichtlich zu recht bringen, Denn seine barmherzigkeit regieret über uns. Seid getrost und unverzagt alle die jr auff den GEMM hoffet. Nu hoffet jr auff den GEMM, denn jr handelt seine sache, welches ohne hoffnung und vertrauen auff in nit geschehen kan. Hiemit dem GEMM bevohlen. Freytag nach Augustini.“

Von Anfang an und durch sein ganzes Leben hin machte Luther in seinem Kampf mit den Römlingen die Erfahrung, daß ihnen weder an der Wahrheit noch an der Schrift noch an dem Wohl der unsterblichen Seelen, sondern alles einzig und allein an der Aufrechterhaltung ihrer Autorität und Herrschaft gelegen sei, und daß sie, um diesen Zweck zu erreichen, ihre Zuflucht nahmen zur physischen Gewalt und, wo der weltliche Arm versagte, zu List, Lüge und Heuchelei. „Groß' Macht und viel List sein' grausam' Rüstung ist“, das ist ein Gedanke, der sich durch alle Schriften zieht, die Luther wider den Antichristen, den Papst zu Rom, geschrieben hat. Erst suchte der Papst die göttliche Wahrheit mit Gewalt zu unterdrücken, und gelinge ihm dies nicht, so greife er zu *doli et mendacia*. In Luthers Schriften und Briefen lehrt dieser Gedanke immer wieder. Auch in dem Schreiben Luthers vom 28. August 1530 an Melanchthon kommt er zum Ausdruck. Wenn darum Chyträus die fraglichen Worte „*dolos et mendacia*“ auf die Papisten bezieht, so bewegt er sich ganz in dem Gedankenkreise Luthers und gerade auch in dem speziellen Kontext des beanstandeten Briefes. Ohne zu entstellen, konnte Chyträus die „verhängnisvollen“ Worte in dem Lutherbriefe sachlich nicht anders wiedergeben, als das von ihm geschehen ist. In seinem „Briefwechsel Luthers“ (8, 235) bemerkt Enders: „Die Erklärung, welche Förstemann, Urfl. II, 77**, und schon ‚Allgem. Litt.-Btg.‘ 1829, Sp. 1134, gibt: ‚Entgehen wir nur der Gewalt, ihre Listen und Lügen sollen uns im Frieden nichts anhaben, und unser Nachgeben werden wir schon wieder ausgleichen, denn über uns waltet die Barmherzigkeit Gottes!‘ ist verfehlt. Richtig da-

dacia): „Luther redet über die Leisetreterei und die Versuche, durch Frieche etwas zu gewinnen.“ Die Erklärung, welche Enders hier vorzieht, weil er das *et mendacia* für unecht hält, würde ja auch Luther nicht zur Unehre gereichen, aber der Kontext im engsten und weitesten Sinn fordert die von Ehyträus, Walch, Förstemann u. a. vertretene Übersetzung. Ja, selbst abgesehen von jeglichem Kontext, ergibt sich prima facie für jeden, der kein verblendeter Feind Luthers ist, daß die römische Deutung seiner Worte nicht die richtige sein kann. Nur Jesuiten, die um jeden Preis Luther einen Klecks anzuhafeln entschlossen sind, vermögen anzunehmen, daß Luther hier ganz naiv und ungeniert von seinen eigenen Lügen berichtet und schreibt. Wäre Luther wirklich sittlich so vollkommen gewesen, wie ihm die Jesuiten zutrauen, so doch wohl kaum so dumm, wie sie zugleich annehmen müssen!

Zu der Übersetzung des Ehyträus, die sich nicht bloß a priori, sondern auch nach Text und Kontext als die richtige gibt, bemerkt D. Haußleiter: „Wo bleibt bei dieser durch den ganzen Zusammenhang gerechtfertigten Übersetzung der Wortwurf der ‚Verfälschung‘ zu Recht bestehen? Von etwaigen lapsus der Seinen redet Luther, die ihnen in tam crassis insidiis, angeichts so vieler doli et mendacia aufstoßen können; er fürchtet, daß etwas versehen werde (= contingere). Es ist durch den Zusammenhang ausgeschlossen, daß er sie selber zu doli et mendacia, ‚Lügen und Lügen‘, antreiben wollte. So verstand der erste Herausgeber, Ehyträus, die Stelle. Zu keinem andern Verständnis gelangte der französische Übersetzer des lateinischen Ehyträusdruckes, Luc le Cop (Antwerpen 1582, 4°), der, unbeeinflusst von der deutschen Übersetzung, die Stelle so wiedergibt (S. 264): ‚nous amenderons facilement les fautes, que nous aurons commises par leur tromperie ou mensonge‘ (vgl. Georg Versenmeyer, *Literargeschichte der Briefsammlungen Luthers*, Berlin 1821, S. 32 A.). Als Joh. Georg Walch den Brief Luthers in seine (deutsche) Gesamtausgabe der Schriften des Reformators aufnahm (16. Teil, Halle 1745, Sp. 1759), druckte er die deutsche Übersetzung des Ehyträus ab, wie er selbst im Inhaltsverzeichnis S. 57 zu Nr. 1074—1076 angibt. Inwiefern er dadurch ‚eine schwere Schuld auf sich geladen haben soll‘ (Kiffel-Sinthern, S. 181), ist völlig unerfindlich.“

Am klarsten hat in dieser Frage schon vor zwölf Jahren D. Hoppe in der St. Louiser Lutherausgabe gesehen. D. Haußleiter schreibt hiervon: „Die amerikanische revidierte Bearbeitung der Walchschen Ausgabe, an der die wissenschaftliche Forschung nicht vorübergehen darf, bietet in ihrem 16. Band (St. Louis 1900, Sp. 1456, 1457) eine neue Übersetzung, in der die Stelle lautet: ‚Wenn wir der Gewalt entgangen sind, werden wir, nachdem der Friede erlangt ist, den Ränken (und Lügen) entgehen, und wir werden unsere Fehler leicht wieder gut machen.‘ Dazu wird in einer Anmerkung folgendes bemerkt: ‚Es ist nach *dolos* ein Komma zu setzen. Dies ist eine vielumsrittene Stelle.

Schon der alte Übersetzer hat den Sinn richtig wiedergegeben, dergleichen Förstemann, Urkundenbuch, Bd. II, S. 77. Was Seidemann bei de Wette, Bd. VI, S. 555 f., Anm. 5 (und nun auch Enders) dagegen vorbringt, trifft nicht zu. Man lese das Dokument Nr. 1059 und Nr. 1076, und man wird an der Richtigkeit unserer Übersetzung nicht zweifeln können. Fort und fort redet Luther davon, daß die Papisten zuerst mit Gewalt, danach mit Ränken und Lügen angreifen. Wer nun hier die *dolos* auf die evangelische Seite beziehen will, wie die Papisten tun, der verrät einen ziemlichen Mangel an Urteilskraft. Ob *mendacia* ursprünglich oder ein Einschleibsel ist, hat auf den Sinn keinen Einfluß.“

„In der Tat entscheidet das Studium der gleichzeitigen Lutherbriefe die Streitfrage in dem angegebenen Sinne. Im Briefe Luthers an Justus Jonas vom 26. August 1530 (Enders, achter Band, S. 221 f.) lesen wir: ‚Das ist der Anschlag des Campegius und des Papstes, daß unsere Sache zuerst durch Gewalt und Drohungen (*vi et minis*) angegriffen werden sollte; wenn dieser Weg nicht Erfolg hätte, alsdann sollte sie mit Ränken und Lügen (*dolis et insidiis*) angefochten werden. Die Gewalt und die Drohungen habt ihr erfahren und die erschreckliche Zukunft des Kaisers ausgehalten; jetzt erleidet ihr die Lügen (*dolos*). . . . Aber der es euch gegeben hat, die Gewalt zu überwinden, der wird euch auch Gnade und Kraft geben, die Lüge (*dolum*) zu überwinden.‘ Und im Briefe Luthers an Spalatin (vom 28. August — Enders, S. 232 f.) heißt es: ‚Wenn der Teufel nicht ein Löwe sein kann, will er ein Drache sein. . . . Fürchtet euch nicht, da ihr schon Sieger seid über die Gewalttätigkeit, vor diesen Wasserblasen der Ränke (*ab istis bullis insidiarum*), wie die Sache auch immer ausfallen mag.‘ Endlich beleuchtet ein dritter Brief Luthers vom 28. August (an Justus Jonas — Enders, S. 236) vollkommen deutlich die Situation. ‚Da ich bereits sehe, daß die Widersacher an der Gewalt verzweifeln und sich zu der List (*ad dolum*) wenden, so fürchte ich nicht sehr, ja ich bin vielmehr hoffärtig, da ich gewiß bin, daß, wenn auch wir zu unserer Schande schnarchen, Er doch wacht für seine Ehre.‘ Sind Schnarchende fähig, Hinterlisten zu üben? Wohl aber stehen sie in Gefahr, von hinterlistigen Gegnern gefällt zu werden. Aber Gott wird helfen. ‚Denn wenn wir der Gewalt entgangen sind, werden wir, nachdem der Friede erlangt ist, die Ränke (und Lügen) (einerseits) und unsere Fehler (andererseits) leicht wieder zurechtbringen; denn Gottes Barmherzigkeit regieret über uns.‘ Die wirklich objektive Geschichtsschreibung wird an dieser Auffassung des umstrittenen Satzes festhalten und das gegenteilige Verständnis, wie es Grisar und Sinthern aufs neue vorgetragen haben, zu den üblen Nachreden zählen, die oft noch in der Gegenwart infolge übereilter Herübernahme aus älteren antilutherischen Polemikern dem Andenken Luthers angehängt werden. Endlich siegt doch die Wahrheit.“ Mit diesen

Bemerkungen schließt D. Haußleiter seinen Artikel, aus dem sonnenklar hervorgeht, daß das angeblich bei Luther und seinen Schülern entdeckte Lügennest, in Wirklichkeit nicht von Grisar und Sinthern entdeckt, sondern fabriziert ist und nirgends existiert als in den Köpfen der Jesuiten und in ihren Schmähchriften.

Dem bereits Gesagten fügen wir noch ein Doppeltes hinzu. Erstens: Dreimal bespricht Grisar den Brief Luthers und doch hat er auf den mehr als 2600 Seiten seines Werkes keinen Raum, um den relativ kurzen Brief ganz und im Zusammenhang wiederzugeben! Fürchtete Grisar den Kontext? Kann man dann aber noch annehmen, daß er wirklich bona fide gehandelt hat? Und hat Grisar dann nicht mit dieser Handlungsweise, die gar nicht undeutlich auf unlautere Absichten hindeutet, jeder Seite seines Werkes den Stempel des Verdächtigen aufgedrückt? Zum andern: In „D. Martin Luthers Briefwechsel“ (8, 235) gibt Enders in dem kritischen Apparat an, daß nach der Wolfenbütteler Handschrift „et mendacia“ hinter „dolos“ einzuschließen sei, und daß sich diese Version auch findet in Cölestins „Historia comitiorum“ sowie auch in Chyträus' „Historia A. C.“ In einer Fußnote bemerkt aber Enders, daß der Zusatz „et mendacia“ handschriftlich zu schwach bezeugt sei. Nehmen wir nun, wie auch Grisar und Sinthern das tun, an, daß der Zusatz echt sei, so lautet die umstrittene Stelle des Lutherbriefes also: „Nam si vim evaserimus pace obtenta dolos et mendacia ac lapsus nostros facile emendabimus, quoniam regnat super nos misericordia ejus.“ In seinem dritten Bande (S. 647) gibt nun Grisar die Worte: „dolos et mendacia“ etc. also wieder: „Unsere Listen, Lügen und Fehltritte können leicht verbessert werden, denn es herrscht über uns Gottes Barmherzigkeit.“ Grisar läßt hier das „et“ wegfallen und gewinnt so eine Konstruktion, nach der nostros auch auf dolos und mendacia bezogen werden muß. Nur ein kleines Wörtlein hat Grisar weggelassen, um Luther einen Schandfleck anzuhängen. Ist das aber nicht grobe Fälschung und offener Betrug?

Grisar prahlt überall mit seiner Zuverlässigkeit, Objektivität, Wahrheitsliebe, Ehrfurcht vor den Tatsachen der Geschichte und historischen Treue in dem Prospekt vor dem Erscheinen seines Buches, in seiner Lutherbiographie selber und nach dem Erscheinen der drei Bände in den „Stimmen aus Maria Laach“ 1912, S. 519 ff. In den „Stimmen aus Maria Laach“ redet Grisar immer nur vom hohen Stoß herab: Er habe die Geschichtswissenschaft „mit Ruhe und Umsicht“ ihres Amtes walten lassen. Seine katholische Überzeugung habe ihn niemals, auch nicht im Kleinsten, bestimmt, „die Tatsachen absichtlich umzubiegen“. Ihm sei es nur zu tun gewesen „um rein historisch durchgeführte Studien“. Sein „Luther“ sei ein „auf dem bloßen Wege wissenschaftlicher Forschung gewonnenes Resultat“. Er habe nicht Luthers „Scharfrichter“ sein wollen. Eine solche Geschichtsforschung,

wie er sie angestrebt habe, „bittiere kein Resultat voraus“. „Allein den Tatsachen“ sei er „frank und mutig nachgegangen“, ohne sich um den Eindruck des abzuleitenden Resultats im voraus zu bekümmern. Nur „von den heiligen Aufgaben seiner Tatsachenkritik“ und dem „Ideal historischer Sachlichkeit“ habe er sich leiten lassen. Die Anlage seines Werkes sei allein der „Direktive der objektiven historischen Methode“ unterstellt. „Mit historischer Kühle und Unbefangenheit“ habe er Luther untersucht. „Tatsachen anders zu geben, als sie historisch erweisbar liegen, verpflichtet die Kirche nie und nimmer.“ „Das Bild“, welches er von Luther gemalt, „sollte aber auch den Vorzug haben, daß jeder, auch der kleinste Zug, bewiesen sei.“ „Ehrlich allein den Tatbestand“ habe er gesucht und sich „durch nichts, auch nicht durch Luthers heißeste Leidenschaft und seine heißendsten Worte gegen die Katholiken, vom Pfade objektivster Arbeit“ abbringen lassen. — So und ähnlich streut sich Grisar selber Weißrauch, als ob er sich in seinem „Luther“ immer nur „im reinsten Äther der Wissenschaft und der Wahrheitsliebe“ bewege. Daß es aber Grisar nicht etwa bloß am Vermögen, sondern gerade auch am ernststen guten Willen gebrach, Luther gerecht zu werden, geht aus den gemachten Ausführungen mehr als zur Genüge hervor. Grisar hat sich mit Janßen und Denisse in die Reihe der römischen Polemiker gestellt, die von Anfang an wider Luther und sein ewiges Evangelium ihre Zussucht zu Fälschungen und Verleumdungen genommen haben. In seiner Vorrede zu den Schmalkaldischen Artikeln schreibt Luther: „Ich muß eine Historia sagen. Es ist hie zu Wittenberg gewest aus Frankreich ein Doktor gesandt, der für uns öffentlich saget, daß sein König gewiß und übergewiß wäre, daß bei uns keine Kirche, kein Oberkeit, kein Ehestand sei, sondern ginge alles untereinander wie das Vieh und tät' jedermann, was er wollt'. Nu rat', wie werden uns an jenem Tage für dem Richterstuhl Christi ansehen die, so solche grobe Lügen dem Könige und andern Landen durch ihre Schrift eingebildet haben für eitel Wahrheit? Christus, unser aller Herr und Richter, weiß ja wohl, daß sie lügen und gelogen haben; des Urteil werden sie wiederum müssen hören; das weiß ich fürwahr. Gott bekehre, die zu bekehren sind, zur Buße; den andern wird's heißen: Weh und Ach ewiglich!“ Ja, „nu rat'“, wie wird am Jüngsten Tage auch Grisar Luther ansehen, über den er unwissenden Katholiken so grobe Lügen „eingebildet“ hat!

Was endlich die Echtheit des „et mendacia“ betrifft, so bemerkt D. Hoppe richtig: „Ob mendacia ursprünglich oder ein Einschlebsel ist, hat auf den Sinn keinen Einfluß.“ Für die Rechtfertigung Luthers find also auch Erörterungen über diese Frage von keiner Bedeutung. Der Jesuit Eithern aber, dem Grisar zustimmt, knüpft hieran die Behauptung: die Anklage seitens katholischer Theologen, daß die Lutheraner das Wort mendacia aus Luthers Schreiben ausgemerzt hätten, sei vollkommen begründet. Aber auch diese Beschuldigung der

Fälschung gegen protestantische Theologen ist weiter nichts als eine aus den Fingern gesogene jesuitische Verleumdung. Was Sinthern hierfür als Beweis vorbringt, davon ist das gerade Gegenteil eine Tatsache, die ihm, als er seine Verleumdung zu Papier brachte, schwarz auf weiß vor Augen lag. Wie Sinthern in diesem Punkt mit der Wahrheit umgeht, darüber läßt sich Haußleiter also vernehmen: „Um die Richtigkeit der Lesart *dolos, mendacia et* (soll heißen: *ac*) *lapsus nostros* zu erweisen, arbeitet Sinthern mit dem Material, das der Jesuit Johann Lorenz Doller, ein Landsmann Melanchthons (wie dieser in Bretten geboren), in dem (anonymen) Werk *Luthers katholisches Monument* (Frankfurt a. M. 1817) in langen Ausführungen (S. 17—27 und S. 309—349) mitgeteilt und vermehrt hat, und auf das schon Riffel (*Christliche Kirchengeschichte* 2, 1842, S. 421 A.; bei Sinthern heißt der Verfasser regelmäßig *Riffel*) und Janssen (15. Auflage, III, S. 188) hingewiesen haben. Aber es fällt ihm nicht ein, die Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten Dollers und Riffels zu verbessern; er hat sie selber noch durch neue vermehrt. Wir lesen S. 181: ‚Aus Riffel ersieht man, daß Enders (Luthers Briefwechsel, achter Band, 1898, S. 234—236) einen Druck (des Briefes Luthers an Melanchthon vom 28. August 1530) vollständig übersehen hat, und merkwürdigerweise gerade den ersten, der noch dazu eine vieltragende Geschichte hat.‘ ‚Der von Enders bei dem doch von ihm selbst zitierten Riffel übersehene Gewährsmann für die Lesart *dolos, mendacia ac lapsus nostros* ist David Chyträus in der *Historia Augustanae Confessionis* (Frankfurt a. M. 1578) S. 295‘ (S. 182). Man traut bei diesem Vorwurf seinen Augen nicht. Enders gibt auf S. 235 im kritischen Apparat als Zeugen für den Zusatz *et mendacia* an: 1. (das heißt, die Wolfenbüttler Handschrift [Helmst. 108 f. 80]), 7. (das heißt, Georg Coelestin, *Historia comitorum anno 1530 Augustae celebratorum, Francof. cis Viadrum, tom. III 1577, fol. 24 b*), auch *Chytraeus, hist. A. C. 295*.‘ Der Sperrdruck rührt von Enders her, und doch redet Sinthern von einem von Enders übersehenen Gewährsmann! Wie ist das möglich? Wo bleibt die wissenschaftliche Genauigkeit? Enders hatte gute Gründe zu schreiben: ‚Das eingeschobene *et mendacia* ist handschriftlich (eine Handschrift gegen fünf andere!) zu schwach bezeugt, um es für echt nehmen zu können. Von katholischer Seite wurde verschiedentlich die Anklage erhoben, man habe diese Worte ausgemerzt.‘ Gleichwohl trumpft Sinthern, lediglich auf den Chyträusdruck gestützt, den doch Enders selbst kannte, diesen ab mit den Worten: ‚Die Anklage wegen Ausmerzung ist vollkommen begründet; den hier dargelegten Sachverhalt können die Handschriften, hinter denen Enders sich verschanzt (— kennt Sinthern die Beweiskraft dieser fünf Zeugen? —), nicht umstoßen, und es steht zu erwarten, daß die Herausgeber dieses Briefes in der Weimarer Ausgabe der Wahrheit (1) endlich zum Siege verhelfen werden‘ (S. 184). Wir

können ruhig abwarten, was der kritisch zu prüfende handschriftliche Befund ergeben wird.“ So war auch hier bei den beiden Jesuiten der Eifer, Luther und lutherischen Theologen einen Kletsch anzuhängen, offenbar bedeutend stärker als die Vorsicht, sich selber keine Grube zu graben.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß durch D. Hauptleiter wieder einmal ein gutes Stück ehrlicher „Abräumungsarbeit“ vollbracht worden ist. Das Lügengewebe, welches die beiden Jesuiten um Luther und seine Anhänger zu spinnen suchten, hat er ihnen in lauter Fezzen zerrissen. Auch katholische Polemiker, wenn sie nur halbwegs ehrlich sind, werden in Zukunft das „Paradestück“ Grisars zu den Lügen und Verleumdungen werfen müssen, die er selbst dem katholischen Publikum nicht mehr öffentlich aufzutischen wagt. Als wir obiges geschrieben hatten, lasen wir in der „A. E. L. R.“ (Sp. 90), daß sogar der Jesuit Peter Sinthern sich jetzt genötigt gesehen hat, in der „Zeitschrift für katholische Theologie“ (1913, 216 ff.) zu erklären, daß D. Hauptleiter recht habe, daß Luther in dem Brief vom 28. August 1530 von Listen und Lügen der Papisten rede und nicht von eigenen, und daß Ehyträus' Übersetzung: „ihre List und Lügen und unsere Fehl“ richtig sei. Zugleich macht Sinthern der „A. E. L. R.“ zufolge darauf aufmerksam, daß an der fraglichen Stelle (dolos et mendacia ac lapsus nostros) dolos und mendacia durch das einfach gleichstellende et, mendacia [sollte heißen: dolos et mendacia] und lapsus dagegen durch das keine volle Homogenität bezeichnende ac verbunden sei; dazu komme als durchschlagender Grund, daß Luther, wie seine Briefe vom 26. bis zum 28. August bewiesen, in diesen drei Tagen von den vermeintlichen doli seiner Gegner vollständig eingenommen gewesen sei. Nolens volens wird nun auch Grisar bekennen müssen, daß er Luther schändlich verleumdet hat. In den „Stimmen aus Maria Laach“ hat er aber, soweit wir gesehen haben, bis jetzt noch nichts von sich hören lassen. Schmer genug wird freilich diese „Verdemütigung“ dem stolzen Römeling werden. Aber was hilft's, nachdem bereits sein confrater ihn im Stich gelassen hat? — Ja, wollten nur die Papisten, was freilich nicht zu erwarten steht, sich ohne odium Lutheri und sine ira et studio an Luthers Schriften machen, so würden sie bald finden, daß eine jesuitische Verleumdung nach der andern hinfällt, und daß an Luthers Charakter und Leben wirklich nicht viel zu finden ist, woraus ihm ein sonderlicher Vorwurf gemacht werden könnte. Es ist schade, daß sich die katholischen „Lutherforscher“ durch ihre Sucht, Luthers Person in den Kot zu ziehen, den Weg zum Verständnis Luthers und seiner Schriften verbauen. Würden sie ohne das eingefleischte Vorurteil, daß Luther als vom Papst verfluchter Ketzer auch ein Lastertnecht gemessen sein müsse, sich an die Schriften Luthers machen, so würde ihnen durch Gottes Gnade auch das Licht aufgehen, daß Luther der Kirche das Evangelium gerettet und im Papst zu Rom, der die Chri-

ften an seine eigenen Sätzungen bindet und nicht durch Christum allein will selig werden lassen, den rechten, wahren Antichristen entlarvt hat. Solange sie aber vor dieser Erkenntnis sich verschließen, wird ihnen auch die Person Luthers ein Rätsel und ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben.

Über dies papistische Unvermögen, Luther recht zu verstehen und recht zu würdigen, sowie auch über Grisars Methode der Forschung finden sich ebenfalls bei D. Haußleiter beachtenswerte Gedanken. Was zunächst den letzten Punkt betrifft, so hat sich bekanntlich die radikale moderne Theologie der historisch-psychologischen Methode bemächtigt, um in bequemer Weise das Christentum aus dem Wege zu räumen, indem sie aus Paulus einen Epileptiker und aus Jesus einen geisteskranken Schwärmer macht. In die Fußstapfen dieser Helden tritt nun Grisar, lauscht ihnen ihre Methode ab und redet von „der in vieler Hinsicht immer noch rätselhaften Person Luthers“ und sucht in sophistischer Kleinkrämerei historisch-psychologisch festzustellen, daß Luther nur pathologisch begriffen werden könne. D. Haußleiter schreibt: „Aber die kasuistischen Detailuntersuchungen, in die das Werk zerfällt, muten an wie die Operationen eines am toten Leichnam hantierenden Anatomen, der mit großer Gründlichkeit die einzelnen Nervenstränge bloßlegt und im inneren Organismus nach den Abnormitäten und Krankheitserscheinungen forscht, die diesem Individuum eigentümlich waren. Aber das Messer des Anatomen trifft die Seele nicht. Der Mensch Luther behält unter dem Messer Grisars etwas Geist- und Seelenloses. Es fehlt das einigende Band, das Verständnis für die innere Triebkraft. Es hilft nichts, daß auch aner kennenswerte Seiten im Wesen Luthers hervorgehoben werden. Der Hauptindruck, den zahlreiche Einzeluntersuchungen hervorrufen, ist der des Krankhaften, Egzentrischen, überreizten, Pathologischen. Im Seelenleben Luthers schuf ein trüber Nebel der Beängstigungen und Zweifel wahre Nachtzustände“ (3. Band, S. 270). „Zu den Gewissenskämpfen Luthers kommen noch andere sehr wichtige Elemente hinzu, um geradezu von Nachtseiten seines Daseins reden zu müssen: teils mehr körperliche Zustände oder aus körperlichen Zuständen veranlaßte Geistesleiden (Angst- und Besinnungsanfälle), teils tiefethische Seelenbewegungen (Versuchungen), teils von Schreden begleitete vermeintliche Verührungen mit dem Jenseits (Spuk, teuflische Erscheinungen), teils vorausgesetzte Offenbarungen, die mit vielgestaltiger Illusion einer aufgeregten Geistes-tätigkeit verbunden sind“ (ebenda, S. 596). Die beiden Kapitel ‚Ein Lebensgang voll Gewissenskämpfen‘ und ‚Nachtseiten des Seelenlebens‘ umfassen nicht weniger als 125 Seiten. Lernen wir aus diesen und ähnlichen Kapiteln Luther verstehen?“

Was schließlich das papistische Unvermögen Grisars, Luther zu verstehen, betrifft, so haben wir uns darüber bereits in unserer Rezension (L. u. W. 1911) ausgesprochen. Nach der Heiligen Schrift ist das

Evangeliu von Christo, das wesentlich nichts anderes ist als die von Luther wieder ans Licht gebrachte Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit. Das heißt, solange jemand ein natürlicher Mensch ist und nicht durch den Heiligen Geist wiedergeboren wird, kann er auch das Evangelium von Christo nur für Narrheit und die Christen nur als krankhafte, überreizte, exzentrische, pathologische Schwärmer halten. Die Kontordienformel schreibt: „Des Menschen Vernunft und natürlicher Verstand ist „also unwissend, blind und verkehrt, daß, wemnschon die allerfinnreichsten und gelehrtesten Leute auf Erden das Evangelium vom Sohn Gottes und Verheißung der ewigen Seligkeit lesen oder hören, dennoch dasselbige aus eigenen Kräften nicht vernehmen, fassen, verstehen noch gläuben und für Wahrheit halten können, sondern je größern Fleiß und Ernst sie anwenden und diese geistliche Sachen mit ihrer Vernunft begreifen wollen, je weniger sie verstehen oder gläuben und solches alles allein für Torheit oder Fabeln halten, ehe sie durch den Heiligen Geist erleuchtet und gelehret werden, 1 Kor. 2.“ Zu diesen klugen Griechen und selbstgerechten Juden, denen das Evangelium von Christo, wie es Luther wieder predigte, eine widersinnige Lehre blieb, gehörten zu Luthers Zeit Männer wie Erasmus und die papistischen Mönche und Priester, die Luther für einen zügellosen Schwärmer hielten. Und Luther fand das auf Grund der Schrift auch ganz in der Ordnung. In der Apologie (S. 90) bringt Melancthon die Gedanken Luthers zum Ausdruck über diese selbstklugen, selbstgerechten, sichern, müßigen, unerfahrenen Leute, welche die Bibel nicht viel in Praktiken bringen, die gar nicht wissen noch erfahren, wie einem Sünder ums Herz ist, was Anfechtung des Todes oder des Teufels sind usw.

Zu diesen Leuten, die von Sünde und Gnade nichts Rechtes erfahren haben und darum auch Luther und seine Gnadenlehre von ihrem natürlichen, pharisäischen Standpunkt aus beurteilen, gehört auch Grisar. Und ob der Standpunkt, von welchem aus er das Bild Luthers malt, ein richtiger ist, darüber will Grisar ebensomenig etwas hören wie andere Juden und Heiden aus alter und neuer Zeit. Diese Erörterungen betreffend ruft er vielmehr seinen Kritikern zu: „Allgemeine gegen mein Werk ausgesprochene Urteile, die sich auf die traditionell-protestantische Auffassung von Luther gründen, haben für mich keinen Wert.“ Seine Methode sei eine solche, die „den biblischen Erörterungen mit Entschlossenheit aus dem Wege geht“ und sich auf die Frage, ob Luther sich nicht „mit Recht auf Paulus berufen konnte“, nicht einläßt. (Stimmen aus Maria Laach 1912, S. 524.) Prinzipiell will also Grisar Luther beurteilen nicht nach der Schrift und aus dem Kontext heraus, in dem Luther steht und aus dem er allein recht verstanden werden kann, sondern nach dem Maßstab der natürlichen, pharisäischen Vernunft. Dies ist das *πρωτον ψευδος* der Grisar-

schen Lutherbiographie. Die Folge konnte darum auch nur sein, daß Luther ihm zu einem psychologischen Rätsel, zu einer pathologischen Erscheinung wurde. Grisar nimmt seine Bilder von Luther aus falscher Perspektive, und so werden die Blätter seines Buches zu ebensoviele Spiegeln, die auf der einen Seite Konver und auf der andern Konfab sind und darum von Luther wohl allerlei sonderbare und widersprechende Karikaturen geben, aber kein einheitliches, getreues Bild. In göttlichen Sachen kann man eben ohne den Heiligen Geist nichts Rechtes lernen und lehren, weil es sich hier handelt um geistliche Dinge, die geistlich und nach der Schrift gerichtet sein wollen.

D. Haußleiter schreibt zu diesem Punkte: „A. F. C. Wilmar hat in einem kurzen Lebensbild Luthers den Satz ausgesprochen: ‚Es hat Luther seit Augustin, ja seit der apostolischen Zeit bis auf diesen Tag unter allen Menschen auf Erden das wahrste, der Offenbarung auf das vollständigste entsprechende, tiefste und stärkste Sündenbewußtsein gehabt‘ (Gütersloh 1883, S. 9). Wenn der Satz richtig ist, öffnet er in das Innere der Seele Luthers einen besseren Blick als Hunderte von Seiten des Grisarschen Buches. Daß er aber richtig ist, kann man sogar mit Hilfe des Materials feststellen, das Grisar beibringt. Der Mann, der das Bußlied ‚Aus tiefer Not schrei‘ ich zu dir‘ gesungen hat, der in tiefsten und schwersten Anfechtungen um seiner Seelen Seligkeit rang, war nicht eine krankhaft veranlagte, zu Schrecken und Angstzuständen neigende Natur, sondern ein Mensch, der sich wie einer der alttestamentlichen Propheten vor das Angesicht des heiligen Gottes gestellt sah, und dem in der Erkenntnis seines Unwertes die Tröstungen der mittelalterlichen Kirche nicht genügten. Und als er dann seiner Sündenvergebung gewiß geworden war und das Heil in Christo im Glauben ergriff, da trieb es ihn, die ganze Christenheit an seiner beseligenden Erfahrung teilnehmen zu lassen. ‚Nun freut euch, lieben Christen g'mein, und laßt uns fröhlich springen.‘ Die Erkenntnis, daß Rom dem ‚Evangelium‘, das heißt, dem, was für Luther der Mittelpunkt des Evangeliums war, beharrlichen Widerstand entgegensetzte, führte dann zum rücksichtslosen Kampf gegen die Mächte des Widerstandes. Das ist die Frage, ob sich das Seelenleben Luthers und das Riesenmaß von geistiger Arbeit, das er geleistet hat, innerhalb dieser großen Grundlinien bewegt hat oder nicht. Und man braucht noch gar kein Lutheraner zu sein (ein solcher wird man erst durch die Zustimmung zu seinem ‚Evangelium‘), um den erneuten Versuch zu machen, ob das gehäufte Material, das uns heute für das Lutherstudium zu Gebote steht, dieser Anschauung recht gibt. Man mag auf Grund dieses Materials den Tribut, den Luther der durch Anlage, Mönchsstand, Zeitverhältnisse bedingten Erden schwere bezahlt hat, größer hinstellen, als man es früher getan hat: die Forderung bleibt für jeden Historiker, der sich mit einer geschichtlichen Größe wie Luther beschäftigt, bestehen, daß er den Blick für die großen Linien des Geschichtsbildes sich

bewahrt und es nicht in ein buntes, wirres Getriebe von menschlichen, ja allzumenschlichen Einzelzügen mit einem starken Einschlag pathologischer Erscheinungen auflöst.“¹⁾

In der bedeutendsten katholischen Zeitschrift, „*Stimmen aus Maria Laach*“ (1912, S. 519), schreibt Grisar, Bezug nehmend auf die Rezension seines Buches in „*Lehre und Wehre*“: „Luther lebt noch. Wenn ich daran hätte zweifeln können, würden mich die überaus zahlreichen Besprechungen meines ‚Luther‘ von protestantischer Seite gründlich eines andern belehrt haben. Noch besitzt der Wittenberger Lehrer in allen Gauen Deutschlands wie im Volke so unter Gebildeten und Schriftstellern seine treuen Anhänger und Bewunderer; ja stellenweise dokumentieren die gelegentlich meines Werkes veröffentlichten Äußerungen eine Hochachtung für seine Person, die an die blühendsten Zeiten des Lutherkultus vom 16. und 17. Jahrhundert erinnert. Das gegen mich entrüstete und gegen Luther verehrungsvolle Krauschen im Blätterwalde ging bis nach Nordamerika.“ Ja, so ist es: Luther lebt noch. Er lebt noch trotz aller Gewalt und aller Listen und Lügen, an denen es die Papisten und insonderheit die Jesuiten von Bellarmin herab bis auf Grisar nicht haben fehlen lassen, um Luthers Namen und Werk mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die vierhundertjährige Flut papistischer Lügen und Verleumdungen hat Luther, den Gott selbst seiner Kirche zum Reformator gesetzt, nicht zu ersäufen vermocht. Auch der sophistische Grisar ist, wie alle seine Vorgänger, an der gewaltigen Gestalt dieses Gottesmannes zuschanden geworden. J. B.

Die Weissagungen vom Antichristen im siebten Kapitel des Propheten Daniel.

2. Wie beschreibt Daniel im siebten Kapitel den Antichristen?

Wir zitieren zunächst die hier in Betracht kommenden Verse des siebten Kapitels. V. 8: „Ich faßte die Hörner scharf ins Auge. Da war zu sehen, wie ein anderes kleines Horn zwischen ihnen aufschöß, und drei von den ersten Hörnern seinetwegen ausgerissen wurden; und fürwahr, an diesem Horn waren Augen wie Menschenaugen und ein Mund, der hochfahrende Dinge redete. V. 20: (Ich wünschte sichere Auskunft) über das andere (Horn), das aufschöß und dessentwegen drei andere abfielen — jenes Horn, das Augen hatte und einen Mund,

1) Der katholische Professor in Würzburg, Dr. Philipp Rneib, sagt in seinem „*Handbuch der Apologetik*“: „Es ist fast Manie geworden, große Männer auf ihre geistige Gesundheit zu prüfen. Statt Biographien sind die Pathologien an der Tagesordnung.“ (S. 495.) Ein Opfer dieser modernen Manie ist auch Grisar in seinem „*Luther*“ geworden.

welcher hochfahrende Dinge redete, und das viel größer ausfiel als die andern. Ich hatte auch gesehen: jenes Horn führte Krieg mit den Heiligen und überwältigte sie.“ Die Antwort des Engels lautet B. 24: „Und die zehn Hörner bedeuten: Es werden in diesem Reich zehn Könige aufkommen, und nach ihnen wird noch ein anderer aufkommen, der wird von den früheren verschieden sein und drei Könige niederwerfen. B. 25: Er wird freche Worte gegen den Höchsten reden und die Heiligen des Höchsten mißhandeln; er wird meinen, Festzeit und Gesetz ändern zu können, und sie werden auf eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit seiner Gewalt überliefert sein.“

Stellen wir die einzelnen Merkmale nebeneinander. Das neue Reich, das zwischen den andern zehn Reichen aufkommt, wird a. einem Horn verglichen; es ist b. anfangs sehr klein; es werden c. seinetwegen drei der früheren Hörner ausgerissen; an ihm sind d. Augen wie Menschenaugen; es hat e. ein Maul, das hochfahrende Dinge redet; es sieht f. viel größer aus als die andern; es ist g. von den andern verschieden; es redet h. freche Worte gegen den Höchsten; es führt i. Krieg mit den Heiligen, mißhandelt und überwältigt sie; es meint, j. Zeit und Gesetz ändern zu können; es werden k. die Heiligen eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit in seine Gewalt gegeben, und l. es bleibt bis zum Gericht.

Hier haben wir zwölf das „kleine Horn“ charakterisierende Merkmale. Die frappante Ähnlichkeit des „kleinen Horns“ mit dem Papsttum springt sofort in die Augen. Allein wir lassen uns an solchen allgemeinen Ähnlichkeiten nicht genügen, sondern ziehen solche Schriftstellen zu Rate, die expressis verbis von dem Antichristen handeln. Wie redet die Schrift an solchen Stellen? Werden an diesen Stellen ebenso solche Merkmale gegeben? Werden vielleicht gar die hier gegebenen Merkmale mit denselben Worten wiederholt? Um darüber Auskunft zu bekommen, wollen wir nun alle einzelnen hier aufgezeichneten Merkmale genau besehen und sie mit den betreffenden Stellen des Neuen Testaments vergleichen.

Zunächst jedoch eine nötige allgemeine Bemerkung. Wir wollen in dieser Arbeit nicht die Lehre vom Antichristen behandeln, setzen diese vielmehr als eine unter uns zugestandene Grundlage voraus. Zweck dieser Arbeit ist, zu zeigen, daß auch gerade im siebten Kapitel des Propheten Daniel von dem Antichristen geweissagt wird, und daß diese Weissagungen im Papsttum ihre Erfüllung finden. Leider findet diese Lehre, daß der Papst der rechte, insonderheit von Paulo geweissagte Antichrist ist, in unserer Zeit wenig Anhänger und Verteidiger. Reusfel schreibt darüber in seinem „Kirchlichen Handlexikon“ sub „Antichrist“: „In neuerer Zeit haben Philippi, Walthar und die Missourier an der Lehre vom Papsttum als dem Antichristen festgehalten, während die Mehrzahl der neueren, auch lutherischen Theologen zwar antichristliche Merkmale auf Seiten des Papsttums finden, aber den Antichristen noch

als Persönlichkeit der Zukunft erwartet, teilweise aus dem Totenreich zurückkehren läßt, sich darauf berufend, daß die betreffenden Schriftstellen eine kollektive Fassung der Bezeichnung ‚Mensch der Sünde‘ nicht zulassen.“ Was hier als missourische Stellung in der Lehre vom Antichristen bezeichnet wird, ist heute noch die Stellung der Synodalkonferenz und wird sie durch Gottes Gnade auch in Zukunft bleiben.

In dieser Stellung, die wir auf Grund der Heiligen Schrift einnehmen, werden wir auch gerade durch die durchsichtige Richtigkeit der Einwände bestärkt, die man dagegen erhebt. Ihrer sind vornehmlich zwei: 1. daß die Bezeichnung 2 Thess. 2, 3 „der Mensch der Sünde“ eine kollektive Fassung nicht zulasse. Das ist eine Behauptung, die durch nichts bewiesen werden kann und die durch den Hinweis auf Matth. 12, 35; Mark. 2, 27; 2 Tim. 3, 17 widerlegt wird. An diesen und an andern Stellen steht im Grundtext auch der Singular mit dem bestimmten Artikel zur Bezeichnung einer ganzen Gattung; 2. daß sich antichristliche Momente auch anderswo als im Papsttum finden. Der reformierte Kirchenhistoriker Hagenbach gibt diesem Einwand die Fassung: „Es ist ein Zeichen von Noth und Mangel an allem historischen Verständnis, den Antichristen nur auf der Seite des Papstes zu suchen. Licht und Schatten lassen sich nicht also teilen, daß wir nur rechts die Träger des einen, links die Träger des andern zu sehen hätten. Die Mischungen sind unendlich, und des Trüben findet sich zu gewissen Zeiten mehr als des Hellen und Erfreulichen.“ (Hagenbach II, 129.) Wenn man diese und ähnliche Auslassungen liest, so wird man, mutatis mutandis, an das Wort Goethes erinnert: „Den Teufel spürt dies Völklein nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.“ Daß sich auch anderswo als im Papsttum antichristliche Merkmale finden, hat unsers Wissens noch niemand bestritten. Wenn aber ein Verbrecher stedbriefflich verfolgt wird, verschlägt der Umstand nicht das Geringste, daß einzelne in dem Stedbrieff angegebene Merkmale verschiedenen Personen zukommen. Ist der Stedbrieff vollständig und genau, so können alle darin enthaltenen Personalien nur einer bestimmten Person zukommen. Ein solcher vom Heiligen Geist aufgestellter Stedbrieff sind die Weissagungen des Alten und Neuen Testaments vom Antichristen, und unser Bekenntnis hat recht, wenn es sagt: „So reimen sich auch alle Untugenden, so in der Heiligen Schrift vom Antichristen geweissagt, mit des Papstes Reich und seinen Gliedern.“ (Müller, S. 336.) „The annals of the world,“ sagt D. McKnight, „cannot produce persons and events to which the things written in this passage (2 Thess. 2) apply with so much fitness as to the bishops of Rome. Why, then, should we be in any doubt concerning the interpretation and application of this famous prophecy?“¹⁾ Diese Frage mögen namentlich diejenigen beherzigen, die noch immer innerhalb der lutherischen Kirche nicht wissen, wer der rechte Antichrist ist.

1) Papf, Abhandlg. über d. Antichr., S. 122.

Eine gewissenhafte Erwägung dieser Frage dürfte ihnen über mancherlei die Augen öffnen.

In dieser Stellung werden wir ferner bestärkt durch die Athernheiten, auf welche viele derjenigen verfallen, die den Antichristen noch in der Zukunft erwarten. So hat man schon in Napoleon I., in Kaiser Wilhelm I., in U. S. Grant und in vielen andern herborragenden Persönlichkeiten den Antichristen erblicken wollen. Därsel und Genossen erwarten ihn aus dem Hause Buonaparte als einen Napoleon VIII., der identisch sein soll mit Napoleon I. Andere behelfen sich mit einem „idealen“ Antichristen, worunter sie den Atheismus, den Zeitgeist, den „großen Abfall“ u. dgl. verstehen. Ihnen geht es wie den Leuten, die dem Teufel und seinem Reich Persönlichkeit und Existenz absprechen, indem sie beides nur als eine rhetorische Personifikation des Bösen ansehen. Joma hat seinen „Horn- oder Spizenpaps“, einen noch zukünftigen Paps, der schlimmer sein werde als alle Paps, die vor ihm gewesen sind. Im Vorwort vom „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“ vom Jahre 1893 (zitiert in L. u. W. 39, 52) läßt sich ein Schreiber allen Ernstes, wie folgt, vernehmen: „Noch mehr aber wird, was Paulus hier weisagt, in der Offenbarung St. Johannes bestätigt. Malt diese uns doch gleichsam im 13. Kapitel ein grauererregendes Gemälde von jenem dämonischen Menschen, der am Ende der Tage aufsteigen wird wie ein Pardel-Bär-Löwentier aus dem großen Völkemeer; der Christum in gewisser Weise nachahmen soll, indem er in dem falschen Propheten auch einen Vorgänger vor sich hat, wie Jesus in Johannes, ja das Wunder der Auferstehung Jesu an sich satanisch wiederholen, indem er eine tödliche Wunde vom Schwert hat und doch wieder lebt; und der als gewaltiger Weltherrscher, in seinem Reich zehn Reiche vereinigend, dann die Kirche der Endzeit schauderhafter als die römischen Imperatoren in der Zeit des ersten Christentums verfolgen wird, bis eben Christus erscheint und ihn umbringt mit dem Geist seines Mundes, . . . ja (der) durch seinen falschen Propheten wie einst Nebuladnezar von sich ein mit menschlicher Stimme redendes Bild aufrichten läßt und dessen Anbetung bei Strafe eines Vohlots sondergleichen verlangt wird. . . . Das Tiergörsenbild soll wirklich reden, ein Betrug, den moderne Erfindungen leicht erklärlich machen.“ Jetzt, da der Phonograph, die Wandelbilder und Ähnliches erfunden ist, dürfte es nicht schwerfallen, daß sich jeder einen eigenen Antichristen auf Bestellung machen läßt. Was für ein Unsinn! Nein; da bleiben wir denn doch lieber bei der altlutherischen Lehre vom Antichristen.

In dieser Stellung werden wir schließlich auch durch die Erwägung bestärkt, daß viel, sehr viel Luthertum preisgegeben wird, wenn man nicht mehr im Papsstum den Antichristen erkennt. Wer an diesem lutherischen Dogma nicht mehr festhält, tritt in Gegensatz zu Luther, dem gottgesandten Reformator, in Gegensatz zu den Bekenntnisschriften unserer Kirche, in Gegensatz zu den großen Theologen vornehmlich des sechzehnten Jahrhunderts. Für den ist noch nicht erfüllt, was nach

2 Theß. 2 erfüllt werden muß, ehe der Jüngste Tag kommt; für den kann also der Jüngste Tag nicht jeden Augenblick eintreten, sondern liegt noch in der Ferne. Ein solcher verschließt seine Augen gegen das gewaltige Zeugnis der Geschichte vieler Jahrhunderte vor und nach der Reformation und, was das Schlimmste ist, verschließt seine Augen gegen das gewaltige und klare Zeugnis der Schrift Alten und Neuen Testaments. Wer aber in einem Stück der Lehre seine Augen gegen das Licht der Schrift verschließt, der trägt solche Finsternis, die in ihm ist, auch in andere Lehren hinein. Die Erfahrung zeigt, daß alle Nichtbekenner oder Bekämpfer dieses lutherischen Dogmas vom Antichristen samt und sonders im unionistischen Fahrwasser schwimmen und auch in solchen Lehren, die das Zentrum des Christentums, die Lehre von der Rechtfertigung, unmittelbar betreffen, von dem Vorbild der reinen Lehre in rebus et phrasibus abweichen. — Der freundliche Leser wolle verzeihen, daß diese Vorbemerkung etwas länger ausgefallen ist, als beabsichtigt war. — Wir gehen nun an die Erwägung der einzelnen, bereits angegebenen Merkmale.

A. Daniel vergleicht das neuauftkommende Reich mit einem Horn. Text: „Ich sah die Hörner scharf ins Auge. Da war zu sehen, wie ein anderes kleines Horn zwischen ihnen aufschöß“, V. 8. „Jenes Horn“, V. 20. 21. Es ist ein kleines Horn, das Daniel aufsteigen sieht. Er gebraucht also dasselbe Bild, dessen er sich für die andern Reiche, von denen er redet, bedient. Unter dem kleinen Horn kann also nicht etwa eine Einzelperson gemeint sein, ebensowenig wie durch die andern Hörner Einzelherrscher dargestellt sind. Auch unter dem kleinen Horn muß in diesem Zusammenhang ein Reich gemeint sein, und zwar ein Reich, das politische Macht beansprucht und auch wirklich ausübt. Daß die Hörner in diesen Weissagungen Daniels Königreiche bedeuten, zeigt ganz klar V. 8 in Kap. 8. Dort wird das griechische Reich unter einem Ziegenbock dargestellt. Dieser Bock hat anfangs nur ein Horn, dann aber wachsen vier hervor. Wir haben schon gesehen, daß damit vorausgesagt ist, daß das Reich Alexanders des Großen nach seinem Tode in verschiedene Reiche auseinanderfallen werde, wie es denn auch wirklich geschehen ist. Dasselbe tritt bei der vierten Weltmacht, der römischen, ein. Auch dies Reich zerfällt einst nach der Weissagung Daniels in verschiedene Reiche, wie es denn auch in diesem Falle tatsächlich geschehen ist. Und unter diesen Reichen kommt nun ein neues Horn, ein neues Reich, auf. Dies Reich ist zwar, wie wir nachher noch weiter hören, verschieden von den andern, aber es ist eben doch ein Horn, ein Reich, eine politische Macht.

Als ein Reich, als eine politische Macht, wird das römische Antichristentum in der Offenbarung St. Johannis beschrieben, z. B. Kap. 17. Es ist aber keine politische Macht, kein irdisches Reich und Herrschaft von Gottes Gnaden; von ihm gilt nicht: „Wo eine Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet“; es ist vielmehr ein Reich, das durch eine widergöttliche Verquickung von Staat und Kirche entstanden ist. Darum

schaut Johannes dies Reich unter dem Bild einer „großen Mure“. Diese Mure ist nach W. 9 die Stadt, die auf sieben Hügeln erbaut ist, und die nach W. 18 das Reich hat über die Könige auf Erden. Die zehn Könige, die nach W. 12 und 13 desselben Kapitels aus diesem Reich kommen werden, die verschiedenen Reiche, in welche das eine römische Weltreich zerfallen wird, werden, wie es ausdrücklich am Schluß des 13. Verses heißt, „ihre Macht dem Tier geben“. Kurz, darin sind Daniel und Johannes ganz miteinander einig, daß der Antichrist ein Horn ist, ein Herrscher, der sich politische Macht zu verschaffen weiß, weltliche Herrschaft beansprucht und ausübt.

Daß nun der römische Antichrist ein solcher Herrscher ist, daß sich die römische Kirche je und je als eine weltliche Macht gebärdet hat und noch gebärdet, bedarf ja keines Beweises. Zwar ist seit 1870 dem Papst auch der letzte Rest seines seinerzeit nicht unbedeutenden Kirchenstaates genommen worden, allein trotzdem sind ihm durch das sogenannte Garantiegesetz für alle Zukunft die Rechte eines Souveräns zugestanden. Übrigens liegt wenig daran, wie viel oder wie wenig der Papst an Land und Untertanen besitzt. Auch in der Blütezeit des Kirchenstaates war diese Herrschaft des Papstes der allergeringste Teil seiner Macht. Des Papstes eigentliche Herrschaft ist eine Herrschaft in den Gewissen seiner verblendeten Anhänger. Aber eben diese furchtbare Macht, diese Gewissensherrschaft, hat der Papst je und je politisch ausgebeutet. Und dies ist nicht etwa nur so nebenbei geschehen, das sind nicht Schwachheitsünden, die bei dem „Heiligen Vater“ mit untergelaufen sind, nein, die Gewissensherrschaft in politische Tyrannei umzusetzen, war je und je das eigentliche Ziel seines ganzen Strebens. „Wir wollen der Welt zeigen“, sagt Gregor VII. (1073), „daß wir Königreiche, Herzogtümer, Grafschaften, kurz, die Besitzungen aller Menschen jedem nehmen und jedem geben können; denn wir können binden und lösen. Wie sollte der, dem die Macht gegeben ist, den Himmel auf- und zuzuschließen, nicht auch über den Erdkreis zu Gericht sitzen dürfen?“ Innozenz III. (1198—1216) sagt: „Christus hat dem Apostel [Petrus] die gesamte irdische Weltordnung zu regieren übertragen.“ Als Schriftbeweis für diese Behauptung führt er die Tatsache an, daß Petrus einmal auf dem Meer gegangen sei. Das Meer bedeute die Völker der Erde und das Gehen auf dem Meer die Herrschaft über alle Welt. Und dieselben Behauptungen haben alle Päpste aufgestellt und mit diesen Behauptungen, soweit sie konnten, bitteren Ernst gemacht. Wir erfahren ja gegenwärtig etwas von diesem bitteren Ernst in unserm Lande und werden, wenn nicht alle Anzeichen trügen und Gott nicht in besonderem Grade uns seinen gnädigen Schutz angeheihen läßt, in nächster Zukunft noch mehr erleben.²⁾

2) Folgender Auszug aus einer Predigt des Priesters Whelan, die er im Juni letzten Jahres gehalten hat, zeigt, daß das Papsttum heute noch von demselben Geist und denselben Zielen befeelt ist wie in der dunkelsten Zeit des Mittelalters.

Die Summa dieses Punktes (A.) ist also diese: Daniel gibt als Merkmal des Antichristen, daß er ein Horn, ein Reich, eine politische Macht ist. Dies Merkmal findet sich im vollen Maße an Rom, wie die Offenbarung Johannis und die Geschichte aller Zeiten bezeugt.

B. Das neue Horn ist anfangs sehr klein. Text: „. . . Da war zu sehen, wie ein anderes kleines Horn zwischen ihnen aufschloß“, B. 8. Jedes Horn oder Reich ist klein, wenn es erst aufkommt. Wenn daher hier die anfängliche Kleinheit des neuen Reiches besonders erwähnt und damit als ein Merkmal desselben angegeben wird, so muß es sich um eine Kleinheit besonderer Art handeln. Es muß sich an dem Gegenbild, an dem Reich, das durch das kleine Horn vorgebildet ist, die ursprüngliche Kleinheit als ein besonderes Charakteristikum nachweisen lassen. Welche besondere Bewandnis es mit dieser Kleinheit des kleinen Horns hat, zeigt Ort und Zeit seiner Entstehung. Dies kleine Horn entsteht auf dem Haupt des vierten Tieres, nachdem es schon zehn große Hörner hat. Es steigt nicht abseits von ihnen, sondern תחילתו, zwischen ihnen, auf. Es tritt nicht mit jenen gleichzeitig in Erscheinung. Unter der Haut hat sich freilich wohl schon lange ein Knorpel zu einem Horn gebildet, aber es konnte immer noch nicht aufsteigen, da es an einem geeigneten Platz fehlte. Es muß erst Platz geschafft werden dadurch, daß drei der vorhandenen Hörner ausgerissen werden. „Before whom three of the first horns were plucked up by the roots“, so gibt die englische Übersetzung den hebräischen Text genau wieder. Das neue Reich muß sich erst lange eine Existenzberechtigung gegen eine große Übermacht erkämpfen, ehe es sich überhaupt zu einem Reich nach und nach entwickeln kann.

Abelan sagte unter anderm folgendes: „And why is it the Church is strong; why is it everybody is afraid of the Catholic Church? And the American people are more afraid of her than any people of the world. Why are they afraid of the Catholic Church? They know what the Catholic Church means. It means the Catholics of the world, not of one country, not of two countries, but of all the countries of the world. And it means more than that: it means that the Catholics of the world love the Church more than anything else, that the Catholics love the Church more than they do their own governments, more than they do their own nation. . . . Tell us in the conflict between the Church and the civil government we take the side of the Church; of course we do. Why, if the government of the United States were at war with the Church, we would say to-morrow, To hell with the government of the United States! And if the Church and all the governments of the world were at war, we would say, To hell with all the governments of the world! . . . Why is it the pope is such a tremendous power? Why, the pope is the ruler of the world. All the emperors, all the kings, all the princes, all the presidents of the world to-day are as these altar boys of mine. The pope is the ruler of the world.“ (*Menace*, 28. September 1912.)

Paßt das auf das mohammedanische Reich? Ist eine derartige Kleinheit ein besonderes Charakteristikum desselben? Wir haben schon darauf hingewiesen, daß das mohammedanische Reich gar nicht auf römischem Boden entstanden ist, alsofüglich nicht durch ein neu hervorstwachsendes Horn auf dem Haupt des vierten Tieres dargestellt werden kann. Es ist auch nicht zwischen den andern Hörnern, nicht zwischen schon bestehenden Reichen entstanden, sondern hat seinen Ursprung ganz abseits von allen römischen Verkehrsstraßen im südlichen Arabien genommen. Klein hat es freilich angefangen, aber nicht seine ursprüngliche Kleinheit, sondern sein überaus schnelles Wachstum ist ein ihm eigenes Merkmal. Noch im Jahre 622 mußte der falsche Prophet Mohammed von Mekka nach Medina fliehen, um sein Leben zu retten, aber schon dreizehn Jahre später nahm Abu Bakras unter dem Kalifen Omar das große persische Reich ein.

Während aber die Kleinheit des Anfangs kein charakteristisches Merkmal des türkischen Reiches ist, so ist sie ein Charakteristikum des römischen antichristlichen Reiches. Es hat Jahrhunderte zu seiner Entwicklung nötig gehabt. Schon Paulus schreibt 2 Thess. 2, 7: „Es reget sich schon bereits die Bosheit heimlich.“ Schon zu Pauli Zeiten war der Knorpel bereits unter der Haut. Aber Jahrhunderte gingen dahin, ehe dieser Knorpel als ein neues Horn zwischen den andern Hörnern in Erscheinung trat. Erstlich dauerte es Jahrhunderte, ehe der Bischof von Rom seine geistliche Herrschaft in der Kirche selbst einigermaßen begründet hatte. Das Konzil zu Nizäa (325) erkennt zwar dem Bischof von Rom eine Art Oberhoheit zu, stellt ihn aber trotzdem mit den Bischöfen von Alexandrien und Antiochien auf ganz gleiche Stufe. Erst Leo dem Großen (440—461) gelang es, sich den Vorrang über alle Bischöfe des Abendlandes zu sichern, indem er dem Kaiser Valentinian ein Gesetz abdrang, in welchem sein Primat über das ganze Abendland anerkannt wurde; auch wußte er sein Bestätigungsrecht der Beschlüsse des Konzils zu Chalcedon (451) geltend zu machen. Und zweitens dauerte es nun noch viele Jahre, ehe der Papst zu politischem Ansehen gelangte, ehe er sich einen Platz unter den Herrschern der Erde gesichert hatte. Der Bosheit, die sich schon zu Pauli Zeiten heimlich regte, stand eben ganz besonders zu ihrer politischen Machtentfaltung ein großes Hindernis entgegen. Paulus redet in seinem Brief an die Thessalonicher, 2 Thess. 2, 6. 7, von einem *to katechon* und *ho katechon*, von einem, „was es noch aufhält“, und einem, „der es noch aufhält“. Paulus nennt dieses *katechon* oder diesen *katechon* nicht mit Namen, sondern sagt nur: „Gedenket ihr nicht daran, daß ich euch solches sagte, da ich noch bei euch war?“ Unsere Danielstelle macht es klar, was oder wer dieses *katechon* ist. Das kleine Horn, das Daniel sah, zeigte sich nicht auf dem Haupt des vierten Tieres, ehe es zehn Hörner hatte. Mit andern Worten: Solange alle Macht sich in der Hand des römischen Kaisers vereinigte,

war an ein Aufkommen einer weltlichen Herrschaft der römischen Bischöfe gar nicht zu denken. Drei Jahrhunderte lang seufzte die Kirche unter dem furchtbaren Druck der römischen Weltmacht. In dieser Zeit haben zwar schon die römischen Bischöfe viel von weltlicher Macht und Pracht geträumt, aber sie mußten diesen Traum vor der Staatsmacht sorgfältig geheimhalten; sie mußten froh sein, wenn es ihrer Schlaueit gelang, ihren Mitbischöfen und Mitchristen eine besondere Anerkennung abzuschwindeln. Und auch nachdem unter Konstantin die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben worden war, dauerte es immer noch beinahe zweihundert Jahre, ehe die politischen Verhältnisse die Entfaltung weltlicher Macht von seiten des Papstes begünstigten. Erst nachdem das Tier zehn Hörner hatte, erst nachdem 476 das weströmische Reich untergegangen und in verschiedene Reiche auseinandergefallen war, war der Zeitpunkt gekommen, da das kleine Horn hervorbrechen konnte. In dieser Zeit unsäglichen Elends, da eine wilde Völkerhorde nach der andern raubend und sengend die reichen Gefilde Italiens durchzog, da alle Bande der Sittlichkeit und Gesetzmäßigkeit sich lösten, und das Faustrecht wieder zur allgemeinen Geltung kam, in dieser Zeit, da sich das weströmische Reich nicht nur auflöste, sondern gänzlich in Blut und Barbarei unterzugehen drohte: da war der geeignete Zeitpunkt gekommen, da das kleine Horn hervorbrechen und wachsen konnte. Außer den politischen Wirren war die Kirche durch die arianischen und durch andere Streitigkeiten zerrissen. Unwillkürlich wandten sich in diesen Zeiten politischer und kirchlicher Unsicherheit die Augen vieler hilfesuchend nach Rom. Das kirchliche Ansehen des römischen Bischofs war ja seit Valentinian ganz bedeutend, und nun war ihm die beste Gelegenheit geboten, bei den barbarischen Herrschern, die in schneller Reihenfolge das unglückliche Rom regierten, seinen Einfluß geltend zu machen und für die Kirche Schutz und mancherlei Privilegien zu erlangen. Als endlich unter den fränkischen Herrschern auch für Italien dauernd gesicherte Verhältnisse eintraten, da war der Papst durch die Schenkung des Exarchats von seiten Pipins ein weltlicher Fürst geworden. So dauerte es also beinahe acht Jahrhunderte, ehe sich der Traum vieler Päpste verwirklichte, ehe der Papst eintrat in die Reihe der souveränen Herrscher der Erde. Dadurch wird es klar, warum Daniel in seinem Gesicht solchen Nachdruck legt auf die Kleinheit des neu hervorbrechenden Horns. — Auch dies zweite Merkmal kommt also dem römischen Papsttum in vollem Maße zu. Wir gehen nun zur Erwägung des dritten Merkmals über.

C. Des kleinen Horns wegen werden drei der vorigen ausgerissen. Text: „... und drei der ersten Hörner seinetwegen ausgerissen wurden“, V. 8. „... das aufschöß, und dessentwegen drei andere abfielen“, V. 20. „... Und nach ihnen wird ein anderer aufkommen, der wird von den früheren verschieden sein und drei Könige niedertwerfen“, V. 24. Rautsch übersetzt also

das **מִן־קִרְיָתוֹ**: „desseiwegen vor ihnen“. Kliefoth sagt in seiner Auslegung Daniels: „Das **מִן־קִרְיָתוֹ** ist zugleich kausal und lokal: es riß die drei aus, um für sich Platz zu machen. Der Emporkömmling von Königthum vernichtete eine Dreizahl der das Staatensystem bildenden Königthümer des vierten Reichs, ihre Macht wurde seine Macht, und so wurde er groß.“ Damit stimmt die Auslegung des Engels, V. 24: „Und nach ihnen wird ein anderer aufkommen, der wird von den früheren verschieden sein und drei Könige niederwerfen.“

Über dies Merkmal läßt sich nicht viel mehr sagen, als was schon gesagt ist, nämlich daß der, der unter dem kleinen Horn vorgebildet ist, nach politischer Macht streben und sie auch erlangen werde. Auffallend ist, daß das erste Mal passivisch gesagt wird: **וְקָרְעוּ**, „drei Hörner wurden vor ihm ausgerissen“; das zweite Mal medial: **וַיִּפְּלוּ**, „drei Hörner fielen ab“; und dann das dritte Mal aktivisch: **וַיִּפֹּטוּ אֶת־שְׁלֹשָׁתָם**, „er wird drei Könige niederwerfen“. Damit ist offenbar angezeigt, daß das neue Reich nicht im offenen, ehrlichen Kampf zur Macht und Herrschaft gelangen werde, sondern durch heimliche Tücke. Ohne daß die Reiche es merken, unterminiert es ihren Bestand, zerstört, einem Maulwurf gleich, die Wurzeln ihrer Herrschaft, so daß sie plötzlich zusammenstürzen, und doch nur wenige ihrer Bewohner die wahre Ursache des Zusammenbruchs je erkennen. Daniel sieht im Bild, wie drei Hörner vor dem kleinen Horn ausgerissen werden (V. 8) und abfallen (V. 20), sieht aber nicht die Ursache dieses Vorgangs. Daher bittet er den Engel auch darüber um Aufklärung (V. 19. 20). Von ihm erfährt er, daß das neue Reich jene drei andern Reiche niedergeworfen habe. Damit ist Roms Kampfweise trefflich charakterisiert. Das ist je und je Roms Taktik gewesen. So arbeitet es auch in unserm Lande. Es untergräbt eine Stütze unserer Freiheit nach der andern, bis sich eines schönen Tages die Welt die Augen reiben und mit Erstaunen den Trümmerhaufen unserer Freiheit betrachten wird. — Der Text redet von drei Reichen, die von dem neu aufkommenden Reich niedergeworfen werden würden. Wie man sich schon viele Mühe gegeben hat, eine Zehnzahl der auf den Trümmern des alten Roms entstandenen Reiche herauszubringen, so hat man auch die drei Reiche finden³⁾ wollen, die der Antichrist niedergeworfen habe. Die Mühe in beiden Fällen ist vergeblich gewesen. Es bleibt einem nichts anderes übrig, als beide Zahlen ideal zu fassen. So gefaßt, wäre der Sinn,

3) Diejenigen unter den älteren Auslegern, die unter dem kleinen Horn den Türken verstehen, nennen als die drei Reiche, die nach dem Text von dem kleinen Horn niedergeworfen werden sollen, das Reich der Westgoten, das 711, das Reich der Serben, das 1389, und das oströmische Reich, das 1453 von den Nachfolgern Mohammeds eingenommen wurde. Allein diese Zählung ist ganz willkürlich. So hatte, um nur das eine zu erwähnen, Omar, der zweite Kalif, schon im Jahre 635 dem großen Perserreich ein Ende gemacht, ganz abgesehen von den verschiedenen Provinzen, die er von dem oströmischen Reich losgerissen hatte.

daß die auf den Trümmern Roms entstandenen Reiche die eigentliche Herrschaft in der Welt bis ans Ende haben würden, und daß von dieser Weltherrschaft der zehn Reiche die antichristliche Kirche einen Drittel an sich reißen werde. Da nun unter den zehn Reichen, wie gesagt, nicht ebenso viele Reiche der Zahl nach zu verstehen sind, sondern da damit das vierte Tier, die vierte Weltmacht, als die Macht gekennzeichnet werden soll, die auch nach dem Fall des alten Römerreichs die Weltherrschaft bis ans Ende der Tage behalten werde, so deuten wir die drei Reiche, die der Antichrist niedertwerfen soll, ebenfalls auf ein Drittel nicht der Zahl oder der Ausdehnung, sondern der Macht. Mit andern Worten: Wie die römische Weltmacht die dauernde bleiben wird bis ans Ende der Tage, so werde der Antichrist the balance of power in dieser Weltherrschaft an sich reißen und bis ans Ende behalten. Viel kleiner als die Weltmacht (Verhältnis: 3 zu 7) werde es ihm doch in seiner geschlossenen Dreieckigkeit gelingen, bei den geteilten, sich gegenseitig beneidenden und befehdenden Weltmächten seinem Willen Geltung zu verschaffen und ihre Politik bald mehr, bald weniger zu beherrschen. Wir überlassen dem Leser das Urteil über diese Auslegung. Jedenfalls stimmt sie mit der Geschichte Roms bis auf den heutigen Tag. Wir gehen nun zu dem vierten Merkmal über.

D. Das kleine Horn hat Augen wie Menschenaugen. Text: „Und fürwahr, an diesem Horn waren Augen wie Menschenaugen“, B. 8. „... jenes Horn, das Augen hatte“, B. 20. Die Angabe dieses Merkmals leitet der Prophet durch ein wiederholtes *alu* ein. *Alu* heißt: siehe da! fürwahr! Es handelt sich also hier um eine ganz besondere Sache, um eine Sache, die an keinem der andern Hörner bemerkt wurde. Das kleine Horn hatte Augen wie Menschenaugen. Es bekommt nicht erst solche Augen, sondern hat sie, sobald Daniel dies Horn bemerkt. Was soll das heißen: „Es hatte Augen wie Menschenaugen“? Ein solcher Ausdruck findet sich sonst nicht in der Schrift. Dieser Zusatz kann nicht besagen sollen, daß eben dies Horn einen Menschen repräsentiere, wie Hitzig will; denn auch die andern Hörner bedeuten ja Menschen und ihre Reiche. Wenn nun auch dieser Ausdruck sich sonst nicht in der Schrift findet, so ist doch das Auge in der Schrift ein Sinnbild der Klugheit. So heißt es Pred. 2, 14: „Der Weise hat seine Augen im Kopfe; aber der Tor wandelt im Finstern.“ Insonderheit wird den Augen der Menschen Unerfättlichkeit zugeschrieben, Spr. 27, 20: „Unterveilt und Abgrund bekommen nie genug; so sind auch der Menschen Augen unerfättlich.“ Das kleine Horn steigt zwischen zehn Hörnern auf; es strebt nach Herrschaft, hat aber anscheinend wenig Aussicht auf Erfolg. Die Welt ist mit großen Hörnern besetzt, gewaltige Herrscher haben bereits die Erde unter sich verteilt. Wie will da ein kleiner Emporkömmling zur Macht gelangen? Durch Gewalt nimmermehr; wohl aber ist durch

Klugheit und List das Ziel zu erreichen. Und eben solche listige Klugheit ist eine Kardinal-eigenschaft des kleinen Horns. Es ist mit Augen ausgerüstet. Mit seinen Augen späht es umher, nimmt jeden Vorteil wahr, setzt der rohen Kraft der andern Hörner Klugheit entgegen und reißt nach und nach solche Gewalt und Macht an sich, daß sein Aussehen größer wird als das seiner Genossen. Und je mehr seine Macht steigt, desto mehr funkeln seine Augen von unerfättlicher Begierde. Es strebt nicht nach bloß menschlicher Macht, sondern nach göttlicher Macht und Ehre. Dem ausdrücklichen Wort der Schrift: „Gott der Höchste hat Gewalt über der Menschen Königreiche und gibt sie, wem er will“ (Dan. 5, 20), setzt das kleine Horn das Frebelwort entgegen: „Wir wollen der Welt zeigen, daß wir Königreiche, Herzogtümer, Grafschaften, kurz, die Besitzungen aller Menschen jedem nehmen und jedem geben können.“ (Gregor VII.)

Es sah aber Daniel an dem kleinen Horn nicht schlechtweg Menschenaugen, sondern „Augen wie Menschenaugen“. Es besteht eine Ähnlichkeit zwischen den Augen des kleinen Horns und den Augen eines Menschen. Wo aber Ähnlichkeit ist, da ist auch Unähnlichkeit, sonst wäre die Ähnlichkeit Gleichheit. An dem kleinen Horn treten uns nicht bloße Menschenaugen, tritt uns nicht eine bloß menschliche Klugheit, List und Herrschsucht entgegen, sondern eine Klugheit, List und Herrschsucht, wie diese Eigenschaften nach der Schrift dem Satan eigen sind. In diesem kleinen Horn ist Menschliches und Satanisches gepaart. „Hieronymus wird recht haben, wenn er sagt: *ne eum putemus juxta quorundam opinionem vel diabolum esse vel daemonem, sed unum de hominibus, in quo totus Satanus habitaturus sit corporaliter.* Die Klugheit und Umsicht dieses Horns = Königs wird so augenfällig sein, daß man ihn für ein höheres dämonisches Wesen halten könnte; er wird aber nichtsdestoweniger ein Mensch sein, nämlich „der Mensch der Sünde“. (Kliefoth.) — In engster Verbindung mit diesem steht das folgende Merkmal, das wir daher gleich hinzunehmen wollen, ehe wir die Anwendung machen.

E. Das kleine Horn hat ein Maul, das hochfahrende Dinge redet. Text: „... und ein Mund, der hochfahrende Dinge redete“, W. 8. 20. Zu den Augen wie Menschenaugen kommt noch als besonderes Merkmal ein Maul, das hochfahrende Dinge redet. Dies ist ein dem kleinen Horn so eigentümliches Merkmal, daß es auch, wie die Augen, zweimal erwähnt wird. Und wie seine Augen, so hat das kleine Horn dies Merkmal, da es aufsteigt. Wie in seinen Augen, so ist auch in seinem großen Maul das Geheimnis seines Aufsteigens zu suchen. Durch seine Klugheit und seine hochfahrenden Reden verschafft es sich Ansehen und Gewalt zwischen den zehn Hörnern, so daß es zuletzt größer aussieht als die andern. Nicht physische Kraft, sondern Kluge Augen und ein großsprecherisches Maul sind die Säulen seiner Macht. Das ist etwas ganz Neues unter der Sonne, daß ein Reich entsteht und zu fürchtbarer Macht gelangt

durch keine andern Mittel als durch List und hochfahrende Reden. Daniel sieht zwar auch (W. 21), daß das kleine Horn Krieg führt, aber einen Krieg mit den Heiligen, nicht mit den zehn Hörnern, nicht mit den Weltreichen. Drei Hörner fallen ab, und doch hat das kleine Horn kein Schwert gegen sie gezücht. Reinweg durch Klugheit und große Reden hat es diese überwältigt.

Auf wen paßt nun das alles? auf den Türken? Wir meinen nicht. Wohl führt ja auch der Türke in seinem Koran hochfahrende Reden, wohl ist ihm sonderlich zur Zeit seines Aufsteigens Klugheit des Handelns nicht abzusprechen. Aber das sind nicht die Mittel, durch die er seine einst furchtbare Macht erlangte. Der Islam wurde nicht durch große Reden und kluges Handeln, sondern durch das Schwert, durch die fanatische Tapferkeit seiner Anhänger ausgebreitet. "After the bitter persecutions to which, in the beginning of his ministry, the son of Abdallah had been subjected, he had proclaimed the propagation of Islam by the sword. The larger part of the ten years of his public career was devoted to the work of religious conquest. The establishment of his power in Arabia was by force; the Arabs feared him as a conqueror." (*Cyclopaedia of Universal History*, Ridpath II, p. 100.) Das Papsttum aber ist reinweg durch List und durch hochfahrende Reden aufgestiegen, und eben dies sind die Mittel, durch die es bis auf den heutigen Tag seine Macht behält. Der bekannte englische Staatsmann Gladstone sagt: "No more cunning plot was ever divulged against the intelligence, the freedom, the happiness, and the virtue of mankind than Romanism." Die Fälschungen, durch welche die römischen Bischöfe zunächst in der Kirche selbst ihre Macht begründeten, reichen bis ins fünfte Jahrhundert hinab. So erhielt der sechste Nizäische Kanon, der im Original kein Wort von dem römischen Primat hatte, in der römischen Handschrift den Zusatz: „Die römische Kirche hat stets das Primat gehabt“ — eine Täuschung, die auf der Chalzedonischen Synode (451) zur Beschämung der römischen Legaten durch die Verlesung des echten Textes aufgedeckt wurde. (Vgl. Döllinger, Das Papsttum, S. 22.) Der Papst hat durch List und große Reden der Welt weisgemacht, daß er die Schlüssel des Himmelreichs habe, daß er Christi Statthalter auf Erden sei. Und die Welt hat sich betrogen lassen und hat seinem großen Maul geglaubt. Und während er solche hochfahrende Reden führte, hat er gleichzeitig mit geradezu satanischer List Uneinigkeit unter die Fürsten der Erde gefät, hat die einen gegen die andern aufgehetzt und es immer so eingerichtet, daß er, mochte der Streit zwischen Fürsten ausfallen, wie er wollte, die Früchte des Streites einheimste. Das alles ist in der Geschichte mit solch grober Schrift eingegraben, daß es auch ein Blindler lesen kann.

Zu diesem Zeugnis der Geschichte kommt aber das noch viel wichtigere Zeugnis des Neuen Testaments. Satanische List und ein großsprecherisches Maul sind rechte Kardinal Eigenschaften des von Paulo

und Johannes geweissagten Antichristen. „Welches Zukunft geschieht nach der Wirkung Satans mit allerlei lügenhaftigen Kräften und Zeichen und Wundern und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit. . . . Darum wird ihnen Gott kräftige Irthümer senden, daß sie glauben der Lüge“, schreibt Paulus an die Thessalonicher; und Offenb. 13 heißt es: „Und der Drache (die alte Schlange, die da heißt Teufel und Satanas) gab dem Tier seine Kraft und seinen Stuhl und große Macht. . . . Und es ward ihm gegeben ein Mund, zu reden große Dinge und Lästerung.“ Überhaupt sind in den Weissagungen des Neuen Testaments vom Antichristen die Weissagungen Daniels zum Teil wörtlich aufgenommen. Wer die Weissagungen des Neuen Testaments mit Daniel vergleicht, kann nicht im Zweifel sein, daß beide von demselben Antichristen reden. Wer im Thessalonicherbrief und in der Offenbarung den Papst findet, der muß ihn auch im Daniel, und zwar gerade auch im 7. Kapitel finden. §. Spd.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. „Proceedings of the First Convention of the English District of the Synod of Missouri, Ohio, and Other States, held at Baltimore, Md.“, mit einem Referat über das Thema: „Right Methods in Building a Truly Lutheran Church or Congregation.“

2. „Enchiridion. The Small Catechism of Dr. Martin Luther.“ (1 ct.; 2 cts., postpaid; 80 cts. per hundred, postage extra; \$7.00 per thousand, transportation extra.) Das ist wohl von allen Ausgaben des Lutherschen Katechismus die billigste, die je erschienen ist.

3. Synodalbericht des Nebraska-Distrikts mit instruktiven Lehrverhandlungen von P. E. Schardt über „Mitteldinge“ (19 Cts.). §. B.

Agende für ev.-luth. Gemeinden in Australien. Zusammengestellt aus alten rechtgläubigen Kirchenagenden und herausgegeben von den Pastoren der Ev.-Luth. Synode in Australien. Verlag von Johannes Herrmann, Iwidau i. S. In Leder gebunden mit Goldschnitt: \$4.25.

Diese Agende zerfällt in sechs Teile. Der erste Teil (S. 1—54) bietet Ordnungen 1. für Hauptgottesdienst an Sonn- und Festtagen mit Abendmahlsfeier; 2. Neben- und Abendgottesdienst mit Predigt; 3. Katechismussegamen oder Christenlehre; 4. Fastengottesdienst; 5. Synodalgottesdienst; 6. Missionsfest; 7. Bußtag; 8. Christnachtfeier; 9. Gottesdienstordnung für die Vorsteher. Der zweite Teil (S. 55—104) bringt Antiphonen und Kollekten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Der dritte Teil (S. 105—208) enthält Formulare 1. für Einbotaufe, Taufe ohne Vaten, Wottaufe, Bestätigung derselben und Taufe der Erwachsenen; 2. Kirchgang; 3. Konfirmationsegamen und -handlung; 4. allgemeine und Privatbeichte; 5. Kirchenzucht; 6. kirchliches Verlöbniß, kirchliche Trauung, Einsegnung einer nur bürgerlich geschlossenen Ehe und Zubelhochzeit; 7. Krankenkomunion und Einsegnung der Sterbenden; 8. Weerdigung: im Sterbehause, am Grabe und in der Kirche; 9. Ordination; 10. Einführung ins Amt; 11. Aufnahme von Gemeindegliedern; 12. Grundsteinlegung einer Kirche; 13. Einweihung von Kirche, Schule, Orgel, Gloden und Gottesader und eine Hausweihe. Der vierte Teil (S. 209—260) bietet Antiphonen und Kollekten 1. für Fest- und Feiertage; 2. für besondere Nöte und Fälle; 3. für die Haupt-

frühe des Katechismus. Der fünfte Teil (S. 261—320) enthält Gebete: 1. Festgebete; 2. Kirchengebete allgemeinen und besonderen Inhalts; 3. außerordentliche Kirchengebete. Teil sechs gibt den musikalischen Anhang: 1. Sonntagsliturgie; 2. Abendmahlsliturgie; 3. Liturgie für Nebengottesdienste. — Das ist der reiche Inhalt dieser Agende. Und das Herrlichste dabei ist, daß hier alles genuin lutherischen Charakter trägt. Ist doch der Inhalt dieser Agende, wie der Titel und das Vorwort angeben, nur ein „Kernauszug aus dem reichen liturgischen Schätze unserer lieben Kirche“. Möge auch diese Agende dazu beitragen, das lutherische Zion unserer Brüder in Australien köstlich zu schmücken und herrlich auszubauen! F. B.

Warum ich evangelisch wurde. Bekenntnisse eines früheren Katholiken.

Mit einem Vorwort von D. Dr. Hermann Strack, o. Professor der Theologie in Berlin. Verlag von Edwin Runge, Berlin. Preis: M. 1.

Auf 73 Seiten schildert der ungenannte Verfasser, der ein hoher österreichischer Staatsbeamter ist, wie er in seiner Jugend streng katholisch erzogen wurde, aber schon auf dem Gymnasium durch das Studium einer Bibel, die ihm zufällig in die Hände gekommen war, den Betrug des Papsttums erkannte, wie er dann innerlich mit der katholischen Kirche zerfallen dahinlebte, ohne von derselben auszutreten, bis er dem Rationalismus und Unglauben in die Arme fiel, dann dem liberalen Protestantismus, schließlich aber mit dem positiven Christentum bekannt wurde und sich der Kirche der Helvetischen Konfession anschloß. In seinem Vorwort sagt D. Strack: „Hier zeigt ein von Kindheit an streng religiös gefinnter hochstehender Österreicher, wodurch gerade geistlich gerichtete und zugleich ernsthaft nachdenkende Männer zur evangelischen Kirche hingezogen werden: durch Vergleichung des Gewissensdruckes, den die römische Kirche ausübt, mit dem freien und doch starken Glauben, der in acht evangelischen Kreisen herrscht. Der Verfasser hat seinen Namen nicht genannt, nicht aus irgendeiner Scheu, sondern weil er der Ansicht ist, daß seine Darlegungen auf diese Weise unbesangenerer Befürworter und größere Wirksamkeit ausüben können.“ Aus dem Hirtenbriefe (2. Februar 1905) des Fürstbischöflichen von Salzburg, Kardinal Ratschthaler, wird folgende Stelle mitgeteilt: „Der katholische Priester kann ihn (das ist, den Herrn Jesus) nicht bloß auf dem Altar gegenwärtig machen, ihn im Tabernakel verschließen, ihn wieder nehmen und den Gläubigen zum Genuße reichen; er kann sogar ihn, den Mensch gewordenen Gottessohn, für Lebendige und Tote als unblutiges Opfer darbringen. Christus, der eingeborene Sohn Gottes des Vaters, durch den Himmel und Erde geschaffen sind, der das ganze Weltall trägt, ist dem katholischen Priester hierin zu Willen. ‚Christus hat‘ (so heißt es weiter, und mit Widerstreben führe ich die folgende Gotteslästerung an!) ‚dem katholischen Priester über sich, seinen Leib, sein Fleisch und Blut, seine Gottheit und Menschheit Gewalt gegeben und leistet dem Priester Gehorsam.‘“ Interessant waren uns auch folgende Angaben: „Ich konnte den Schritt des Übertritts wagen, ohne — wie einstmals in meinem Vaterlande — Schaden an Leib oder Leben befürchten zu müssen. Denn dank dem erleuchteten Geiste unsers weisen und gütigsten Kaisers Franz Josephs I. haben auch in Österreich-Ungarn die Evangelischen (Protestanten) völlige Gleichstellung mit den Katholiken erhalten durch das Protektantenpatent“ vom 8. April 1861. Und auch die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist uns nunmehr gesetzlich gewährleistet. Zunächst durch Artikel 14 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867, welcher lautet: „Die völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit ist jedermann gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte ist vom Glaubensbekenntnisse unabhängig. Doch darf den staatsbürgerlichen Rechten durch das Religionsbekenntnis kein Abbruch geschehen.“ Ferner durch das Gesetz vom 25. Mai 1868, wodurch die interkonfessionellen Verhältnisse der Staatsbürger in den darin angegebenen Beziehungen geregelt werden.“ Hier heißt es in Artikel 4: „Nach vollendetem vierzehnten Lebensjahre hat jedermann ohne Unterschied des Geschlechts die freie Wahl des Religionsbekenntnisses nach seiner eigenen Überzeugung und ist in dieser Wahl nötigenfalls von den Behörden zu schützen.“ Dann weiter Artikel 6: „Damit jedoch der Austritt aus einer Kirche oder Religionsgenossenschaft seine gesetzliche Wirkung hat, muß der Aus tretende denselben der politischen Behörde melden, welche dem Vorsteher oder Seelsorger der verlassenen Kirche, oder Religions-

genossenschaft die Anzeige übermittelt. Den Eintritt in die neugewählte Kirche oder Religionsgenossenschaft muß der Eintretende dem betreffenden Vorsteher oder Seelsorger persönlich erklären.' Zwar hat der unfehlbare Papst Pius IX. diese österreichischen 'Maigesetze' schon im Juni desselben Jahres versucht; aber Gottes Segen, der darauf ruht, hat er durch seinen Fluch nicht aufhalten können. Tausende gedrückter Seelen verdanken diesen interkonfessionellen Gesetzen ihre Glaubens- und Gewissensfreiheit. So auch ich. Auf Grund dieser gesetzlichen Handhabe habe ich meinen Übertritt zur evangelischen Kirche d. R. vollzogen."

F. B.

Lebensverneinung und Lebensbejahung in moderner Auffassung und in neutestamentlicher Beleuchtung von D. F. Mahling. Edwin Kluges Verlag. Preis: M. 1.

Dieses Heft von 84 Seiten richtet sich gegen Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche, Ibsen, Tolstoj, Rousseau u. a., die unsinnigerweise das Christentum als die Religion des Pessimismus, der Asteie und absoluten Verneinung des Willens zum Leben bestimmen. Das Christentum ist weder Pessimismus noch gedankenloser Optimismus, sondern die Religion des wohlbegründeten Glaubens und Hoffens. Es ruft dem Menschen weder pessimistisch zu: Verzweifle und stirb! noch optimistisch: Laß nur das Sorgen, es wird schon alles gut werden, sondern: Christ, der Retter ist da, darum freuet euch in dem Herrn allewege! Insbesondere den letzten Gedanken hätte D. Mahling kräftiger herausstreichen sollen, als es geschehen ist.

F. B.

Maria, die Mutter Jesu. Von D. Dr. Karl von Hase. Verlag von Edwin Kluge, Berlin. Preis: 50 Pf.

Die Broschüre behandelt Maria 1. in der Heiligen Schrift, 2. in der Kirchengeschichte und 3. in der bildenden Kunst. Instrukтив ist besonders das zweite Kapitel, das den römischen Marienkultus schildert. In doppelter Richtung vornehmlich geht aber der Verfasser nicht weit genug: einmal, wenn er nicht zugeben zu wollen scheint, daß Maria mit Recht als mater Dei, Mutter Gottes, bezeichnet werde; sodann, wenn er den römischen Marienkultus nicht schlechthin als Götzendienst verdammen will.

F. B.

Ist die katholische Kirche unfehlbar? Von Otto Feuerstein. Verlag von Karl Hohm, Lorch (Württemberg). Preis: M. 1.50.

In dieser uns zugefandten Schrift werden auf 164 Seiten viele der zahllosen Greuel und Anmaßungen des Papstes in populärer Weise an den Pranger gestellt. Der Grundirrtum der Papstkirche aber, daß der Mensch selig wird nicht allein aus Gnaden um Christi willen, sondern dadurch, daß er sich zum Papst und seinen Priestern hält und die Werke verrichtet, welche sie ihm vorschreiben, tritt nicht in den Vordergrund. Auch bewegt sich das, was positiv von der christlichen Lehre vorgetragen wird, mehr in schwärmerischer Richtung als in biblischen Bahnen. — Aus demselben Verlag ist uns zugegangen: „Sozialdemokratie und Weltgericht“, in der ebenfalls Otto Feuerstein schwärmerisch eintritt für den Kommunismus und das bald anbrechende kommunistische Millennium. Nach Feuerstein ist das Reich Gottes, das Christus gepredigt, nichts anderes als der Kommunismus, und sein Evangelium die frohe Botschaft der Gütergemeinschaft. Anbrechen werde dies Millennium 1932/33. Das beweist er so: Nach Dan. 12, 12 werde das Reich Gottes anbrechen 1335 Tage (Monatsjahre oder 1295 Sonnenjahre) nach der Abschaffung des täglichen Opfers in Jerusalem, was 637 n. Chr. durch den Kalifen Omar geschah, der durch Errichtung einer mohammedanischen Moschee auf dem Tempelplatz in Jerusalem den „Greuel der Verwüftung“ angerichtet habe. 637+1295 aber ergebe die Zahl 1932. Sapientia sat!

F. B.

Praktische Seelsorge in Einzelbildern aus ihrer Arbeit. Herausgegeben mit Männern der seelsorgerlichen Praxis von Paul Mau, Generalsuperintendent der Provinz Posen. Agentur des Knaus Hauser, Hamburg. Preis: M. 4.20; geb. M. 5.

Dieses Werk von 342 Seiten bietet von verschiedenen Autoren Artikel über Seelsorge 1. an Kindern, 2. an Konfirmanden, 3. an Jünglingen, 4. an Jungfrauen, 5. an höheren Schülern, 6. an der Fürsorgejugend, 7. an der studierenden

Jugend, 8. an Arbeitern, 9. in der Großstadt, 10. in der Kleinstadt, 11. auf dem Dorfe, 12. im Heer, 13. an Gebildeten, 14. in der Diaspora, 15. an allerlei fahrendem Volk, 16. im Krankenhaus, 17. am Krankenbette, 18. unter geistig Abnormen, 19. an den Opfern der Unzucht, 20. an Trintern, 21. im Gefängnis in ihrem Zusammenwirken mit dem Heimatpsarramt, 22. in der Sprechstunde im Sprechzimmer des Seelsorgers. Mit großem Interesse haben wir die meisten dieser Artikel gelesen. Sie lassen nicht bloß einen tiefen Blick tun in die kirchlichen und sozialen Zustände in den deutschen landeskirchlichen Gemeinden, sondern bieten auch mancherlei Anregung und gar manches, woraus auch ein Pastor in freikirchlichen Verhältnissen lernen kann. Auf Reinheit, Klarheit und Bestimmtheit der Lehre legt bekanntlich das Rauhe Haus nicht das Hauptgewicht. Das zeigt sich auch im vorliegenden Buche, welches die christlichen Dogmen verblaffen läßt, die Lehren betreffend keine bestimmte Stellung einnimmt, auch manche Ausführungen bietet, in denen ein liberaler Anflug nicht zu verkennen ist, z. B. S. 313. f. B.

Quellenbuch zur Geschichte der Inneren Mission. Herausgegeben von D. Martin Hennig, Direktor des Rauhen Hauses. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. Preis: M. 5.50; geb. M. 6.50.

Dies Buch kann man wohl als das erste seiner Art bezeichnen. Der Verfasser bietet hier nämlich zum erstenmal zahlreiche Quellenstücke zur Geschichte der Inneren Mission aus der Periode der Reformation bis in unsere Tage. Von den hier vertretenen Namen nennen wir nur etliche: Luther, Bugenhagen, Calvin, Aurifer, Arndt, Spener, Franke, v. Canstein, Schaitberger, Zerfeggen, Friedrich Wilhelm III., Oberlin, Falk, Zeller, Fliebler, Amalie Sieveling, Wichern, Berner, Klaus Harms, Hengstenberg, Böhe, v. Bernstorff, Stöder, Kaiser Wilhelm II., Burdhardt, Hennig usw. Den Gebrauch des Buches erleichtern verschiedene Register: 1. Verzeichnis der Quellenstücke nach der Zeitfolge. 2. Verzeichnis der Quellenstücke, nach ihrem Inhalt geordnet. 3. Ein alphabetisch geordnetes Quellenregister. 4. Ein Register der Namen und Orte. 5. Ein Sachregister. — In diesem Band von 664 Seiten findet der Leser Aussprüche und Schriftstücke über 1. Namen, Wesen und Motive der Inneren Mission; 2. Ausbreitung des Evangeliums: Evangelisation, Bibelverbreitung, Kolportage usw.; 3. Pflege der Gemeinschaft; 4. Erziehung und Unterricht von Kindern: Krippe, Warteschule, Sonntagsschule, Waisenhaus und Erziehungsverein; 5. Erziehung und Bewahrung der Jugend: Mädchenherberge, Jungfrauenverein usw.; 6. Bewahrung der Gefährdeten: Diaspora, Seemannsmission usw.; 7. Rettung der Verlorenen: Rettungshaus, Magdalenium, Trinkerzahl, Arbeiterkolonien, Gefangenenpflege usw.; 8. Pflege der Anormalen und Kranken; 9. Kampf gegen soziale Notstände: Stadtmision, Armenpflege, Pflege in Zeiten der Seuche und des Krieges, Sonntagssfrage, Arbeiterfrage, Wohnungsfrage, Sittlichkeitsbewegung, Frauenfrage, Sparkassen und Darlehensassen; 10. Arbeitskräfte der Inneren Mission: Persönlichkeit, Anstalt, Verein, Geld, Brüder und Diakonen und Diakonissen. Wer sich theoretisch oder praktisch mit der Inneren Mission in dem Wichernschen Sinn dieses Wortes beschäftigt, wird in diesem Werk reiche Information und mancherlei Anregung finden. Dem Vorwort zufolge trägt sich der Verfasser mit dem Gedanken, später auch die Quellen zur Geschichte der christlichen Liebestätigkeit von den Anfängen der Kirche bis zu Luther herauszugeben. f. B.

Das falsche und das wahre Priestertum. Rede über 1 Petr. 2, 9 von Aug. Pieper. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. Preis: 10 Cts.

Diese Rede wurde gehalten im Auditorium zu Milwaukee am 10. November 1912, dem 429. Geburtstag Luthers. Hier liegt sie in erweiterter Form und mit etlichen Fußnoten vor. Ein Grundton der Predigt ist die erste Mahnung an alle Lutheraner, in jeder Beziehung wirklichen Ernst zu machen mit ihrem geistlichen Priestertum. Überall und zu allen Zeiten ist diese Mahnung am Platz, sonderlich aber bei uns, die wir durch den Dienst D. Walters vor vielen andern erkannt haben, was es mit dem Priestertum aller Christen auf sich hat, und welsch ein herrlich, aber auch verantwortlich Ding es um dasselbe ist. f. B.

Der Sängerbote. Magazin für deutsche und englische Lieberpöesie. Redigiert von F. W. Herzberger. Preis: 50 Cts. pro Jahr; Einzelheft 15 Cts. Zu beziehen von der Success Printing Co., 408 N. Third St., St. Louis, Mo.

Der „Sängerbote“ erscheint vierteljährlich 16 Seiten stark und bringt Originallieder in deutscher und englischer Sprache, neue Texte zu beliebten Kirchen- und christlichen Volksliedern, englische Übersetzungen deutscher Kirchen- und Schullieder, ein „lyrisches Allerlei“ und zweckentsprechende Artikel. Außerdem werden Originalmelodien mit Liedertext als musikalische Beilage gegeben. Gleich die erste Nummer enthält Lieder (und unter diesen manche wirkliche Perle) von Theiß, Herzberger, Hülfen, Ehardt, Erica, H. Meyer, Schaller, Wagner u. a. Die Beilage bietet eine ansprechende Melodie von W. Wismar zu dem Liede „I Will Love Thee“ von F. W. Herzberger. Hoffentlich wird das edle Unternehmen recht viele Freunde und Gönner finden. Manuskripte von Originalliedern mit voller Namensunterschrift und „return postage“ werden erbeten unter der Adresse: F. W. Herzberger, 2300 Miami St., St. Louis, Mo. F. B.

ROMANISM A MENACE TO THE NATION. By Jeremiah J. Crowley. Published by the Author. Cincinnati, O. \$2.00 net. Order from Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Dieser Band von 701 Seiten enthält außer der im Titel genannten auch die früher von ihm herausgegebene Schrift: „The Parochial School, a Curse to the Church, a Menace to the Nation.“ Crowleys Angriffe richten sich, zumal im zweiten Teil, nicht gegen die Lehren der Pappstkirche, sondern gegen das Leben ihrer Priester und Würdenträger. Auch von Protestanten wird jetzt vielfach behauptet, daß es mit Bezug auf die Moral im Pappstum gegenwärtig viel besser stehe als j. B. zur Zeit und vor der Reformation, und daß insbesondere in den Vereinigten Staaten solche Dinge, wie sie auch jetzt noch in Südamerika, den Philippinen und andern rökatholischen Ländern an der Tagesordnung sind, nicht vorkommen. Crowley, der selber zwanzig Jahre Priester war, macht es sich zur Aufgabe, diesen Wahn zu zerkrören. In relativ anständiger, aber schonungsloser Weise deckt er den sittlichen Tiefstand der Priester, insbesondere in Chicago, auf. Trunksucht, Unzucht, Genußsucht, Habgier und Herrschsucht, das sind die Laster, die er ihnen zur Last legt. Auch scheut Crowley sich dabei nicht, Namen, Ort und Zeit zu nennen. In sensationeller Weise fordert er zugleich die Römlinge auf, ihm Unwahrheiten in seinen Beschuldigungen nachzuweisen, wenn er j. B. schreibt: „I will give ten thousand dollars to any person who can prove that I was excommunicated, and that the statements and charges against priests, prelates, and popes contained in my volume, *Romanism, a Menace to the Nation*, are untrue; and furthermore, I will agree to hand over the plates of my book and stop its publication forever.“ Eine ähnliche Herausforderung läßt er seiner Schrift über die römischen Parochialschulen vorausgehen. Für Lutheraner sind Beschuldigungen, wie sie Crowley gegen die römische Hierarchie erhebt, keine Überraschung. Sie wissen, daß das Pappstum im Prinzip und in seinen Lehren ein fauler Baum ist und als solcher auch nur faule Früchte bringen kann. In der Weigerung der Römlinge, auf seine Beschuldigungen einzugehen, erblickt natürlich Crowley ein Geständnis der Schuld. Dieser Verdacht wird dadurch genährt, daß nach dem letzten Rundschreiben des Pappstes Katholiken, die ohne Zustimmung ihres Bischofs Priester oder Ordensleute irgendeiner Sache wegen vor das weltliche Gericht bringen, eo ipso dem Bann verfallen. Vermindert wird dieser Verdacht auch nicht dadurch, daß die Pappsten jedesmal in den Harnisch geraten, wenn bei irgendeiner Legislatur eine Bill zur staatlichen Inspektion von Anstalten eingereicht wird, die ihre Klöster und Anstalten einschließt. Wenn hinter den römischen Mauern alles sauber wäre, würden sie schwerlich bei jeder solchen Eingabe in so große Aufregung geraten. Wer Gutes tut, scheut das Licht nicht. Das eigentliche Wesen des Antichristentums aber, daß nämlich der Papp die Christen nicht will selig werden lassen allein durch Christum und den Glauben an ihn, sondern ihre Seligkeit bindet an den Gehorsam gegen seine Priesterfakungen, hat Crowley noch nicht erkannt. Auch sonst hat er noch manches zu lernen, um erfolgreich andere vor dem Pappstum zu warnen und selber vor Mißfall sicher zu sein. Wir empfehlen ihm zu dem Ende das Studium der Schriften Luthers, insbesondere der Schmalkaldischen Artikel. F. B.

CORRECT PRONUNCIATION. By *Julian W. Abernethy*, Ph. D.
Charles E. Merrill Co., New York. 173 pages. Price, 75 cts.,
postpaid.

Im Vormort dieses Handbuchs lesen wir: "Pronunciation is probably the most neglected subject of education. This is the more deplorable since it is by oral rather than by written speech that one's culture is commonly judged. Crude, careless, and provincial habits of pronunciation are fairly regarded as an index to the limitations of one's educational acquirements. . . . The lists contain about two thousand words that are frequently mispronounced, including words of necessary use in foreign travel; familiar French words and phrases; and words connected with music, Italian terms, names of operas and great composers. There is also a list of nearly one thousand proper names from geography, history, literature, and art." Wer sich in der Betonung und Aussprache des Englischen verbollkommen will, dem wird dies Büchlein gute Dienste leisten.
F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Zu die Gymnasien nichts für die Seminare? Das hatte D. Singmaster von Gettysburg behauptet: "The colleges are not doing anything towards providing materials for the seminaries." Er habe Untersuchungen angestellt, und hier ist sein Resultat: "I found that fully ninety-five per cent. of them had decided to study for the ministry before they came to college. I also found, by investigation, that about twenty-five per cent. of the boys who come to the college fully decided to study for the ministry are led to yield that decision during their college course. So I say, 'The colleges are not doing anything to provide material for the seminaries.'" Seine erste Angabe, daß 95 Prozent der Schüler schon mit dem Entschluß auf das Gymnasium gingen, Pastoren zu werden, beweist nicht, was Singmaster beweisen will. Wir schicken doch nicht junge Heiden auf das Gymnasium und erwarten, daß sie auf dem Gymnasium erst belehrt und für die Kirche und für das Predigtamt gewonnen werden. Wenn die Gymnasien das fertigbringen, die jungen Leute bei ihrem Entschluß zu erhalten und sie dann gut auszubilden, dann tun sie sehr viel für das Seminar. Daß 25 Prozent derer, die mit dem Vorfaß, Pastor zu werden, aufs Gymnasium kommen, da dieses Vorhaben aufgeben — der Prozentsatz ist allerdings zu groß, wenn er tatsächlich besteht. Auf Ausfall hat man natürlich immer zu rechnen, ist auch zuweilen gut. Der eine merkt, daß er die Gaben nicht hat, ein anderer mag nicht ernstlich arbeiten, bei noch einem andern fehlt es an der rechten Gesinnung und am Wandel. Da ist es besser, der Sichtsungsprozeß geht auf dem Gymnasium vor sich als auf dem Seminar. Und wieder besser auf dem Seminar als später, nachdem sie Gemeinden unglücklich gemacht haben.
E. B.

Um zu vielem Wechseln der Pastoren vorzubeugen, hat die deutsche Nebraska-Synode die Ordnung gemacht, daß kein Pastor vor Ablauf von zwei Jahren Stellen wechseln darf ohne Erlaubnis des Präses der Synode. Wenn der Präses seine Zustimmung verweigert, steht dem Pastor das Recht zu, an die Synode zu appellieren. — Daß man manchen geistlichen Zug-

bögen die Flügel etwas beschneidet oder ein Gewicht ans Bein hängt, mag ja nötig sein; aber ob dies der rechte Griff dazu ist? E. P.

Als „Organ für die Deutschen in der Generalsynode“ protestiert der „Bionsbote“ gegen einen Artikel im *Lutheran Quarterly* unter der Überschrift: „The Minister and Modern Thought.“ Er sagt mit vollem Recht: „Denn wenn ein Mann vom Sündenfall als einem ‚sogenannten‘ redet und ihn als ‚Theorie‘ bezeichnet, die einer neuen ‚egetischen und philosophischen Prüfung‘ unterzogen werden müsse, so wird selbst der gewöhnliche Bibel-leser, der seinen Katechismus gelernt hat, merken, daß hier eine grundstürzende, irrige Meinung ausgesprochen ist. Denn ist der biblische Bericht vom Fall Adams nur eine ‚Theorie‘, das heißt, etwas, was noch nicht als wirkliches Faktum bestätigt oder bewiesen ist, so gilt dasselbe notwendigerweise auch von allen andern Lehren der Schrift. Es nützt daher auch wenig, wenn der Verfasser des Artikels in demselben Sage, in dem er die obige Meinung vertritt, schreibt: ‚ohne irgendwie die Sündhaftigkeit der Sünde und die Lehre von der Erbsünde aufzugeben‘. Denn wird der Fall Adams als geschichtliche Tatsache bezweifelt, dann ist es auch um die Lehre von der Erbsünde und der Sündhaftigkeit der Sünde als Tatsache geschehen. Denn wenn dem Baume die Wurzeln abgehauen sind, dann fällt er von selbst. Wenn der Schreiber des betreffenden Artikels von solchen redet, welche die Infallibilität ‚eines Buches‘ behaupten, dann weiß man genug. Kurzum, wie gesagt, wir können es uns nicht erklären, wie man besagten Artikel in unserer theologischen Quartalschrift, dazu ohne irgendwelchen Protest veröffentlichen konnte.“ — Es gibt also immer noch sehr heterogene Elemente in der Generalsynode. E. P.

Die **Presbyterianerkirche** führt zurzeit einen energischen Feldzug im Interesse ihres **Missionswerkes** in China. Auf der General Assembly in Louisville im Mai 1912 wurde das Ziel gesteckt, binnen drei Jahren 100 neue Missionare dorthin zu senden. Es wird berechnet, daß, wenn ein Drittel dieser Zahl jährlich ausgesandt wird, in den nächsten drei Jahren \$320,000 gesichert werden müssen. Um diesen neuen Arbeitern Wohnungen stellen zu können, werden weitere \$320,000 nötig sein. Die Presbyterianerkirche unterhält zurzeit in China 356 Missionare. Ihre Gemeinden unter den Eingebornen zählen 22,000 Mitglieder. 448 Schulen verschiedener Art werden in China unterhalten. (Apol.)

Von den 11 Millionen Negern in unserm Lande sollen kirchlichen Vätern zufolge etwa 6 Millionen ohne kirchliche Pflege sein, also ohne Kirche und Evangelium leben — Heiden im christlichen Amerika. Das ist eine schwere Anklage gegen die Kirchen unsers Landes, namentlich gegen die der Südstaaten. Zur Baptistenkirche sollen etwa 1,800,000 Neger gehören. Methodisten soll es 1,400,000, Katholiken 100,000 und Lutheraner 2000 geben. Vor fünfzig Jahren schenkte man den Negern die Freiheit, die Wahrheit aber, die sie recht freimachen könnte, hat man ihnen nicht gebracht, und die Folge davon ist die böse „Negerfrage“, die unserm Lande noch viel zu schaffen machen wird. Noch ist es Zeit, Negermission zu treiben und damit den Grund zu einer rechten Lösung der Negerfrage zu legen.

(Wechselbl.)

Für die Vereinigung der Southern und der United Presbyterian Church scheinen die Aussichten nicht mehr glänzend zu sein. Die beiderseitigen

Komiteen hatten sich geeinigt, halten ihren Bericht aber zurück bis zur Assembly. Von seiten der Southern Church wurden kürzlich Stimmen laut: Wenn nur die United Church nicht mit ihrer fanatischen Anschauung in bezug auf Psalmodie eine Vereinigung unmöglich macht! Nun veröffentlicht der *United Presbyterian* als besondere Beilage eine Predigt des Präsidenten ihrer indischen Mission. Darin zählt der Prediger die verschiedenen Vorzüge seiner Kirche auf, auch diesen: "Our Church has an inspired psalmody as well as an inspired Bible. We use in divine worship those songs which God has prepared for this purpose, and no others. The testimony of our Church, as found in her standards, is this: 'We declare that it is the will of God that the songs contained in the Book of Psalms be sung in His worship, both public and private, to the end of the world; and in singing God's praise, these songs should be employed to the exclusion of the devotional compositions of uninspired men.'" Andere Lieder singen heiße, fremdes Feuer vor den Herrn bringen; das sei das selbe, um dessentwillen Nadab und Abihu gestraft worden seien. Das heiße das tun, was der Herr an den Pharisäern strafe, Gott vergeblich dienen mit Menschengebote und mit menschlichen Satzungen Gottes Gebote aufheben. "I cannot see how a union with the Southern Presbyterian Church can be effected so as to preserve our principles on these subjects. It is said by some that the Southern Church is ready to accept our name and our Standards, even our Testimony, only asking the small favor of inserting a few favorite hymns in the Church's Book of Praise. 'Small favor!' Almost any child can see that to grant this would be surrendering the whole principle, and would be the precursor of other and larger requests of the same character. Such has ever been the history of hymn-singing among Presbyterians. It reminds one of the fabled camel who pushed his nose into his master's tent, and when remonstrated with, said he wanted only to keep his nose warm; but by and by his head went in, then his shoulders, and finally his whole body, when he impudently told the owner there was not room for both, and that he must get out." Es handele sich um das Prinzip: "The right of God to regulate His own worship is in question. Remember that this is a great crisis."

E. P.

Einen andern Vorzug seiner Kirche sieht der *United Presbyterian* "in our comparative orthodoxy". Rechtgläubigkeit, das heiße Calvinistic theology, "that is, the system of divine truth which is founded upon the sovereign grace of God. It includes the doctrines of man's total depravity and helplessness as far as salvation is concerned, of God's consequent sovereignty in delivering him from the guilt and power of sin and bestowing upon him eternal life, the doctrines of election, effectual calling, limited atonement or, at least, limited redemption, and the perseverance of saints." Also offen ausgesprochen: limited atonement, limited redemption. Aber es besteht doch bloß eine "comparative orthodoxy". "True, the language of some of our people, and even of our ministers, shows sometimes an Arminian tinge, and this is unfortunate; but, pinned down to the subject, nearly every one would admit and contend that salvation in its origin, and in all its stages, comes not from man, but from the sovereign grace of a loving God." Da ist weder die *orthodoxy* noch die *comparative orthodoxy* ein Ruhm.

E. P.

“**Would Disgrace Missouri.**” Unter dieser Überschrift berichtet das *New York Freeman's Journal* von der Scott's Anti-Convent Bill, die vor die Legislatur dieses Staates gebracht wurde. Durch dieselbe sollte dem Staat das Inspektionsrecht über Klöster und Konvente usw. gegeben werden. Darüber ereifert sich das *Journal* fürchterlich. Massachusetts habe vor Jahren ein solches “Smelling Committee” gehabt, das an allgemeinem Spott verendet sei. Die Bill sei ein Wiederaufleben des Knownothing- und A. P. A.-Geistes, jedem Katholiken ein Hohn ins Gesicht, natürlich ein Ei des Menace. Das Wort bigott kommt auffällig häufig vor. Das *Journal* beruhigt sich schließlich, die Bill werde wohl nicht aus dem Komitee herauskommen. Dafür wird papistischer Einfluß schon sorgen. Die Mut, in die das *Journal* über die Sache gerät, bringt einen erst auf den Gedanken, daß da Dinge sind, die das Tageslicht nicht vertragen können. E. P.

“**The Holy Father Weeps.**” Unter dieser erschütternden Überschrift berichtet der bekannte Priester Phelan in seinem Blatt von Vorkommnissen, die wir aus europäischen Blättern bereits gemeldet haben, nämlich das Überhandnehmen des Modernismus in Italien, die Aufregung in Genoa wegen der Wegnahme des Erzbischofs Semereca und den päpstlichen Tadel gegen mehrere liberale Blätter wegen ihrer Königsfreundschaft. Da berichtet Phelan: In einer Audienz, die er 250 Priestern gewährte, “the Sovereign Pontiff was actually overcome and wept convulsively. . . . The Holy Father is not being supported by the clergy with the loyalty he had a right to expect.” Ein “pestilent monk of the Barnabite order” schürte in Genoa noch den Brand. Was uns als Amerikaner besonders interessiert, ist folgender Passus: “The enthusiasm for the temporal power burns low in Italy and lowest in Rome. The speech of the English Duke was not received with much favor below the Alps. What is more, the clergy of Italy are divided on the question of the disciplining of Father Semereca. This has afflicted the Holy Father profoundly. The Catholic press has not given him the generous and loyal support he had a right to expect of them. Their priest editors have proved the veriest poltroons, and Pius X has issued a letter of sharp condemnation against five of the principal Catholic journals of the peninsula. It was this state of things that wrung tears from the eyes of the Pontiff while addressing the representatives of the Apostolic Union. . . . The Holy Father said these men bore a divided allegiance. They supported the Pope in spirituals and the King in temporals — they were Catholics in faith only, and Italians in everything else. Pius X makes a very bold statement in his address. He says: ‘These half-hearted priests may be learned, but they certainly are not holy, for no priest can be holy who does not side with the Pope.’ Divested of all quibbles and distinctions this is the gist of the situation. The Vatican has been in war with the Italian government for forty years. Time has not ameliorated their relations, but has accentuated the impossibility of compromise. All true Catholics are with the Pope; his position is their position, his *non possumus* is their *non possumus*. Matters will be settled some day, and then the world will have learned that to fight the Head of the Church is to antagonize all her members in every land under the sun.” E. P.

America Is Fast Becoming Catholicized. Last week the *Observer* drew attention to the apparently little known fact that Catholics are — or

rather were in 1906—in the majority in no fewer than sixteen states of the Union. The Catholic census which is at present being compiled by a committee of three archbishops, working in official connection with the Bureau of the Census, will probably prove that our people are actually in the majority in a score of states. It is not expressing too sanguine a view to say that when another generation has passed, Catholics will be in the majority in the whole country. The membership of the Protestant sects is dwindling year after year. This is not to be wondered at, considering the spirit of doubt and agnosticism which prevails amongst their preachers. Our northern neighbor, Canada, has long been what may be termed a Catholic nation, for there our coreligionists outnumber all the sects put together by nearly three to one. The Catholic population of the Dominion is between two millions and a half and three millions; and the total membership of the Protestant bodies, according to an estimate issued by Secretary Caskey of the Laymen's Missionary Movement, is at present only a little over a million, divided as follows: Methodists, 338,500; Anglicans, 188,000; Baptists, 135,000; Lutherans, 100,000; Presbyterians, 78,000; Congregationalists, 12,650; Friends, 1,000; others, 10,000. As the total population is nearly seven millions, these figures indicate that over half of the people are affiliated with churches, whereas in the United States two thirds of the people belong to no religion at all—a sad fact which explains our disgraceful record as the nation having the blackest crime list in the whole world.— So schreibt die katholische *New World*.

E. P.

Die "Western Printing and Publishing Co." von Buffalo, welche die Herausgabe einer englischen Tageszeitung katholischer Tendenz plante, hat sich aufgelöst. Mit der Bekanntgabe dieser Tatsache verband Monsignore Widen, der Hauptbefürworter des Projekts, die Mitteilung, daß zu demselben Zwecke eine andere Gesellschaft, zum großen Teile aus Aktionären der alten bestehend, in der Bildung begriffen sei, und daß \$107,000 bereits gezeichnet seien. Möchte es, sagte hierzu *Excelsior*, den Leitern der neuen Gesellschaft glücken, die Klippen zu umschiffen, an denen das erste Projekt gescheitert ist, und möchten auch in andern Großstädten weitsichtige und opferfreudige katholische Bürger sich zusammenfinden, die dieses immer dringender werdende Bedürfnis ernstlich ins Auge fassen und den Schwierigkeiten zum Troß dem schönen Ziele zustreben, bis sie es erreicht haben! (Ohio-Waisenfremd.)

Die Stellung der katholischen Kirche zum Frauenstimmrecht legt die *New World* so dar: "Shall the women vote? 'The Catholic Church is not opposed to woman suffrage,' declares a Catholic exchange. 'It has taken no action, either for or against, and is not likely to take action in the matter in any country. The question is one for the women themselves to make the first decision, and, finally, for the men to have their say. Here and there some clergymen, more or less prominent, have expressed their own opinion against the ballot for women. That opinion was worth what it was worth as theirs. But it was not the voice of the Church, as such, speaking with authority. Other equally representative men, including the late Cardinal Vaughan, have spoken out in favor of women voting.'"

E. P.

Über jene fünf kirchlichen Blätter in Italien, die unter den Bann des Papstes gefallen sind, weil sie zu vaterländisch waren, sagt die *True Voice*: "The five 'Catholic' newspapers of Italy which are now practically under the ban persisted in treating the independence of the Holy See as if it were a political question. That is where they made a grave mistake. That the pope should be free to communicate with every part of the Christian world without being subject to the restriction of any nation is a fundamental necessity of his high office. It is a religious question — not a political one; and any Catholic paper which does not uphold this right is not worthy of its name." — Nach konsequent ultramontaner Anschauung gibt es den Unterschied natürlich gar nicht zwischen religiösen und politischen Fragen. Kommen dem Papste von Rechts wegen die beiden Schwerter zu, dann sind es eben lauter religiöse Fragen. Deswegen beruhigt das nicht, wenn man in Amerika versichert: Wir sind nur in religiösen Fragen dem Papste Loyalität schuldig. Da ist eine klare Definition der Begriffe das erste Requisit. E. F.

Daß so unverhältnismäßig viele Irländer in Amerika der römischen Kirche entfremdet werden, will die *New World* nicht mehr hören. Man sage immer, wenn die nicht so massenhaft abfielen, dann müßten um diese Zeit 24,000,000 irische Katholiken im Lande sein. Man begehe da mehrere Fehler. Man berechne die irische Einwanderung zu hoch. Dann sehe man nicht zu, wie viele von den einwandernden Irländern Protestanten seien. Es fielen nicht mehr Irische ab als Leute anderer Nationalitäten. "It is true that Irish Catholics in America have lost their faith, so have German Catholics, Polish Catholics, and French Catholics. Why, we can take you to a German-American city not a hundred miles from Chicago where you can pick out by scores one-time German Catholics who have lost their faith and live, too, in luxurious mansions." Als Gründe des Abfalls werden angegeben: Oft sei keine katholische Kirche am Orte. Manche fielen ab aus irdischen Rücksichten. "Sometimes, though, a lack of faith and tact on the part of some Catholic pastor who had more of Caesar in him than God." — Sollte es wirklich solche "Catholic pastors" geben? E. F.

Den empfindlichsten Schlag hat, wie man glaubt, den Mormonen der Bischof Spalding von der Episkopalkirche in Utah versetzt mit seinem Pamphlet "Joseph Smith, Jr., as a Translator". Er gesteht die Aufrichtigkeit vieler Mormonen zu, stellt aber entschieden die Ehrlichkeit Smiths in Abrede. Die Wahrheit oder Unwahrheit jenes Fundes der goldenen Platten läßt sich nicht nachweisen, da Smith behauptete, auf göttlichen Befehl dieselben an den Fundort zurückgebracht zu haben. Aber durch den Nachweis eines Betrugens mit einem andern Buche Smiths will Spalding den Mormonen das Vertrauen zu Smiths Wahrhaftigkeit erschüttern. Im Jahre 1835, als Smith und seine Nachfolger ihre erste Kolonie in Kirtland, O., gegründet hatten, brachte ein irischer showman vier ägyptische Mumien nach Kirtland. Mormonen kauften diese Mumien und einige Streifen Papyrus, die mit ägyptischen Hieroglyphen beschrieben waren. Die Ägyptologie war damals in ihren Anfängen, und Smith rechnete nicht darauf, daß sie solche Fortschritte machen würde. Er gab vor, die Zeichen durch göttliche Erleuchtung lesen zu können, und erkannte darin Schriften von der Hand Abrahams und Josephs. Er gab dann „Das Buch Abrahams“

heraus, eine angebliche englische Übersetzung dieser papyri, und reproduzierte darin ägyptische Hieroglyphen. Dieses Material befindet sich in dem Buche "The Pearl of Great Price". Nun hat Bischof Spalding dieses Werk den namhaftesten Ägyptologen vorgelegt mit der Frage, ob Smiths Text eine Übersetzung jener Hieroglyphen sei. Spalding erhielt Antwort von Dr. A. S. Hayes in Oxford, Dr. Flinders Petrie in London, Prof. James J. Breasted in Chicago, Dr. Arthur A. Mace in New York, Dr. Joh. Peters von der Universität von Pennsylvania, Prof. Mercer von Pittsburg, Dr. Ed. Meyer von Berlin und Dr. Friedrich von Bissing in München. Deren Antworten publiziert Spalding ohne Kommentar. Sie alle sagen unverbümt, daß nirgends die „übersetzten“ Hieroglyphen auch nur die geringste Ähnlichkeit von dem Sinn haben, den Smith ihnen gibt. So wenig hätten diese papyri mit Abraham etwas zu tun, daß sie vielmehr einfach die gewöhnlichen zeremoniellen Totengebete enthielten, die die Ägypter immer mit ihren Toten begruben. Ganz dieselben Schriftzüge seien in Tausenden von Gräbern gefunden worden und könnten in vielen Museen in Augenschein genommen werden. — Ob diese Entlarbung des unwissenden groben Gauners seinen betörten Nachfolgern die Augen öffnen wird, bleibt abzuwarten.

E. P.

In diesen Tagen vor 400 Jahren wurde in Portoriko die erste katholische bischöfliche Diözese eingerichtet. Dieses Ereignis wurde vom 23. bis zum 27. Februar gefeiert, wobei Kardinal Farley von New York und Erzbischof Went von New Orleans zugegen waren. Das ist die älteste Diözese in Amerika. St. Augustine, Fla., hatte schon 1565 eine katholische Kirche, wurde aber erst 1870 eine Diözese. Die erste bischöfliche Diözese in den Vereinigten Staaten war die von Baltimore, die 1789 kreiert wurde. Dann folgte 1793 New Orleans und 1808 die von New York, Boston und Philadelphia. So berichtet die *New World*.

E. P.

Hat man die Evolution aufgegeben? Unter dieser Überschrift hat die *Biblical World* für Februar ein symposium. Einleitend wird gesagt: „Viele ernste Christen fürchten die Evolution als etwas, was ihren Glauben an Gott und Jesum Christum zerstören wolle.“ Nun sei in letzter Zeit zur Beruhigung dieser Leute öfter gesagt worden, daß man die Evolution mehr und mehr fallen lasse. Weil das eine Frage der Tatsache sei und die Wissenschaftler das doch am besten wissen müßten, so habe der Redakteur an dreizehn hervorragende Männer der Wissenschaft die Frage gestellt: "Does modern science still believe in evolution?" Hier ist das Resultat seiner Anfrage mit seinen eigenen Reflexionen: "The unanimity of their replies will surprise no one who has any real acquaintance with scientific thought. William Patten, Professor of Biology in Dartmouth College, says that 'Evolution is the accepted doctrine of the natural sciences to the extent that it has long ceased to be a subject of debate in standard scientific journals or in the organized conferences of men of science.' Ray Moulton, Professor of Astronomy in the University of Chicago, 'does not know one who doubts it.' H. F. Osborn, President of the American Museum of Natural History, says that evolution 'is a law of living nature as firmly established as the law of gravitation.' John M. Coulter, Professor of Botany in Chicago University and a Presbyterian elder, says that 'the fact of organic evolution is no longer debated by biologists.' E. G. Conklin, Professor of Biology in Princeton University, says that 'there are people

who deny the transmutation of species, but they are not those who have made a scientific study of species.' Edward B. Wilson, Professor of Zoology in Columbia University, says that the impression that evolution has collapsed 'is entirely unfounded.' Charles Davenport, of the Department of Experimental Evolution in the Carnegie Institution, Washington, 'does not know a modern scientific man who does not believe in evolution.' So say they all. In the light of such testimony, to give out, in the supposed interest of religious faith, that evolution has collapsed and is dead is to exhibit crass ignorance and mislead people and bring just ridicule on such religion. It would be better for us to understand evolution and interpret it from a Christian point of view, as Christian scientists themselves do, and then it truly becomes a grand revelation of God's way and will." — Das ist doch eine erbärmliche Stellung zur Heiligen Schrift. Sie wird vor das Tribunal der „Wissenschaft“ gefordert. Wenn diese Herren ihre Theorien haben fallen lassen, dann kann Gottes Wort stehen bleiben. Bleiben sie aber dabei, dann müssen wir sehen, wie wir die Schrift so verdrehen, daß wir sie in Einklang mit der Wissenschaft bringen. Wir dürfen uns doch nicht so stultifizieren, daß wir den „gesicherten Resultaten der Wissenschaft“ widersprechen! E. F.

II. Ausland.

In Hamburg hat man ein neues Amtsgelöbniß ausgearbeitet und angenommen. „Mitgewirkt haben nicht nur Liberale, sondern auch sehr ernste, im Bekenntnis der Kirche bewährte Männer.“ Eine Kirchenkommission wurde eingesetzt, welche die dreifache Aufgabe lösen sollte: 1. einen Fall Heydorn für die Zukunft unmöglich zu machen; 2. den Frieden in der Landeskirche herzustellen; 3. zugleich aber den lutherischen Bekenntnisstand der Landeskirchen zu erhalten. Die Kommission fand eine Lösung darin, daß sie das Amtsgelöbniß auf die beiden Prinzipien der Reformation stellte, das Formal- und das Materialprinzip, auf die Schrift und die Rechtfertigung aus dem Glauben. Demgemäß soll der Pastor das Evangelium verkündigen „nach der göttlichen Offenbarung in der Heiligen Schrift“, und er soll es tun „im Glauben an die freie, seligmachende Gnade Gottes in Christo Jesu“. Nimmt man dazu die feierlichen Worte des zugleich beschlossenen neuen Einführungsformulars: „unerzählender Verdienster der evangelischen Wahrheit“, „tapferer Zeuge Jesu Christi“, „rechter Verwalter des Erbes der Reformation in Wort und Sakrament“, nimmt man ferner die Unterschrift unter die lutherischen Bekenntnisschriften, die jeder zu leisten hat, so scheint in der That nicht nur nichts an der alten Wahrheit abgebrochen, sondern diese noch vertieft zu sein. Und wenn nun die Neureligiösen dem allem zustimmten, so begreift man den Jubel, der über vieler Lippen kam, daß das Friedenswerk endlich im Sinne der Kirche geraten sei. „Ich preise Gott“, sagte am Schlusse der Synode der ehrliche Bürgermeister Dr. Schröder, „daß es in so kurzer Zeit gelungen ist, mit an Einmütigkeit grenzender Mehrheit zum Frieden zu gelangen. Das wird für unsere Kirche ein Segen sein, und wir wollen mit ganzem Herzen an ihr hängen in treuem evangelisch-lutherischem Glauben.“ Stürmischer Beifall folgte diesen Worten. Die „A. E. L. R.“ knüpft daran folgende Bemerkungen: „Ein verhängnisvolles Übersehen scheint uns gewaltet zu haben; man hat mehr mit Idealen

gerechnet, aber man hat die harte Wirklichkeit übersehen. Man hält sich an den Klang von Worten, die einen sehr guten und schönen Bekenntnisklang hätten für eine Zeit harmloser Gläubigkeit, aber für die Gegenwart mit ihrer Zerrüttung und ihren Vieldeutigkeiten nicht entsprechen. Wen wollte man versöhnen und zusammenbringen? Die Freunde des lutherischen Bekenntnisses und die Gegner desselben. Für beide wählte man die Verpflichtung auf das reformatorische Material- und Formalprinzip. Aber jedermann wußte, daß die Liberalen diese Prinzipien ganz anders nahmen als die Reformatoren. Man wußte, daß sie es geradezu ablehnten, in der Schrift das ‚untrügliche‘ Wort Gottes zu sehen oder sich an ein ‚Es steht geschrieben‘ zu binden. Wie könnten sie sonst die Gottheit Christi leugnen, seine leibhaftige Auferstehung und Himmelfahrt, seine wunderbare Geburt und alle seine Wunder überhaupt? Man wußte ferner, daß sie auch die ‚Gnade Gottes in Christo‘ entfernt nicht so verstanden wie Paulus und Luther; daß sie das versöhnende Blut Christi gestrichen hatten wie seinen sühnenden Opfertod am Kreuz. Wenn man ihnen trotzdem jene Formel anzubieten wagte, konnte es unmöglich in dem Sinne gemeint sein, daß sie sich über Nacht ändern sollten, sondern nur in dem, daß sie auch mit ihrer ‚andern‘ Auffassung jener Prinzipien willkommen seien. Und sie, indem sie freudig die Hand reichten, gestanden damit zu, in der Formel nichts Drückendes und Hemmendes zu finden. Je klarer sich beide Teile über ihre gegenseitige Stellung waren und darüber, was man eigentlich wollte, desto klarer ist auch das Ergebnis: man hatte eine Formel gefunden, die der bisher bekämpften Heterodoxie legale Deckung unter dem Dach der Kirche gewährte. . . . Sie bietet vielleicht eine Schranke gegen so singuläre Erscheinungen wie Gehdorn, aber ein Bekenntnis in reformatorischem Sinne enthält sie nicht mehr. Die Reformatoren, obwohl sie ihre beiden Prinzipien wohl am besten kannten, handelten ganz anders bei Verhandlungen mit Gegnern. Wir kennen die strengen Linien, die sie in ihren Bekenntnissen zogen, ihre Bemühung, jede Vieldeutigkeit zu vermeiden, bis zu dem herben damnamus. Indem Hamburg seine Linien so weit gesteckt hat, indem es bewußt und mit Willen die bisher als heterodox Bekämpften unter die eine Friedensformel mit den Bekenntnistreuen eingeschlossen hat, hat es sie gesehlich anerkannt. Kein Aufstehungsleugner wird mehr angetastet werden dürfen; er hat Zug und Recht, auf Grund seines amtlichen Gelöbnisses in der Kirche Hamburgs Pastor zu sein. Männer, denen christliche Eltern nur mit Sorge ihre Kinder in den Unterricht senden, unter deren Kanzeln bibelgläubige Christen nicht zu sitzen vermögen, haben fortan offizielles Heimatsrecht in der Kirche Hamburgs. Damit ist das, was bisher von den Modernreligiösen so heiß erstrebt, von den Bekenntnistreuen stets so ernsthaft bekämpft wurde, die Gleichberechtigung der Richtungen, zur Einführung gelangt. Die Synode hat es beschlossen, der Staat es bestätigt. Damit ist aber auch der Bekenntnisstand der Kirche Hamburgs erweicht, und man wird mit seiner völligen Auflösung zu rechnen haben. Denn von einer ‚Glaubensgemeinschaft‘ kann wohl nicht mehr geredet werden.“

E. P.

In Baden gehen die radikalen Geistlichen noch dreister vor als in Preußen. Der Pfarrer D. Lehmann (Mannheim) hat am Reformationsfest eine Predigt über den Fall Traub gehalten und diese dann auch durch den Druck veröffentlicht. Der Mann nennt das Urteil gegen Traub „gehässig“ und parteiisch, weil es auf Unwahrheiten aufgebaut sei und „den Rake!

des Rechtsbruchs auf sich geladen habe“, und vergleicht diesen „Justizmord“ dem Justizmorde bei der Hinrichtung Jesu oder dem Urteil im Dreifußprozeß und im Essener Meineidsprozeß. Ja, der Mann magt es sogar, seinem eigenen Konsistorium den Gehorsam aufzukündigen. Nachdem er behauptet hat, keine zehn positiven Geistlichen Badens glaubten mehr an alle Aussagen des Apostoliktums, erklärt er von der Kanzel: „Auch ich werde, wie es eine Anzahl badischer Geistlicher jetzt bereits hält, das Apostolische Glaubensbekenntnis von heute an als Ganzes auch bei der Taufe nicht mehr gebrauchen.“ — Ob sich die badische Kirchenbehörde eine derartige Auflehnung gefallen lassen wird? (E. R. Z.)

Ein neues Bekenntnis. In Baden wird eine neue Agende vorbereitet, die auch Parallelformulare enthalten soll, in denen das Apostolische Glaubensbekenntnis nicht mehr steht. So wird an dessen Stelle bei der Taufe folgendes „Bekenntnis“ vorgeschlagen:

1. Heilig ist unser Gott,
Himmel und Erde sind sein Werk.
Ohne Maß ist seine Liebe,
Und Sünder zu retten, ist sein heiliger Wille.
2. Darum hat er uns den Heiland gesandt,
Den eingeborenen Sohn Jesus Christus, den sündlosen,
Der unser Bruder worden ist und uns ein Vorbild gegeben hat;
Durch sein Sterben und Auferstehen sind wir unserer Kindtschaft gewiß.
3. In der Kraft des Heiligen Geistes sind Vater und Sohn bei uns,
Daß wir erweckt werden zum Glauben, zur Hoffnung und Liebe.
Auch in Leiden und Tod sind wir getrost als die Gesegneten des Herrn
Und warten des himmlischen Erbteils.

— Da ist alles ausgeschieden, woran die Herren Liberalen sich stoßen könnten. Und was gesagt wird, ist so ausgedrückt, daß der Christ viel hineinlegen kann und der Ungläubige damit nicht viel zu sagen braucht.

E. R.

Die Verhältnisse in der Berliner Kirche scheinen eine immer ernstere Wendung anzunehmen. Wie schwer muß die Not auf den „positiven“ oder sagen wir lieber, den altgläubigen Kreisen lasten, wenn sie sich zu der Bitte an das Konsistorium entschließen um die Erlaubnis zur Einrichtung eigener, selbständiger Gottesdienste und Abendmahlsfeiern!

(E. R. Z.)

Nachdem Stadtpfarrer D. Lehmann in Karlsruhe öffentlich auf der Kanzel erklärt hatte, die Taufe nicht mehr mit dem Apostoliktum zu vollziehen, wird jetzt in dem Zentralorgan der fortschrittlichen Volkspartei der Wortlaut des neuen Lehmannschen Symbolums veröffentlicht: „Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer und Lenker Himmels und der Erde. Ich glaube an Jesus Christus, Gottes Sohn, meinen Heiland, der da lebt und herrscht, obgleich er am Kreuze gestorben ist. Ich glaube an den Heiligen Geist, Vergebung der Sünden, das Himmelreich und ein ewiges Leben.“ Wenn Lehmann an das alles im unberäthelten Sinne glaubt, wie es die ganze Kirche Gottes auf Erden meint, so war die Neuformulierung sehr überflüssig, und die ganze Inszenierung erschiene fast wie grober Unfug. Legt er aber den schlichten Worten einen modernen Doppelsinn unter, der mit denselben Sätzen das Leugnen will, worin die

Christenheit ihren Glauben befaßt, so ist es ein gefährliches Doppelspiel, das um so beklagenswerter ist, weil es an heiliger Stätte geschieht.

(A. E. L. R.)

Prof. Baumgarten hat den längst angekündigten Vortrag gegen das Apostolikum am 4. Januar endlich in Berlin gehalten. Daß er so weit gehen würde, hätten selbst seine nächsten Freunde wohl kaum gedacht. Denn er wollte nicht nur ganze Sätze streichen, sondern das ganze Apostolikum, wenigstens den ganzen zweiten Artikel von den Worten: „empfangen vom Heiligen Geist“ an bis zu der Wiederkunft am Jüngsten Tage, beseitigt wissen. Er erklärte, damit „nicht fertig werden zu können“, und behauptete, es sei nicht evangelisch, an eine Durchbrechung der Naturgesetze zu glauben. Den Protestantismus nannte er den „Bund der Suchenden“ und sprach die Hoffnung aus, daß es den freien Protestanten gelingen werde, das Joch dieses Bekenntnisses abzuschütteln, das er einen „Gehlerhut“ nannte. Daß er sich wiederholt auf Harnack und Lahusen berief, wird jedenfalls insbesondere dem letzteren nicht gerade angenehm gewesen sein. (E. R. Z.)

Die **Hamburger Universität** ist nunmehr endgültig gesichert worden. Der Senat hat eine Vorlage angenommen, derzufolge eine Universität errichtet werden soll. Das Kapital ist von privater Seite bereits seit längerer Zeit zusammengebracht worden; außerdem sieht die neu angenommene Vorlage einen Staatsbeitrag von 25 Millionen Mark vor, welche ins Staatsschuldbuch eingetragen werden sollen, und über deren Zinsen die Universität zu verfügen haben wird. Zunächst werden nur drei Fakultäten eingerichtet: eine philosophische, eine juristische und eine kolonialwissenschaftliche. Da es aber in der betreffenden Regierungsvorlage ausdrücklich heißt, daß die Universität „nach dem Muster anderer deutscher Universitäten“ eingerichtet werden soll, so steht zu erwarten, daß die medizinische und vor allem die theologische Fakultät auch baldigst nachfolgen. (A. E. L. R.)

Ein neuer Gegner der Affentheorie. Bekanntlich wird die Zahl der Gelehrten, die sich gegen die Darwinsche Entwicklungslehre wenden, immer größer. Nun ist auch der neuerdings berühmte gewordene Franko-Amerikaner Dr. Carrel, der letztjährige Nobelpreisträger, zu ihnen getreten. Seine Äußerungen über die Darwinsche Theorie bringen zum Ausdruck, daß diese durch die jüngsten Entdeckungen der Wissenschaft in bedenklicher Weise erschüttert worden ist. Die verschiedenen Teile des Affenorganismus passen sich, wenn sie auf dem Wege der chirurgischen Operation auf den menschlichen Körper übergepflanzt werden, nicht entfernt so gut an als die gleichen Organe, die Tieren niederer Ordnung, wie Schafen, Hunden und Mäusen, zu genanntem Zweck entnommen wurden. Seit einer langen Reihe von Jahren haben viele angesehenen Männer der Wissenschaft erklärt, daß die zwischen der Struktur des Menschen und der des Affen bestehende Analogie als Beweis dafür gelten dürfe, daß der erste eine entwickeltere Spielart der Gattung sei, der sie beide angehören. Nach ihrer Theorie bewirken die Generationen im Stufengange ihrer Entwicklung in der Anatomie der Affen Veränderungen, Verbesserungen, die schrittweise den Vierhänder zum menschlichen Typus fortschreiten lassen. Die physiologische und anthropologische Wissenschaft nimmt indessen einen grundsätzlich verschiedenen Standpunkt ein. Sie legt die Bildung der verschiedenen Gewebe und verschiedenen Drüsen, ihre Ähnlichkeit, ihre Lebensdauer und ihre Fähigkeit, weiter zu wachsen, wenn man sie auf ein anderes Lebewesen überträgt, allen verglei-

tenden Studien zugrunde. Wenn man nun aber diese Methode als verlässliches Kriterium wissenschaftlicher Feststellung gelten lassen will, dann ist es unmöglich, daß der Mensch je einen, wie immer gearteten, Affen als prähistorischen Stammvater gehabt haben kann. Dr. Garrel ist ein gläubiger Katholik. (D. A. G.)

Welche Hoffnungen die Zionisten an die Wendung des Balkankrieges knüpfen, zeigt ein Vortrag, den der zionistische Führer Kurt Blumenfeld in Köln hielt. Seit 1898, sagte er, habe die landwirtschaftliche Besiedlung Palästinas durch eingewanderte Juden sehr schnelle Fortschritte gemacht. Palästina zähle heute schon 10,000 ansässige jüdische Bauern, die schon jetzt tatsächlich die Herren des Gelobten Landes seien und von den Türken eine weitgehende Selbstverwaltung erhalten hätten. Heute werde die geschwächte Türkei dem Eindringen der Juden in Palästina gar keinen Widerstand mehr entgegensetzen können; denn wer den Grund und Boden eines Landes besitzt, sei tatsächlich sein Beherrscher. Da Syrien wohl zweifellos dem ottomanischen Reich erhalten bleibe, so könne der Übergang Palästinas in den vollen Besitz der Judenchaft als eigenes Land nur noch eine Frage der Zeit sein. Daß diese Möglichkeit bestehe, verdanke das Judentum nur dem Umstand, daß es durch die Kreuzzüge nicht gelungen sei, das Gelobte Land dem Islam zu entreißen. Wäre damals Palästina endgültig in die Hände der Christen gefallen, so würde es niemals mehr für das Judentum zu erobern sein. Neues Leben und neue Kultur bedeute für das Judentum die wirtschaftliche Eroberung Palästinas. Diesem Freiheitskampf um Leben und Existenz müsse die ganze Arbeit des Judentums gehören. (D. A. G.)

Die Erklärung des Papstes zum wirklichen Gott auf Erden wird wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Andacht zum Papst wird ja schon seit langer Zeit fleißig geübt, besonders in Frankreich. Jetzt aber ist man bereits so weit, den Sakramentsbegriff auf den Papst anzuwenden. So heißt es in dem bischöflichen Amtsblatt von Périgueur vom 7. Dezember mit offenkundiger Lästerung: „Der Papst ist für uns ein Sakrament, das heißt, in ihm ist Jesus wieder Mensch geworden. Wenn der Papst weint, sind seine Tränen die Tränen Jesu.“ — Und das nennt sich Christentum! (Wbg.)

Das Neue Testament in Esperanto. Nun hat die Heilige Schrift auch sogar das Kleid der neuesten Sprache angezogen. Nach der *Christian World* (London) ist das Neue Testament in der Allertweltsprache Esperanto zur Wirklichkeit geworden. Die Britische Bibelgesellschaft von England hat im Verein mit der Nationalen Bibelgesellschaft von Schottland am 18. Dezember v. J. dieses Produkt ihrer unermüdbaren Tätigkeit der Öffentlichkeit übergeben. Die Übersetzung aus dem Griechischen wurde sehr sorgfältig vorgenommen von einem Komitee, dem Rev. J. Cyprian Kust, Vikar von Soham, als Vorsitzender diente. Es sollte natürlich die Esperanto-Ausgabe eine genaue und getreue Wiedergabe des Urtextes sein, was auch gelungen ist, denn die Esperanto-Sprache schien diesem Unternehmen vollständig angemessen zu sein. Die Ausgabe wurde hergestellt, beides im gewöhnlichen und feineren Papier. Eine lebhaftere Nachfrage soll sowohl auf dem Kontinent von Europa wie auch in England und Schottland für eine solche Ausgabe vorhanden gewesen sein. In einem öffentlichen Gottesdienst wurde dieses Neue Testament zum ersten Male am 8. Dezember 1912 in der Harecourt Congregational Church,

Canonbury, London, gebraucht. Das 25. Kapitel aus dem Evangelium des Matthäus wurde von dem Probebogen des Druckers verlesen. In dieser Kirche wird monatlich einmal ein Gottesdienst in der Esperanto-Sprache abgehalten. (Apol.)

Dr. Max Nordau, Präsident des Zionistenkongresses, so schreibt der *Christian Herald*, erblickt in der bevorstehenden Teilung der Türkei eine Gelegenheit zur Ausführung des Planes der Zionisten mit Bezug auf die Wiederaufrichtung eines jüdischen Staates in Palästina. Es befinden sich heute hunderttausend Juden in Palästina, und sollte die Lage sich günstig gestalten, so glaubt Nordau, daß andere Juden aus allen Weltteilen massenhaft nach Palästina strömen und das Land zu hohen Preisen aufkaufen würden. Er glaubt, daß die Türkei willig werden würde, Palästina zu verkaufen, um Geld in die leere Staatskasse zu bekommen. Europa und Amerika allein würden mehr Geld liefern, als zum Ankauf nötig wäre. Die Juden selbst würden mit Freuden eine solche Bewegung unterstützen in der Hoffnung, daß Jerusalem wieder ihre Stadt werde. (L. R. B.)

Die fünf größten Tageszeitungen Italiens Meritaler Richtung: *Corriere d'Italia* (Rom), *Avvenire* (Zukunft) *d'Italia* (Bologna), *Italia* (Mailand), *Momento* (Turin), *Corriere di Sicilia* (Palermo), sind als gegen die katholische Heilslehre verstoßend im kirchlichen Reichsanzeiger *Acta Apostolicae Sedis* verdammt worden, dazu drei kleinere Provinzialblätter. Die Gläubigen sind vor diesen schädlichen Blättern gewarnt worden. Das hieß ein Schlag ins Kontor der schwarzen Parteiorganisation. Entsetzensvoll eilte der Generaldirektor des *Banco di Roma*, der päpstliche Komtur Pacelli, zu seinem Neffen Eugenio, dem Hilfsarbeiter des Staatssekretärs R. Merry del Val, und beehrte augenblicklich eine Audienz beim Papste. „Heiliger Vater! Dieses Verbot trifft die ganze Presseorganisation der Katholiken Italiens tödlich. Ew. Heiligkeit ahnen wohl nicht, daß damit drei Millionen oder vier oder noch mehr auf dem Spiele stehen und —.“ „Und was ist dann? Das Volk darf an seinem Glauben keinen Schaden leiden. Was kümmern mich die Spekulationen der Banken?“ Der aufgeregte Herr Bankdirektor, der den „Trust“ der schwarzen Blätter Italiens finanziert hat, wurde von Pius X. höchst ungnädig entlassen. Keiner der beiden verstand den andern. Der „Trust“ der acht schwarzen Tagesblätter Italiens mußte sich in „unbegrenzter Demut“ unterwerfen. Die Unabhängigkeit der katholischen Presse in rein politischen Fragen ging dabei völlig in Scherben. (Wbg.)

Pius X. hat vier Vorgänger weniger. Im Staatshandbuch der römischen Kirche fürs Jahr 1913 hat die Kurie der kritischen Geschichtsforschung das erste kleine Zugeständnis gemacht. Papst Leo XIII. Pecci trug bisher in der Reihe der Nachfolger Petri die Nummer 263. Jetzt wird Pius X. Sarto amtlich als Nr. 259 bezeichnet. Die legendarische Chronologie der Papstherrscher ist endlich aufgegeben worden. Die jüngste amtliche Veröffentlichung der Kurie erkennt die Ergebnisse der Studien an, wie sie in den Schriften von J. Döllinger, im „*Liber pontificalis*“ von Louis Duchesne u. a. schon vor Jahrzehnten niedergelegt worden sind, und unterdrückt vier Papstnamen, weil ihre Träger nie gelebt haben: Bonifatius VI. im Jahre 896, Bonifatius VII. Anno 984, Johann XVI. im Jahre 996 und Benedikt, annis 1058—1059. Diese vier gehörten nämlich einem besonders stürmischen

Zeitalter für die Herrscher in der Ewigen Stadt an. So ist in dieser bescheidenen Frage der Päpstezählung das schwere Bronzegerät des Vatikans nach sieben Jahre langen Studien und Prüfungen fingerbreit geöffnet worden. Aber auch die andern sicheren Ergebnisse kritischer Forschung: Niemals hat Christus das Papsttum gestiftet; Petrus war nicht in Rom und konnte niemals dort gekreuzigt werden; die angebliche Schenkung Konstantins ist die Fälschung eines lateranischen Domherrn aus dem Jahre 807 — werden sich durchsetzen und Gemeingut aller Gebildeten werden gegen die Kirche Roms. (Wbg.)

Zu dem Treiben des „Komitee Konfessionslos“ bemerkte P. Samuel Keller kürzlich sehr richtig: „Ich wünschte aufrichtig, daß dem ‚Komitee Konfessionslos‘ der Erfolg so schnell als möglich beschieden sein möchte, daß es alle diese Leute, die bisher in der Landeskirche mitgegangen sind, nach ihrer Gesinnung aber auf antichristlichem Standpunkte stehen, wirklich zum Austritt brächte. Dann würde durch unsere Reihen ein Aufatmen gehen wie über eine Art von passiver Reformation. Wir würden mit einem Schläge befreit werden von Tausenden von Mitläufern. Was aber würde deren Schicksal sein? Man kann es schon sagen. In Amerika wurde vor nun bald hundert Jahren ein Städtchen gegründet, in dem bei Todesstrafe keine Bibel gelesen werden und kein Pfaff auch nur über Nacht bleiben durfte. Nach achtzehn Jahren, wo dieses Städtchen nur den Namen eines Raubnestes getragen hatte, löste sich das Gemeinwesen auf. Der Atheismus hat keine gemeinbildende Kraft.“ (E. R. Z.)

„Das älteste erhaltene Buch der Weltliteratur.“ Die auf der Insel Elephantine gefundenen Papyrusurkunden und Tonscherben haben viel von sich reden gemacht. Und sie verdienen es. Zirku erörtert in anziehender Weise ihre Beziehungen zur alttestamentlichen Religion und Geschichte. Noch 1902 schrieb G. Windler über den Wert der biblischen Darstellung israelitischer Geschichte: „Nichts bleibt als nackte Trümmer, hohle Bracks und Leichen voll von bitterem Salz und Seetang. Das war der erste und leider auch bleibende Eindruck dieser Geschichtsdarstellung. Selbst das Zeitalter Esras und Nehemias, in dem man doch auf historischem Boden zu stehen glaubte, war eine Deute der Rabikal Kritik geworden. . . . Bei der Dagoaslegende liegt die Verschiebung noch klar zutage, und bei der Sanballatlegende, die unter Alexander spielen soll, zeigt der Name, woher der Stoff rührt. Auch die Namen der Hohenpriester, welche Josephus dabei gibt, sind lediglich aus diesen Legenden genommen und sind geschichtlich unbrauchbar.“ Jetzt kommt ein altes Papyrusblatt aus dem Jahre 408/7 v. Chr. zutage, beschrieben in der aramäischen Sprache der Bücher Esra und Daniel, genau die Ausdrucksweise der amtlichen Urkunden des Esrabuches gebrauchend: die Priester der jüdischen Gemeinde auf Elephantine bitten Dagoas, den persischen Statthalter in Judäa, ihnen die Erlaubnis zum Wiederaufbau des jüdischen Tempels auf Elephantine auswirken zu wollen. Auch den Hohenpriester Johannes in Jerusalem und die Söhne Sanballats, des persischen Statthalters in Samaria, haben sie um ihre Vermittlung gebeten. Was sagt Windler dazu? Auf welcher Seite sind nun die „Legenden“ und „hohlen Bracks“ zu finden? Der Hohenpriester Johannes in Jerusalem (Neh. 12, 22), die Statthalter Dagoas in Judäa (Josephus, Antiqu. 11, 7) und Sanballat in Samaria (Neh. 2, 10) sind jedenfalls als historische Gestalten von Fleisch und Blut erwiesen. (D. A. G.)

Lehre und Behre.

Jahrgang 59.

April 1913.

Nr. 4.

Moderner Unglaube in der Generalsynode.

Das *Lutheran Quarterly*, welches redigiert wird von D. J. A. Eingmaister, D. F. G. Gottwald und D. J. A. Cluz, brachte in der Oktobernummer vorigen Jahres einen Artikel von D. Edwin Hehl Delf unter der Überschrift: "The Minister and Modern Thought", der begeistert dem modernen Unglauben in der Naturwissenschaft und Bibelkritik das Wort redet. Schon wiederholt sind in Zeitschriften, die innerhalb der Generalsynode erscheinen, Stimmen zugunsten der ungläubigen Wissenschaften laut geworden, z. B. mit Bezug auf die Evolutionslehre im *Lutheran Observer* und in dem vor etlichen Jahren eingegangenen *Lutheran Evangelist*. (Lehre und Behre 1909, S. 229, 279.) Bisher ist uns aber aus der Generalsynode keine Aussprache zu Gesicht gekommen, die aus der Evolutionslehre so offen und ungeschweht die für Theologie und Kirche verderblichen Folgen gezogen hätte, wie das in dem Delf'schen Artikel geschieht. D. Delf ist Mitglied der Generalsynode, und einer Fußnote zufolge ist sein Artikel ein Vortrag, den er vor den Studenten des theologischen Seminars in Gettysburg gehalten hat. Diese Tatsache, verbunden mit der andern, daß das *Lutheran Quarterly* den Artikel ohne ein Wort der Kritik aufgenommen hat, deutet darauf hin, daß Delf mit seinen Ideen Anklang gefunden hat. Wer darum von der Generalsynode, die vor etlichen Jahren löbliche Beschlüsse in konfessioneller Richtung gefaßt hat, ein allseitig richtiges Bild gewinnen will, darf an den Delf'schen Auslassungen nicht ohne weiteres vorübergehen. Bis zu welchem Grade hier aufgeräumt wird mit lutherischen, ja mit sämtlichen spezifisch christlichen Lehren, das den Lesern von „Lehre und Behre“ vorzuführen, ist Zweck dieses Artikels.

Den Ausführungen Delfs liegt die These zugrunde, daß die Theologie ihre Lehren nicht einfach der Schrift und ihren klaren Aussagen zu entnehmen, sondern nach den gesicherten Resultaten der evolutionistischen Wissenschaft und der kritischen historischen Forschung zu modeln habe. Um das religiöse Problem, meint Delf, recht werten und schematisieren zu können, müsse der Theolog von Sach nicht bloß

den Inhalt der Wissenschaften und ihre Beziehung zur Theologie, sondern auch ihre Methode und Technik kennen. Die jedesmalige Zeitanschauung über die Natur und den Menschen bilde zwar nicht den eigentlichen Inhalt der Theologie, wohl aber ihren Hintergrund. Ändere sich dieser Hintergrund, wie das insonderheit seit Kopernikus, Lamarck, Malthus und Darwin geschehen sei, so müsse auch die Theologie, wenn sie nicht veralten wolle, ihre Lehren demgemäß einrichten und entsprechend modifizieren. Vornehmlich die evolutionistische Naturwissenschaft, die höhere Bibelkritik, die von Schleiermacher inaugurierte Bewußtseinstheologie, die vergleichende Religionswissenschaft und die Soziologie seien es, welche die Theologie in ein neues Licht gerückt hätten. Auch der Prediger im praktischen Amt dürfe nicht vorübergehen an den Stücken des modernen Glaubens, welche Philosophie, Geschichte und Wissenschaft erhärtet hätten. Wolle der Prediger mit seiner Zeit in Berührung bleiben, ihr dienen und Frucht schaffen, so müsse er sich die neuen Offenbarungen der Wissenschaften aneignen. Sie müßten Hintergrund und Atmosphäre seines ganzen Denkens und Predigens werden.

Delf schreibt: "The theologian must not only indicate the content and significance of any science and discipline as related to theology; he must know the processes and the technique of such sciences in order to properly value and schematize the whole religious problem. The preacher has just as important, but a more modest intellectual problem in the discovery of what the scientist, philosopher, and historian have made sure in modern belief, and in the use of the accepted materials as the background and the atmosphere of all thinking and preaching. He must know the few large conclusions of modern thought, and so relate them to the fundamental and permanent elements of religion that his preaching shall be vital and addressed to his contemporaries in education and culture." (554.) "The minister must do his work in his own age. He cannot preach to past generations, nor can he make his appeal to men of the future. He is to be a herald in his own times. Not to know, then, what *his* age is thinking, its concerns, its interests in religion, theology, science, and social philosophy; its beliefs concerning Biblical criticism, comparative religion, the ethical teachings of Jesus and the application of Christian morality to the economic *régime*, is to live in an intellectual vacuum so far as influencing one's contemporaries is concerned. Not to be influenced by these contemporary points of view is to lose connection and vital touch with one's age. Of course, one can go on grinding away at the thought-problems and investigations of a past century. There are doubtless dogmas and controversial questions of confessionalism that can be debated to the end of time, but they are not the inspiring, immediate, vital problems of the modern scholar and leader in religious life. Such absorption

and isolation of interest sweep one out of the main current of present-day problems, and leave the student stranded on the bank of a once vigorous stream. To deny that modern thought has any new truths to offer is to deny the presence and leadership of God in thought and life. It is a kind of atheism. The gradual unfolding of truth, the progressive discoveries in astronomy, chemistry, and biology, the patient investigations in anthropology and primitive beliefs, the gradual realization of democracy, the world-wide religious movements tending toward fraternity and the federation of the forces of Christendom, are as real revelations of truth and the ways of God as the promulgation of the Mosaic law on Sinai or the Acts of the Apostles." (554 f.) Ein großer Nachteil sei es darum auch, daß unsere theologischen Seminare nicht in Berührung ständen mit den großen Universitäten und ihrem Leben. "It is peculiarly important, then, for us to keep informed, through literature, at least, as to the assured knowledge and beliefs of all those disciplines which modify theological systems." (555.) "The conservative temper is needed to hold fast to those assured truths which are of unquestioned worth in society, science, and theology; but the progressive or radical temper is just as important, for it goes to the root of things and lays bare the new truths which have been discovered in the investigation of literature, history, and life." (555.) "It is the further sifting, revaluation, and additional knowledge which the modern scholar has brought to these older beliefs" (bei Anaximander, Plato, Aristoteles, Augustinus, Origena, Berns, Cusa, Descartes, Leibniz, Herder, Kant, Schelling, Hegel, Astruc, Eichhorn, Colenso, Schleiermacher, du Perron, Max Müller, Sir Thomas Moore) "which present the problem of theology in a new light." (556.) "The first contributive factor in the interpretation of theology is our knowledge of nature. Let us be open-minded and candid, and we shall see that every theology unconsciously accepted the known science of its day — the prevailing world-view of phenomena, and incorporated it into its scheme of religious thought and writing. . . . Theology, then, must necessarily be modified in its form of expression by that knowledge of nature furnished by the scientific belief of the age. The earlier conceptions of the method of creation, the dualistic force in nature, the nature of man, have all undergone changes in the history of theological science. The unitary Nature of the force and method of creation by which God works and reveals Himself has modified all theology which shall persist and claim the allegiance of modernly educated men." (558.)

Für derartige Modifikationen und Neugestaltungen der christlichen Lehren durch die moderne Wissenschaft hat nach Delf das lutherische Bekenntnis auch genügend Raum gelassen. Er schreibt: "The wise and humble framers of our Confession recognized that they could

only formulate their 'testimony' of faith for their own age, and in good Protestant fashion bequeathed the right to coming generations to *restate* the Christian truths as the later age might see them. Confessions are not 'the Gospel.' The Bible is not 'the Gospel,' but contains 'the Gospel.' We insist upon our Protestant heritage of free investigation of the Scriptures in the light of all modern knowledge. Luther's was not the end, but the beginning of liberty in the application of history, reason, and Christian experience to the interpretation of the primal truths of our holy faith." (557 f.) Wenn die Konfessionsformel, auf welche sich Delf hier wohl bezieht, die Augustana bezeichnet „als dieser Zeit unserm Symbolo, nostri temporis symbolum“ (Müller, S. 518. 569), und als „ein rein christlich Symbolum, bei dem sich dieser Zeit rechte Christen nächst Gottes Wort sollen finden lassen“ (565), so sagt sie damit, daß zur Zeit der Reformation die Umstände derart waren, daß ein neues Bekenntnis nötig wurde, nicht aber, daß die Augustana nur für die damalige und nicht auch für die spätere und unsere Zeit Gültigkeit habe. Den Delfschen Gedanken von der Veränderlichkeit und Neuformulierung der christlichen Lehren weist direkt oder indirekt unser Bekenntnis schier auf jeder Seite als falsch zurück. In der lutherischen Kirche heißt es: „Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen und sonst niemand, auch kein Engel.“ „Und bleibt allein die Heilige Schrift der einige Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher als dem einigen Provierstein sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurteilt werden, ob sie gut oder böß, recht oder unrecht sein.“ (Müller, S. 303. 518.) Delf hingegen beraubt die Theologie ihrer Unabhängigkeit und liefert die Schrift samt ihren Lehren der Willkür der Wissenschaften aus.

Die Hauptlehre, nach welcher, Delf zufolge, die alte Theologie umzumodeln sei, ist die Evolutionstheorie. Was Laplace, Kepler und Ohell in der Astronomie und der ältere Darwin und Malthus in der Geologie geleistet, das hätten Wallace und Charles Darwin für uns getan in der Frage nach dem Ursprung der Arten. Zwar stimmten Lamarck und andere Forscher nicht in allen Punkten mit Darwin, aber einig seien alle in der Annahme einer organischen Evolution von den niederen zu höheren Arten vermöge der Aktion und Reaktion innewohnender Kräfte ("resident forces") und der Umgebung. Evolution sei die anerkannte Lehre der Wissenschaft, gegen die der Widerspruch so gut wie verstummt sei. Delf schreibt: "Darwin in 1859 gave to the world that book which laid the substantial foundation for all the later work for the theory of organic evolution. Evolution and Darwinism are not one and the same thing. Darwin, Lamarck, Wallace, Mendel, Weismann, and De Vries, and other contemporary investigators have offered varied explanations of the forces and factors of organic evolution, but however much they may differ in emphasis of the factors, they all agree upon a belief in a general advance in

animal life by the transmutation of species, by reason of resident forces, acting upon environment and reacted upon in turn by the external conditions. Out of this 'struggle for existence' came the fittest to survive. It is true that this theory was once but a hypothesis. Every scientific truth was once held as a mere hypothesis. The belief in organic evolution, including the appearance of man, for the overwhelming majority of scientific men has passed out of the stage of hypothesis and has become the working theory of science. To quote a name here and there of some lonely man of eccentric or conspicuous character as opposed to the evolutionary theory of descent does not disprove our main contention that the theory of evolution is now accepted by the overwhelming majority of scientists whose opinions are worth anything on such a subject." (559 f.)

Nach Delf wird diese Evolutionslehre auch bleiben und in der Zukunft ihren Platz behaupten. In seinem Buch *Darwinism To-Day* habe Prof. Kellogg¹⁾ die neuesten Einwürfe gegen dieselbe widerlegt.

1) *Darwinism To-Day*. By Vernon L. Kellogg. Henry Holt and Co., New York. \$2.00. Kellogg unterscheidet hier, wie das schon lange vor ihm geschehen ist, zwischen Evolution und Darwinismus, i. e., der von Darwin vertretenen Form der Evolution. Mit dem Darwinismus falle darum noch nicht die Evolution überhaupt, i. e., jede andere Form derselben. Mit Bezug auf die Evolution überhaupt nimmt dann Kellogg den Mund recht voll: "Organic evolution, that is, the descent of species, is looked on by biologists to be as proved a part of their science as gravitation is in the science of physics or chemical affinity in that of chemistry." (p. 3.) Solche Kraftstellen sind es, die Delf mehr imponieren als die Bibel. Und doch erfordert es keinen sonderlichen Scharfsinn, um zu erkennen, daß zwar in der Physik und Chemie die Dinge in der Gegenwart und in der Vergangenheit, soweit sie uns bekannt ist, sich allgemein so verhalten und verhalten haben, als ob es Attraktion und Affinität gebe, während in der Biologie die Tatsachen der Gegenwart und der Vergangenheit, soweit wir diese verfolgen können, sämtlich jeder Evolutionslehre widersprechen. Von der Attraktions- und Affinitätslehre unterscheidet sich darum die Evolutionslehre dadurch, daß sie eine Theorie ohne Tatsachen und somit eine falsche Hypothese ist. Dazu kommt der Widerspruch unter den Evolutionisten mit Bezug auf das Wie der Entwicklung. Kellogg ist ein Verehrer Darwins und ärgert sich über die deutschen Forscher, die seinen Helden um das Ansehen gebracht haben. Er schreibt: "We have only just got ourselves and our conceptions of nature, of sociology and philosophy, well oriented and adjusted with regard to Darwinism. And for relentless hands now to come and clutch away our foundations is simply intolerable. Zum Teufel with these German professors! For it is precisely the German biologists who are most active in this undermining of the Darwinian theories. But there are others with them; Holland, Russia, Italy, France, and our own country, all contribute their quota of disturbing questions and declarations of protest and revolt. The English seem mostly inclined to uphold the glory of their illustrious countryman. But there are rebels even there." (S. 4.) Trotzdem sieht sich Kellogg genötigt zu konstatieren: "The fair truth is that the Darwinian

Die Artikel über Evolution in der *Encyclopedia Britannica* und im *New Schaff-Herzog* müßten jeden vorurteilsfreien Denker überzeugen, "that the theory is here to stay and is unquestioned by the group of editors selecting representative specialists in the various sections of thought". (560.) Auch habe er (Delf) durch direkte Anfrage festgestellt, daß es kein College und keine Universität ersten Ranges in Amerika und Europa gebe, wo die Evolutionslehre nicht vertreten werde. D. Jordan, Präsident der Leland Stanford University, habe ihm geschrieben: "There is no question as to the fact of evolution, the derivation of existing forms of life from earlier and different forms through natural processes. There is much question as to the relative value of the factors involved — mostly these four — heredity, variation, selection, and segregation: especially the third." (561.) Theologen und Predigern, meint Delf, bleibe darum nichts anderes übrig, als die in der ganzen Welt anerkannte Tatsache der Evolution anzuerkennen und ihre Theologie dieser Tatsache anzupassen. "But just now we are not discussing the full explanation of the theory, but its world-wide acceptance as a world-fact with which the theologian and preacher of to-day must reckon and adapt." (560.) Wollten die Theologen nicht zu Obskuranten werden, nicht alle Achtung der Männer der Wissenschaft einbüßen und der Kirche nicht großen Schaden zufügen, so müßten sie ihre Lehren in Harmonie bringen mit der evolutionistischen Wissenschaft, deren Fortschritt sie leider bisher mehr gehindert und verzögert als gefördert hätten. Delf schreibt: "It would weary my hearers to quote from other men, holding commanding positions in university life, who are fully committed to a belief in evolution as the only rational explanation of the rise and progress of animal life. Wallace's latest book on *The World of Life* is the best popular expression of a theistic interpretation of the theory. Here the preacher is brought face to face with an undeniable situation. What will he do? What has the average theologian and preacher done in the past? I regret to say he has usually fought every advance in science, sought to minimize its significance, or played the part of the obscurantist, while younger men, convinced of the truth, have become alienated from theology and the Church.

selection theories, considered with regard to their claimed capacity to be an independently sufficient mechanical explanation of descent, stand to-day seriously discredited in the biological world. On the other hand, it is also fair truth to say that no replacing hypothesis or theory of species-forming has been offered by the opponents of selection which has met with any general or even considerable acceptance by naturalists. Mutations seem to be too few and far between; for orthogenesis we can discover no satisfactory mechanism; and the same is true for the Lamarckian theories of modification by the cumulation, through inheritance, of acquired or ontogenic characters. *Kurs und gut*, we are immensely unsettled." (5.)

This breach between the university and some theological seminaries is the most potent factor in deterring many of our best students from entering the ministry." (561.)

Nach Delf liegt auch auf seiten des Christentums gar kein Hindernis vor, warum die Theologie sich nicht der Evolutionstheorie affommodieren sollte. Die materialistische Evolution freilich vertrage sich nicht mit dem Christentum. Die theistische Form derselben aber sei ebenso christlich wie die biblisch-kirchliche Schöpfungslehre. Solange man darum nur den Materialismus vermeide, bleibe die Substanz der Schriftlehre unverfehrt. Delf schreibt: "It must be remembered that the men holding this belief in organic evolution vary in their interpretation of the physical factors and processes. There are found men holding varied philosophical beliefs, theists, materialists, idealists, Christians, and agnostics who are evolutionists. The so-called 'resident forces' include for many men a spiritual, vital, directive force in the group of agencies. Wallace and Le Conte are positive in their declaration that without a great, original, immanent first cause which has planned and now directs and energizes the whole procedure, biology can offer no rational or sufficient explanation of evolution." (560.) "Evolution, so long as we understand it to be God's *method* of creation, is as much Christian as the older belief in the instantaneous creation of man out of nothing or the dust of the earth. Prof. George Parke Fisher, one of the most conservative of Christian apologists, writes in his new edition of *Grounds of Theistic and Christian Belief*, p. 444: 'No theory of evolution clashes with the fundamental ideas of the Bible as long as it is not denied that there is a human species, and that man is distinguished from the lower animals by attributes which we know he possesses. Whether the first of human kind were created outright, or as the second narrative in Genesis represents it, were formed out of inorganic material, out of the dust of the ground, or were generated by inferior organized beings, through a metamorphosis of germs, or some other forces, — these questions, as they are indifferent to theism, so they are indifferent as regards the *substance* of Biblical teaching. It is only when, in the name of science, the attempt is made to smuggle in a materialistic philosophy, that the essential ideas of the Bible are contradicted.' The real problem before us is to see how this doctrine of evolution must be related to the permanent elements in Christianity if we are to have a theology which shall command the respect of modern scholars and the informed public." (561 f.) Durch Affommodation an die Evolutionslehre werde die christliche Theologie nur gewinnen und nichts Wesentliches verlieren. Aber nur liberale Geister, die für alles, was spezifisch christlich ist, kein Verständnis mehr haben, können also urteilen. Tatsache ist, daß die Evolutionslehre einen Strich durch die ganze Bibel macht, und daß ein konsequenter Evolutionist keine einzige dem Chri-

stentum eigentümliche Lehre mehr festzuhalten vermag. Auch Delf hat die Evolutionslehre in das Lager der Liberalen getrieben, wie aus seinem Artikel zur Genüge hervorgeht.

Wer die Evolutionslehre annimmt, der wird auch ein Opfer der höheren Bibelkritik, die die kirchlichen Anschauungen von der Authentie, Inspiration und Autorität der Schrift preisgegeben hat. Delf bildet davon keine Ausnahme. Wie er die Theologie den Wissenschaften unterstellt und für das lutherische sola Scriptura kein Verständnis zeigt, davon haben wir bereits gehört. Auch im weiteren Verlauf seines Artikels leugnet Delf wiederholt, daß die Schrift für uns die alleinige Quelle der christlichen Theologie sei. Gott allein, sagt er, ist Quelle der Autorität in der Religion. Die sedes der religiösen Wahrheit aber seien die Natur, die Geschichte und ihre Bücher (Bibel), das Bewußtsein der einzelnen und die Erfahrung der Kirche. Von diesen Sätzen sei aber keiner unfehlbar, auch nicht die Bibel. Delf schreibt: "There is another distinction which must be kept in mind in order to think clearly and avoid unnecessary contention with men who have not moved with the progress of intellectual and moral life. Men have confused the *source* of authority in religion with the *seats* of authority in religion. There is but one source of authority in religion — God. But He has given a threefold expression and commission to human life in the revelation of religious truth. He has revealed Himself in nature and in history. That revelation has come to us through men, in a Book, or books, to be more accurate, which record His visitations and will for mankind; He has revealed Himself in individual consciences and experiences, some of which do not appear in a canonized group of writings, and He has revealed Himself in a religious society — the Church to whose authority He has committed the primal Christian truths and through whose communal life He has spoken His will. A clearer and fuller explication of these seats of religious authority will be given later, but it is essential in this initial chapter of our discussion to present this distinction and put ourselves in the proper attitude towards those who claim infallibility in all things — for a Church, a Book, or an individual Christian experience. God only is properly true and infallible." (557.)

Was ferner die Authentie der biblischen Bücher betrifft, so sagt sich Delf zwar los vom radikalen Naturalismus und extremen Modernismus, bekennt sich aber zu *Biblica*, *Hastings*, *The New Schaff-Herzog*, *Seeberg*, *Beth* und ähnlichen Repräsentanten der theologischen Wissenschaft in Deutschland, England und Amerika, deren Theologie orientiert ist an der Evolutionslehre. Und zu den Resultaten der historischen Kritik, mit denen der Theolog und Pastor sich abfinden müsse, rechnet Delf, daß der Pentateuch nicht von Moses stamme, daß sich in den Büchern des Alten Testaments Mythen und Legenden be-

finden, daß die Autoren des Alten Testaments ihren Glauben an die Unsterblichkeit und die Gewalt Satans, ihre Dämonologie und ihren Opferkult zum Teil von andern Völkern geerbt haben. Delf schreibt: "There are certain ascertained facts resultant from historical criticism which are generally accepted and which have modified theology. First, I would place the phenomenon presented by the action and reaction of the contemporaneous beliefs of the nations with which Israel came in contact in her historical and theological development. On the whole, she protected the cardinal beliefs in God, righteousness, sin, forgiveness, and Messiahship from pollution. But that her writers adapted myth and legend and allegory to her own ends; that her knowledge of the nature, character, and will of God was progressive; that there was a struggling advance in moral ideals and practice; that the ideas of immortality, Satanic power, demonology, and sacrificial cults were partly an inheritance from other peoples, is the common teaching of every modern writer on Jewish history and thought. Secondly, we must reckon with 'The Documentary Theory' in Old and New Testament literature. It is a twice-told tale that no longer do scholars attribute the writing of the Pentateuch to Moses. That much of the material may have been furnished by him is probable. But that the early chapters of Genesis, the traditional date of much of the legislation and the temple cults, the description of Moses' death are divided from both earlier and later sources than was at first supposed is now self-evident to every informed reader of Biblical criticism. Modern research has made plain that there are at least three stages of Old Testament history which vary in character and historic accuracy. We find in the first chapter of Genesis early traditions of creation, either from Babylonian or prehistoric Semitic tribes adapted to the monotheistic belief of Israel. The ages described were marked by myth, allegory, and primitive ideas as to the method of creation and the origin and distribution of tribes and languages. The second period, the patriarchal, was bathed in an atmosphere of legend. The core of the stories was historic, but the note of legend and romance gave an idyllic and patriotic halo to the early patriarchal life of Israel. Abraham, Isaac, Jacob, Joseph, were actual personages, but their biographies move in the glow of an heroic idealism. From the time of Israel's settlement in Cana the gathering of historical data for religious purposes began. The art of writing had been known for a thousand years before in Babylonia, but it is sheer presumption to say that definite written records were kept of the patriarchal or early period of Israel's history. Every later century added definiteness to the sacred writings. True, we can never hope to clearly demonstrate the various sources which were utilized by the writers and redactors of the Old Testament, but the readjustment of place

and date and author does not destroy the value and significance of Old Testament teaching for the student of Christian theology." (566 f.) Von den Theologen, die sich mit solcher Kritik nicht identifizieren, schreibt Delf: "The writer or teacher who ignores this free and frank investigation of the Scriptures cannot be a guide in our day, and is likely to prove an obscurantist where he should be a leader in all truth." (565.) "I have no more sympathy with those timid literalists, holding to some mechanical theory of inspiration, who will not enter into a free and frank study of the various books of the Bible themselves, and seek to prevent others from entering into the kingdoms of light. Such men are infidel to the Protestant principle. They are quite as much foes of the Bible and theology as the iconoclasts they attack." (564.) Was aber Delf hier rühmt als "Protestant principle", ist nicht das Prinzip lutherischer Protestanten, sondern der unitarischen Freiprotestanten.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß Delf auch von der Verbalinspiration nichts wissen will. Er schreibt: "That the oracular and dictation theory of writing has disappeared, and that the method of the historian's careful compilation from tradition and earlier documents has succeeded to the earlier theory of compilation goes almost without saying. The note of individualism is so strong in the synoptic writers that no theory of verbal inspiration is longer tenable." (568.) Eben darin bestehe ein Hauptverdienst der höheren Kritik, daß sie die altkirchliche Anschauung von der Wortinspiration zerstückt habe. "It is because the higher criticism has made clearer just such distinctions, limitations, insights, and predictions in St. John, St. Paul, St. James, that theology owes an unspeakable debt to modern scholarship. It has set theology free from that tyrannous literalism and false idea of inspiration which made all attempts at the adjustment of theology with modern thought in history, science, and philosophy either impious or revolutionary." (568.) Selbstverständlich läßt Delf mit der Inspiration auch die Irrtumslosigkeit der Schrift fallen. Eine irrthumsfreie, unfehlbare Bibel, meint er, gebe es ebensowenig wie eine unfehlbare Kirche. (567.) Der Theologie, die sich auf das klare Schriftwort gründet, ist hiermit der Boden entzogen, so daß alle ihre Lehren ins Schwanken geraten. Auch Delf ist dies nicht entgangen. Verblendet, wie er ist, erblickt er aber auch hierin einen Gewinn für die Kirche. Er schreibt: "It (die höhere Kritik) has taught us that the language of the Scriptures is fluid, pictorial, and contemporary. It is true that we are not now in a position to project finished systems of theology, as writers of an earlier age did when they unhesitatingly used texts from any and all parts of the Bible to sustain the most abstruse doctrines of theology. The cocksureness of systems has been humbled in the light of the various values and meanings of the texts. The *a priori*

or speculative method of theology has been greatly modified by the modern point of view. Prof. Borden P. Bowne, in his *Studies in Christianity*, says: 'There will always be need of theology, but its field will be very much restricted in the future. The elaborate deductive constructions of the past will be abandoned as outrunning our data, and our knowledge, if not our faculties. But the theologian will always have the function of formulating our Christian ideas and adjusting them to the current stage of thought and knowledge. In this way our ideas will fit harmoniously into the existing intellectual and social order, and will have their proper influence. But the results thus reached are never to be stiffened into an orthodoxy which if any man hold not, he shall without doubt perish everlastingly, or made into an article of the standing or falling of the faith. These results are relative to conditions. They have varied greatly in the past; they will vary greatly in the future. In few, if any, departments of the theology has finality of conception been reached. For instance, the problem of eschatology has hardly been rationalized or moralized at all, and awaits its adequate discussion. This, however, does not mean that everything is at sea, or even that anything of much importance is at sea; for still and all the while the Church believes in God the Father Almighty, in the Son, our Lord, in the Holy Ghost, the forgiveness of sins, in the kingdom of God on earth, and the life everlasting; and this is all that is essential for faith or practice.'" (569.)

Delf unterstellt also die Heilige Schrift der Evolutionslehre und höheren Kritik. Aber auch das religiöse Bewußtsein und die Erfahrung des einzelnen und der Kirche erhebt er zum Richter über dieselbe. Nie, meint er, sei der Geist des Menschen so gründlich erforscht worden als heute. Diese Forschung habe ergeben, daß nicht bloß die objektiven Tatsachen der Wissenschaft und der Geschichte und Literatur das Material des Glaubens liefern, sondern daß auch der Prozeß des Erkennens, das Gefühl, der Wille und die religiösen Instinkte einen Teil dieses Glaubens bilden. Gott sei zwar die offenbarende Quelle der Wahrheit, aber der Geist des Menschen bedinge die Aufnahme derselben. Und Gottes Offenbarung sei eine progressive, weil der Mensch ganz allmählich vorbereitet worden sei für die Aufnahme erhabener geistlicher und moralischer Wahrheiten. In jedem Zeitalter sei es Wahrheit geoffenbart im Menschen und angeeignet vom Menschen. Diese Tatsache gebe der christlichen Erfahrung ihre entscheidende und beherrschende Autorität in unserm Leben. Appellieren müsse man darum letztlich nicht an die Schrift oder die Kirche oder das Bekenntnis, sondern an das christliche Bewußtsein. Freilich müsse die individuelle Erfahrung ergänzt und balanciert werden durch die Erfahrung anderer (der Kirche); schließlich sei es aber nicht die Gemeinschaftserfahrung, sondern die individuelle, welche der Wahrheit ihre

beherrschende Stellung gebe. Diese Tatsache sei es auch, welche die Theologie zu einer fortschreitenden Wissenschaft und die Religion zu einem Leben mache.

Delf schreibt: "Never has the mind as mind been so thoroughly studied as to-day. Not only do the objective facts of science, history, and literature furnish the phenomena and material of belief, but the processes of knowing, the nature of the emotions, the will, and the religious instincts are a component part of our beliefs and faith." (569 f.) "God's revelation has been progressive because man has slowly been prepared for the reception of more sublime spiritual and moral truth; but in every age it is truth revealed in man and appropriated by man. This gives Christian experience, which is the final and commanding authority in our lives. The Bible, the Church, and the Reason are all channels or seats of authority in religion. The *crux* in the theological debate has been the false exaltation of one or another of these seats of authority. Certainly the final appeal in religious belief cannot rest on any one of these factors divorced from the others. The Christian truths existed and were taught before the various gospels and epistles were written. The Church rejected, and accepted, sometimes arbitrarily, the various treatises that make up our present Bible, and she has always insisted upon interpreting the book which she has canonized. But in the final analysis the Biblical truths and the Church's Creeds and Confessions must be made real and vital by their personal revaluation and be experienced as religious facts before they command and compel the soul to submission and action. Knowledge must be made faith. The outward authority must become an inward authority before the reason and the heart are aflame with light and holy zeal. It is from this inner spiritual citadel of the mind, conscience, and heart that the questions of revelation, inspiration, conversion, regeneration, and the eternal life receive their final interpretation and ultimate illumination. The final appeal is made to the Christian consciousness. The attempt to corral all of Christian experience under the head of Ritschlianism is futile, and displays a most pitiable ignorance of the history of theology. All through the medieval and modern period of theological history, though the infallibility of Bible and Church has been preached, there have always stood clear-eyed and honest champions of the necessity and right of Christian experience to interpret and enforce the truths of our holy faith. Schleiermacher stands first among our Protestant theologians in the explication of this point of view." (570 f.) "The Christian consciousness based on Christian experience, all through the later Middle Ages was made a point of departure in the valuation of Church dogma. Schleiermacher a hundred years ago made his immortal contribution toward such a theological system." ((556.) "Personal experience, just be-

cause it is personal, must be supplemented and balanced by other personal experiences in order to group the whole human spiritual experience. Here appears the value of the Church and the general creed. But however valuable the communal experience, it is still true that truth, to become commanding, must be judged, accepted, and lived in a person in order to command and enthrall his soul. It is this fact which makes theology a progressive science and religion a life." (571.) In jeder Hinsicht hat also Dett das lutherische sola Scriptura preisgegeben. Er leugnet hier alles: Authentie, Inspiration, Untrügllichkeit und alleinige Autorität der Schrift. Luther schreibt in seinem Großen Katechismus: „Wenn hunderttausend Teufel samt allen Schwärmern herfahren: Wie kann Brot und Wein Christi Leib und Blut sein? so weiß ich, daß alle Geister und Gelehrte auf einen Haufen nicht so klug sind als die göttliche Majestät im kleinsten Fingerlein.“ „Solches merke und behalte nur wohl; denn auf den Worten stehet all unser Grund, Schutz und Wehr wider alle Irrtum und Verführung, so je kommen sind und noch kommen mögen.“ (Müller, S. 501.) Von dieser Theologie des klaren Schriftwortes findet sich bei Dett, der doch ein Lutheraner sein will, keine Spur mehr.

Die Evolutionslehre hat Dett auch in den Strudel der modernen Religionsgeschichte gezogen. Der Gegensatz zwischen den heidnischen Religionen und der christlichen Religion besteht nach ihm nicht darin, daß die ersteren schlechthin falsche Religionen sind, während die christliche Religion die allein wahre sei. Früher, meint Dett, habe man freilich so geurteilt, aber mit Unrecht und zum Nachteil für die Mission. Die großen heidnischen Religionen (the great ethnic faiths) habe man da angesehen nicht bloß als falsche Religionen, sondern als Erfindungen des Teufels und herrschsüchtiger, geldgieriger Priester oder als degenerierte Formen der biblischen Offenbarung. Diesen Standpunkt habe der moderne Forscher überwunden. Religion werde jetzt angesehen als ein ursprünglicher, allen Menschen gemeinsamer Instinkt. Der Mensch sei unheilbar religiös. Kein Volk habe Gott ohne ein gewisses Maß geistlicher Kraft und Wahrheit gelassen. Das Christentum aber sei der höchste Glaube der Welt, "the world's supreme faith". Gewisse Merkmale hätten die heidnischen Religionen mit der christlichen gemeinsam. Das Übel und die Sünde in der Welt werde auch von ihnen anerkannt und schmerzlich empfunden. In den höheren heidnischen Religionen zeige sich auch ein Bedürfnis nach Sühnopfern. Und alle Religionen verehrten eine überweltliche Kraft, eine letzte Ursache, wenn man sich diese gleich vorstelle als bössartige und moralisch empörende Macht. Verglichen mit dem Christentum, seien die heidnischen Religionen partielle und unvollkommene Glaubensformen. Vom Konfuzianismus, Buddhismus, Brahmanismus und Islam unterscheide sich das Christentum durch seine Lehre von der allgemeinen Vaterschaft Gottes und Bruderschaft der Menschen, von der Erlösung des Individuums und

der Gesellschaft von der Sünde durch die göttliche Inkarnation. Jesus, der ideale Mensch, habe Gott als den heiligen, liebenden Vater aller Menschen enthüllt und den Wert jeder einzelnen Menschenseele offenbart.

Delf schreibt: "The time is not far past when the great ethnic faiths were looked upon not only as false religions, but were considered inventions of the devil. Later they were accounted for as the work of crafty, ambitious priests desirous of gain and of keeping the people in subjection. Still more recently they were looked upon as degenerate forms of earlier Biblical revelations. Now all these conceptions have been left behind by modern students of the ethnic faiths. Religion is recognized as a universal instinct and possession. Man is incurably religious. God has not left any people without some measure of spiritual power and truth. It is said he who knows but one language knows none. If this is true in the study of a language, it is doubly true in the study and appreciation of Christianity. Christianity and the ethnic faiths possess in common a characteristic which illumines and confirms the value of religion in general and makes Christianity to shine forth as the world's supreme faith." (571 f.) "My purpose is simply to urge upon you the value of studying Christianity as related to the partial and imperfect faiths of other religions." (572.) "The absence of any certainty that life has a permanent value is the canker at the heart of heathenism. Pessimism is the hidden note and unconscious attitude of all the faiths untouched by the Christian spirit. They are deficient in a sense of the higher world unity made possible by a belief in the universal fatherhood of God. Consequently the truth of the brotherhood of man is either veiled or becomes an impotent dream. Their great desideratum is a power to redeem from sin — a redemption of the individual and society accomplished by a divine incarnation. Christianity is the only religion of redemption. Jesus Christ is the unveiling of God, the holy, loving Father of all men. Jesus is the ideal man. Jesus is the empowering personality which gives to our holy faith its vital effectiveness. First through Jesus Christ has the value of every individual soul become manifest." (573.) "Not with a crushing ridicule, but through an intelligent sympathy must we enter into a man's faith and seek to bring the fuller light of the glorious Gospel of Jesus Christ." (573.) Daß Harnack und die Liberalen an diesen Gedanken Delfs wenig aussetzen werden, daran zweifeln wir nicht. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß Delf das eigentliche Wesen des Christentums nicht erkannt hat und dabei auch der Schrift ins Angesicht schlägt, welche die Heiden als *ἄθεοι* und ihre Opfer als Dämonendienst bezeichnet und nur durch den Sohn zum Vater kommen läßt. Wahre, wirkliche Religion ist das reale Kindesverhältnis des Menschen zu Gott, das einzig und allein entsteht durch den Glauben an die im Evangelium dargebotene Vergebung der Sün-

den, die der Gottmensch Jesus Christus durch sein stellvertretendes Leben, Leiden und Sterben uns erworben hat, und die darum auch nur vorhanden ist im Christentum. Wo, wie im Heidentum, dieser Glaube nicht ist, da gibt es auch keine wahre, wirkliche Religion, kein Kindesverhältnis des Menschen zu Gott, da steht der Mensch unter Gottes Zorn. Die Gnadenreligion des Christentums ist darum von der Werkereligion des Heidentums verschieden nicht bloß graduell, sondern konträktorisch, wie Ja und Nein, wie gültiges Geld und die Ware des Falschmüngers. Dies reicht zu würdigen, vermag freilich nur der, welcher das eigentliche Wesen des Christentums als die sola gratia-Religion erkannt hat, was offenbar bei Delf nicht der Fall ist und folgerichtig auch bei evolutionistischen Theologen nicht der Fall sein kann.

Wie Delf den eigentlichen Unterschied zwischen dem Heidentum und der allein wahren christlichen Religion verwischt, so hat er auch den Boden für die biblisch-kirchliche Lehre von der heiligen Dreieinigkeit verloren. Zwar leugnet Delf diese Lehre nicht direkt. Wie sollte er sie aber von den von ihm anerkannten „Sätzen“ der Wahrheit aus gewinnen und mit welchen von den evolutionistischen und kritischen Wissenschaften anerkannten Gründen sollte er diese Lehre, an der Christentum und Heidentum, Kirche und Welt sich scheidet, aufrecht erhalten können? Daß Delf die Lehre von der Dreieinigkeit unterschätzt, geht deutlich genug aus seinem Artikel hervor. Freilich heißt es in einem von ihm angeführten Zitat aus Brownes *Studies in Christianity*, daß uns auch bei Annahme der modernen Wissenschaften ja noch der Glaube an „Gott, den allmächtigen Vater, an den Sohn, unsern Herrn, und an den Heiligen Geist“ bleibe. Aber solche Reden führen auch Unitarier und liberale Theologen, ohne damit im entferntesten die wahre Gottheit Jesu und die Gottheit und Persönlichkeit des Heiligen Geistes lehren zu wollen. Und daß Delf diese Rede im trinitarischen Sinn versteht, dafür liefert sein Artikel keine Belege. Welche Lehrstücke durch die Evolutionstheorie beeinflusst werden, darüber läßt sich Delf also vernehmen: „The primal Christian faith in God as the creative holy Person, the universal Father of mankind; in man as a sinful and severed child of God, capable of response to the Father's redeeming love; the incarnation of God in Jesus Christ, the Redeemer of the world; the establishment and propagation of the kingdom of God among all men; the gift of eternal life to all those who receive Christ as Savior and Lord; and the endless and heavenly life to be enjoyed after death by all His faithful servants,—these cardinal and permanent beliefs of the Christian creed are inviolable and untouched by any and all modern interpretations of reverent and assured criticism. But as to the *method* and duration of the creative process; the origin of man's sinful nature; the nature of the union of the divine and human in

the person of our Lord, the exact *theory* of the atonement wrought by Jesus Christ; and the character of the eternal reward meted out to various men,—modern thought through science, historical criticism, philosophy, and ethics has a modifying and illuminating word to say. The central objects of our faith remain, but a different interpretation of them has been forced upon us by the researches and conclusions of scholars in the various realms of thought.” (556 f.) Zu den christlichen Lehrstücken, die sich vor dem Forum der modernen Wissenschaften nicht mehr halten können, gehören nach Delf also nicht bloß die Lehren von der Schöpfung, vom Ursprung der Sünde, von der stellvertretenden Versöhnung und von der ewigen Vergeltung, sondern auch die Lehre von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo, was für lutherische Ohren ominös klingt für die wahre Gottheit Jesu und somit auch ominös für die Lehre von der Dreieinigkeit. Und ob die Evolutionslehre, konsequent durchgeführt, wirklich die Artitel stehen läßt, welche Delf zuerst namhaft macht, ist eine Frage, die er nicht beweist und auch nicht beweisen kann. Aber selbst wenn man dies zugeben wollte, so kommt dabei die Dreieinigkeitslehre immer noch nicht zu ihrem Recht. Was Delf zufolge die Wissenschaft stehen läßt, ist nicht die Trinität, sondern nur der Glaube an Gott als eine schöpferische heilige Person, den Vater der Menschheit, “the primal Christian faith in God as the creative holy Person, the universal Father of mankind”. Ein Bekenntnis zur Dreieinigkeitslehre ist dies jedenfalls nicht. Daß die Aufrechterhaltung der kirchlichen Dreieinigkeitslehre nach Delf von keiner sonderlichen Bedeutung ist, geht ferner hervor aus seinem Urteil über Seeberg, Beth und andere theologische Koryphäen in Deutschland. Delf schreibt: “If these men do not practice the method of historical criticism as applied to theology, the Bible, Church History, and Symbolics, then they have no method at all. To say that none of these great conservative masters do not professedly or by implication write from an evolutionary, inductive, psychological point of view is to confess one’s failure to grasp the whole background and the canons of their dialectic. Seeberg is typical of the group. He writes in the preface to his work on the history of doctrines: ‘Nor is it to be forgotten, finally, that Dogma is perpetually subject to ecclesiastical and theological interpretation, which proposes the *forms* suitable to each age, which can and do express the ancient *content* in the new forms, and which furthermore seizes upon and preserves the religious experience peculiar to its own age in the harmony of the ancient faith.’ In the footnote to this paragraph he says: ‘This is in some sense true of the valuable thoughts of nearly all the leading theologians of the last century, e. g., Schleiermacher, Ritschl, Hofmann, Frank.’ As for the general position of these men, Seeberg gives recognition to every science under the sun (see his *The Fundamental Truths of the Christian*

Religion). He accepts various conclusions of historical criticism, and his teaching on the Godhead has been regarded by able theologians as Unitarian, or at least as a form of Modalism." (565 f.) Delf hält es also für ganz in der Ordnung, wenn die Theologie im Interesse der Harmonie mit der evolutionistischen und kritischen Wissenschaft auch die Hand an die Lehre von der Dreieinigkeit legt und diese etwa zum unitarischen Modalismus umgestaltet. Ja, ganz ungeschert bekennt sich Delf zu dem „Evangelium“, wie es wieder ans Licht gebracht worden sei von Harnack, der bekanntlich behauptet, daß Jesus selbst in das von ihm gepredigte Evangelium nicht hineingehöre. Delf schreibt: „In our age the ethics of Jesus have been recovered. His moral teaching was overshadowed by theological discussions. No doubt the discussions and battles over strictly religious dogmas were inevitable and necessary in order to arrive at the limitations of theology, as well as at the essential Christian truths. Whatever praise or condemnation we are inclined to mete out to Harnack, one great debt we owe him. In his showing of the accretions of Christianity through the Hellenization of dogmas, Roman institutionalism, and the Lutheran additions of the thirteenth (?) century he has worked back to, and laid bare, 'The Gospel.' He has shown that not only the Roman Catholic Church, but Protestantism also in the seventeenth century, and groups in the various reform churches to this day, have placed *gnosis* above *pistis*. In not a few instances an orthodox rationalism has been the test of regularity rather than faith, *i. e.*, trust in the divine Lord. From this thralldom of a benumbing confessionism modern scholarship has led the open mind of the twentieth century into the enjoyment and power of the primitive, vital Gospel of Jesus Christ. *Gnosis* shall have its true place in the future, but it will not usurp the place of *pistis*." (574.) Diese Aussprache bestätigt nicht bloß unsere bereits gemachte Beobachtung, daß Delf vom eigentlichen Wesen des Christentums und vom Evangelium keine Ahnung hat, sondern zeigt auch unmißverständlich, daß er die wahre Gottheit Jesu, wie sie von der lutherischen Kirche bisher gelehrt worden ist, und somit auch die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit nicht mehr festhält. Das Urteil aber, welches unser Bekenntnis in der Apologie ausspricht über alle, die wie die alten und neuen Samosatener (Modalisten), „so nur eine Person sehen und von diesen zweien, Wort und Heiligem Geist, Sophisterei machen“, lautet: „Darum schließen wir frei, daß alle diejenigen abgöttisch, Gotteslästerer und außerhalb der Kirchen Christi sein, die da anders halten oder lehren.“ (Müller, S. 38. 77.)

Ja, wenn wir Delf recht verstehen, so verweist er selbst den wesentlichen Unterschied zwischen Gott und dem Menschen, zwischen dem ewigen, unveränderlichen Schöpfer und der zeitlichen, veränderlichen Kreatur, wozu ja auch die Evolutionslehre naturgemäß hin-

drängt. Er schreibt: "As related to the Incarnation, the theory of Evolution is in strict accord with the Christian conception. The Incarnation is that fresh and unique irruption of the divine life of the Godhead into human history which is personalized in Jesus Christ. For a full and illuminating explication of this idea, I refer to *The Ascent of Christ*, by Griffith Jones, and the short but suggestive paragraph at the close of the article on Evolution in the *New Schaff-Herzog Encyclopedia*. It is too soon even for a master mind to attempt the formulation of a complete Christian theology in the light of Evolution. Indeed, I see that it is easy to overestimate its possible and necessary modification of traditional theology, but that some constructive minds are called to this task is beyond question. One great, controlling idea it has stimulated in all theological as well as philosophical thinking, i. e., the immanence of God in the whole continuous and endless creative process. It has corrected that conception of God which separates Him from an active entrance into all human nature life. It has broken down a false dualism—the barrier between the divine and the human. It has shown us that a kindred life, a common life, a spiritual life, forever builds the human and divine; that there is ultimately but one spiritual nature—in man, sinful, repentant, aspiring, redeemed; in God, holy, constant, loving, self-sacrificial, forever cleansing and lifting humanity into communion and likeness to Himself." (563. cf. 559.) Delf irrt sich, wenn er meint, daß die lutherische Theologie Gott lokal und kausal von der Welt trenne, oder irgendwo in der Welt die kräftige göttliche Gegenwart und den göttlichen concursus oder die Wahrheit, daß wir in Gott leben, weben und sind, leugne oder abschwäche. Wenn er aber behauptet, daß es nur eine geistliche Natur, ein geistliches Leben gebe, welches ewig das Göttliche und Menschliche aufbaut, so zerstört er damit den Gottesbegriff und verwischt die Scheidelinie zwischen dem ewigen, unveränderlichen Schöpfer und der in der Zeit entstandenen, von Gott geschaffenen veränderlichen Creatur. Wer die göttliche Immanenz so lehrt, daß er dabei die göttliche Transzendenz, Unveränderlichkeit und wesentliche Verschiedenheit von der Welt leugnet, befindet sich im Strudel des Pantheismus. Daß Delf diese Charibdis nicht vermieden hat, geht auch hervor aus dem Artikel "Evolution" in *The New Schaff-Herzog*, den Delf wiederholt approbierend anführt, in welchem von der Evolutionslehre gesagt wird: . . . "according to the theory of development in its logical completeness nothing is excluded from the process of development or change—not even the original principle itself [Gott], if any such is assumed."

Was ferner die biblisch-kirchliche Lehre von der Schöpfung der Welt und des Menschen betrifft, so erklärt Delf, daß die „Methode und Dauer des Schöpfungsprozesses“ betreffend das moderne Denken in der

Wissenschaft, der historischen Kritik, Philosophie und Ethik ebenfalls ein modifizierendes und illuminierendes Wort zu sagen habe. Früher habe man geglaubt, daß die Erde eine Scheibe und der Mittelpunkt der Welt sei, um den sich Sonne und Sterne bewegen, daß der Himmel ein Gewölbe mit Fenstern sei, durch die der Regen herabfließe, und daß hoch über den Wolken Gott seinen Thron habe. An die Stelle dieser und ähnlicher Anschauungen über die Welt und ihre Entstehung sowie auch über den Ursprung des Menschen seien jetzt getreten die astronomischen, geologischen und evolutionistischen Lehren des Kopernikus, Laplace, Lamarck, Malthus, Darwin und anderer modernen Forscher und Denker. Delf schreibt: "One has but to recall the earlier cosmogonies of Babylon and Assyria, the early Semitic modifications of the Assyrio-Babylonian traditions, and these Hebrew transformations in our New Testament idea of the universe to see how influential the gradual discovery of the facts concerning the earth's structure, growth, and relation to the solar system has been in giving the setting to the permanent truths concerning God, the creation of worlds and man. The transition from the Ptolemaic to the Copernican theory of the universe was the most momentous shift of scientific belief. When men came to believe that our earth was not the center of the universe, was not a flat plane around which sun and stars revolved, that the heavens were not a curved dome with windows through which the rain poured, that there was not an abode of the dead below the earth's surface, and that there were various superimposed stages above the sky reaching up to a throne, the background of belief in the creation method was changed. Not only the theologians, but the scientists of that transition period of thought bitterly opposed the new view. But now we accept the new knowledge as a part of our theology. The later contributions concerning the limitless reach of space in which our universe floats, and the endlessness of time in which God has been at work, and is at work, in the perfecting of His world-plan, have contributed mightily in the modification of our ideas of creation and providence. No longer do we think of the creation process as covering only six ordinary days; we do not base our chronology on Bishop Usher's computation as to the age of the human family. What is true in the sphere of astronomy and geology is true also in the spheres of biology and anthropology. The Hebrew tradition of how man was made has also been modified by later scientific research. What Laplace, Kepler, and Lyell did for us in astronomy and geology, Lamarck, the elder Darwin, and Malthus began in biology and anthropology. The intuitions and guesses of the old philosophers and naturalists were subject to the rigid investigation, first of Wallace and Charles Darwin, who simultaneously published the results of their studies on the origin of species." (558 f.) Von alledem also, was die Bibel lehrt von der Entstehung,

dem Anfang, dem Umfang und der Chronologie der Welt sowie auch von den sechs Schöpfungstagen, von der Entstehung der Arten und der ersten Menschen und vom Sündenfall, glaubt Deff nichts. Ja, auch der Mensch ist nach Deff nicht, wie die Bibel berichtet, von Gott erschaffen worden, sondern hat sich aus der Tierwelt entwickelt. "The belief in organic evolution, including the appearance of man, for the overwhelming majority of scientific men has passed out of the stage of hypothesis and has become the working theory of science." (560.) Die ersten Kapitel der Bibel enthalten nach Deff keine Tatsachen, sondern Mythen. Er schreibt: "This paper is not the place to develop any of these constructive adaptations of evolution to traditional theology, but it would be disingenuous to avoid the evident implication which springs out of the new belief of the method of creation of man to the traditional interpretation of Genesis. If man's ascent was from a lower order of animal life, then the story of 'the fall of man,' as interpreted by theologians of the pre-evolutionary epoch, must undergo revision. Without relinquishing any of the sinfulness of sin, or even the doctrine of original sin, the so-called 'fall of man' is a theory which must be reexamined both from an exegetical and philosophical standpoint. 'The fall,' on a careful examination of the opening chapters of Genesis, is by no means what it was currently supposed to be. It was rather the emergence of an innocent but ignorant creature into the full light of moral vision and ethical determination. It was the conscious, willful choice of a lower animal desire as over against a fuller communion with, and obedience to, the divine will speaking in the conscience of the emancipated man." (562.) "We find in the first chapter of Genesis early traditions of creation, either from Babylonian or prehistoric Semitic tribes adapted to the monotheistic belief of Israel. The ages described were marked by myth, allegory, and primitive ideas as to the method of creation and the origin and distribution of tribes and languages." (567.) Seiner Evolutionslehre getreu, läßt somit Deff auch von der kirchlichen Lehre von der Schöpfung der Welt und der ersten Menschen sowie auch vom Wesen der Sünde und dem Ursprung derselben so gut wie nichts stehen.

Was schließlich die Eschatologie betrifft, so verkehrt auch hier Deff die christliche Wahrheit in ihr Gegenteil. Auf diesem Gebiete, meint er, müsse freilich die eigentliche Arbeit erst noch geleistet werden. Er eignet sich das Wort Brownes an: "In few, if any, departments of theology has finality of conception been reached. For instance, the problem of eschatology has hardly been rationalized or moralized at all, and awaits its adequate discussion." (569.) Manches glaubt Deff aber doch feststellen zu können. Das Christentum, meint er, habe eine soziale Botschaft und plane ein Reich Gottes hier auf Erden, welches die Rettung des Staates sowohl wie des Individuums umfasse. Die

Welt schreie jetzt nach Realisierung des sozial-philosophischen Ideals, welches bestehe in der größtmöglichen persönlichen Freiheit des einzelnen, verbunden mit dem gleichen Anteil und Genuß aller an dem Rohmaterial der Erde und an der Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit. Die große, dringende Aufgabe des Christentums sei es nun, dies Verlangen der Welt zu befriedigen und zur Verwirklichung dieses sozialen und ökonomischen Zieles die Kräfte und Methoden zu liefern, wozu sie auch imstande sei vermöge des „Evangeliums“, wie es Harnack wieder in seiner Reinheit darzustellen habe. Delf schreibt: „As in each and every age the open-eyed disciples of the Master responded to the world's dominant cry for aid in the solution of common problems, so the leaders of our faith have been quick to set forth those principles and that spirit of Jesus which are for the healing and inspiration of the social movement. In our age the ethics of Jesus have been recovered. . . . He (Harnack) has worked back to, and laid bare, 'The Gospel.'” “We have seen by aid of the history of doctrines that the pure Word has been subject to philosophic and dogmatic forms of expression which have taken out of the realm of effective theology and preaching the original doctrines which express the permanent truths of apostolic days. The present age's call and dilemma are not theological but social, and woe be to the Church if she fails now to make application of the spirit and principles of Jesus Christ to modern industrial and social problems. The menace of Mormonism, the strife between labor and capital, the congested city with its poverty and vice and drunkenness, the false ethics of our Nietzsches and Schopenhauers, the half-baked schemes of a materialistic socialism, the exasperating ostentation and power of plutocracy, legislative corruption, and deadening secularism must be faced and conquered by a new race of Christian prophets and saints. We must not only proclaim the kingdom of God, but must insist upon the application of the tenets of that kingdom. The kingdom of heaven must first of all be within our leaders, but they must hasten also to actualize in an objective society — in commerce, in industry, in politics, in social life — the law of justice, love, and brotherhood. The new democracy can only be made possible through education — a Christian education which has the personal, dynamic Christ of history and life as the transforming agent. No mere vision of truth in nature and man, or in Biblical studies, no contribution of Christian consciousness or comparative religion, no social theory or humanitarian devotion, alone or combined, work the miracle of a kingdom of heaven. Only the spirit and sacrificial life of Jesus Christ shining in the heart and guiding the battle for righteousness can or will usher in that age of equity, comfort, peace, and joy which now fascinates the brain and faith of God's noblemen. The Church is not fully alive to this social service. Many men once satis-

fied in the Church have grown indifferent to her because her energies and program lag behind the age and its need." (574 f.) Nach Delf besteht also die Aufgabe des Christentums darin, hier auf Erden das Reich Gottes aufzurichten in Gestalt eines christlich-sozialistischen Staates, "that age of equity, comfort, peace, and joy which now fascinates the brain and faith of God's noblemen". Damit hat er aber alles, was die Bibel über das Reich Gottes oder die Kirche, über ihre Zwecke und Aufgaben und über die letzten Zeiten der Welt sagt, über den Haufen geworfen und die christliche Zukunftshoffnung aufgelöst in jüdische Träume. (Augustana, S. 43.)

Schon seit Jahren ist Delf ein angesehenes Glied der Generalsynode, und auch sein öffentliches Eintreten für den Liberalismus scheint diese Gliedschaft nicht zu affizieren. Konnte er doch seine bibelfeindlichen Ansichten den theologischen Studenten in Gettysburg ungestraft als große Errungenschaft vortragen! Und sogar die Redaktion des *Lutheran Quarterly*, mit D. Singmaster an der Spitze, läßt sich herbei, die grundstürzenden Irrlehren Delfs ohne ein Wort der Kritik zu veröffentlichen, zu verbreiten und so mit ihrem Ansehen zu schmücken. In den letzten zehn Jahren haben wir viel gelesen und auch wiederholt in „Lehre und Wehre“ Mitteilungen gemacht über den konfessionellen Fortschritt der Generalsynode. Wir müssen aber gestehen, daß wir nur mit gemischten Gefühlen diese Bewegung haben verfolgen können, vornehmlich aus den Gründen, weil man sich nicht frank los sagte von der früheren falschen Stellung, und weil sich nebenher zugleich offen eine laze Richtung breit machte, ohne daß von der Generalsynode auch nur der leiseste Versuch zur Lehrzucht gemacht worden wäre. Von demselben D. Delf, dessen liberale Anschauungen wir unsern Lesern vorgeführt haben, berichtete vor etlichen Jahren die weltliche und kirchliche Presse, daß er sich herbeigelassen habe zur kirchlichen Gemeinschaft mit dem Reformjuden Rabbi Kraustopf und andern Rabbinern, Unitariern und Sidfitenquäkern im Temple Kenesoth Israel zu Philadelphia. (Siehe „L. u. W.“ 1909, S. 558 f.) Daß aber die Generalsynode in dieser Angelegenheit irgendwelche Schritte getan hätte, um dies Ärgernis aus dem Wege zu räumen, davon ist uns bisher nichts zu Ohren gekommen. Und jetzt hat sogar das *Lutheran Quarterly* von demselben Delf einen Artikel aufgenommen, der, wenn theologisch wahr, seine Handlungsweise im Judentempel rechtfertigen würde. Gemiß, die große Mehrheit in der Generalsynode stimmt Delf nicht zu. Hat doch das „Organ für die Deutschen in der Generalsynode“, der „Zionsbote“, gegen den Delfschen Artikel unter anderm auch mit folgenden Worten protestiert: „Wenn ein Mann vom Sündenfall als einem ‚sogenannten‘ redet und ihn als ‚Theorie‘ bezeichnet, die einer neuen ‚exegetischen und philosophischen Prüfung‘ unterzogen werden müsse, so wird selbst der gewöhnliche Bibelleser, der seinen Katechismus gelernt hat, merken, daß hier eine grundstürzende, irriige Meinung ausge-

sprochen ist. Denn ist der biblische Bericht vom Fall Adams nur eine ‚Theorie‘, das heißt, etwas, was noch nicht als wirkliches Faktum bestätigt oder bewiesen ist, so gilt dasselbe notwendigerweise auch von allen andern Lehren der Schrift. . . . Kurzum, wie gesagt, wir können es uns nicht erklären, wie man besagten Artikel in unserer theologischen Quartalschrift, dazu ohne irgendwelchen Protest, veröffentlichen konnte.“ Unser Artikel hat gezeigt, daß Delf noch weiter geht, als obige Aussprache des „Zionsboten“ vermuten läßt. Und wenn der „Zionsbote“ bedenkt, daß schon wiederholt in Blättern der Generalsynode, auch im *Lutheran Quarterly*, die Evolutionslehre indossiert worden ist, und bedenkt, was das für die Theologie bedeutet, so dürfte auch seine Verwunderung sich bedeutend vermindern. Wenn man darum in der Beurteilung der Generalsynode sich freut über den Fortschritt, den sie in jüngster Zeit in konfessioneller Richtung gemacht hat, so kann doch eine sachgemäße Beurteilung der wirklichen Lehrstellung der Generalsynode die Tatsache nicht ausschalten, daß selbst liberale Geister in ihr hausen und als solche bisher geduldet worden sind. Und wenn die Generalsynode sich von ihrer Lethargie nicht aufrafft und ernstlich Front macht gegen Delf und seine Genossen, so kann die Folge nur sein, daß absoluter Indifferentismus und Liberalismus in Lehre und Praxis immer rascher und weiter um sich fressen, um schließlich zur vollen Herrschaft zu gelangen. Damit hätte die Generalsynode dann aber einen theologischen und kirchlichen Tiefstand erreicht, gegen den die traurigen Zustände um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter S. S. Schmuder eine Höchflut bedeuten.

F. B.

Die Assyriologie und das Alte Testament.

(Fortsetzung.)

Der Sabbat.

„Da aber die Babylonier einen Sabbattag (*sabattu*) hatten und in einem drüben ausgegrabenen Opfer- und Festkalender der siebente, vierzehnte, einundzwanzigste und achtundzwanzigste Tag eines Monats als Tage bezeichnet sind, an welchen gar kein Werk getan werden darf, der König seinen Leibrod nicht wechseln, den Wagen nicht besteigen, nicht opfern, nicht Recht sprechen, kein gebratenes oder gekochtes Fleisch essen, ja selbst der Arzt seine Hand an den Kranken nicht bringen darf . . . so dürfte kein Zweifel möglich sein, daß wir die in der Sabbats-, bzw. Sonntagstruhe beschlossene Segensfülle im letzten Grunde jenem alten Kulturvolke am Euphrat und Tigris verdanken.“¹⁾ Bei dieser Enthüllung Delitschens wird der erlauchte Zuhörer, Kaiser Wilhelm II., wohl große Augen gemacht haben. Begreiflicherweise ließ

1) Delitsch, Erster Vortrag, S. 29.

man aber diese kühne Behauptung des Berliner Assyriologen nicht unangefochten passieren. Sogar unter seinen eigenen Junftgenossen wurde energisch Widerspruch erhoben. „Ruf man es zum zehntenmal wiederholen“, ruft der greise Halevy in Paris aus, „daß die Institution der Sonntagsruhe nirgends in der Keilschriftliteratur erwähnt wird?“ Auffällig, wie diese beiden Fachmänner einander widersprechen. Trotzdem nimmt man in religionsgeschichtlichen und assyriologischen Kreisen ziemlich allgemein an, daß auch in der Institution der Sabbatsruhe ein historischer Zusammenhang bestehe zwischen Bibel und Babel, wenn man auch mit mehr Reserve und Vorsicht davon redet, als Delitzsch es getan hat. Gunkel äußert sich folgendermaßen: „Wenn wir demnach bei den Babyloniern etwa eine Parallele für den Sabbat finden, so werden wir uns einfach über die Bereicherung unsers Wissens freuen. Und eine solche Parallele dürfen wir allerdings . . . annehmen und vermuten, daß der hebräische Sabbat aus Babylonien stamme, dem klassischen Lande der Verehrung der Gestirne und ihrer charakteristischen Tage.“²⁾ Allerdings weist dann Gunkel die Behauptung Delitzschens, daß wir die Segensfülle der Sonntagsruhe den Babyloniern verdanken, als eine „starke Übertreibung“ zurück. „Denn solche Tage bekommen doch, wenn sie in eine andere Religion übergehen, einen ganz neuen Charakter.“³⁾ In seinem Genesiskommentar sagt er: „Name und Institution des Sabbats sind wahrscheinlich babylonischen Ursprungs.“ Skinner begnügt sich nach Aufzählung der Schwierigkeiten, die der Entlehnungstheorie im Wege stehen, mit der Bemerkung: „It is hard to suppose that there is no historical connection between the Hebrew Sabbath and the *dies nefasti*“ (eben die von Delitzsch genannten Tage; vgl. weiter unten) „of the Babylonian calendar, and if such connection exists, the chief difficulties remain,” etc. (*Commentary on Genesis*.) Andererseits fehlt es auch nicht an solchen, welche die einschlägigen Keilschriftlichen Mitteilungen in hastigem apologetischen Eifer zugunsten des Alten Testaments verwenden und dabei Dinge aus den Tontafeln herauslesen und weitgehende Deduktionen machen, zu denen das Material nicht berechtigt. Dieser Vorwurf trifft auch das sonst reichhaltige, aber nicht immer zuverlässige Werk Urquharts, *The New Biblical Guide*, dessen erster Band ursprünglich unter dem Titel *Modern Discoveries and the Bible* erschienen ist. Vom Sabbat sagt Urquhart, „that the discovery of a calendar tablet for the intercalary month Elul has shown us a seven-day week and the Sabbath in full sway in ancient Babylonia“.³⁾ Und wiederum: „In an explanation of the term *shabattu*“ (er meint eine babylonische Erklärung) „we have the sweetest name for the Sabbath which ever fell from man's lips. It is explained as a *yum nuch libbi*, 'a day of rest for the heart.' There is also another significant name for the Sabbath, which brings a further confirmation of Scripture. It is called 'the day of completion'

2) Israel und Babylonien, S. 28.

3) *New Bibl. Guide*, Vol. I, p. 149.

(of labors), a name which finds its explanation in Gen. 2, 2: 'And on the seventh day God *ended His work* which He had made, and He rested on the seventh day from all the work which He had made.' Alle diese Behauptungen sind unhaltbar und verraten ein Eifern mit Unverständnis. Wie liegen die Dinge in Wirklichkeit? Was lehren uns eigentlich die babylonischen Tontafeln über den Sabbat?

Daß das Wort Sabbat, šabattu oder šapattu, bei den Babyloniern gebraucht wurde, weiß man schon seit mehreren Jahrzehnten. Wir fragen zunächst, welcher Tag das war. War es etwa der stets wiederkehrende siebente Wochentag, entsprechend dem hebräischen Sabbat, so daß man berechtigt wäre, von einer "seven-day week" und "the Sabbath in full sway in ancient Babylonia" zu reden? Oder war dieser Sabbat etwa der siebente, vierzehnte, einundzwanzigste und achtundzwanzigste Tag jedes Monats, wie Deligšch behauptet, so daß also jeder Monat vier Sabbattage hätte, ohne daß jedoch durch letztere fortlaufende siebentägige Zeitabschnitte markiert würden? Es ist weder das eine noch das andere der Fall. Auch dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen, daß Deligšch in dem augenscheinlich schön abgerundeten babylonischen Festkalender eine Lücke gelassen hat. Es sind nämlich nicht nur vier solche angebliche Sabbattage, sondern fünf. Warum unterließ es Deligšch, auch den neunzehnten Tag des Monats zu erwähnen? Etwa deshalb, weil durch die Witterwähnung dieses Tages ein unangenehm störender Strich in seine Kreise gezogen worden wäre? Ferner ist mit aller Entschiedenheit zu betonen, daß diese Tage nicht mit dem Namen šabattu bezeichnet wurden. Auf Grund einer von Pinches veröffentlichten Liste babylonischer Tagesnamen ist festgestellt worden, daß nur der fünfzehnte Tag des Monats den Namen „Sabbat“ trug. In dem genannten Verzeichnis wird auch der siebente Tag erwähnt, aber er wird nicht „Sabbat“ genannt.⁴⁾

Was nun den Charakter dieses babylonischen šabattu anbetrifft, so war das nicht, wie man angenommen hat (cf. oben Urquhart), ein allgemeiner Ruhe- und Festtag für das Volk. Diese Anschauung wurde veranlaßt durch das schon erwähnte um (nicht yum, wie Urquhart schreibt) nach libbi, wodurch šabattu in einem babylonischen Symbalar erklärt wird. Diese Phrase übersetzte man mit: „Ein Tag der Ruhe des Herzens“ und fand darin eine gar liebliche und herrliche Bezeichnung für die Segensfülle, die in dem Sabbat beschlossen ist. Aber diese Übersetzung ist nicht zutreffend. Die Form nach ist eine Pielform mit transitiver Bedeutung. Der Sinn ist nicht „Ruhe“, sondern „Beruhigung“. Unter dem Herzen, das an diesem Sabbat beruhigt werden soll, ist nicht das menschliche Herz, sondern das Herz der Götter und Dämonen gemeint. „Das Herz der Götter beruhigen“ ist im Babylonischen ein ziemlich geläufiger Ausdruck. Sogar Eigennamen legen

4) *The Old Testament in the Light of the Historical Records of Assyria and Babylonia*, pp. 526 sq.

hiervon Zeugnis ab. Vgl. Linuch-libbi-Ellil, „Möge=das=Herz=Ellis=besänftigt=werden“ oder Linuch-libbi-ilani, „Möge=das=Herz=der=Götter=besänftigt=werden“. 5) Hiernach wäre also der fünfzehnte Tag des Monats ein „Versöhnungstag“ gewesen, ein Tag, an dem die Herzen der Götter beruhigt oder besänftigt wurden. Damit ist aber noch lange nicht bewiesen, daß es ein Ruhetag des Volkes war.

Dies findet eine weitere Stütze in der Bedeutung des Wortes *šabattu* selbst. Es ist nämlich synonym mit dem babylonischen *gamary* (cf. hebr. שבת) und heißt „vollendet sein“, nicht „ruhen“, nicht „ein Aufhören von menschlicher Arbeit“. Mit diesem Begriff ist vielleicht Bezug genommen auf den Vollmond in der Mitte des Monats. Daß an diesem Tage in Babylonien, wo die Himmelskörper eine so hervorragende Rolle spielten, entsprechende Opferhandlungen vorgenommen wurden, ist ganz natürlich. Wenn aber Delitzsch behauptet, daß dies einen Volksfeiertag zur Voraussetzung habe, so ist das durchaus willkürlich und unbegründet. Fassen wir nun den schon erwähnten babylonischen Festkalender etwas näher ins Auge. Die Vorschriften für die verschiedenen Tage, den 7., 14., 21., 28. und 19., sind, wie folgt: „Der siebente Tag (und ebenso die übrigen) ist dem Marduk und Zarpanitum geweiht, ein glücklicher Tag, ein unglücklicher Tag. Der Hirte (i. e., König) der großen Völker — Fleisch, das auf Kohle gelocht ist, Speise, die mit Feuer in Berührung gekommen ist, soll er nicht essen, seinen Leibrod soll er nicht wechseln, seine Gewänder soll er nicht anziehen, Libation soll er nicht ausgießen. Der König soll den Wagen nicht besteigen, . . . soll keine Entscheidung fällen. Am Orte der Heimlichkeiten soll der Magier nicht orakeln. Der Arzt soll seine Hand nicht an den Kranken legen. Eine Angelegenheit zu verrichten, ist der Tag nicht geeignet. Bei Nacht (Morgenanbruch) soll der König sein Opfer bringen, Libation ausgießen — und seine Händbeerhebung wird vor der Gottheit angenehm sein.“

Einige dieser Bestimmungen erinnern an die Sabbatsverbote des Alten Testaments. Es läßt sich Ex. 16, 23 vergleichen, wonach es den Israeliten verboten war, das Manna zu backen oder zu kochen am siebenten Tag; auch Ex. 33, 5: „Am Sabbattag dürft ihr kein Feuer anzünden in allen euren Wohnungen.“ Daß nicht einmal der Arzt seinem Berufe nachgehen durfte, findet eine Parallele in der starren, den tieferen geistlichen Sinn des Sabbats verkennenden Buchstäblichkeit der Pharisäer, die dem Herrn Vorwürfe machten, weil er am Sabbattag die Kranken heilte. Doch berechtigten diese äußerlichen Berührungspunkte, die durchaus zufällig sein können, nicht zu allgemeinen Schlußfolgerungen, als müsse der hebräische Sabbat auf ein babylonisches Original zurückgehen. Auch in diesem Stück stehen Babel und Bibel nicht so nahe beisammen, wie man vielfach gedacht hat. Die Unterschiede zwischen dem Sabbat und diesen babylonischen Tagen sind viel

5) Clay, *Amurru, the Home of the Northern Semites*, p. 56.

größer als die Ähnlichkeiten. Daß diese fünf Tage nicht sabbatu genannt wurden — und das ist von großer Wichtigkeit —, ist schon oben gezeigt worden. Bedeutender aber ist der Unterschied in dem Charakter der Tage selbst. Im Gegensatz zum alttestamentlichen Sabbat, der ein dem Bundesgott geweihter heiliger Freuden- und Ruhetag war, waren die Tage des babylonischen Kalenders ominöse dies nefasti, Unglückstage, die in dem tagewählerischen Aberglauben wurzelten. „Der siebente Tag ein glücklicher Tag, ein unglücklicher Tag.“ Mit diesen Anfangsworten öffnet sich sofort der tiefe Graben zwischen der babylonischen und der biblischen Anschauung. Den scheinbaren Widerspruch in der Benennung der Tage betreffend, sagt Jeremias: „Uns ist der Freitag der höchste Segenstag, und doch gilt er als Unglückstag.“⁶⁾ Waren aber diese Tage nur dies atri, so sind die für dieselben gegebenen Bestimmungen auch in ganz anderm Sinne aufzufassen als die Sabbatgebote des Alten Testaments. Nach babylonischer Auffassung dürfte es für die betreffenden Personen kaum unrecht oder sündlich gewesen sein, die genannten Verrichtungen auszuüben, sondern nur unheil- und verhängnisvoll. Man kann vielleicht hierbei auf einen ähnlichen Aberglauben unsers erleuchteten Jahrhunderts hinweisen, wo es Tausende von Menschen gibt, die kein wichtiges Werk an einem Freitag oder am dreizehnten des Monats in Angriff nehmen. Wenn also die Tätigkeit des Königs, des Arztes, des Magiers an den fünf Tagen des Festkalenders eingeschränkt, resp. eingestellt werden sollte, so lag da abergläubische Furcht zugrunde.

Wenn Delitzsch in seinem ersten Vortrag behauptet, daß an diesen fünf (nach ihm vier) Tagen gar kein Werk getan werden durfte, und sie damit ohne weiteres als nationale Fest- und Ruhetage hinstellt, so schlägt er damit den inschriftlichen Zeugnissen direkt ins Angesicht. Zahlreiche Kontrakttafeln beweisen, daß man auch an diesen Tagen kaufte und verkaufte, Dokumente unterzeichnete und geschäftliche Transaktionen abschloß. Die Untersuchungen Johns' für die assyrische Zeit zwischen 720 und 606 v. Chr. führten zu dem Ergebnis, daß am sieben- ten, vierzehnten, einundzwanzigsten und achtundzwanzigsten Tag gar keine Unterbrechung in dem gewöhnlichen geschäftlichen Verkehr wahrzunehmen ist. Für den neunzehnten Tag jedoch treffe dies allerdings bis zu einem gewissen Grade zu. Aus der Zeit der ersten babylonischen Dynastie, das heißt, aus der abrahamischen Zeit, untersuchte derselbe Forscher 356 Kontrakttafeln mit folgendem Resultat: 39 waren datiert am ersten des Monats, 5 am siebenten, 5 am vierzehnten, 8 am einundzwanzigsten und 8 am achtundzwanzigsten. Rechnen wir dreißig Tage für den Monat, so kämen auf jeden Tag durchschnittlich 11 und ein Bruchteil. Alles, was hier zutage tritt, ist, daß der erste Monatstag scheinbar als ein besonders günstiger Tag für das Abschließen von Kon-

6) Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, S. 186.

traktten angesehen wurde. Nur der neunzehnte Tag zeigt auch für diese Zeit eine auffällige Suspension der gewöhnlichen Berufsgeschäfte.⁷⁾

Dies ist es also, was man von dem angeblichen babylonischen „Sabbat“ weiß. Aus all den Tausenden von Inschriften, die man bisher aufgefunden und übersetzt hat, ist der Beweis nicht zu erbringen, daß die Babylonier jeden siebenten Tag als einen regelmäßigen Fest- und Ruhetag gefeiert hätten. Es ist hierbei der besonderen Erwähnung wert, daß auch unter den vielen gesetzlichen Bestimmungen des Hammurabi-Kodex keine Spur von einem Sabbatgebot sich findet, was doch ganz natürlich wäre, wenn die alten Babylonier einen Sabbat gekannt hätten.

E. Gänßle.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des North Dakota- und Montana-Distrikts mit Verhandlungen (Fortsetzung) über das Thema „Pauli Missionstätigkeit“. (15 Cts.)

2. Synodalbericht des Central-Illinois-Distrikts mit gründlichen Lehrverhandlungen von P. F. W. Brodmann über den dritten Artikel der Augsburgischen Konfession. (18 Cts.)

3. „Statistisches Jahrbuch“ für das Jahr 1912 mit den üblichen Jahresberichten der Präsidien, den Parochialberichten sämtlicher Gemeinden und den Berichten der verschiedenen Missionen, Anstalten und Gesellschaften unserer Synode. (50 Cts.)

F. B.

Ohne Kreuz keine Krone. Von J. Ehlers. Zu beziehen durch die Missionshandlung in Hermannsburg.

Dieses Heft von 31 Seiten bietet einen „kurzen Bericht über die lutherische und reformierte Kirche, die Einführung der Union und die Entstehung der lutherischen Freikirche sowie über die Kreuzgemeinde in Hermannsburg“. Ehlers ist Pastor der Gemeinde in Hermannsburg und verteidigt dementsprechend die Breslauer und Hermannsbürger auch in Punkten, die wir nicht billigen können, z. B. die Stellung zu den lutherischen Landeskirchen, zum lutherischen Bund und zur harmlosen Lehre von der Verlobung und Trauung.

F. B.

Karl Blantes Herzenswahl. Eine niedersächsische Dorfgeschichte. Von Luise Reitschauer. Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg. Preis: Geb. M. 2.

Es ist dies eine „prächtige niedersächsische Dorfgeschichte“, bei der die eigentliche Erzählung hochdeutsch ist, die Unterhaltungen aber plattdeutsch geführt werden. Unbekannte plattdeutsche Worte und Phrasen sind in Fußnoten übersetzt. Wer sich in freien Stunden einen edlen Genuß gönnen will, dem empfehlen wir diese Erzählung. In einer neuen Auflage sollte aber S. 129 das Urteil über den Tanz bei der Hochzeit getilgt und die Darstellung des Verhältnisses Karl Blantes zu Ernestine Becker (59. 61) so dargestellt werden, daß keine Verlobung zustande kommt.

F. B.

Adolf Stöders Lebensbild und Zeitgeschichte. Im Auftrage der Familie herausgegeben von Dietrich von Orken. Volksausgabe. 544 Seiten. Verlag von Friedrich Bahn, Schwerin i. M. Preis: M. 4; geb. M. 5.

Zu den hervorragenden, meistgenannten, bestgeachteten und bestgeliebten deutschen Männern im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gehörte auch

7) Clay, l. c., p. 58.

Adolf Stöder. Sein hochinteressantes, bewegtes Leben und insonderheit sein unermüdbliches Kämpfen und lühnes Ringen mit der atheïstischen und unpatriotischen Judenpresse und Sozialdemokratie wird hier geschildert von einem Vertreter der Darstellungskunst, und zwar möglichst in Stöders eigenen Worten. Nur mit größtem Interesse kann man diese Biographie lesen, die nicht bloß mit Stöder, sondern vielen andern großen und kleinen, edlen und verächtlichen Männern der damaligen Zeit, von Kaiser Wilhelm und Bismarck bis herab auf den Anarchisten Mosk, in Berührung bringt. Über Stöder hat früher auch „Lehre und Wehre“ wiederholt berichtet; und der Kritik, die Orzen an Stöder übt, sind die Urteile aus „Lehre und Wehre“ insonderheit über Stöders kirchlich-soziale Tätigkeit hinzuzufügen. Geschmückt ist diese Volksausgabe (auch von dem größeren, wissenschaftlichen Wert über Stöder sind bereits zwei Auflagen erschienen) mit einem Bildnis Stöders. F. B.

Brautbriefe von Adolf und Anna Stöder. Im Auftrage der Familie herausgegeben von Dietrich von Orzen. Mit Bildnis. Verlag von Fr. Vahn, Schwerin i. M. Preis: M. 4; geb. M. 5.

- Diese Brautbriefe vervollständigen und vertiefen die obige Lebensbeschreibung Stöders. Von dem Verlag werden sie mit Recht bezeichnet als „fröhlichere Brautbriefe, deren reiner Idealismus nicht anders als begeisternd und deren tiefe Frömmigkeit nicht anders als erbaulich wirken können“. Den Briefen sind zahlreiche Gedichte Stöders hinzugefügt, unter denen sich manche edle Perle befindet. F. B.

Seilsgeschichtliche Anmerkungen zum Neuen Testament. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die Heilige Schrift von Martin Romberg. Verlag von Fr. Vahn, Schwerin, Mecklenburg. Preis: M. 4; geb. M. 4.50.

Dies Buch (240 Seiten und Karte von Palästina) ist reich an lernigen Aussprüchen und anregenden Gedanken und erfüllt in vieler Beziehung seinen Zweck vorzüglich. Von der entschieden positiven Stellung des Verfassers zeugen Ausführungen wie z. B. die folgende über die Stellvertretung Christi auf Golgatha: „Sicherlich war die Finsternis in diesem Augenblick kein Zufall. . . . Sie diente nicht nur dazu, die Dual Jesu zu erhöhen und die Menschen mit einer Ahnung des Schrecklichen, was dort vorging, zu erfüllen; sie bildete auch zugleich äußerlich ab, was innerlich im Herzen Jesu vorging. Gott entzog ihm das Gefühl seiner Gnade und Liebe. Der Vater wandte sich von dem Sohn ab und stellte sich auf die Seite seiner Feinde. So kennzeichnet er das, was den Herrn traf, als ein Gericht im Unterschied von einem bloßen „Widerfahrnis“. Jesus hängt am Kreuz als Haupt und Vertreter der schuldigen Menschheit. Darum behandelt Gott ihn, wie sie es verdiente. Er stößt ihn in die Gottverlassenheit hinab, die Hölle in der Hölle, als gerechte Vergeltung dafür, daß die Menschheit Gott verlassen hat. Vgl. Samuels Wort an Saul, 1 Sam. 15, 23 b. Das Kreuzeswort: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ gibt von diesem inneren Zustand Jesu Kunde. Das „Warum?“ ist nicht die Frage eines, der mit Gott hadert. Es ist die Frage eines Herzens, das sich seiner Schuld bewußt ist. Jesus bringt mit diesem Schrei das bange Rätsel zum Ausdruck, das darin liegt, daß der Gerechte die Gottverlassenheit erleidet. Wir reden auch sonst vom Rätsel des Leidens. Aber dies Rätsel ist leicht gelöst. Wir tragen die Lösung in unserm Gewissen. Wir, wir haben gesündigt und sind ungehorsam gewesen; darum hast du billig nicht verschonet.“ „Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde“, Klagl. 3, 42. 39. Die drei Kreuze auf Golgatha sind ein Bild der ganzen Menschheit. Wie jene drei Verurteilten rettungslos dem Tode verfallen sind, so sehen wir alle unter dem unentrinnbaren Todesgeschick. Aber nur einen trifft es unschuldig. Wir andern alle empfangen, was unsere Taten wert sind, Luk. 23, 41; Jes. 53, 6. Nicht über das Leid, aber über die Freude in unserm Leben sollten wir uns verwundern. Nur Jesus hat ein Recht zu der Frage: Warum muß ich leiden? Die Antwort auf diese Frage hat schon Jesaias gegeben in seinem berühmten 53. Kapitel: „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten“, V. 5. Der Gerechte leidet für die Ungerechten, damit die Ungerechten von Gott wie Gerechte

behandelt und gesegnet werden können, 2 Kor. 5, 21. Diese Antwort bietet freilich nur ein neues Rätsel. Wie kann der gerechte Gott den Gerechten wie einen Ungerechten, den Ungerechten wie einen Gerechten behandeln; und inwiefern kann er das erste tun, um das zweite tun zu können? Keine Vernunft kann darauf antworten. Das Kreuz ist und bleibt ein Geheimnis. Aber gerade in diesem seinem Geheimnis liegt seine Kraft, wie alle Kraft ein Geheimnis ist. Sie will geglaubt und im Glauben erprobt werden. Wer den Weg nicht gehen will, dem wird das Kreuz eine Torheit und ein Ärgernis bleiben. Und wer dem Kreuz dies Ärgernis nehmen will, der nimmt ihm auch seine seligmachende Kraft, 1 Kor. 1, 18 ff. (134. Cf. 136. 164. 166. 168.) Romberg ist also nichts weniger als liberal. In etlichen Punkten weicht er aber doch von der altlutherischen Lehre ab. So stellt z. B. Romberg sich auf die Seite der Theologen, die an der Irrtumslosigkeit der Schrift rütteln, wenn er gleich eingangs schreibt: „Einen Begriff von Gottes Wort wie unsere alten Dogmatiker, wonach dasselbe irrums- und widerspruchslös, ohne alle menschlichen Mängel sein müsse, können wir nicht aufstellen.“ Und dieser Position gibt er zuweilen auch Folge (S. 84. 109. 141. 215. 235). Zustimmung können wir auch nicht allem, was über Velehrung und etliche andere Lehrpunkte vorgetragen wird (84. 89. 90. 99. 161. 204. 223. 69. 72).

f. B.

Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands 1912. Ein Hilfsbuch zur Kirchenkunde der Gegenwart. Herausgegeben von Pfarrer J. Schneider in Eberfeld. 39. Jahrgang. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. Preis: M. 5; geb. M. 6.

Dieses längst bewährte, allgemein anerkannte und, wenngleich nicht immer in seinen Urteilen, so doch in seinen statistischen Angaben zuverlässige Jahrbuch bearbeitet wieder einen gewaltigen Stoff. Es gibt kein anderes Hilfsmittel, das so ausführliche Auskunft über alle nichtkatholischen Kirchengemeinschaften Deutschlands böte und über ihre Organisation und Arbeit auf allen Gebieten, sowie auch über ihr Vereinswesen so gründlich orientierte, wie dies Schneidersche Jahrbuch. Wer sich über den Stand der evangelischen Kirche Deutschlands und ihre Arbeit informieren möchte, dem wird dies Jahrbuch unentbehrliche Dienste leisten.

f. B.

Das Diateffaron-Evangelium. Ein einheitlicher Text, in chronologischer Ordnung aus den heiligen vier Evangelien zusammengefeht von Theodor Heuser. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. Preis: M. 2.50.

Das Diateffaron („durch viere“ = „durch viere zustande gekommen“) des Synkretisten Irenäus im zweiten Jahrhundert war die erste, leider aber verloren gegangene Evangelienharmonie, von der man überhaupt weiß. Im vorliegenden Diateffaron ist der Text der vier Evangelien zu einem einzigen zusammengefügt und so aus den Bildern der vier Evangelisten ein harmonisches Gesamtgemälde geworden, wobei durch Buchstaben im Text die jedesmalige Quelle angegeben wird. P. Heuser hat sich seit dreißig Jahren mit der Harmonie der Evangelien beschäftigt, und sein Diateffaron ruht auf der langjährigen Arbeit, die er vor etlichen Jahren in seiner zweibändigen „Evangelienharmonie“ niedergelegt hat. Sein Diateffaron kann man nicht studieren ohne großen Gewinn für das Verständnis der vier Evangelien.

f. B.

D. Harnad und der Fall Traub. Eine Entgegnung von D. Möller. Verlag von Martin Warnack, Berlin. Preis: M. 1.

Die Entscheidung des Oberkirchenrats im Fall Traub hat größere und weitgehendere Erregung hervorgerufen als die Absetzung Zathos. Auf der einen Seite hat sie lebhafteste Zustimmung gefunden, auf der andern scharfe Kritiken und leidenschaftliche Verurteilungen, verbunden mit groben Verunglimpfungen der Kirchenbehörde. In die Flut dieser Angriffe hat auch der moderne Reformer und Regepatron D. Harnad zum Schutz seiner geistlichen Kinder eine Schrift geworfen: „Die Diensterlassung des Pfarrers Lic. G. Traub.“ Gegen diese Schrift richtet sich D. Möller und rechtfertigt die Handlungsweise des Ober-

Kirchenrats, dem er selber als Glied angehört, obwohl er nicht im Namen und Auftrag desselben schreibt. Die Schrift Röllers läßt einen guten Blick tun in die Zustände der deutschen Landeskirchen, die der Liberalismus zu erdroffen droht.

F. B.

Der Katechismus als pädagogisches Problem. Von Otto Eberhard. Verlag von Edwin Runge. Preis: 60 Pf.

Den radikalsten Religionslehrern gegenüber verteidigt der Verfasser die bleibende Bedeutung des lutherischen Katechismus für die Schule. Auf 58 Seiten schildert er zuerst die gegenwärtige Sachlage und läßt eine Kritik des alten Verfahrens im Katechismusunterricht folgen, um dann im dritten und vierten Teil seine eigenen Ansichten hierüber vorzulegen. Daß man dem Verfasser nicht immer folgen kann, zeigt u. a. folgende Aussprache (S. 29 f.): „Wie dem Durstigen sein Wissen um die chemische Zusammensetzung des Wassers, wie ihm die Formel H_2O nichts nützt, sondern der lebendige Trunk frischen Wassers! Es ist ein Aberglaube, der lange genug die Menschheit genarrt und auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften überhaupt verhängnisvolle Einflüsse geübt hat, als hätten wir mit dem Wissen um eine Sache oder mit dem Denken über eine Sache auch die Sache selbst. Das hat jene ‚intellektuelle Hypertrophie‘ erzeugt, durch die unsere reifere Jugend ‚in erschreckendem Maße abstrakt verbildet ist‘. ‚Verstandespest‘ nannte Pestalozzi diese Erscheinung schon vor hundert Jahren“ usw. Trotzdem bleibt es aber wahr, daß das Wort von der Versöhnung und die Lehre und Botschaft von der Vergebung der Sünden um Christi willen in sich selber eine Kraft Gottes zur Seligkeit ist und auch alle Gaben, von denen sie redet, gibt und schenkt. Die Formel H_2O reicht freilich dem Munde kein Wasser dar, weil sie kein Wasser enthält. Das Wort von der Vergebung aber birgt selber alle Güter, von denen es redet, und reicht dem Menschen nicht bloß die Vergebung dar, sondern wirkt auch in ihm den Glauben, daselbe anzunehmen. Das Christentum ist darum wesentlich dogmatisch, i. e., durchs Wort gewirkte gläubige Annahme der im Wort vorgelegten Wahrheit von der Vergebung der Sünden.

F. B.

Ernste und heitere Bilder aus einem deutsch-amerikanischen Pastorenleben. Von A. F. Augustin, Pastor. Verlag von Hermann Jensen, Bredlum. Preis: M. 2.40.

Der Verfasser dieser „Bilder“ ist ein Glied der Iowa-Synode, der dreißig Jahre lang an verschiedenen Gemeinden als Reiseprediger und Pastor tätig war. Hier schildert er nun in gefälliger, fesselnder Form allerlei Begegnungen, Erfahrungen und Erlebnisse aus seinem Amtsleben. S. 166 lesen wir: „Unverständlich dagegen ist mir immer gewesen, aus welchen Gründen die Pastoren der Missouri-Synode Laufpaten aus unsern Gemeinden abweisen.“ Nun, ein Grund hierfür ist der, weil wir Iowaer, die uns als Irreligiöse verschreien, nicht zu einem Versprechen veranlassen möchten, das sie, wenn sie ihren Vorwurf ernst meinen, nicht ohne Widerspruch ablegen können.

F. B.

THE FIVE GREAT PHILOSOPHIES OF LIFE. By William De Witt Hyde. The Macmillan Co., New York. Price, \$1.50.

Die fünf Lebensphilosophien, die hier geschildert werden, sind: 1. The Epicurean Pursuit of Pleasure; 2. The Stoic Self-Control by Law; 3. The Platonic Subordination of Lower to Higher; 4. The Aristotelian Sense of Proportion; 5. The Christian Spirit of Love. Auch unser Bekenntnis rühmt gelegentlich die ethischen Lehren der alten griechischen Philosophen. In der Apologie erinnert Melancthon an das Wort Aristoteles', „daß weder Morgenkern noch Abendkern lieblicher und schöner sei denn Ehrbarkeit und Gerechtigkeit“ (S. 91.) Und abermals: „Denn von äußerlich ehrbarem Leben wird nicht leicht jemand's besser schreiben denn Aristoteles.“ (S. 89.) Auch das vorliegende Buch Hydés liefert hierfür Belege. Mit Recht hebt aber Hyde hervor, daß sich in den vier genannten heidnischen Systemen der christliche Begriff der allgemeinen Nächstenliebe nicht findet und die vorchristlichen Sittenlehren nicht hinreichend an die Bergpredigt Christi. Wenn er aber meint, in dem Gebot der Nächstenliebe, wie sie in der Bergpredigt Christi leuchtet, das Wesen des Christentums gefunden zu haben, so vertauscht er, wie das jetzt so oft der Fall ist, eine

Frucht mit dem Baum des Christentums selber, das seinem Wesen nach nichts anderes ist als der Glaube an die Botschaft des Evangeliums von der Vergebung der Sünden auf Grund des Sühnopfers Christi, welcher Glaube allein wahre Christenliebe erst möglich macht und ohne den auch die christliche Ethik mit ihren Früchten des Geistes unverständlich bleibt. Wie gering hier das Verständnis Sydes ist und wie schwach seine Argumentation, zeigt z. B. folgende Stelle: "Creeds, likewise, have their practical usefulness, especially in times of theological ferment and transition, serving the purposes of party platforms in a political campaign. But it is the grossest perversion of their function to make assent to them obligatory on all who wish to enjoy the most intimate Christian fellowship, or to test Christian character by their formulas. One might as well refuse citizenship to every person who could not assent to every word in some party platform or other. The creed is an intellectual formulation of the results of Christian experience, interpreting the Christian revelation; and it will vary from age to age with ripening experience and maturer views of the content of the revelation. No creed was altogether false at the time of its formulation. No creed in Christendom is such as every intelligent Christian can honestly assent to. The attempt to make creed subscription a test of church-membership, or even a condition of ministerial standing, is sure to confuse intellectual and spiritual things to the serious disadvantage of both." Eine Kritik ist hier überflüssig. J. B.

Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis., hat uns zugesandt:

1. "Moral Perils Threatening Your Child." A Plea to Parents. By E. F. Haertel. (10 cts.)

2. "Prayers." Compiled by E. F. Haertel. (10 cts.)

3. „Dogmatik“ von A. Hönedé. 15. Lieferung. (40 Cts.) — In diesem Heft wird die Lehre vom Predigtamt, von der Obrigkeit, vom Hausstand, vom Antichristen und vom Zustand nach dem Tode behandelt. Interessant ist der Abschnitt, in welchem D. Hönedé eintritt für die göttliche Einsetzung des Predigtamtes, das ihm auch in concreto nicht etwa eine bloß gottwohlgefällige Einrichtung der Kirche ist, sondern ein von Gott gewolltes, geordnetes, eingesehtes Amt. J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Zur **norwegischen Vereinigung**. Die Chicago-Madison-Konferenz der Norwegischen Synode, die vom 25. bis zum 27. März in Chicago versammelt war, ließ sich von P. E. Gunderson von der Vereinigten Kirche einen Vortrag halten über den Sinn, den die Vereinigte Kirche mit dem bekannten „Opgjör“ verbinde. Nach dem Vortrag und einer längeren Verhandlung über denselben faßte die Konferenz folgenden Beschluß: "Whereas, since the last Synod meeting, it has, from various indications, become evident to us that complete unity of doctrine has not yet been attained between the Norwegian Synod and the United Church, therefore Madison-Chicago Special Conference most earnestly requests the Synod not to take any final action in the direction of federation and joint effort (samarbeide), until we have a basis for union clearer than the (Madison) Agreement." Die Konferenz beschloß, daß dieser ihr Beschluß in der „Kirke-tidende“ und im *Lutheran Herald* publiziert werden solle. Wir zitieren den *Herald*. Erfreulich ist, daß die Überzeugung sich Bahn zu brechen scheint, daß die Madisoner Thesen nicht klar und entschieden genug sind, um als Vereinigungsbasis zu dienen. E. B.

Die **Y. M. C. A.** und die Definition „**evangelische Kirchen**“. Seit Jahren ist in den Kreisen der Young Men's Christian Association eine Bewegung im Gange, die Definition „**evangelisch**“, wie sie in der sogenannten Erklärung, „**Portland Basis**“ genannt, enthalten ist, durch eine liberalere Bestimmung zu ersetzen, so daß auch Unitarier, Katholiken usw. Mitglieder der Y. M. C. A. werden können. Studenten in Hochschulen, die eine liberale Gesinnung hegen und deshalb keiner Assoziation beitreten können, sollte durch eine „**weitherzigere Erklärung**“ die Aufnahme in eine Assoziation möglich gemacht werden. Der Redakteur eines der Y. M. C. A. nahestehenden Blattes trat entschieden für eine solche „**Liberalisierung**“ der „**Portland Basis**“ ein. In der großen Versammlung vor einigen Jahren zu Buffalo trat der Unitarier Abbott auf Einladung mit einem Vortrag auf, der manche Mitglieder der Assoziation in bezug auf die Aufnahmebedingungen schwankend machte. Dann kam die Konvention in Washington im Jahre 1907. Die Konvention ernannte ein Komitee von fünfzehn, das diese Angelegenheit in Erwägung ziehen sollte. Dieses Komitee hat berichtet, daß an der bisherigen Fassung keine Veränderung angenommen werden soll. Der Bericht lautet: „**Wir halten diejenigen Kirchen für evangelisch, welche, indem sie die Heilige Schrift als die untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens halten, an den Herrn Jesus Christus glauben (den Eingebornen vom Vater, den König der Könige und Herrn aller Herren, in welchem wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig, und der für uns zur Sünde gemacht wurde, obgleich er nicht von Sünde wußte, und unsere Sünde getragen hat an seinem eigenen Leibe am Holz), als den einzigen Namen unter dem Himmel, den Menschen gegeben, darinnen sie möchten selig werden und erlöst von der ewigen Verdammnis zum ewigen Leben.**“ Nur eine Stimme wurde im Komitee für eine Änderung der Basis abgegeben. — Es ist gut, daß diese Vereinigung, die schon unionistisch genug ist, ihre Grenzen nicht noch weiter steckt. E. P.

Predigerangel unter den Presbyterianern. Von den 296 Presbyterianern berichten nur 22, daß alle Stellen besetzt seien. Wenn man die Balancen und die Gemeinden und Predigtplätze, die nur notdürftig mitbedient werden, addiere, dann ergebe sich das Resultat, daß ein Defizit von 900 bis 1000 Pastoren da sei. Sie haben ein Permanent Committee of Vacancy and Supply. E. P.

Das Komitee der General Assembly on Relations with Union Seminary hielt am 13. März in New York eine Zusammenkunft ab mit Präsident Francis Brown vom Seminar und dem Komitee der Trustees der Anstalt. Gegenstand der Besprechung war der ausgesprochene Wunsch der General Assembly, man möge sich bekennen zur Autorität der Heiligen Schrift, zur Gottheit Christi, zur Auferstehung und der Veröhnung. Außer der allgemeinen Bemerkung, man habe eine „**harmonious meeting**“ gehabt, werden keine Einzelheiten bekannt gegeben, bis die Assembly tagt. E. P.

Was manche Leute aus der Sonntagsschule machen möchten und zum großen Teil schon gemacht haben, zeigt der *Lutheran Church Work* mit Aussprüchen gerade solcher Leute, die für Sonntagsschulen schreiben. Wir teilen einige Proben mit: „**In a magazine called the Adult Student, Professor Kent of Yale University expresses the opinion that in the Sunday-school we should and must now 'utilize the proved contributions of modern psychology, economics, sociology, and practical politics,' the particular**

brand of current politics not being specified by the professor, the natural assumption being that the brand is that advocated by himself. In discussing various plans, he thinks it would be best to devote a year or two to a 'social survey.' Professor Kent has further said in giving expression to his views: 'Personally, I am inclined to think that we still devote altogether too much attention to the study of the relatively unimportant facts and teachings of the Bible, and thereby neglect those vital elements which have their indispensable and practical message for the men and women of to-day.' In the October last number of the *Sunday-School Magazine* of the M. E. Church South, there is an article on 'Socializing the Gospel Message,' by Henry Beach Corre. The Sunday-school teacher, he says, will teach that the scholars must exemplify regenerate nature by living according to the Golden Rule, and adds: 'He will also contend that the mayor of his city and the city fathers shall conduct the affairs of the city in accordance with the same rule. He will show that the owners of the gas and water works, of the electric light and street railway, must do the same. He will hold that owners of property in congested districts will, by following the same law of love laid down by Jesus, see that their tenants have fresh air, pure water, and hygienic surroundings. He will show that employers of labor will give their employees a living wage, reasonable hours, and healthful conditions under which to work. He will deny the right of capital to exploit labor for gain alone as the Israelites were exploited by the Egyptians." Und so geht das weiter. Die Resultate der „höheren Kritik“ sollen verwertet werden. Christi Gotttheit wird geleugnet; er war der älteste Sohn Josephs. Mit der Erlösung und Wiedergeburt ist es nicht. Es gibt wichtigere Dinge zu lehren. "The Sunday-school of the future will make Christianity and good citizenship interchangeable terms." "Religion will be defined as the individual's attitude toward himself and his fellow-man, and not as the acceptance of a particular creed on a certain day." "The task of the Church is not to save men, but to make them, to develop the divine potentialities latent in each individual." — Da bleibt vom Christentum gar nichts, von irgendwelcher, auch nur heidnischer Religion, sehr wenig übrig. So begehen Leute in dem Wahn, die Kirche zu bauen, den fürchterlichsten geistlichen Mord.

E. P.

"To Any One Seeking to Be Moderator—No!" Unter dieser Überschrift führt der *Continent* aus: Setzt mit dem Frühling kommen die assemblies und damit die Scharen derer, die vor lauter Ehrgeiz moderator werden wollen und in solcher Weise danach trachten, daß sie nicht Christi Sinn zeigen, sondern den Sinn jener Leute, die immer begehrten, obenan zu sitzen. "To be sure, we must admit that good men do these things—propose themselves for advancement and recognition in the Church; but they do so not because they are Christian, but because in this spot they are not Christian. It is vain to quote, as has been done in General Assembly by way of apology: 'If a man seeketh the office of a bishop, he desireth a good work.' A Presbyterian knows that bishop does not mean moderator. In the apostolic age the bishop was simply a hard-working pastor, and whoever desired the office desired it not for honor's sake, but for the sake of service. The moderatorship, in contrast, is a place of honor pure and simple. Whoever says he seeks the position for the sake

of service, merely deceives himself with a form of words in order to avoid calling his selfish ambition by its unpleasant proper name." — Gott richtet in der Kirche das Größte aus durch Leute, die durch andere aus ihrer Verborgenheit herausgezogen werden, die, wie Luther, dazu „gezwungen und gedungen werden ohne ihren Dank“. Gott widersteht nun einmal den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. E. P.

Über das Federal Council of Churches, das eine Vereinigung der Kirchen anstrebt, ohne auch nur den Versuch zu machen, eine Einigkeit in der Lehre herbeizuführen, spricht sich der *Lutheran Church Work* gut aus. Wir setzen einige seiner Sätze hierher: "It is a strange and dangerous delusion that has gained currency among some Protestants that unity is going to be hastened by any sort of indifference to truth. This gives about as much promise for real unification as there is any quickening for faith in the literary assumption that we may maintain our faith in Christianity while losing confidence in the literary documents in which the facts of Christianity are embodied. . . . But men who look upon the religion of Christ as a fixed and unalterable revelation from God to man, instead of a spiritual evolution in which by a continuous upward movement man is seeking God, are going to persist in holding on to some definite beliefs, and are going to antagonize any kind of specious indifference to the faith once for all delivered unto the saints. . . . The way to the contemplated unification of the Church is not going to be permanently advanced by any kind of indifference to the truth as it is in Christ. Such language as that used by the president of the Federal Council is not going to prove to be very inviting to many evangelical Christians." Er tadelt besonders die indifferentistische Rede des Dean Matthews, in der er sagte: das Konzil zu Nizäa schon hätte besser getan, sich mehr mit Evangelisation zu befassen als mit der Abfassung von Glaubensbekenntnissen. Da führt der *Church Work* aus, wie Matthews kein unglücklicheres Beispiel hätte wählen können als gerade dieses. Wenn Arius durchgedrungen wäre, wäre vom Christentum nichts übriggeblieben. Matthews stehe wohl da, wo Carlisle in seinen jungen Jahren gestanden habe, wo er witzelte über die Haarspalterei zwischen homousios und homoiousios. Später habe Carlisle als älterer und verständiger Mann gesagt: "If the Arians had won, Christianity would have dwindled away into a legend." E. P.

Die Episkopalkirche und Heinrich VIII. Dr. Manning in New York beklagte sich darüber, daß in geschichtlichen Lehrbüchern die Entstehung der anglikanischen Kirche auf die Ehenirren Heinrichs VIII. zurückgeführt wird. Lehrer sollten mehr Gewicht legen auf die Arbeit englischer Bischöfe im achten und neunten Jahrhundert und weniger auf die Ehenöte Heinrichs VIII. Es wurde ein Komitee eingesetzt, das die in Frage kommenden Bücher untersuchen sollte. Dieses berichtete dann: "Whereas there is widespread misunderstanding and misinformation in regard to the history and unbroken continuity of the Church of which we are members, and whereas text-book and classroom instruction of our public schools and other institutions of learning is in many instances the source of this misinformation, therefore be it resolved, that a committee of three be appointed to make such friendly representations to educational authorities in the State, and to authors, publishers, and teachers of history in the public schools, as will help to guard our schools against denominational

influences, and to secure to our youth the enjoyment of religious freedom in respect to the standards and history of their Church." Auch in Chicago sollen die Geschichtsbücher in diesem Sinn revidiert werden. Die katholische *New World* sagt dazu: "Well, we may say that for ourselves we care very little whether 'Bluff Harry,' with the six wives, or his weakling son Edward is credited with the work of founding the Anglican Church", und schließt dann spottend: "We have heard of old women who had lost their memory as they reached three score years and ten, but we never knew before of a church only three centuries old that could not remember the form and character of its cradle." Eine edle Gestalt ist Heinrich VIII. ja gar nicht, und es ist nicht zu verwundern, daß man ihn nicht in seiner Kirche in solcher Prominenz sehen mag. Aber so leichten Kaufs werden die Episkopalen ihn nicht los. Auch ist interessant zu beobachten, wie episcopale Blätter immerfort Rom schmeicheln und so gern Anerkennung bei ihm finden möchten, wie aber ebenso beharrlich römische Blätter den Episkopalen immer wieder derb sagen, was sie in ihren Augen sind. E. P.

Kampf gegen die „höhere Kritik“. In Atlantic City beschloß die New Jersey M. E. Conference, ihr Bedauern und ihren Tadel auszusprechen, daß das Methodist Book Concern liberale und rationalistische Literatur herausgebe. Das Verlagshaus solle mehr Vorsicht anwenden und nur solche Bücher herausgeben, die im Einklang mit der Lehre der Kirche stehen. Ein Rev. Mains spielte den Vorkämpfer der „höheren Kritik“ und betonte: die Kritik setze nur Luthers Werk fort. Luther habe der Kirche vom Papste losgeholfen; aber der Protestantismus habe dafür die Bibel als einen papierenen Papst eingeführt. Von dem gelte es jetzt die Kirche zu befreien. Er führte große Sprache; er sagte: "The supreme battle of Biblical criticism has been fought and won. It is only those who have obscured themselves behind castle walls, or are playing parts of intellectual Rip Van Winkles, who have the hardihood to deny these facts. True, there are a multitude of questions still in solution. Biblical criticism is as yet far from complete. But it is going on, and ought to go on, regardless of outcry." Die verschiedenen methodistischen Konferenzen sollen im Lauf des Monats den Kampf zur Verteidigung der Bibel aufnehmen. — Auch aus der Presbyterianerkirche meldete die *New York Tribune*: "At the New York Presbytery meeting one clergyman said: 'This higher criticism is not dead. There is a big fight ahead if the Bible is to be other than man-made over and edited. I don't wonder some Methodist ministers are excited. I expect that all of us will be if we find things to have advanced to the stage outlined and described by Dr. Mains.'" Er fügte hinzu dem Reporter gegenüber: "Union Seminary, gone far beyond Professor Briggs, wants now to come into official relations with the Presbyterian Church, and a meeting to be held in this city on Thursday will take up the project." Das *New York Freeman's Journal* fügt die Betrachtung hinzu: Wenn auch nun die Freunde der Bibel für ihre Ehrenrettung eintreten, so fehle es im Protestantismus an einem authentischen Richter, der erkläre, welche Seite recht habe. Da zeige sich der Protestantismus als ein kopfloses monstrum. Die Vereinigten Staaten hätten ihr Obergericht und die katholische Kirche ihren Papst. Solange die protestantische Kirche die Autorität der Bibel anerkannt habe, habe sie eine Art Obergericht gehabt. Nun falle die auch noch, und die Kritiker hätten nichts an ihre Stelle zu setzen. So folge ein

Chaos. — Das ist wahr, daß die Kirche an der Bibel ihr authentisches Obergericht hat. Auch das ist wahr: wo die fällt, da folgt das Chaos. Aber ebenso ist auch wahr, daß mit der päpstlichen Autorität der Wahrheit nicht geholfen wäre. Solchen Leuten, die sich unter die Bibel nicht beugen wollen, wäre zu wünschen, wie Luther das öfter solchen unruhigen Köpfen wünschte, daß sie zwiefach unter des Papstes Krute wären. E. P.

Das Suchen der Episcopalen nach einem neuen Namen für ihre Kirche nimmt immer noch kein Ende. Vorschläge für und wider Änderung und Vorschläge verschiedener Namen füllen jedesmal mehrere Spalten im *Churchman*. Der Name, der die meisten Befürworter zu haben scheint, ist "The American Catholic Church". Aber verständig erwidert darauf einer der Einsender: "How would our Presbyterian, Congregational, and other friends regard our calling ourselves 'The American Catholic Church'? I do not see how they could fail to scent its presumption. They might be amused; certainly they would feel that we are not so eager to be one with them as we were to declare our superiority. I believe that, since the Reformation, every Church which has adopted the name 'Catholic' as part of its title has been notably sectarian and exclusive in its spirit." Allerdings, das wäre so ziemlich der unpassendste Name, den man sich, zumal unter den Umständen, auswählen könnte, und der ihnen sowohl von Katholiken als von Protestanten, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, als unverschämt ausgelegt werden würde. E. P.

Eine überaus günstige und entschieden falsche Beurteilung des Freimaurertums bringt der *Churchman* in einem Artikel. Er nennt das Freimaurertum "a valuable and vital force and influence in the world favorably to religion". "No man ever learned anything but good from the work of a Masonic lodge. Masonry needs no advocate nor apologist." "The word *free* as used adjectively in conjunction with the word *Masonry* refers to the truth that *Masonry* teaches — the truth that makes men free." "Masonry makes no pretense to be a religion, yet its teachings are distinctly religious. It has a creed." Die Freimaurer New Yorks haben dies als Glaubensbekenntnis formuliert: "1. There is one God, the Father of all men. 2. The Holy Bible is the rule and guide to faith and practice. 3. Man is immortal. 4. Character determines destiny. 5. Love of man, next to love of God, is man's first duty. 6. Prayer, communion of man with God, is helpful." Der Schreiber sagt: "Masonry is the only order, society, institution, or fellowship on earth which binds together different races. A master mason may be a Jew, Christian, or Mohammedan." Er wisse, wovon er rede. "This is Masonry as it is conceived by the writer of this article, son of a mason, himself a mason for thirty-four years, who has received the knowledge of thirty-two degrees, and considers it an honorable privilege to await the thirty-third and last that can be conferred." — Leute, die die Freimaurerei beurteilen, tun das aus Unwissenheit. "Masonry is misunderstood only by those who do not know it." Aber so geht es dem Christentum auch, wie des gerade der Schreiber ein Beweis ist. Er definiert Religion so: "Religion in its ultimate analysis and final definition is a belief in God, and an honest endeavor to live a good life." Da liegt der Hund begraben. Bei solcher Definition von Religion hat man freilich nichts gegen das Freimaurertum zu sagen. Da finden sich der Jude und Christ und Mohammedaner friedlich zusammen.

Aber das ist nicht christliche Religion. Von der hat der Schreiber keine Ahnung trotz des Rev. vor und des D. D. hinter seinem Namen. Wenn das christliche Religion ist, dann ist Christus vergeblich gestorben, und dann soll man doch aufhören, Mission zu treiben. E. P.

“One of the inexplicable anomalies of contemporary Protestantism is the ‘union service’”, sagt mit Recht der katholische *Monitor*. “A ‘union service’ is an official recognition, by each of the denominations taking part, of the truth and claims of all the participants in the ‘service.’ If any one of the denominations is teaching false doctrines, how may the others justify themselves in recognizing this denomination as teachers of the truth? And when often the participants in a ‘union service’ teach directly contrary doctrines, how can they all be true, be the teachings of Christ? How absurd these ‘union services’ become! How illogical! How absolutely un-Christian! If truth is truth, and God is God, how impossible they are before high heaven!” Er bezieht sich auf ein Vorkommniß, das der *American Israelite* berichtet: “At Paterson, N. J., a union service of Jews and Christians was held in Barnert Memorial Temple. The keynote of the meeting was struck by the Rev. Leo Mannheimer in his address of welcome when he said: ‘If the churches, instead of directing their attention to those doctrinal differences which will never be settled by mankind, directed themselves to the improving of our city so that the children of this and the coming generations should have a more beautiful and healthful environment to grow to manhood in, who knows how soon we would make of this an ideal city?’ The opening prayer was by Rev. H. B. Howe of the Second Presbyterian Church; benediction was given by Rev. Dr. Joseph F. Shaw of Trinity M. E. Church. Other speakers were Rev. D. Stuart Hamilton of St. Paul’s Church; Rev. Arthur N. Bean of the First English Lutheran Church; Rev. W. W. Walker of St. Augustine Presbyterian Church, and the Hon. John W. Griggs. The opening prayer was by Rev. Samuel A. Weikert of St. Mark’s Church. The attendance represented all denominations and completely filled the synagogue.” Der *Monitor* fragt: Mit welcher Stirn können diese christlichen Prediger dann vor ihre Gemeinden treten und Christum predigen? Wo ist da die Aufrichtigkeit bei einem christlichen Prediger, wenn er so die Fundamentallehre des Christentums ignorieren kann? Wo ist da die Ehrlichkeit an einem jüdischen Rabbi, wenn er sich stellen kann, als ob es ihm einerlei ist, ob Christus Gott ist oder nicht? Wir fügen noch hinzu: Und besonders Schande über einen, der den lutherischen Namen trägt, wenn er solch greulicher Verleugnung und Heuchelei fähig ist! E. P.

Die Heiligen des Protestantismus. Nachdem die *New World* die Herrlichkeit und Seligkeit der Leute herausgestrichen hat, die einen St. Patrick haben, bedauert sie die Protestanten: “It is a lonesome thing to belong to a religion that has no saints.” Aber doch, die Protestanten haben auch ihre „Heiligen“, und was für welche? “But the sad creed of the seceders has as its founders and patron saints such specimens as Henry VIII of the many wives and the convenient headman; Martin Luther, who broke his friar’s vows for a life of beer and skittles; vindictive John Calvin, who burned unfortunate Michael Servetus at the stake on account of a dogmatic squabble in the manufacture of new religions; and gloomy John Knox, who imprinted the sour wrinkles of sectarian bigotry on the face

of bonnie Scotland. Why need our non-Catholic brethren lay claim to St. Patrick? They wouldn't pray to him for his intercession if they had him. And maybe he wouldn't listen to them if they did." — Luther ein Bierkäufer, und deswegen mußte er das Papsttum aufgeben! Freilich in die „heilige“ (?) Gesellschaft paßte er nicht hinein. Er muß aber doch ziemlich häufige und lange und energische lichte Augenblicke gehabt haben, um nur all die Bücher zu schreiben. Und den armen Serbetus zu malträtieren wegen eines geringfügigen „dogmatic squabble“, wegen Leugnung der Dreieinigkeit Gottes! Wenn es sich noch um etwas Ordentliches gehandelt hätte, wie z. B. um die Autorität des Papstes! "They wouldn't pray to St. Patrick." Allerdings nicht. E. F.

Die katholische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten. Das offizielle *Catholic Directory*, herausgegeben von Kennedy & Sons in New York, gibt die folgenden Zahlen an: 15,154,158 Katholiken in den Vereinigten Staaten selbst und 23,329,047 im ganzen unter der Protektion der Vereinigten Staaten; auf den Philippinen 7,131,989, in Portoriko 999,350, in Alaska 11,510, auf Hawaii 42,108 und in der Kanalzone 900. — Es wird erinnerlich sein, daß die Katholiken seinerzeit mit den Zahlen, die der Bundeszensus ihnen gab, nicht zufrieden waren und den Präsidenten Last angingen, eine separate katholische Zählung vornehmen zu lassen. Dazu hatte natürlich der Präsident keine Vollmacht. Nun scheinen sie selbst diese Zählung veranstaltet zu haben. Das Wachstum der katholischen Bevölkerung im Jahre 1912 wird mit 138,589 angegeben. Das werde manche nicht befriedigen. Da gibt die *New World* die Erklärung: in 35 Diözesen wären einfach die offiziellen Zahlen wieder gemeldet worden. Die müssen also richtig gewesen sein. Man will gern mit großen Zahlen imponieren. Auch aus Canada schickt uns ein Freund eine Vergleichung der offiziellen Zählung und der katholischen Angaben, aus der hervorgeht, wie die Katholiken sich selbst größere und den Protestanten kleinere Zahlen zuschreiben, als der offizielle Bericht gibt. Selbst von dieser ihrer eigenen Zählung sagt die *New World*: "It is not only possible, but probable, that the figures in many such cases are not accurate or complete, and that therefore the increase in our Catholic population during 1912 was considerably larger than the directory figures disclose. That the growth of the Church under the Stars and Stripes is steady, substantial, and healthy there can be no doubt; the figures prove it beyond question." E. F.

Die Prinzipien des Sozialismus gibt nach der *New World* ein Führer desselben in folgender Zuschrift an den *Toronto Globe* an: "To the Editor of the *Globe*: — Would you permit me, as the accredited organizer for the Socialist party of Canada for the Province of Ontario, to give a repudiation to the statement of the Rev. Dr. Chown that 'Socialism is founded upon the teachings of Jesus.' The Socialist position is founded upon science, both sociological and economic. As such it is opposed to all religions, which, we maintain, were products of given social conditions. With the establishment of a social régime, Christianity, Judaism, and all supernatural ideas clinging to mankind will be abolished. The Socialist party of Canada is opposed to the unscientific worship of Christ, Buddha, or Mahomet. We do not believe in the salvation of the Church. We oppose that idea. It is far better to have the people to understand this now than

let the confusion exist, or let it be disseminated in the pulpit. Socialists cannot believe in any supernatural God. If they do, they are not Socialists. The pamphlet issued by the Socialist party of Great Britain on 'Socialism and Religion' is the only attitude we can take up. The Church will find in us its unrelenting foes. Christianity with its superstitions must be submerged before the workers obtain their complete emancipation. That is our slogan. That is our challenge. Far better let it be known now, and so avoid misconception in the future. Finally, a Christian cannot be a Socialist, and a Socialist cannot be a believer in Christ or God. — Moses Baritz."

Gegen die Mormonen inszeniert das *Chicago Journal* einen Feldzug und wird dabei unterstützt von dem International Council for Christian and Patriotic Service in New York (100 Broad St.). Es sind Petitionen aufgesetzt gegen die Mormonenkirche als vielweibisch, verräterisch und staatsgefährlich. Die eine Petition ist gerichtet an den Attorney-General, daß er gegen die Mormonenkirche vorgehe einmal wegen ihrer Polygamie und sodann wegen ihrer "establishment and maintenance of commercial monopolies in defiance of the antitrust statutes of the United States". Die zweite Petition soll dem Postmaster-General zugesandt werden, der ihnen die Postprivilegien entziehen soll, und eine dritte an den Präsidenten und die Glieder des Senats, daß das Ausstoßungsverfahren gegen Reed Smoot wieder aufgenommen werden solle. E. P.

„**Höhere Kritik**“ unter den Mormonen. Die Bloßstellung des "Book of Abraham", das vorgab, eine Übersetzung ägyptischer Hieroglyphen durch Joseph Smith zu sein, als Schwindel durch Bischof Spalding hat in Mormonenkreisen allgemeine Bestürzung, Furcht und Zweifel hervorgerufen. Nun wird noch mehr am Fundament des Mormonentums gerüttelt, und die Besorgnis nimmt zu. Rev. J. A. Livingston Smith, der seit fünfzehn Jahren presbyterianischer Missionar in Utah ist, berichtet: Der allgemeine Unglaube und die Verspottung und Verdächtigung der goldenen Platten und Geistesbrillen und Augenzeugen haben ihre Wirkung getan. Die Mormonenkirche selbst hat durch ihre "First Presidency" offiziell erklärt, jene „mechanische Theorie“ müsse aufgegeben werden als "absurd, ridiculous, and contemptible". Dafür solle die sogenannte "manual theory" substituiert werden, die ihren Namen davon hat, daß ihr neuer offizieller Theolog und Apologet, Brigham S. Roberts, sie in seinem "Senior Manual" darlegt, welches ein Textbuch ist für ihre Missionare. Die Theorie ist diese: Joseph Smith habe durch große Anstrengung seines Geistes, durch Glauben, Kraft und Gabe Gottes in jenem Urim und Thummim nicht die mechanische und unfehlbare Übersetzung ägyptischer Hieroglyphen in die englische Sprache gesehen, sondern nur die Begriffe und Gedanken, "conception or thought", der Hieroglyphen, die er dann in dem besten Englisch formulierte, das ihm zu Gebote stand, "in view of his limited opportunities and environment". Rev. Smith berichtet, daß infolge dieser Kundgebung eine große Aufregung, ein wahres Entsetzen und Verzweifeln durch die mormonischen Reihen geht. Kein Wunder; denn die Annahme dieser „Theorie“ bedeutet für das Mormonentum so ziemlich dasselbe, was die Überhandnahme der „höheren Kritik“ für das Christentum meinen würde, nämlich den Anfang vom Ende. E. P.

II. Ausland.

Der bekannte moderne Nürnberger Prediger Dr. Kittelmeyer redete Ende November v. J. in Straßburg. Die „Ev. Vereinigung“ hatte ihn berufen. Aus diesem Umstand kann man schon ersehen, wie sie selber in religiösen und kirchlichen Fragen Stellung nimmt. Aus dem Kittelmeyerschen Vortrag nur etliche Proben: „Jeder Bekenntniszwang muß schwinden.“ „Die Bekenntnisverpflichtung darf höchstens eine Verpflichtung zur Pietät gegenüber der Vergangenheit sein.“ „Eine neue Bekenntnisbildung ist unmöglich“; allerdings bei der Herzfahrenheit unserer kirchlichen Verhältnisse, wo jeder einen andern Glauben hat. „Das alte Weltbild ist aufzugeben.“ „Die Dogmen sind als religiös notwendige Entwicklungsphasen zu betrachten“ (gehören also für die jetzige Zeit zum alten Plunder); „die Arbeit darf nicht lediglich als Vorbereitung für die Ewigkeit gelten“ (das „Eins ist noth“ hat also nicht mehr volle Geltung); „es muß aus der gegenwärtigen Welt organisch eine neue Gotteswelt herausgebildet werden.“ (Gottes Wort sagt, daß die im Argen liegende Welt immer schlimmer wird, bis der Herr kommt und sie zerstört.) „Die wenigsten Menschen ahnen, welche Zukünfte im Menschen schlummern, die zu einem persönlichen Sein gelangen“ (Paulus weiß von diesen Zukünften nichts; er weiß nur, daß in ihm, das ist, in seinem Fleisch, wohnt nichts Gutes). Von Christo heißt es im Vortrage: „In ihm ist die Sehnsucht auch des modernen Menschen erfüllt, die Reinheit der Lebenslinie, die Einheit von Mensch, Leben und Beruf.“ — Diese Proben dürften genügen. Mit Recht hat man in Bayern Kittelmeyer nicht zum Hauptprediger der Lorenzergemeinde in Nürnberg avancieren lassen, wie geplant war. Sollte er aber überhaupt in einer lutherischen Kirche — die bayrische will doch noch eine lutherische sein, anders als die elsässische — ein Amt bekleiden dürfen? (Th. Bl.)

Vor dem „Fall Jatho“ wird die Kirche jetzt endlich einmal Ruhe haben. Der durch das Urteil des Spruchkollegiums verurtheilte und abgesetzte P. Jatho in Köln ist kürzlich gestorben. Aber das Unheil, das er angerichtet hat, bleibt und seine Anhänger und Gefinnungsgeossen auch. E. P.

„Der Machtkampf zweier Religionen.“ Unter diesem Titel veröffentlicht ein Privatdozent der Theologie an der Berliner Universität, Dr. Eugen Fischer, in der von Ernst Horneffer herausgegebenen monistischen Zeitschrift „Die Tat“ einen auffeherregenden Aufsatz. Von Garnaads Vermittlungsvorschlägen will er nichts wissen; er will den Entscheidungskampf. „Und zwar nicht den Entscheidungskampf zweier kirchlicher Parteien, sondern zweier einander unvereinbar entgegenstehender Religionen, der Religion des eingebildeten Jenseits und derjenigen der Wirklichkeiten andererseits.“ „Der Kampf brennt“, schreibt Fischer, „dabon bin ich überzeugt. Er brennt um das Geheimnis der Seele, um die Kraftquelle, zu der jeder stürmen oder schleichen muß, um den Erregungsort für das Gefühl, dessen Name Gott ist. Der Oberkirchenrat sucht ihr in der Unwirklichkeit, Traub und Jatho in der Wirklichkeit. Der Oberkirchenrat kämpft für den Bahn einer unweltlichen Welt, der seit zweitausend Jahren unsere Gehirne drückt, daß wir fast samt und sonders geisteskrank geworden sind und geisteskranke Welterklärungen zurechtgemacht haben; Traub und Jatho fühlen die Befreiung, die in der Welteroberung liegt, und folgen den Stimmen des Gewachsenen.“ Wenn Garnaad nur das Apostolikum abschaffen will, so Lie. Fischer auch das Vater-

unser. „Glaubt einer von uns an den Mann über oder in dem blauen Zelt? Oder wenn es nicht das blaue Zelt ist, sondern das sogenannte Jenseits: wo, was ist dies, das Jenseits? Ist es überhaupt kein Ort? Und was dann? Ich habe Wirklichkeitsinn — kann ich es nicht irgendwie feststellen, so nehme ich an, daß es nicht ist. Und wenn der Vater im Himmel kein Mann sein soll, sondern ein sogenannter Geist: was ist das, ein Geist? Etwas mit einem ganz dünnen, unsichtbaren, aber doch vorhandenen Körper? Dann muß es doch irgendwo, in der Luft, in der Erde oder sonst, seinen Aufenthalt haben. Man zeige es, man weise es nach. Das kann man nicht; es soll überhaupt keinen Körper haben. Ein Geist ohne Körper — gibt es das? Wo, wie ist das? Ist das etwas anderes als ein Nichts? Nein, das ist in Wirklichkeit nichts. Man sieht: Schafft man das Apostolikum und schafft man sonst noch ab, was man will, so flüchtet sich der ganze Irrglaube von dem eingebildeten Geist an dem eingebildeten Ort, wo er Gott sein soll, in die ersten fünf Worte des Vaterunsers. Und da an dieser Einbildung alles hängt, was man in der Kirche glaubt, und da nur um ihre Aufrechterhaltung oder Beseitigung zuletzt der Kampf zwischen dem Oberkirchenrat und Katho- Traub sich dreht, so wird es vergeblich sein, den tiefen Kampf zweier Welt- alter vermitteln zu wollen.“ Das alles schreibt ein Privatdozent der christ- lichen Theologie an der Berliner Universität. Was sagt man in der Berliner Fakultät zu einem solchen Mißbrauch des Namens Theologie?

(A. E. L. K.)

Von einem großartigen Erfolge des „Komitees Konfessionslos“ melden die kirchenfeindlichen Blätter. Hunderte, ja Tausende sollen in einzelnen Städten bereits ihren Austritt erklärt haben. Anscheinend haben die Be- richtersteller stark übertrieben und alle die, welche sich vielleicht unter dem Eindrucke der Hefreden in die ausgelegten Listen eingezeichnet hatten, schon als Ausgetretene bezeichnet. Auf den Pfarrämtern, insbesondere auf den evangelischen — und auf den katholischen wohl noch weniger —, ist wenig- stens bisher nichts von einer derartigen Massen-Austrittsbewegung zu spüren gewesen. Als Beispiel wird von dem Komitee immer Schweinfurt angeführt; dort sollten im vorigen Jahre bis Mitte Oktober 735 Austritte erfolgt sein. Auf Anfrage hat das dortige evangelische Dekanat mitgeteilt, daß im Jahre 1912 die Zahl der Austritte allerdings größer gewesen sei als in den beiden vorhergehenden Jahren (1911: 13, 1910: 11), aber doch bis zum 1. Dezember nur 52 und nicht 735 betragen haben; und daß aus der nur etwa 7700 Seelen zählenden katholischen Gemeinde Schweinfurt 700 plötzlich ausgetreten sein sollten, ist doch wohl kaum anzunehmen.

(D. A. G.)

Zur Feier des vierhundertjährigen Gedächtnisses der Reformation soll nach Meldung der „Straßb. Post“ im Jahr 1917 in Straßburg ein Standbild des elsässischen Reformators Martin Bucer errichtet werden. Zu dem Zweck hat sich ein Ausschuß gebildet, dessen geschäftsführender Aus- schuß sich zusammensetzt aus dem Präsidenten Dr. Curtius, Dr. Piepenbring (Präsident der reformierten Synode), Pfarrer Unsinger, Prof. Dr. Fider und Steuerdirektor Göß. — Bucer ist ein Mann gewesen, der, wie die „Post“ schreibt, „Luthers Schüler, Zwinglis Kampfgenosse und der Vor- arbeiter und Mitarbeiter Calvins war“. Den Bucer von 1536, der mit Luther und den Wittenberger Theologen die Wittenberger Konfession ab-

schloß, kennt man nicht oder will ihn nicht kennen. Man kennt nur den Unionsmann, und der muß gefeiert werden! (Th. Bl.)

Über die Resultate der theologischen Kritik im Religionsunterricht hat Prof. D. Baumgarten (Siel) am 6. Januar in der Palästra Albertina in Königsberg gesprochen. Er war so ehrlich, auf die Frage, ob es Resultate der theologischen Kritik überhaupt gäbe, die auf allgemeine Anerkennung Anspruch machen könnten, mit einem Nein zu antworten. Wenn er auch aus seiner eigenen Stellung kein Hehl machte, so erklärte er es doch für eine Annäherung, zu behaupten, daß die theologische Wissenschaft Resultate zutage gefördert habe, die von allen ehrlich und gründlich arbeitenden Forschern anerkannt würden. Das bezieht sich nicht nur auf die Frage, was etwa wesentlich zur Religion Jesu oder zum Charakter der Reformation und was zur zeitgeschichtlichen Fülle gehört, sondern auch auf die Methode der theologischen Wissenschaft. Feststehende Resultate kann es deshalb nur für bestimmte Gruppen theologischer Kritiker geben. Wenn nun D. Baumgarten auch ohne weiteres sich zur historisch-kritischen Richtung bekennet, so ist er doch weit davon entfernt, daß er meine, deren Anschauungen müßten ohne weiteres auf den Religionsunterricht übertragen werden. Auch wenn der Lehrer auf kritische Fragen der Kinder — die unveranlaßt durch ihn gestellt werden — diese nach seiner persönlichen Überzeugung beantworten muß, so darf er doch nie für seine Ansicht Propaganda treiben oder die entgegengesetzte Anschauung unverständlich und lächerlich machen. Er hat dann den Schülern die verschiedenen Auffassungen zu übermitteln, um sie in die religiösen Kämpfe der Gegenwart einzuführen. So wird die Jugend mit Respekt vor den heiligen Überzeugungen erfüllt und vor dem Schlimmsten, dem flachen Aburteilen, bewahrt. (E. K. 3.)

Maurerbrecher erzählt es, daß auch für die Sozialdemokraten und ihr Verhalten gilt: Unbarm ist der Welt Lohn. Weil er kürzlich behauptet hat, daß auch der Krieg, selbst der Angriffskrieg, nicht in jedem Falle zu verwerfen sei, droht man ihm mit Ausschluß aus der sozialdemokratischen Partei. Das „Hamburger Echo“ schreibt: „Wenn Maurerbrecher nicht selbst den Takt besitzt, aus der sozialdemokratischen Partei auszutreten, so muß er ausgeschlossen werden. Er hat gezeigt, daß er innerlich nichts mehr gemein hat mit der internationalen Sozialdemokratie; darum muß die Konsequenz gezogen werden.“ Und der „Vorwärts“ eignet sich dieses Urteil nicht nur an, sondern fährt noch fort: „Wir meinen, die Konsequenz hätte schon im Jahre 1911 wegen des Verhaltens Maurerbrechers beim Marokkonflikt gezogen werden müssen. Aber der betriebame Herr spekuliert offenbar auf ein Martyrium mit dem obligaten Tamtam der liberalen Presse.“ — Die Sozialdemokratie weiß es, wer nicht mehr mit ihr ist, sondern wider sie, gehört hinaus. In der Kirche dagegen muß es Gleichberechtigung der Richtungen geben. Das „Martyrium mit dem obligaten Tamtam der liberalen Presse“ spielt da jedenfalls auch eine große Rolle. (E. 3.)

Das Gebet in der Landessprache. „St. Bonifatius“ schreibt in seiner Januarnummer: „Verschiedene Unzukömmlichkeiten brächte das Messelesen in der Landessprache mit sich. Sprache der Priester leise, betonte er falsch, spräche er die Gebete zu schnell, zu salbungsvoll und affektiert, würde zuerst Beschpöttelung des Priesters, dann der Sache selbst die Folge sein. Der Priester stände nicht als Mittler zwischen Gott und den Menschen da, son-

bern mehr als Schauspieler. Er würde wohl oft nach der Kraft seines Vortrags, der Eleganz seines Auftretens, der Schönheit seines Vortrags, nicht aber nach Tugend, Frömmigkeit und Wissenschaft eingeschätzt werden. Man denke auch daran, daß die meisten Andächtigen ihr besonderes Anliegen auf dem Herzen haben und sich mit dem betenden Priester ungestört vereinen wollen. Das ist ein Herzensbedürfnis. Dieses würde weniger befriedigt werden, wenn der Priester alles laut in der Landessprache betete. Es wäre eine Störung." — 1 Kor. 14 sagt der Apostel etwas ganz anderes. Aber — hoc non obstante.

E. P.

Die sechzehnte Säcularfeier von Konstantins Toleranzedikt von Mailand wird in Rom gefeiert. Ein vom Papste eingesetztes Komitee macht Vorschläge über den Verlauf der Feier. Als einen Grund, aus dem man das Ereignis ja wichtig machen und feiern sollte, gibt das Komitee auch diesen an: "Another point is that it could be made a splendid opportunity to educate the world up to the necessity of papal independence as a requisite for universal peace." — Ein großer Teil der Welt ist aber noch mehr von der Notwendigkeit einer andern independence überzeugt. E. P.

Verwicklung in Genua. Bekanntlich will die italienische Regierung dem Mgr. Caron, der als Nachfolger des fast verbannten, sehr beliebten Semeria designiert ist, ihr exequatur nicht gewähren. Der *New World* wird berichtet: Eine Deputation von zweihundert hervorragenden Katholiken Genuas, Geistliche und Laien, reiste nach Rom und bat den Papst, den Mgr. Caron auch ohne die Einwilligung der Regierung zu senden. Die Marchese Pallavicini habe ihren Palast zur bischöflichen Residenz zur Verfügung gestellt, und die Katholiken Genuas wollten aus ihren Privatmitteln das Geld zum Unterhalt des Erzbischofs darreichen. "The Pope's reply to the deputation has created a sensation all over Italy. He forcibly denounced the unjustifiable action of the government in thwarting the Supreme Pontiff's exercise of his God-given right to select bishops without the interference of the civil authorities." Dies sei in seinem zehnjährigen Pontifikat das erste Mal, daß so etwas passiert sei, fügte er hinzu "with some bitterness". Bezug nehmend auf die heftigen Reden im Parlament gegen die Kirche drückte er sein Bedauern aus, daß niemand für die Rechte des Apostolischen Stuhles eingetreten sei. Es tue ihm leid, aber er sehe nicht, wie er unter den Umständen Caron schicken könne. Die Feinde der Kirche würden sich dann gewiß noch mehr Gewalttätigkeiten ("outrages") gegen die Kirche erlauben, und der Heilige Stuhl würde verantwortlich gehalten werden für alle Unruhen, die gewiß folgen würden. — Solche Verwicklungen ließen sich zu jenen Zeiten leichter vermeiden, wo man weltlichen Fürsten den Fuß auf den Nacken setzen konnte. *Tempi passati.*

E. P.

Das päpstliche *Ne Tomoro*-Dekret hat in Italien gar keinen Eindruck gemacht, weil Italien die obligatorische Zivilehe hat. Nun berichtet im *Christian Herald* Rev. Alexander Robertson von Venedig, es komme aber immer wieder vor, daß Priester Trauungen vornähmen ohne vorhergegangene Ziviltrauung. Es gebe in Rom auch Hotels, die mit ihnen unter einer Decke stecken, wo viele solche ungesetzliche Trauungen vorgenommen würden. Hauptsächlich bemittelte Amerikanerinnen würden oft in der Weise mit titelreichen, aber geldarmen, verlumpten Adelligen getraut, um dann vielleicht bald auszufinden, daß sie gar nicht getraut, sondern nur geprellt

worden sein. Deswegen hätten gegenwärtig Deputierte beim Parlament ein Gesetz beantragt, das den Priester mitsamt seinen Zeugen mit Gefängnis straft, der sich untersteht, Leute kirchlich trauen zu wollen, die nicht den schriftlichen Nachweis bringen, daß sie zuvor von den städtischen Beamten standesamtlich getraut sind. Robertson empfiehlt allen Staaten die Zivilehe als beste Maßregel gegen das *Ne Temere*. Wenn unsere Staaten die Ziviltrauung einführen würden, würden wir wohl unter den letzten sein, die dagegen protestieren würden. E. P.

Aguinalbo, der ehemalige philippinische Rebellenführer, ist Mitglied der Young Men's Christian Association geworden. E. P.

Praktische Allians. In Nanjing, China, werden die Predigtamtstakandidaten der Methodistengemeinde, der Brüdergemeinde und der Presbyterianer in derselben Schule ausgebildet. Diese werden nach Vollendung ihrer Studien in vier Provinzen unter hundert Millionen Menschen das Evangelium verkündigen. Man hofft, innerhalb zehn Jahre vierhundert Prediger aussenden zu können. Während das Seminar unter einer einheitlichen Leitung steht, werden die jungen Männer der verschiedenen Benennungen in den Lehren und der Kirchenordnung der eigenen Denomination unterrichtet. Interessant ist nun, daß die Studenten hierin nicht nur dem Unterricht ihrer Kirche, sondern auch dem der andern beiden Benennungen beizuwohnen. — So berichtet der „Apologete“. Wenn man dermaßen miteinander kooperieren kann, dann sieht man nicht ein, warum man noch den Unterschied der Denominationen aufrechterhalten will. Und wenn man umgekehrt vor Gott genügende Gründe hat, die zwingen, die Denominationen getrennt zu halten, dann läßt sich nicht verstehen, wie man so zusammenwirken kann. E. P.

Die ersten Pilgerzüge in Verbindung mit der konstantinischen Jubelfeier sind in der Ewigen Stadt bereits eingetroffen. Die Zeremonien der Festlichkeit, die bekanntlich bis zum Dezember andauern wird, nahmen mit einem feierlichen Gottesdienst in der St. Calixtuskatcombe ihren Anfang. — Wenn sie nur genug Geld in Rom zurücklassen und in genügend großen Scharen ausrücken, so daß eine ordentliche Verherrlichung des Papsttums dabei herauskommt! E. P.

Eucharistischer Kongreß. Das Komitee, welches die Arrangements für den auf der Insel Malta abzuhaltenden Eucharistischen Weltkongreß unter sich hat, hat das offizielle Programm veröffentlicht. Der Kongreß wird am Nachmittag des 22. April mit dem Empfange des päpstlichen Legaten, Kardinals Ferrata, beginnen und mit einer Prozession und dem Segen des „Allerheiligsten“ am 27. April schließen. — Da wird wieder einem Stück Brot abgöttische Verehrung zuteil werden, sintemal Christus nicht gesagt hat: Nehmet Brot und tut irgend etwas damit, dann wird es mein Leib. E. P.

Über die neueste Ausgeburt päpstlicher Anmaßung drahtet uns unser römischer Mitarbeiter: Da verschiedene Blätter behaupteten, die Kirche erkenne die Kultusfreiheit an, will der *Osservatore Romano* in einem Leitartikel die wahre kirchliche Lehre darüber erklären, damit „solche kolossale Irrtümer und verderbliche Phantasien keinen Boden finden“. Der *Osservatore* schreibt: Daß auch in einigen katholischen Staaten neben andern krankhaften Freiheiten auch Kultusfreiheit herrscht, ist leider wahr. Dieser philosophische Unsinn und theologische Irrtum erklärt sich leicht durch den

Abfall dieser Staaten von der Wahrheit und dem gesunden praktischen Kriterium in religiösen Dingen. Verlehrt wäre es jedoch, aus dem Umstand, daß die Kirche mit solchen Staaten gute Beziehungen pflegt, zu folgern, daß Rom die Kultusfreiheit und ähnliche Dinge gutheißt und sanktioniert. Die Kultusfreiheit und ähnliche Freiheit gestehe Rom niemals katholischen Staaten zu, sondern erdulde sie nur infolge des Abfalls der Regierungen von katholischem Gefühl. In andersgläubigen oder ungläubigen Staaten verlange dagegen die Kirche die Kultusfreiheit für die katholische Minderheit, weil das die einzige Gewähr für die Ausbreitung der kirchlichen Wahrheit sei. Man sieht, der *Osservatore* bearbeitet nur den bekannnten Satz Louis Veuillots: „Sind wir am Ruder, verteidigen wir euch die Freiheit auf Grund unserer Grundsätze; seid ihr am Ruder, verlangen wir die Freiheit auf Grund eurer Grundsätze.“ Und diesen Knüttel wirft der zehnte Pius dem deutschen Zentrum zwischen die Beine in der Stunde, da es wegen des Jesuitenrestgesetzes das Deutsche Reich als die unmoralischste Anstalt der Welt zu brandmarken sucht.

(Tägl. Rundschau.)

Etwas Neues vom Wunderstädtchen Lourdes. Maria-Lourdes, das Pyrenäenstädtchen in Frankreich mit seiner geheimnisvollen Grotte und seiner Gnadenquelle, die jährlich von Tausenden katholischer Pilger besucht werden, die aber auch vermutlich alle Krankheiten heilen und alle Schäden beseitigen können, ist nun auf eine andere, den Protestanten und allen wahren Gotteskindern höchst willkommene Weise vor die Öffentlichkeit getreten. Dort ist nämlich kürzlich der englische Evangelist Samuel Lebermoore mit seinem Evangeliumswagen eingetroffen, um unter den zurzeit etwa 25,000 katholischen Pilgern verschiedener Nationalitäten zu arbeiten. Er schreibt nach „Auf der Warte“: „In der Hauptstraße, wo alle Läden zu beiden Seiten dem Verkauf von Gößen dienen, steht ein kleines Häuflein, ein Mann und zwei Frauen; der Mann trägt ein Plakat mit schönen Schriftworten. Es sammelt sich eine Menschenmenge. Dieser wird das Evangelium verkündigt. Es herrscht große Aufregung. Viele sind erstaunt und betroffen. „Wie kommt das?“ ruft einer dem andern zu; „diese Leute glauben an Gott und an Jesum Christum. Ich meinte immer, die Protestanten glaubten an keinen von beiden.“ Die Unruhe nimmt zu. Ein Mann packt den Redner. Die Priester feuern die Leute an. Dann kommt die Polizei und nimmt die drei Menschen in Gewahrsam. Auf dem langen Wege dorthin ist wieder viel Gelegenheit, die Wahrheit zu verkündigen. Die große Menschenmenge folgt. Die Priester erzählen den Leuten, daß die Engländer sich Rom zuwenden usw. Doch die Macht des Heiligen Geistes hat die Oberhand. Gottes Wort behält den Sieg. Die Gefangenen werden schließlich losgelassen.“ So berichtet man beständig von „Wundern“, die geschehen seien; vom gewaltigen Fortschritt des Katholizismus; man verkauft Rosenkränze, die auf dem Kalvarienberg in Jerusalem gelegen und den Felsen der Grotte in Lourdes berührt haben, für 2 Mark; Herr C. Liebel sen. in Waldsee (Württemberg) liefert Wasser aus der Gnadenquelle von Lourdes in versiegelten Kochflaschen mit 4 Liter Inhalt in stets frischer Füllung franco zum Preis von M. 4.50 (letzteres eine Annonce im „Maria-Lourdes-Kalender“ nach der Münchener Wochenschrift „März“). Doch der Herr Jesus muß auch in Lourdes noch Sieger werden, wenn auch Rom seine Leute in der Unmachtung zu erhalten sucht.

(Apol.)

Sonderbare Begriffe hat das Zentrum von Staatsautorität und Loyalität, obwohl es sich immer wieder selbst als besten Hort der Autorität aufzuspielen liebt. Hat man es doch sogar für richtig befunden, den Jesuiten den Rat zu geben, sie möchten ihre Tätigkeit einfach aufnehmen und sich „um das schmähliche, aller Gerechtigkeit hohnsprechende Ausweisungsgesetz“ nicht weiter kümmern. Man könnte sie dafür vielleicht zuerst einsperren, aber das würde nur von der besten Wirkung auf das Volk sein, das dadurch endlich gehörig aufgerüttelt würde. Trifft die sozialdemokratische „Vollstimm“ in Mannheim nicht den Nagel auf den Kopf, wenn sie dazu bemerkt: „Das ist doch endlich einmal ein offenes und ehrliches Wort! Der ganze Respekt vor der Staatsautorität, Ordnung und Gesetz, den die Klerisei im Kampfe gegen die ‚umstürzlerische‘ Sozialdemokratie stets so laut predigt, ist bei ihr blanke Heuchelei und eine Pflicht, die nur die andern, nicht aber sie selbst bindet.“ (Wbg.)

Mit welchen Mitteln man überhaupt zurzeit arbeitet, zeigt ein Seelsorgepriester in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ an einem drastischen Beispiel. Er nimmt folgenden Satz in der Erklärung des Zentrumsführers Dr. Spahn vom 4. Dezember v. J. ein wenig unter die Lupe: „Die Bekanntmachung des Bundesrats vom 28. November 1912 verletzt die Gewissensfreiheit aller Katholiken, welche die Spendung der Sakramente von denjenigen Priestern müssen empfangen dürfen, denen sie ihr Vertrauen schenken.“ Daß das eine ganz ungeheuerliche Keßerei ist, sieht eigentlich jedes Kind. Denn nach katholischer Lehre sind die Sakramente und ihre Wirkung völlig unabhängig von den auspendenden Priestern (opus operatum), und selbst bei der Osterkommunion und den Sterbesakramenten ist der Katholik an seine Pfarrgeistlichkeit gewiesen, wenn nicht etwa sehr gewichtige Gründe dagegen sprechen. Der Katholik darf überhaupt keine Gewissenszweifel an der Wirkung der Sakramente haben, auch wenn ihm der spendende Priester nicht paßt. Sollte das Zentrum mit seinen vielen geistlichen Mitgliedern das wirklich nicht gewußt haben? Selbstverständlich hat es das gewußt; es wäre eine Beleidigung, das Gegenteil anzunehmen. Aber man fand es nützlich, die protestantische Auffassung vom geistlichen Amt sich anzueignen, weil man damit so hübsch über die „Gewissensnot“ des katholischen Volkes klagen konnte. übrigens dürften die 30,000 deutschen Seelsorgepriester mit Recht wenig erbaut sein von der Mißtrauensfundgebung, die für sie in der Zentrumserklärung liegt, als könne das katholische Volk eigentlich nur den 50 bis 100 deutschen Jesuiten, um die es sich nach der Behauptung der Ultramontanen doch bloß handelt, volles Vertrauen schenken. (Wbg.)

Orden und Genossenschaften der katholischen Kirche. Nach dem „päpstlichen Jahrbuch“ gibt es 1000 Kartäuser, 100 Maristen, 1900 Karmeliter, 300 Lazaristen, 4000 Redemptoristen, 4450 Benediktiner, 4486 Dominikaner, 10,173 Kapuziner, 14,630 Schulbrüder, 16,471 Jesuiten und 16,968 Franziskaner. Dazu kommen noch die zahlreichen Frauenorden. Im allgemeinen aber ist die Zahl der Ordensmitglieder doch geringer geworden; 1750 gab es z. B. 22,787 Jesuiten und 32,821 Franziskaner.

(E. R. 3.)

Die Neu-Kantianer berufen sich so gern auf den alten Philosophen. Wie äußert sich denn Immanuel Kant? „Ein Geistlicher ist verbunden,

seinen Katechismus-schülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu tun; denn er ist auf diese Bedingung angenommen worden.“ Auch der Philosoph Rud. Eucken urteilt nicht anders: „Das Einwerden von Gott und Mensch in einer Person und die dadurch bewirkte Erlösung bildet das Zentraldogma des Christentums. Alle weiteren unterscheidenden Dogmen . . . ergeben sich von da aus mit zwingender Notwendigkeit. [? L. u. B.] In der Entwicklung jener Dogmen steckt eine gewaltige Logik, die sich nicht in der Mitte abbrechen läßt.“ Wir Pfarrer haben nichts anderes zu tun, als das Evangelium so zu verkündigen, wie wir es durch die Evangelisten und Apostel empfangen haben. Wir haben den Glauben nicht zu machen. Dies überlassen wir den Selbsterlösern. Auch die Apostel haben als Werkzeuge des Heiligen Geistes nichts anderes getan, als die großen Tatsachen verkündet, durch welche Gott unsere Erlösung gewirkt hat. (D. A. G.)

Wobanspul. Wohin der blindwütige Haß gegen das Judentum führen kann, zeigt die Äußerung eines antisemitischen Zeitungsmannes. Weil jüdische Geschäftshäuser aus dem starken Weihnachtsverkehr große Profite ziehen, hatte jemand wehklagend gemeint, Weihnachten werde allmählich ein jüdisches Fest. Hierauf gab die „Staatsbürgerzeitung“ die Antwort: „Wir sind glücklicherweise noch so weit Deutsche, daß wir im Weihnachtsmann unsern alten Woban begrüßen können. Und den lassen wir uns von keinem Christen nehmen. Wurde doch zu allererst unter christlicher Flagge in deutschen Landen mit Feuer, Schwert und religiösen Schrekmitteln alles den Vätern Heilige herabgewürdigt und verzerrt.“ — So läßt sich die „Staatsbürgerzeitung“ einen unklaren Kopf schreiben. Seufzen die ersten Kreise unsers Volkes nach Erlösung von dem Druck der Judenpresse, so möchten wir aber vor christlichen Journalisten solchen Schläges erst recht bewahrt bleiben. Das ist ja bei aller Poesie doch der Jammer des deutschen Weihnachtsfestes: vom Christkind singen sie und den Weihnachtsmann meinen sie. (D. A. G.)

Über den Rückgang des Schundliteraturverkaufs brachte kürzlich der „Zeitungsverlag“ folgende erfreuliche Mitteilung: Der Umsatz, der im Jahre 1910/11 in Deutschland mit Schundliteratur erzielt wurde, ist beträchtlich zurückgegangen. Während im Jahre 1908/09 ein Gesamtumsatz von 60 Millionen Mark erzielt wurde, ging der Verkauf von Schundliteratur aller Art im Jahre 1909/10 auf rund 55 Millionen zurück. Überall, wo durch Organisationen und behördliche Maßnahmen der Verbreitung der Schundliteratur entgegengewirkt wurde, hat sich ein deutliches Nachlassen des Umsatzes gezeigt. Eine große Zahl von Buchhändlern hat sich geweigert, Schundliteratur zu führen und zu verkaufen. Dafür wurden gute Volksschriften zu billigen Preisen verkauft. Nach oberflächlichen Berechnungen, die sich bereits jetzt für das letzte Jahr anstellen lassen, kann man einen weiteren Rückgang von rund 10 Millionen Mark als sicher annehmen. Bezeichnend dafür, in welchem Maße der Umsatz nachgelassen hat, ist der Umstand, daß die Schundromane bei weitem nicht mehr ihre märchenhaften Auflagen erreichen. Die durchschnittlichen Auflagen der im letzten Jahre erschienenen Schundromane sind auf 10,000 Exemplare zurückgegangen. Nur ein Roman, der eine Fliegertragödie behandelt, hat eine stärkere Auflage erlebt, was sich aus dem zeitgemäßen Thema erklären läßt.

(E. R. B.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

Mai 1913.

Nr. 5.

Die Seligpreisungen.

Allgemeines.

Die sogenannten Seligpreisungen finden sich Matth. 5, 3—12. Sie bilden den ersten Abschnitt einer längeren Predigt Christi. In der Einleitung dazu wird zunächst der Ort angegeben, wo diese Worte geredet wurden. Es heißt nämlich V. 1: „Da er aber das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich.“ Jesus hatte sein Lehramt angetreten, und haufenweise strömten die Menschen herbei, um den großen Propheten aus Nazareth zu hören. Da ging er eines Tages, um seines Amtes zu warten, auf einen Berg. Weitere Angaben über den Ort macht die Schrift nicht; wir dürfen aber wohl schließen, daß es ein Berg in Galiläa war, denn dort befand sich der Herr zur Zeit, wie der Kontext zeigt, Kap. 4, 18. 23. So lesen wir auch, daß der Herr nach vollendeter Predigt vom Berge herab nach Kapernaum ging, Kap. 8, 1. 5. Also wird der Ort, um den es sich hier handelt, in Galiläa unweit Kapernaums zu suchen sein. Der Berg, den die dortigen Bewohner jetzt Parum el Hittin nennen, wird als „der Berg der Seligkeiten“ angesehen und von den Pilgern gerne besucht. Wo sich dort die Trümmer eines kleinen Gebäudes, wahrscheinlich einer Kapelle, befinden, soll die Stätte sein, von wo aus Christus geredet hat.

Daß es nun in der Einleitung weiter heißt: „Seine Jünger traten zu ihm. Und er lehrte sie“, ist besonders wichtig zum Verständnis dieses Schriftabschnittes und wohl zu beachten. Christus hält seine Predigt ja freilich an das ganze Volk; hier kann und soll jeder lernen; aber insonderheit wendet er sich dabei doch an seine Jünger. Sie stehen ihm am nächsten, und zwar sowohl in räumlicher als auch in geistlicher Beziehung. Und was ist es, das er sie bei dieser Gelegenheit insonderheit lehrt? Nun, er hat sich bei dieser Predigt vorgefetzt, gerade das Gesetz zu lehren. Während er sonst seinen Mund so gerne überfließen läßt von der Offenbarung des guten, gnädigen Willens Gottes betreffs der Erlösung des menschlichen Geschlechts, gefällt es ihm hier, gerade einmal den heiligen Willen Gottes zu erklären und

den wahren geistlichen Verstand desselben ins rechte Licht zu stellen. Er leitet seine Jünger an, das Gesetz zur Regel und Richtschnur ihres Lebens zu machen. Als seine Jünger stehen sie im Glauben an ihn als ihren Heiland; so sollen sie nun auch lernen, ihren Glauben durch gute Werke zu beweisen. Auf einem Berge, auf Sinai, war einst das Gesetz durch Mose gegeben worden; auf einem Berge, auf dem Berge der Seligheiten, wird es durch den Gesetzgeber selbst erklärt. So gehört also die Bergpredigt nach ihrem eigentlichen scopus ins Gebiet des Gesetzes; und das gilt auch von den Seligpreisungen, mit welchen sie beginnt. Luther sagt: „Diese acht Stücke“ (nämlich die Seligpreisungen) „sind nichts anderes denn eine Lehre von den Früchten und guten Werken eines Christen, vor welchen der Glaube zuvor da sein muß als der Baum und Hauptstück.“ (St. L. Ausg. VII, 373.) Als Lehre von den Werken zählen sie zum Gesetz.

Ihren Namen „Seligpreisungen“ haben diese Sätze von den Worten, mit denen sie beginnen. *Μακάριοι*, das ist, selig, glücklich, glücklich-selig sind, so fangen alle zu diesem Abschnitt gehörenden Sätze an. Mit diesem Ausdruck bezeichneten die Griechen den Zustand ihrer allem Ungemach entrückt gedachten Götter. Im Neuen Testament wird dies „Seligsein“ zunächst Gott zugeschrieben, z. B. 1 Tim. 1, 11: „nach dem herrlichen Evangelio des seligen Gottes“. Es wird ferner von den verstorbenen Gläubigen ausgesagt, Offenb. 14, 13: „Selig sind die Toten, die in dem HErrn sterben, von nun an.“ Endlich aber wird dieser Ausdruck auch zur Bezeichnung des glückseligen Zustandes der Kinder Gottes hier auf Erden gebraucht, z. B. Joh. 13, 17: „So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr's tut“; Jak. 1, 25: „... derselbige wird selig sein in seiner Tat“. Und zu diesen letzteren Stellen gehört denn auch Matth. 5, 3—11. Der HErr Jesus spricht hier seinen Jüngern zeitliche und ewige, leibliche und geistliche Glückseligkeit zu. Worin dieselbe in den einzelnen Fällen besteht, wird bei jedem der folgenden Stücke insonderheit zur Betrachtung kommen.

Es ist beachtenswert, wie trefflich hier der HErr seine Jünger zu einem Leben nach dem Gesetz wirklich zu ziehen, wie er ihnen dazu Lust zu machen weiß. Er gibt ihnen in Anbetracht der Tatsache, daß sie noch im sündlichen Fleische leben und so gar schwach sind, in jedem Verse gleichsam eine geistliche Arznei, die er aber durch die vorangestellte allgemeine und nachher spezialisierte Verheißung stark verjüngert. Wie er im Gebet des HErrn durch das vorangestellte Wort „Vater“ lockt zu zuversichtlichem Vortragen der folgenden Bitten, so lockt er hier durch die vorangestellte Seligpreisung zu sorgfältiger Beachtung seiner Vorschriften. Luther sagt: „Das ist je ein feiner, süßer, freundlicher Anfang seiner Lehre und Predigt. Denn er fährt nicht daher wie Moses oder ein Gesetzeslehrer mit Gebieten, Dräuen und Schrecken, sondern aufs allerfreundlichste mit eitel Reizen und Locken und lieblichen Verheißungen.“ (VII, 354.) Dann aber klagt Luther

freilich auch, daß wir uns schon so an die Worte gewöhnt hätten, daß wir sie nicht mehr recht schätzten. Er sagt: „Jetzt aber, nun es so gemein ist, daß es jedermann im Buch geschrieben hat und täglich lesen kann, achtet es niemand für etwas Sonderliches und Köstliches. Ja, wir werden es dazu überdrüssig und schlagen es in den Wind, als hätte es nicht die hohe Majestät vom Himmel, sondern irgendein Schuster geredet.“ (ibid.)

Zu beachten ist auch, daß die Seligpreisungen in innerem Zusammenhang stehen. Sie gleichen den Gliedern einer Kette, die, indem sie ineinandergreifen, ein Ganzes bilden. Die Kirchenväter haben sie mit Trauben verglichen, die nacheinander an einem Weinstock hervortwachsen, von denen aber die erste nicht abfällt, wenn die letzte reif wird. „Gleich gefährdet wären alle, wenn es an einer fehlte.“ (Basilius.)

Die erste Seligpreisung.

„Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr“, B. 3. — Diese Seligpreisung gilt also denen, die da geistlich arm sind, den *πτωχοὶ τῷ πνεύματι*. *Πτωχός* heißt arm, bettelarm; *ὁ πτωχός*, der Bettler. *Πνεύματι*, dem Geiste nach oder am Geiste. Christi Meinung und Vorschrift ist also diese: Seine Jünger sollen dem Geiste nach ganz arm sein. Was heißt nun das? Schirlich sagt in seinem Wörterbuch (S. 367) also: „*Οἱ πτωχοὶ τῷ πνεύματι*, das ist, die, die arm an höherer Bildung des Geistes sind, die Ungebildeten (aus deren Mitte Jesus anfänglich mehr Jünger gewann als aus den sogenannten gebildeten Kreisen), Matth. 5, 3.“ Doch das ist eine einseitige, ja fade Erklärung. Luther bezieht den Ausdruck sonderlich darauf, daß Jesu Jünger nicht sollen mit ihrem Herzen und Gemüte an irdischen Gütern hängen. Sie sollen in diesem Stücke im Gegensatz stehen zu den geldgierigen Pharisäern seiner Zeit. Er sagt: „Denn das ist die Summa ihrer [der damaligen Juden] Lehre gewesen: wenn es einem Menschen wohlginge hier auf Erden, der wäre selig und wohl daran. . . . Davider tut hier Christus seinen Mund auf und spricht, es gehöre ein anderes dazu, denn daß man hier genug habe auf Erden. Als wollte er sagen: Ihr lieben Jünger, wenn ihr unter den Leuten predigen sollt, so werdet ihr finden, daß sie alle so lehren und glauben: wer da reich, gewaltig usw. sei, der sei allerdings selig, und wiederum, wer da arm, elend ist, der sei vor Gott verworfen und verdammt. Denn in dem Glauben standen die Juden stark, wenn es einem Menschen wohl ginge, das wäre ein Zeichen, daß er einen gnädigen Gott hätte. . . . Das ist auch noch heutigestages aller Welt Glaube, sonderlich der Türken, die sich am höchsten darauf verlassen und stärken und daher schließen: es wäre nicht möglich, daß sie so viel Glück und Segen hätten, wo sie nicht Gottes Volk wären, und er ihnen vor allen andern gnädig wäre. So glaubt auch bei uns das ganze Papsttum, und steht der Grund ihrer Lehre und Lebens darauf, daß sie nur genug haben,

und haben damit aller Welt Güter zu sich bracht, wie man vor Augen sieht. Summa, dies ist der größte und weiteste Glaube der Religio auf Erden, dabei alle Menschen nach Fleisch und Blut bleiben, können auch kein anderes für Seligkeit achten. . . . Wo im Herzen ein Geizwanst steckt, so heißt er geistlich reich; und wiederum geistlich arm, wer nicht daran hängt und kann's aus dem Herzen lassen, wie Christus anderswo sagt (Matth. 19, 29): Wer da verläßt Häuser, Ader, Kind, Weib usw., der soll's hundertfältig wieder haben." (VII, 356. 357. 360.)

Doch mit Recht gehen wir bei der Erklärung des Ausdrucks „geistlich arm“ noch weiter. Die Schrift nennt auch das Armut, wenn ein Mensch erkennt, wie er von sich selbst so gar nichts hat an geistlichen Gütern, die irgendeinen Wert hätten vor Gott. Matth. 11, 5 heißt es: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Es erfüllte sich die Verheißung Jes. 61, 1: „Er hat mich gesandt, den Elenden zu predigen.“ Die Armen sind also die Elenden, und worin ihr Elend besteht, zeigt des genaueren Jes. 62, 2, wo es heißt: „Ich sehe an den Elenden und der zerbrochenes Geistes ist und der sich fürchtet vor meinem Wort.“ Also es handelt sich bei dieser Armut um arme Sünder, um Leute, die sich durch das Gesetz zu der Erkenntnis bringen lassen, daß von Natur nichts Gutes in ihnen ist. Eine schöne Erklärung für den Ausdruck „geistlich arm“ findet sich im „Magazin für ev.-luth. Homiletik“ (Jhrg. 13, S. 240 ff.). Da heißt es: „Geistlich arm sein heißt so viel als im Geiste arm, niedrig und gering, betrübt und elend sein. . . . Seit der Mensch ein Sünder geworden ist, hat und besitzt er nichts wahrhaft Gutes vor Gott; er ermangelt gänzlich des Ruhms, den er an Gott haben sollte. Unschuld, Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Gott ihm anerschaffen hatte, hat er verloren; er hat kein Kleid, darin er vor Gott bestehen könnte. Alle eigene Gerechtigkeit und Tugend, die er zu haben meint, darauf er pocht, ist Lug und Trug, ja vor Gott ein stinkendes, unflätiges Kleid. Aber noch mehr; der Mensch ist nicht nur von Natur ohne alle Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ganz arm, nackt und bloß vor Gott, sondern er ist auch von Natur zu allem Bösen geneigt. Sein Herz ist sündlich und verderbt, und aus demselben kommen, wie aus einer vergifteten Quelle, hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch usw. Ja, aus dieser Quelle fließen hervor die Sünden und Übertretungen aller Gebote Gottes, Sünden gegen Gott und den Nächsten, Sünden in Gedanken, Worten und Werken. So ist der Mensch ärmer denn arm; er hat vor Gott auch Schuld auf sich; er ist Gott mehr denn zehntausend Pfund schuldig und kauft die Schuld je mehr und mehr.“

Wieviel ein Mensch bei dieser Betrübnis des Herzens über seinen geistlichen Mangel an irdischen Gütern besitzt, darauf kommt nichts an. Meistens sind es allerdings auch gerade die leiblich Armen, welche geistlich arm sind. Beispiele dafür haben wir an der Witwe zu Jarpach

und an dem armen Lazarus. Doch wird durch leibliche Armut und Niedrigkeit die geistliche Armut keineswegs verbürgt. Luther sagt: „Man findet manchen Bettler, der das Brot vor der Türe nimmt, so stolz und böse als kein Reicher und manchen schäbichten Bauer, mit dem weniger umzukommen ist, denn mit keinem Herrn und Fürsten.“ (VII, 358.) Andererseits aber können auch irdisch Reiche sehr wohl geistlich Arme sein, wie wir z. B. an Jakob sehen, der 1 Mos. 32, 10 sagt: „Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast.“ So bekennet auch David: „Ich aber bin elend und arm“, Ps. 70, 6.

Nun kommen wir zu der Verheißung, welche die geistlich Armen haben. „Selig sind“ sie; „denn das Himmelreich ist ihr“, wie der Herr erklärt. Dieses Himmelreich ist nichts anderes als der Inbegriff aller Güter und Gnaden in Christo Jesu, wie dieselben genossen werden hier auf Erden in der christlichen Kirche und schließlich droben im Himmel im Reiche der Herrlichkeit; es faßt in sich Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist, Leben und Seligkeit. Röm. 14, 17. Nun ist Christi Meinung natürlich nicht, daß durch geistlich Armsein das Himmelreich verdient würde. Nein, geistliche Armut ist ebensowenig verdienstlich wie leibliche Armut. So sagt er ja auch nicht: „Das Himmelreich wird ihr“, sondern: „ist ihr“. Es handelt sich also hier um Leute, die in ihrer geistlichen Armut bereits Christi Verdienst im Glauben ergriffen und also alle geistlichen und himmlischen Gnadengüter erlangt haben, um Leute, die bereits im Himmelreich sind. „Wir sind schon im Himmel nach dem Geist und Glauben. . . . Unser Herz hat durch die Kraft des Heiligen Geistes mit dem Glauben im Wort das Leben im Himmel ergriffen.“ (Luther.)

Christi Absicht bei dieser Seligpreisung ist vielmehr die, seine Jünger zum Tragen der geistlichen Armut und zur Übung derselben zu ermuntern. Sie sollen bedenken, daß, so bitter auch diese Armut ist, sie doch selig dabei sind, daß sie für alles, was ihnen mangelt, den herrlichsten Ersatz haben. Der Hinblick auf das ihnen gewordene Himmelreich mit seiner Seligkeit soll ihnen ihr Los erträglich machen. So sollen sie sich dadurch aber auch anregen lassen, nach immer größerer Vollkommenheit in dieser Sache zu streben. Werden sie zunehmen in der geistlichen Armut, so werden sie dabei auch gewißlich immer tiefer hineindringen in das Reich Gottes und immer besser im Besitz desselben befestigt werden. Ja, darin, daß der Weg zum himmlischen Reichthum durch geistliche Armut führt, liegt eine mächtige Reizung, sich in der letzteren zu üben.

Die zweite Seligpreisung.

„Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden“, B. 4. — Diese Seligpreisung schließt sich eng an die vorige an; sie folgt ihr wie das Kind der Mutter. Leid wird aus der Armut geboren und findet sich in ihrem Gefolge. Als *πενθοῦντες*, Trauernde,

werden die Jünger Jesu hier bezeichnet. Den Kindern der Welt läßt es Gott oft recht wohl gehen; er läßt sie ihr Teil empfangen in diesem Leben. Ps. 73, 3—5 heißt es: „Ich sah, daß es den Gottlosen so wohl ging. Denn sie sind in keiner Fahr des Todes, sondern stehen fest wie ein Palast. Sie sind nicht in Unglück wie andere Leute und werden nicht wie andere Menschen geplagt.“ Diese andern Leute sind vornehmlich die Kinder Gottes; sie müssen im Gegensatz zu den Gottlosen als Trauernde durch die Welt gehen. Welch große Traurigkeit bringt nicht schon die vorhin beschriebene geistliche Armut mit sich! Rechte Erkenntnis der Sünde ist immer von Reue und Leid begleitet. Gottes Befehl mit seinen Drohungen zerknirscht ihr Gemüt und ängstigt ihren Geist. Sie erschrecken vor Gottes Zorn und seinen gerechten Strafen. In welcher Leidenstiefe dieser Art läßt uns nicht der Psalmist blicken, wenn er im 38. Psalm sagt: „Deine Pfeile stecken in mir, und deine Hand drücket mich. Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor deinem Dräuen, und ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde. Denn meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer worden. Meine Wunden stinken und eitern vor meiner Torheit. Ich gehe krumm und sehr gebückt, den ganzen Tag gehe ich traurig. Denn meine Lenden verdorren ganz, und ist nichts Gesundes an meinem Leibe. Es ist mit mir gar anders und heule vor Unruhe meines Herzens.“ Zu diesem Leid über die Sünde kommt aber dann auch viel Leid über deren Folgen. Die Sünde ist eine überaus fruchtbare Mutter für unzählige andere Plagen und Nöte. Hören wir ein Zeugnis Luthers. Er sagt: „Sehe nur an und werde ein Christ, so wirst du wohl lernen, was Trauern und Leidtragen heiße. Kannst du nicht mehr, so nimm ein Weib und setze dich und nähre dich im Glauben, daß du Gottes Wort liebhabest und tust, was dir in deinem Stande befohlen ist, so sollst du bald erfahren, beide von deinen Nachbarn und von deinem eigenen Hause, daß es nicht gehen wird, wie du gerne hättest, und sich überall hindern und hemmen, daß du genug zu leiden kriegest und sehen mußt, das dir im Herzen wird wehe tun.“ (VII, 366.) Ein sonderliches Exempel dafür ist Hiob; er spricht Kap. 6, 2. 3: „Wenn man meinen Jammer wöge und mein Leiden zusammen in eine Wage legte, so würde es schwerer sein denn Sand am Meer.“ Freilich, es sind diese Leiden der Christen nicht immer offenbar vor aller Augen; sie tragen sie oft nicht in ihren Gebärden und Worten zur Schau; im Gegenteil, die tiefsten Leiden halten sie oft am heimlichsten. Luther sagt: „Du mußt nicht denken, daß trauern allein heiße weinen und klagen oder heulen wie die Kinder und Weiber; welches ist noch nicht das rechte tiefe Leiden, wenn es übers Herz kommen ist und zu den Augen herauskommt, sondern das ist's, wenn die rechten großen Stöße kommen, die das Herz treffen und stürmen, daß man nicht kann weinen und niemand darf klagen.“ (VII, 366.) — Was fordert also, kurz gesagt, der Herr

von seinen Jüngern nach dieser Seligpreisung? Er will, daß sie auch in Kummer und Trübsal sich als die Seinen beweisen sollen. Sie sollen die Wirkungen des Geſetzes nicht abſchütteln, wenn es sie zu bitterer Reue über die Sünde führt; sie sollen unter den mancherlei Leiden, die als Folgen der Sünde über sie kommen, nicht ungeduldig werden, nicht murren, sondern sollen eben ihr Leid „tragen“, wie Luther so schön überſetzt.

„Selig“ sind sie in ſolchem Leid; „denn sie sollen getröstet werden“. Ihr Trauern soll also nicht ununterbrochen und ewig währen. Luther sagt: „Wo sie nimmer keinen Trost noch Freude hätten, müßten sie verſchmachten und verdorren. Denn es vermag kein Mensch eitel Trauern zu ertragen; denn es ſaugt Saft und Kraft im Leibe aus, wie der weiße Mann sagt (Sir. 30, 35): Traurigkeit hat viel Leute ums Leben bracht.“ (VII, 368.) Davor bewahrt Gott die Chriſten. Er läßt ihre Traurigkeit von Trost begleitet werden. Freilich, auch hier ist zu merken, daß dieser Trost nicht etwa ein Verdienst ihres Leidtragens ist. Wer da meinen wollte, mit recht geduldigem Leiden würde Linderung des Schmerzes, Befreiung von Pein, zeitliche und ewige Erquickung erworben, der irrte sehr. Auch alle Tröstungen im Leiden fließen einzig und allein aus Gottes Gnade und Erbarmen in Chriſto Jeſu. — Alle drei Perſonen des göttlichen Weſens sind nach der Heiligen Schrift bei diesem Tröſten tätig. Jer. 31, 13 ſpricht „Iſraels Vater“ (vgl. V. 9): „Ich will ihr Trauern in Freude verſehren und sie tröſten und sie erfreuen nach ihrer Betrübniß.“ Jeſ. 66, 13, wo augenscheinlich auch der Vater redet, heißt es: „Ich will euch tröſten, wie einen seine Mutter tröſtet.“ Jeſ. 61, 1. 2 erklärt der Meſſias, der Sohn: „Der Herr hat mich geſandt, . . . zu tröſten alle Traurigen.“ Jeſ. 51, 12 ſagt derſelbe geradezu: „Ich bin euer Tröſter.“ Joh. 14, 16 wird eben daſſelbe vom Heiligen Geiſte bezeugt. Jeſus ſpricht: „Ich will den Vater bitten, und er ſoll euch einen andern Tröſter geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den Geiſt der Wahrheit.“ — *Παρακληθήσονται*, das ist, sie sollen getröstet werden. Nach der Ausrichtung dieſes Amtes wird hier der Heilige Geiſt *παρακλητος*, Tröſter, genannt.

Wie tröſtet nun Gott? Er tröſtet 1. hier zeitlich, indem er entweder das Leid ganz hinwegnimmt oder doch Kraft, Mut und Geduld gibt, es zu tragen. Für das erſtere iſt Hiſkia ein Beiſpiel; er ſagt Jeſ. 38, 17: „Siehe, um Trost war mir sehr bange; du haſt dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirſt alle meine Sünde hinter dich zurück.“ Für das andere iſt der Apoſtel Paulus ein Beiſpiel. Gott ſprach zu ihm, nachdem er in ſeinem ſchweren Leiden dreimal geſeht hatte: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft iſt in den Schwachen mächtig“, 2 Kor. 12, 9. Gott tröſtet aber 2. auch ewig. Im Himmel kommt ſchließlich die Tröſtung ſeiner Kirche zur Vollen dung. Da erfüllt ſich

die Verheißung: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein noch Leid noch Geschrei noch Schmerzen wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“, Offenb. 21, 4. An Lazarus haben wir ein Exempel dafür. „Nun aber wird er getröstet“, das ist die kurze Beschreibung seines Zustandes nach dem Tode. Diese Tröstungen sind so groß, daß die Betrachtung derselben uns Mut machen sollte, auch das größte Leid hienieden willig zu tragen. Paulus ruft Röm. 8, 18 aus: „Ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbaret werden.“

Die dritte Seligpreisung.

„Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen“, B. 5. — In den beiden ersten Seligpreisungen ist der Grund zu dieser dritten gelegt. Solange ein Mensch seine geistliche Armut nicht erkennt und kein Leid darüber trägt, kann er nicht wahrhaft sanftmütig sein; ist aber sein Herz in der genannten Weise gebrochen worden, so ist er zu dieser Tugend geschickt. *Ο ἠσασίς*, das ist, die Sanften, Milden, Freundlichen. Die Sanftmut ist die Tugend, da der Mensch einen sanften Mut hat. Augustinus sagt: „Sanftmütig sind die, die, wenn ihnen Unrecht geschieht, nachgeben und dem Unrecht nicht widerstehen, sondern das Böse mit Gutem überwinden.“ (Serm. Dom. in monte.) Luther erklärt die Sache also: „Da lerne ein jeglicher für sich selbst, daß er sanftmütig sei gegen jedermann, das ist, nicht mit Unvernunft aus Haß oder Rachgier mit dem Nächsten fahre und handle, als die, so man heißt Hans mit dem Kopf hindurch, die nimmer nichts leiden noch weichen wollen, sondern Belt und Berg umreißen und Bäume verfehen, wollen niemand kein Wort verheören noch zugute halten können, und flugs Sacl und Seil aufbinden, nichts denken, denn wie sie sich rächen und niederschlagen wollen.“ (VII, 370.) Die Sanftmut ist eine besondere Form der Liebe. Paulus sagt 1 Kor. 13, 7: „Die Liebe verträgt alles.“ Daher verbindet er auch beides Eph. 4, 2: „Wandelt mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld und vertraget einer den andern in der Liebe.“ Die Sanftmut, zu deren Übung hier der Herr Jesus seine Jünger zu bewegen sucht, ist aber wohl zu unterscheiden von der natürlichen Sanftmut, wie sie sich auch wohl bei Ungläubigen findet. Es gibt Ungläubige, die von einer solchen natürlichen Gemütsbeschaffenheit sind, daß sie sich nicht leicht erregen lassen, oder sie haben gelernt, um des äußeren Anstandes und der Ehre willen die Erregungen des Gemütes zu unterdrücken und sich mit Sanftmut in Gebärden und Worten äußerlich zu schmücken. So lesen wir auch von Heiden, daß sie sanftmütig waren. Der Grieche Sokrates ist ein sonderliches Exempel dafür. Als er einst von jemand mit dem Fuße gestochen wurde, und seine Freunde ihn ermahnten, er solle das nicht leiden, sprach er zu ihnen: „Quid si me asinus calcibus poteret?“ Was, wenn mich auch ein Esel mit den Füßen schlug? Ein

anderes Mal gab ihm ein Mann im Zorn eine Ohrfeige. Sokrates blieb ganz ruhig und sagte lächelnd: „Es ist doch verdräglich, daß man nicht voraussehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen.“ Auf die Nachricht, daß ihn jemand verleumdet habe, antwortete er ruhig: „Mag er mich doch prügeln, wenn ich nicht dabei bin.“ Die meiste Übung aber fand er in seinem eigenen Hause. Xanthippe, seine Frau, war oft sehr zankfüchtig. Eines Tages schalt sie ihn heftig aus. Er blieb zunächst ganz gelassen; als sie aber immer heftiger wurde, stand er schließlich auf und ging aus dem Hause. Das erbitterte sie noch mehr. Im Eifer ergriff sie einen Topf mit Wasser und goß ihm den aus dem Fenster nach. „Ei“, sagte Sokrates, „nach einem solchen Donnerwetter mußte es wohl regnen.“ (Stoß, Rom. Lex., 881; Hoffmeyer u. Hering, Griech. Geschichte, 83.) Sokrates war von Natur heftig, aber er hatte eben gelernt, sich äußerlich in Zucht zu halten. Doch so schön das auch fürs bürgerliche Leben ist, auch hier gilt der Satz: Die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster. Die wahre christliche Sanftmut ist etwas ganz anderes. Dabei ist nämlich auch das Herz wirklich sanftmütig; dabei verabscheut der Mensch das Gegenteil als eine Sünde wider Gott; dabei übt der Mensch die Tugend, um Gott zu dienen und zu ehren. Die christliche Sanftmut fließt aus dem Glauben; sie ist eine Wirkung Gottes des Heiligen Geistes.

Das höchste Beispiel wahrer Sanftmut haben wir an Christo. Er sagt selbst: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig“, Matth. 11, 28. Damit stellt er sich selbst als Muster hin. Seine Feinde verlästerten und verfolgten ihn; sie brachten ihn bis ans Kreuz. Sondern in seinem Todesleiden umringten sie ihn wie große Farren und fette Ochsen und sperrten ihren Rachen wider ihn auf wie ein brüllender und reißender Löwe, Ps. 22, 13, 14; aber er ließ alles in der größten Sanftmut über sich ergehen. Er schalt nicht wieder, da er gescholten wurde, und drohete nicht, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet, 1 Petr. 2, 23. Wer nun Jesu Jünger sein will, der soll in seine Fußtapfen treten. Ein anderes vortreffliches Beispiel wahrer, gottgefälliger Sanftmut haben wir an David. Sein Feind Simei fluchte ihm und warf ihn mit Steinen; aber David ließ sich dadurch nicht zum Zorn bewegen. Ja, als sein Begleiter Abisai Rache nehmen wollte, wehrte er ihm und sprach: „Laß ihn bezähmen, daß er fluche; denn der Herr hat es ihn geheißt“, 2 Sam. 16, 11.

Nun heißt es: „Selig sind“ sie; „denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Mit ihrer Sanftmut beweisen solche Leute, daß sie im Glauben stehen; und das gefällt Gott so wohl, daß er ihnen einen besonderen Gnadenlohn für ihre Sanftmut geben will. *κληρονομήσουσιν τὴν γῆν*, sie werden bekommen, sie werden erben das Land, die Erde. Wie Abraham das Land Kanaan, so ist ihnen das Erdreich als Land der Verheißung gegeben. Sie sollen die rechtmäßigen Herren der Kreaturen sein und sie im Glauben mit gutem Gewissen gebrauchen. Pau-

lus schreibt an die Korinther, 1 Kor. 3, 22: „Alles ist euer.“ Luther sagt: „Es heißt aber hier ‚das Land besitzen‘, allerlei Güter haben hier auf Erden. Nicht daß ein jeglicher ein ganz Land soll innehaben, sonst müßte Gott noch mehr Welten schaffen, sondern die Güter, so einem jeglichen Gott bescheret, daß er einem Weib, Kinder, Vieh, Haus, Hof gibt und was darein gehört, daß er im Lande (wo er wohnt) sitzen und bleiben kann und seines Guts ein Herr sei, wie die Schrift sonst pflegt zu reden.“ (VII, 369.) Wie merkwürdig, daß gerade die Leute, die ihr Herz vom Erdreich losgerissen haben, desselben vor andern genießen sollen! Wie merkwürdig, daß sie gerade als Sanftmütige in den Besitz desselben gelangen sollen! Die Welt urteilt darin ganz anders; sie meint, dazu, daß man zu etwas komme, müsse Gewalt gebraucht werden; wer nachgiebig sei, der verliere. Bengel sagt: „Die Sanftmütigen scheinen allenthalben den Schroffmütigen auf Erden zu weichen, und doch werden sie das Erdreich einnehmen; nicht durch ihres Armes Gewalt, sondern durch Erbrecht mit Hilfe des Vaters. Unterdessen, solange der Gottlosen angemachter Besitz dauert, ordnet doch Gott allen Mißbrauch zum Besten der Sanftmütigen.“ (Zit. in Bessers Bibelz. d. Matth. 5, 5.) In Ecriviers „Seelenschatz“ heißt es: „Weil sie Gott auf ihrer Seite haben und mit Beten, Seufzen, Tränen, Wohltun, Schweigen, Leiden, Weichen, Hoffen sich wehren, so gelingt es ihnen, daß entweder ihre Widerwärtigen müssen fallen und wie ein Rauch vergehen, oder daß sie, in ihrem Herzen überzeugt, ihnen gewogen und aus Feinden Freunde werden.“ (20. Predigt, S. 359.) So kann also die Sanftmut durch Gottes Gnade ausrichten, was keine ungestüme Macht, kein Jorn noch Ungebuld vermag. Sie werden das Erdreich besitzen. Hierher gehört der ganze 37. Psalm. Der ist, wie Luther sagt, eine rechte Glosse über dies Stück. Ja, zur allerherrlichsten Erfüllung wird diese Verheißung einmal damit kommen, daß diese Leute auch die neue Erde besitzen werden in der Ewigkeit. Jes. 65, 17 verheißt der Herr: „Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken wird noch zu Herzen nehmen.“ Petrus schaut danach aus; er spricht in seinem 2. Briefe, 3, 13: „Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in welcher Gerechtigkeit wohnet.“ Jes. 60, 21 weist uns auf das Volk Gottes im Besitz derselben, denn da heißt es von den „eitel Gerechten“: „und werden das Erdreich ewiglich besitzen“. „Ein Nestlein läßt Gott seine Kinder einstweilen finden an dem Hause, welches sie einmal ganz erben sollen.“ (Chemnitz.)

Die vierte Seligpreisung.

„Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden“, V. 6. — Die Auslegung dieser Seligpreisung bietet eine Schwierigkeit, und die Kommentare darüber stimmen nicht miteinander überein. Der Grund liegt in der unterschied-

lichen Auffassung des Ausdrucks „Gerechtigkeit“. Die einen Ausleger meinen, es sei hier von der Gerechtigkeit Christi, die durch den Glauben erlangt wird, die Rede. So Starke in seiner „Synopsis“; er sagt: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Erquickung Gottes, wie einen Hungrigen nach Brot und einen Durftigen nach einem Labetrant; die ihren Mangel fühlen, eine eifrige Begierde haben nach der wahren, vollgültigen Gerechtigkeit, welche ist die Gerechtigkeit des Glaubens an Christum (der selbst die Gerechtigkeit, Jer. 23, 6, und uns zur Gerechtigkeit gemacht ist, 1 Kor. 1, 30; Röm. 4, 6—8).“ Die Girschberger Bibel macht die Anmerkung: „Die erkennen, daß sie keine Gerechtigkeit haben und daher ein inniges Verlangen haben, der ewigen Gerechtigkeit ihres Heilandes teilhaftig zu werden.“ (Ähnlich erklärt Besser in seinen „Bibelstunden“ und Kögel in „Die Seligpreisungen“.) Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Erklärung recht angemessen erscheint. Sie schließt sich in den Zusammenhang; sie scheint durch mancherlei Parallelstellen bestätigt zu sein; denn die Schrift stellt das Verlangen nach Gnade wirklich als einen Hunger dar und die Gnadenwohlthaten Christi als eine Speise und einen Trant für die Seele. Doch wir können uns zu dieser Auffassung nicht bekennen. Es gibt noch eine andere Auslegung, und wir halten dafür, daß die die bessere, ja allein richtige ist. Wir halten dafür, daß es sich auch bei dieser Seligpreisung um ein Stück des Gesetzes handelt, das Christus den Seinen in evangelischer Weise ans Herz legen will. Wir halten dafür, daß er hier nicht von der Glaubensgerechtigkeit, sondern von der Lebensgerechtigkeit der Seinen redet. In V. 20 finden wir das Wort Gerechtigkeit wieder. Da heißt es: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Hier erklärt der Herr selbst, was er unter Gerechtigkeit verstanden haben will, wenn er gleich darauf, V. 21 u. 22, das fünfte Gebot auslegt. Also Gesetzeserfüllung fordert der Herr. In dem Sinne nehmen wir das Wort „Gerechtigkeit“ auch hier in der Seligpreisung. Hören wir, was Luther darüber sagt: „Gerechtigkeit muß an diesem Orte nicht heißen die christliche Hauptgerechtigkeit, dadurch die Person fromm und angenehm wird vor Gott. . . . Verstehe hier die äußerliche Gerechtigkeit vor der Welt, so wir unter uns gegeneinander halten. Daß dies kurz und einfältig die Meinung sei von diesen Worten: Das ist ein rechtschaffen seliger Mensch, der immer anhält und mit allen Kräften danach strebt, daß es allenthalben wohl zugehe und jedermann recht tue und solches mit Worten und Werken, mit Rat und Tat hilft halten und fördern.“ (VII, 373.)

Allerdings muß die Glaubensgerechtigkeit erst da sein, ehe ein Mensch diese Lebensgerechtigkeit üben kann. Von Natur vermag der Mensch ja auch ein vor der Welt rechtschaffenes Leben zu führen, ein Leben nach dem bloßen Buchstaben des Gesetzes; und es haben es manche Leute weit darin gebracht. Paulus lebte, als er noch ein

Pharisäer war, unsträflich nach dem Gesetz. Phil. 3, 6. Der Grieche Aristides führte seines Gerechtigkeitsfinnes wegen den Beinamen „der Gerechte“. Von den falschen Heiligen der römischen Kirche sagt Luther, sie seien der Gerechtigkeit so voll, daß sie die andern armen Sünder anstößten, gleichwie der große heilige Pharisäer, Luk. 18, 11, vor großer Trunkenheit herauslödet und speiet über den armen Zöllner. Aber das ist nicht die Gerechtigkeit, die Jesu Jünger zur Schau tragen sollen. Ihre Gerechtigkeit soll besser, nicht nach dem bloßen Wortlaut, sondern nach dem Geist und Sinn des Gesetzes gerichtet sein, und das ist eben nur dem möglich, der ein durch Christum gerechtfertigtes, erneuertes Herz erlangt hat. — Der Ausdruck „hungern und dürsten“ zeigt an, wie sehr es solchen Menschen am Herzen liegt, ein heiliges und gerechtes Leben zu führen, welsch heiliger Eifer dafür sie beseelt.

Nun werden auch diese Gerechten selig gepriesen; die Begründung dazu lautet: „Denn sie sollen satt werden.“ Also dem Bestreben, recht zu tun, soll auch ein Gnadenlohn folgen. Die nach dieser Tugend Hungernden sollen Genugthuung finden. Schon hier in diesem Leben sollen sie es erfahren. Sie haben an ihrem Gerechtigkeitsfinn zunächst ein stetes Zeugnis dafür bei sich, daß sie Gottes Kinder sind, einen Beweis, daß sie im Glauben stehen. 1 Joh. 2, 29 heißt es: „Erkenntet auch, daß, wer recht tut, der ist von ihm geboren.“ 1 Joh. 3, 7: „Kindelein, laffet euch niemand verführen! Wer recht tut, der ist gerecht, gleichwie er gerecht ist.“ Ein solcher Mensch hat also Zeugnis bei sich, daß Christi Gerechtigkeit ihm zugerechnet ist und auch allen sich bei ihm noch findenden Mangel ersetzt. Dazu kommt dann aber auch allerlei irdischer Nutzen und Vorteil. Jes. 3, 10 heißt es: „Prediget den Gerechten, daß sie es gut haben werden, denn sie werden die Früchte ihrer Werke essen.“ Salomo sagt Spr. 11, 18, 19: „Wer Gerechtigkeit säet, das ist gewiß gut. Gerechtigkeit fördert zum Leben“, und 14, 34: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.“ Vor allen Dingen aber wird auch diese Verheißung ihre Erfüllung im ewigen Leben finden. „Da wird“, wie Luther sagt, „offenbar werden, was solche Leute für Frucht geschafft haben durch ihren Fleiß und stetes Anhalten.“ Ja, da wird sich Ps. 36, 9 erfüllen: „Sie werden trunken werden von den reichen Gütern deines Hauses; und du tränkest sie mit Wohlust als mit einem Strom“, und Offenb. 7, 16: „Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten, es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgendeine Hitze.“ David sagt Ps. 17, 15: „Ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde.“ Diese Auffassung der vierten Seligpreisung kommt auch in dem Liede 277 in unserm Gesangbuch zum Ausdruck, wenn es da im 5. Verse heißt: Selig sind, die sehnlich streben Nach Gerechtigkeit und Treu', Daß an ihrem Tun und Leben Kein' Gewalt noch Unrecht sei. Die da lieben Gleich und Recht, Sind aufrichtig, fromm und schlecht, Geiz, Betrug und Unrecht hassen. Die wird Gott satt werden lassen.

E. D n r.

(Schluß folgt.)

Die Weissagungen vom Antichristen im siebten Kapitel des Propheten Daniel.

(Fortsetzung.)

F. Das „Kleine Horn“ sieht viel größer aus als die andern. Text: „... und das viel größer aussah als die andern“, V. 20. Der hebräische Text lautet: **וְהָיָה רַב מִן־הַכּוֹרְנוֹת**. Das heißt nicht: Es war größer als die andern, sondern es sah größer aus als die andern. Cheseva ist Nomen mit Suffix = seine Gestalt, sein Aussehen oder seine Erscheinung war größer als das Aussehen seiner Genossen. „Whose look was more stout than his fellows.“ (Engl. Bibel.) Was Wirklichkeit an dem „Kleinen Horn“ ist, sind seine satanisch klugen Augen und sein großes Maul; alles andere ist Schein, Lug und Trug. Es führt hochfahrende Reden, hinter denen nichts ist, und gibt sich das Ansehen einer Größe, die es gar nicht hat.

Auch dies Merkmal findet sich wieder im vollen Maße am Papsttum. Das Papsttum hat sich von jeher das Ansehen einer Größe und Macht zu geben gewußt, die es gar nicht hatte. Selbst Gregor VII., der der Welt zeigen wollte, daß er alle weltliche Macht und alles Besitztum der Menschen nehmen und geben könne, wem er wolle, selbst dieser Gregor VII., vor dem der deutsche Kaiser Heinrich IV. zu Canossa drei Tage im Büßergewand stand: selbst dieser mächtige Papst ist schließlich in der Verbannung gestorben. Eben da er in Canossa seinen größten Triumph feierte, beging er einen verhängnisvollen diplomatischen Fehler. Der Büßer Heinrich hat den „unfehlbaren Statthalter Christi“ überlistet. Heinrich lag an der Absolution des Papstes kein Pfifferling, wohl aber sah er sich durch die Umstände genötigt, gegen seine rebellischen Reichsfürsten freie Hand zu bekommen. Sobald er diese durch die Losprechung vom Bann hatte, machte er sich daran, dem Papst die erlittene Demütigung mit Zins und Zinsezins heimzuzahlen. Er setzte ihn abermals ab, eroberte Rom, schloß den Papst in die Engelsburg ein, setzte einen andern Papst ein und ließ sich von demselben krönen. Guiscard befreite zwar Gregor, nahm ihn aber mit sich nach Salerno, wo er nach elf Monaten in der Verbannung starb. Kurz, die Geschichte weist nach, daß mannhafte, zielbewußte weltliche Herrschern gegenüber der Papst nichts ausrichten konnte. Was er nicht durch Lug und Trug gewann, hat er überhaupt nicht gewonnen. Das gewaltige England kümmert sich bis auf den heutigen Tag wenig um den Papst, und an der griechisch-katholischen Kirche hatte der Papst je und je eine greifbare Grenze seiner Macht vor Augen.

Diesen lügenhaften Schein einer blendenden Größe hat der Papst vornehmlich durch eine Reihe von Geschichtsfälschungen sondergleichen zutwege gebracht. Die fruchtbarste unter ihnen ist unter dem Namen „Pseudoisidorische Dekretalien“ bekannt. Dr. Fezer schreibt darüber:

„Diese Fälschung ist es, worauf sich seit der Zeit (845) die römischen Bischöfe beriefen, ihren frechen Anmaßungen gegen Staat und Kirche Geltung zu verschaffen. Mit Hilfe der heillosen Grundsätze, die in denselben ausgesprochen sind, haben die römischen Päpste allmählich alle allgemeinen Kirchengesetze der früheren Jahrhunderte, worauf die ganze Kirchenverfassung gebaut war, vernichtet, sich über alle Bischöfe und Erzbischöfe erhoben und sie zu Knechten gemacht. Mit Hilfe dieses unerhörten Betrugs haben sich die Päpste zu unumschränkten Gesetzgebern in geistlichen und weltlichen Dingen gemacht, sich wie Halbgötter über alles erhoben, Fürsten und Völker mit Füßen getreten, über Kaiser- und Königreiche nach Willkür verfügt, Weltteile verschenkt und ihre weltliche Herrschaft gegründet. Die Kirche sank zur Sklavin und der Staat zum Fußgestell der römischen Despotie herab. Alles, was die Päpste waren und noch sind, haben sie diesem beispiellosen Betrug zu verdanken. Sie entblöden sich nicht, diesen offenbaren Betrug allen christlichen Völkern als Wahrheit aufzudrängen. Dieser Lügencodex wurde das Evangelium, das die Päpste durch ihre Apostel der Christenheit verkündigen ließen, und auf das sich die heiligen Väter noch im neunzehnten Jahrhundert, wie auf göttliche Wahrheit, zu berufen schamlos genug waren, in einer Zeit, wo die Unrechtheit der isidorischen Dekretalien“ (schon durch die Magdeburgischen Centuriatoren unwiderleglich als Betrug aufgedeckt) „allgemein anerkannt und selbst von den servilsten Skriualisten eingestanden worden ist.“ (Zit. bei Papst, S. 106.) Auch das versteht das Papsttum meisterlich, sich den Schein einer numerischen Größe zu geben, die es bei weitem nicht hat. Eben dieser Schein betrügt sonderlich die Politiker in unserm Lande. Wie trieben sie doch auf dem Wauche vor dem Catholic vote! Und doch ist hundert gegen eins zu wetten, daß ein mannhafter Kandidat, der Rom in rechter Weise die Zähne zeigte, noch heute mit riesiger Majorität erwählt werden würde.

Ja, das gilt von dem Papst wie von seinem Vater, dem Teufel: beide sehen sehr groß und stark aus, sind es aber nur denen gegenüber, die sich von ihnen betrügen lassen. Ein armes Wittenberger Mönchlein hat sie beide verlacht, und sein Lachen ist noch nicht verstummt. Wie trefflich stimmt damit 2 Thess. 2, 4: (Der Antichrist, der Papst, setzt sich in den Tempel Gottes) ἀνοδεύρονα ἑαυτὸν ὡς Θεός = sich selbst als Gott ausstellend. Er stellt sich als etwas aus, was er nicht im entferntesten ist; denn er ist weder Gott noch Gottes Statthalter, noch auch der Herr der Welt, weder in der Theorie noch in der Praxis. He is awfully stout, but only in his own and in the estimation of his dupes. Und zu den Betrogenen des Papstes gehören nicht nur seine Anhänger, sondern auch alle, die ihn nicht für den von der Schrift ge-
weissagten Antichristen erkennen. Bei aller Feindschaft, die sich auch bei solchen gegen das Papsttum finden mag, wissen sie doch von demselben auch viel Liebes und Gutes zu sagen, und aller Kampf, den sie

gegen das Papsttum führen mögen, läßt das Geheimnis der Bosheit im Papsttum unberührt und macht daher kein gefangenes Gewissen wahrhaft frei von seiner Tyrannei. Nur wer aus der Schrift das Papsttum als das Reich des Antichristen erkannt hat, zieht den Harnisch Gottes an und führt darin einen siegreichen Kampf gegen dasselbe; nur für den ist der Papst auch in seinen besten Werken, in seiner „großartigen Liebestätigkeit“, „der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens“; nur der ist gegen das Papsttum und gegen alles, was darum und daran hängt, mit einem unauslöschlichen Haß erfüllt; nur der ist nicht betrogen, sondern erkennt des Papstes wahre Gestalt.

G. Das kleine Horn ist von den andern verschieden. Text: „... und nach ihnen wird noch ein anderer aufkommen, der wird von den früheren verschieden sein“, V. 24. Der hebräische Text lautet: **קַיִן שֶׁנֶּחֱדָשׁוּ**. Jischne heißt nicht „mächtiger“ (Luther), sondern „verschieden sein“. Dies sind Worte des auslegenden Engels. Was Daniel an dem vierten Tiere sah, daß es verschieden war von den andern, das schreibt der Engel hier ausdrücklich auch dem „kleinen Horn“ zu, dem Reich, das zwischen den zehn Reichen aufkommen wird. Das vierte Tier, die vierte Weltmacht, war von allen andern verschieden. Rom gelangte zur Weltherrschaft als Republik, und seine Kriegs- und Staatskunst, seine Entwicklung und Kultur war grundverschieden von allen vorigen Weltreichen. Das neue Reich, das durch das „kleine Horn“ symbolisiert wird, entsteht auf römischem Boden, es wächst unter den Reichen auf, in welche sich das Weltreich mit der Zeit auflöste. Seine Verschiedenheit kann sich daher nicht auf eine Verschiedenheit der Sprache, des Volkes, der Kultur u. dgl. beziehen.

Sehen wir uns nun das Papsttum darauf an, so finden wir, daß es in der Tat von all den anderen Reichen, unter denen es aufkommen ist, ganz verschieden ist. Und eben diese seine Verschiedenheit ist ein charakteristisches Merkmal, durch welches es sich von allen Reichen der Welt unterscheidet. Das Papsttum ist ein Reich, das weltliche Macht beansprucht und auch wirklich ausübt und solche Macht ausgesprochenemassen auf die Schlüsselgewalt gründet, die Christus dem Petrus verliehen haben soll. „Also hat der Papst“, sagt unser Bekenntnis, „sich nicht allein weltlicher Herrschaft wider Gottes klaren Befehl unbillig unterfangen, sondern hat wie ein Tyrann über alle Könige sein wollen. Wiewohl nun solches Tun der Päpste an ihm selbst ganz und gar sträflich ist, so ist doch dies das Ärgste daran, daß er solchen Mutwillen und Frevel mit dem Befehl Christi deckt und die Schlüssel deutet auf weltliche Gewalt und hängt an solche ungöttliche und schändliche Opinion der Seelen Seligkeit, da er sagt, es sollen es die Leute bei ihrer Seelen Seligkeit also glauben, daß der Papst solche Macht habe aus göttlichen Rechten.“ (Müller, 335.) Und wiederum: „Aber es wollten gern die Widersacher eine neue römische Definition der Kirchen haben, daß wir sollten sagen, die Kirche ist die oberste

Monarchia, die größte, mächtigste Hoheit in der ganzen Welt, darinnen der römische Papst als das Haupt der Kirchen aller hohen und niedern Sachen und Sündel, weltlicher, geistlicher, wie er will und denken darf, durchaus ganz mächtig ist, von welches Gewalt (er brauch's, mißbrauch's, wie er wolle), niemand disputieren, reden oder muten darf; item, in welcher Kirchen der Papst Macht hat, Artikel des Glaubens zu machen, allerlei Gottesdienst' aufzurichten, die Heilige Schrift nach allem Gefallen abzutun, zu verkehren und zu deuten wider alle göttliche Gesetz', wider sein eigen Dekretal, wider alle Kaiserrechte, wie oft, wie viel und wann es ihn gelüftet, Freiheit und Dispensation um Geld zu verkaufen, von welchem der römische Kaiser, alle Könige, Fürsten und Potentaten schuldig sein, ihre königliche Kron', ihre Herrlichkeit und Titel zu empfangen als vom Statthalter Christi. Derohalben der Papst ein irdischer Gott, eine oberste Majestät und allein der großmächtigste Herr in aller Welt ist, über alle Königreiche, über alle Lande und Leute, über alle Güter, geistlich und weltlich, und also in seiner Hand hat alles, beide weltlich und geistlich Schwert. Diese Definition, welche sich auf die Kirche gar nicht" — und auf kein anderes Reich in der Welt, auch nicht auf den Türken —, „aber auf des römischen Papstes Wesen wohl reimet, findet man nicht allein in der Kanonisten Büchern, sondern Daniel, der Prophet, malet den Antichristen auf diese Weise.“ (S. 157.) Ja, so malt Daniel den Antichristen ab, und zwar nicht nur an der Stelle, die das Bekenntnis angibt, nämlich Kap. 11, 36 ff., sondern auch gerade im siebten Kapitel. Aus dieser durchaus zutreffenden Beschreibung des Papsttums, die unser Bekenntnis macht, geht klar hervor, daß dies Reich „von den andern verschieden ist“, wie der Text sagt. Das römische Papsttum ist eine Maschine, die Gewissen zu knebeln, ihnen göttliche Verehrung abzu-zwingen und zum Dank dafür den armen Opfern Hab und Gut, Leben und Seligkeit zu rauben. Gerade darin steht es einzigartig da unter den Reichen der Erde.

H. Das „kleine Horn“ wird freche Worte reden wider den Höchsten. Text: „Er wird freche Worte gegen den Höchsten reden“, R. 25. Das Maul des „kleinen Horns“ redet nicht nur hochfahrende Reden gegen die Menschen, sondern auch freche Reden, Lästerungen, gegen Gott. Der hebräische Text hat nicht בְּיָדוֹ , sondern בְּפִיו . Lezad heißt eigentlich „zur Seite“. Es ist nachdrucksvoller als al. Es zeigt, worin die Lästerung Gottes besteht. Das „kleine Horn“, der andere, der aufkommen wird, wird „so reden, daß er sich durch seine Reden Gott an die Seite setzt“. (Kiesoth.) Er wird für seine Reden, und zwar weil er sie sagt, göttliche Autorität beanspruchen. Was er reden wird, das muß vom Himmel herab geredet sein. Er wird sich Gott „zur Seite“, auf eine Stufe mit Gott, stellen, als der absolut Bevollmächtigte Gottes sich aufspielen, von dem der höchste Gott sagt: „Diesen höret!“ Und darum sind alle seine Reden,

auch das, was etwa an sich wahr und gut ist, eitel Lasterungen gegen Gott. Dies „kleine Horn“ kann das Maul gar nicht aufstun, ohne Gott zu lästern.

Und das ist nun auch wieder ein charakteristisches Merkmal an dem Antichristen des zweiten Thessalonicherbriefes und der Offenbarung St. Johannis. Paulus sagt von ihm: „Der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott und gibt sich vor, er sei Gott.“ „Vorgeben, Gott zu sein“, oder „sich Gott zur Seite setzen“ ist ein und dasselbe. Wer so redet, daß er sich durch seine Reden Gott zur Seite setzt, macht sich eben selbst zu Gott und überhebt sich damit über alles, was Gott oder Gottesdienst heißt. Und von demselben Antichristen sagt Johannes: „Und er tat seinen Mund auf zu Lasterungen gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte, und die im Himmel wohnen.“ So stimmen auch hierin Paulus und Johannes mit Daniel überein und machen uns aufs neue gewiß, daß Daniel im siebten Kapitel vom Papsttum weissagt. Denn die Lasterungen des Türken gegen Gott, auf die sich ältere Ausleger berufen, sind ganz anderer Art. Der Türke redet nicht „zur Seite“ des wahren dreieinigen Gottes, sondern setzt seinen Götzen Allah auf Gottes Thron; der Papst hingegen läßt den alten, wahren Gott auf seinem Throne sitzen, stellt sich ihm aber „zur Seite“, gibt vor, in seinem Namen, als sein Statthalter zu reden, und lästert damit Gott in allem, was er redet, und stößt den von seinem Thron, in dessen Namen er zu reden vorgibt. Wer dies „Zur-Seite-Gottes-Reden“ des Papstes so recht ex cathedra hören will, der lese die Beschlüsse des Tridentinischen Konzils. Größere Lasterungen, als in diesen Beschlüssen zu finden sind, kann auch der „Spitzenpapst“ nicht ausstoßen, in dem Joma noch erst den Antichristen erwartet.

I. Das „kleine Horn“ führt Krieg mit den Heiligen, mißhandelt und überwältigt sie. Text: „Ich hatte gesehen, jenes Horn führte Krieg mit den Heiligen und überwältigte sie“, V. 21. „... und die Heiligen des Höchsten mißhandeln“, V. 25. Das „kleine Horn“ führt Krieg mit den Heiligen, auf die hat es es abgesehen. Gegen die Heiligen, gegen die wahren Christen, ist sein Horn gerichtet. Das ist so recht eine Lieblingsbeschäftigung des „kleinen Horns“, die Heiligen zu mißhandeln und unter sich zu zwingen. Eben dadurch erweist sich dies Reich so recht als das Reich des Antichristen, daß es unter dem Namen Christi die Herde Christi verfolgt, die wehrlosen Schäflein Christi mißhandelt. Es führt nach unserm Text keinen Krieg gegen die andern Hörner, gegen die Weltreiche als solche. Es sucht zwar ihre Macht an sich zu reißen, aber nicht durch Kampf gegen die Weltmacht selbst, sondern durch einen blutigen Vernichtungskrieg gegen die Heiligen. Es weiß recht gut: wenn es ihm gelingt, die Heiligen auszurotten, dann hat es mit der

Weltmacht leichtes Spiel. Das „Kleine Horn“ fürchtet nicht die Waffen der Weltmacht, wohl aber die Gewissen und das Gewissenszeugnis der Heiligen. Darum hat es den Heiligen den Tod geschworen.

Damit ist das Papsttum abgemalt, wie es leidet und lebt. „Dies Stück zeigt gewaltiglich“, heißt es in den Schmalkaldischen Artikeln, „daß er (der Papst) der rechte Endchrist oder Widerchrist (ipsum verum antichristum) sei, der sich über und wider Christum gesetzt und erhöht hat, weil er will die Christen nicht lassen selig sein ohne seine Gewalt, welche doch nichts ist, von Gott nicht geordnet noch geboten. . . . Solches tut dennoch der Türke noch Tatter nicht, wie große Feinde sie der Christen sind, sondern lassen glauben an Christum, wer da will, und nehmen leiblich Zins und Gehorsam von den Christen. Aber der Papst will nicht lassen glauben, sondern spricht, man solle ihm gehorsam sein, so werde man selig. Das wollen wir nicht tun, oder darüber sterben in Gottes Namen.“ (Müller, 308.) Das Papsttum kann den Namen Christi wohl leiden — es schmückt sich ja selbst mit diesem Namen; der bloße Name „Christ“ reizt das Papsttum nicht zum Krieg. Aber die Heiligen des Herrn, die wahren Christen, die Leute, die sich ans Wort der Schrift halten, die ihre Seligkeit allein auf Gottes Gnade in Christo Jesu gründen wollen, sind ihm ein Greuel aller Greuel, die quält und mißhandelt es, die verfolgt es mit satanischer Bosheit und Grausamkeit. Das alles ist so bekannt, daß es nicht nötig ist, diesen Krieg des Papsttums gegen die Heiligen aus der Geschichte nachzuweisen. Man braucht nur an das römische Institut der „heiligen Inquisition“ zu erinnern, und man hat alles gesagt, was nötig ist. Von diesem Krieg des Antichristen gegen die Heiligen des Herrn redet die Offenbarung an vielen Stellen. Es heißt unter anderm: „Und es ward dem Tier gegeben, zu streiten mit den Heiligen und sie zu überwinden.“ (13, 7.) „Und ich sah das Weib trinken von dem Blut der Heiligen und von dem Blut der Zeugen Jesu.“ (17, 6.) „Und das Blut der Propheten und Heiligen ist in ihr (Babylon) erfunden worden und aller, die auf Erden erwürget sind.“ (18, 24.) Auch hierin kommt also der Antichrist der Offenbarung mit dem „kleinen Horn“ des siebten Kapitels Daniels überein.

J. Das „Kleine Horn“ wird meinen, Zeit und Gesetz ändern zu können. Text: „Er wird meinen, Festzeit und Gesetz ändern zu können“, W. 25. Es kann nicht bewiesen werden, daß unter *simenim* die besondern Festzeiten der Kirche zu verstehen sind. Wir fassen das Wort mit vielen Auslegern in seiner ganz allgemeinen Bedeutung. Danach sagt der Engel, daß der „andere“, der aufkommen wird, darauf sinnen wird, Zeiten und Gesetz zu ändern. Ihm wird weder menschliches noch göttliches Recht heilig sein; er wird jahrhundertlang feststehende Zeiten, Gesetze, Sitten und Einrichtungen der Menschen ändern, und zwar aus keinem andern Grund, als um durch solch äußerlich Ding die Gewissen zu fangen, an sich zu fetten

und so seine Macht zu befestigen. „Die Sünde des sich neben Gott stellenden Königs wird darin bestehen, daß er auch in diesen Normen“ — Gesetzen, Sitten und Einrichtungen unter den Menschen — „nicht die von Gott gegebenen Grundlagen achtet, sondern die menschlichen Lebensordnungen so ändert, daß er an Stelle der göttlichen Grundlagen sein Belieben setzt.“ (Kliefoth.)

Damit ist uns auch wieder ein gut Stück des Papsttums vor die Augen gestellt. Nichts ist dem heilig, der sich nach Paulo „überhebt über alles, was Gott oder Gottesdienst heißt“. Der Natur und der Schrift zuwider erklärt der Papst die Ehe für einen unheiligen Stand und verbietet den Priestern, ehelich zu werden; der Natur und der Schrift zuwider verbietet er den Genuß von Fleisch und andern Speisen zu gewissen Zeiten; der Natur und der Schrift zuwider entbindet er die Kinder vom Gehorsam gegen ihre Eltern und die Untertanen vom Gehorsam gegen ihre Obrigkeit; der Natur und der Schrift zuwider stellt er den Grundsatz auf: Der Zweck heiligt das Mittel; der Natur und der Schrift zuwider erklärt er sich und seine Kreaturen für weit über allen menschlichen Gesetzen stehend, als geheiligte Personen, die selbst um der schändlichsten Verbrechen willen von Menschen nicht zur Rechenschaft gezogen werden dürfen. Kurz, es gibt kein Ding in der Welt, das der Papst nicht als unter seiner Machtbefugnis stehend erklärt hätte. „Also hat er fast aller Kreatur Brauch mit Sünden beschmeißt, Essen, Trinken, Kleider, Stätte, Zeit, Leib und Leben; und sollte er länger regiert haben, würde er vielleicht auch verboten haben husten, räuspern, rohen und den Wind vom Leibe lassen, als säße er darum da, daß er die Christenheit mit Gesetzen, Verboten, Sünden und Verderben müßte zerplagen durch aller Kreatur Brauch und danach Geld draus kaufen mit Dispensieren usw. Und solche Sünden und Greuel haben dazu müssen Heiligkeit und sonderlicher Gottesdienst heißen, wie die Kälber Jerobeam.“ (Luther, Erl. 41, 298.) Johannes sagt von ihm: „Und macht allesamt, die Kleinen und die Großen, die Reichen und die Armen, die Freien und die Knechte, daß es ihnen ein Malzeichen gab an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn, daß niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen oder den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens.“ (13, 16.) Daß der Papst gerade auch das Kaufen und Verkaufen, überhaupt jeden bürgerlichen Verkehr, aufzuheben sich untersteht, beweist sein großer Vann. Paulus faßt dies alles und noch anderes kurz und bündig in ein Wort zusammen, wenn er den Antichristen, den Papst, einen antikeimenos, einen Widerwärtigen, nennt.

K. Die Heiligen werden eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit in die Gewalt des „Kleinen Horns“ gegeben werden. Text: „. . . und sie werden auf eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit seiner Gewalt überliefert sein“, B. 25. „Aber das Gericht wird sich niederlassen, und

seine Macht wird ihm entzogen werden durch eine endgültige Zerstörung und Vernichtung“, V. 26. Mit völliger Sicherheit läßt sich diesem Text nicht mehr entnehmen, als daß die Heiligen des Herrn eine von Gott abgemessene Zeitlang in die Gewalt des „kleinen Horns“ werden gegeben werden. Der Endpunkt dieser Periode ist gegeben, aber nicht der Anfangspunkt, und daher ist auch alles Rechnen mit menschlichen Zahlen vergebens. Es ist eben eine mathematische Unmöglichkeit, ein Rechenexempel auf nur einer Prämisse aufzubauen. Der gegebene Endpunkt ist die Zeit, da sich das Gericht niederlassen wird. Eben zu diesem Zweck wird es sich niederlassen, um die Macht des „kleinen Horns“ „zu vertilgen und zu vernichten bis ans Ende“, das heißt, für immer, wie es nach dem Grundtext lautet. Daß sich diese Weissagung in der Bedrängnis der Heiligen unter dem Papsttum sonderlich in der Zeit vor der Reformation erfüllt hat, bedarf keines weiteren Nachweises und ist auch schon unter I. ausgeführt worden. Obwohl sich nun über das hier Gesagte hinaus keine gewisse Auslegung geben läßt, so sei es uns doch vergönnt, mit andern Auslegern auch unsere unmaßgebliche Meinung zu sagen.

Die Zeitdauer der Bedrängnis gibt der Text mit den Worten: עַרְעָרָא וְעַרְעָרָא וְעַרְעָרָא. עַרְעָרָא ist einfach „Zeit“. Weder aus dem Zusammenhang noch aus sogenannten Parallelstellen läßt sich erweisen, daß damit ein Jahr oder sonst ein bestimmtes Zeitmaß gemeint ist. Zu עַרְעָרָא sagt Keil: „Mit diesem Plural, da er zwischen Zeit und halbe Zeit steht, kann nur der einfache Plural, i. e., zwei Zeiten, gemeint sein, wie denn im Chaldäischen oft der Plural zur Bezeichnung eines Paares gebraucht wird, wo im Hebräischen der Dual steht.“ (Beiläufig bemerkt, hat Luther hier „etliche Zeiten“ übersetzt, während er die Parallele Offenb. 12, 14, wo auch der Plural kairous steht, mit „zwei Zeiten“ wiedergibt.) Der ganze Zusammenhang scheint allerdings darauf hinzuweisen, daß die zweite Zeitangabe eine Verdoppelung der ersten ist, wie die dritte die Hälfte der ersten ist; nur muß dabei festgehalten werden, daß, wie die erste Zeitangabe „Zeit“ unbestimmt ist, so auch ihre Verdoppelung. Man hat also kein Recht, die zweite Zeitdauer als eine mathematisch genau Verdoppelung der ersten anzusehen. Man kann mit andern Worten aus der Zeitangabe des Textes nicht mehr herausnehmen, als daß die Zeit der Bedrängnis in drei Abschnitte zerfällt, von denen der zweite Abschnitt bedeutend länger ist als der erste und der dritte bedeutend kürzer als der erste.

Ferner zeigt der Text ganz klar, daß die Zeit der Bedrängnis nicht bis zur endlichen Verkürzung des Antichristen dauern wird, sondern mit dem Niederlassen des Gerichts, mit seinem Anfang, ihr Ende erreicht. Der Engel sagt wörtlich nach dem Grundtext: „Aber das Gericht wird sich setzen, und man wird seine Herrschaft wegnehmen (לְהַשְׁמַדָּה וְלְהוֹרְבָה); beides Haph. inf.), um sie zu vertilgen und zu vernichten bis ans Ende.“ Man nimmt ihm also seine Macht weg, um

sie schließlich ganz zu vernichten. Auch 2 Theff. 2 hat dies doppelte Moment: 1. der Herr wird den Antichristen umbringen mit dem Geist seines Mundes; 2. er wird sein ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft. Ebenso begründet Offenb. 14 der Engel, der mitten durch den Himmel fliegt, seine Aufforderung an alle Menschen, Gott zu fürchten, damit, daß er sagt: „denn die Zeit seines Gerichts ist kommen“. Demzufolge setzen wir als Endpunkt der eigentlichen Drangsalzeit die Zeit der Reformation durch Luther. Nehmen wir als Anfang dieser Drangsalperiode das Jahr 756, in welchem durch die Gründung des Kirchenstaates die Päpste eintraten in die Reihe der souveränen Herrscher der Erde, so sind wir nun vor die Frage gestellt, wie diese Periode 756 bis 1517 so in drei Abschnitte zu teilen ist, daß der zweite Abschnitt bedeutend länger und der dritte bedeutend kürzer ist als der erste. Liest man die Zeitangabe des Textes: „eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit“ und sucht sich darunter etwas zu denken, dann wird man wohl Ebrard beistimmen müssen, wenn er sagt: „Es läßt sich dazu an, als ob immer länger und länger die Tyrannei des Horns sich ausdehnen würde: erst eine Zeit, dann die doppelte Zeit, dann die vierfache. . . . Aber so weit darf es nicht kommen; plötzlich wird ihr ein Ende gemacht mitten in der Siebenzeit, so daß statt der vierfachen Zeit eine halbe Zeit eintritt.“ Mit andern Worten: Die Drangsalnacht währt eine Zeit, und dann scheint es, als ob es Tag werden wollte; etliche Lichtstrahlen brechen durch die Finsternis. Allein, anstatt des gehofften Tages tritt eine Nacht von doppelter Länge ein. Da diese ihre Zeit gewährt hat, fängt es wieder an, hell zu werden, heller als das erste Mal. Aber eben da sich alles dazu anläßt, als ob gewißlich der Tag komme, wird's wieder Nacht. Und je hoffnungsvoller die Heiligen des Herrn in die Zukunft geblickt hatten, je mehr lassen sie nun den Mut sinken. Jetzt ist es ihnen, als ob es aus der Tyrannei des Antichristen sicherlich keine Erlösung geben könne, ehe der Jüngste Tag kommt. Es scheint, als ob die letzte Drangsalnacht noch viel, viel länger währen solle als die vorige. Aber siehe, plötzlich wird ihr ein Ende gemacht!

Gibt es nun in der Drangsalperiode 756 bis 1517 solche Zwischenzeiten, in denen es scheint, als ob die grausame Nacht des Antichristen gebrochen werden sollte, in denen helle Strahlen evangelischen Lichtes durch die Finsternis hindurchleuchten? Gehen wir von dem Datum 1517 rückwärts, so wird es uns nicht schwer, in dem 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine solche Zwischenzeit zu erkennen. Hagenbach schreibt: „Mit dem Tode Bonifaz' VIII. oder, was dasselbe ist, mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts treten wir aus dem tiefen Mittelalter in die Zeit des Übergangs, der Gärung, der beginnenden Auflösung. Und das zeigt sich auf allen Gebieten. Die Idealität ist verschwunden; die alten Formen bestehen fort, aber sie entbehren des Gehalts, und dadurch wird der Zwiespalt zwischen

Ideal und Wirklichkeit immer größer. . . . An Stelle des geistlichen Despotismus sehen wir nun den weltlichen treten, der auch in geistlichen und kirchlichen Dingen seinen Willen in militärisch-diktatorischer Weise durchzusetzen sucht.“ Es weht durch jene Zeit, wie Ranke einmal bemerkt, schon etwas von dem schneidigen Luftzug der neueren Geschichte. Durch dies Jahrhundert geht der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern durch die Christenheit, und es werden auch, wenn auch verkehrte und darum erfolglose, so doch ernstliche Versuche gemacht, eine solche Reformation herbeizuführen. In diese Zeit fällt das päpstliche Schisma, die „babylonische Gefangenschaft“ der Päpste. Eine ganze Reihe von Zeugen treten laut gegen die Tyrannei der Päpste auf und lassen zum Teil helle Strahlen evangelischen Lichtes durch die Nacht hindurchleuchten: Dante, Willif, Hus, Hieronymus von Prag, Gregor von Heimburg, Tauler und die Gottesfreunde, Waldenser u. a. Allein es wird nicht Tag. Mit Beginn der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts setzt im Gegenteil eine neue Nacht der Drangsale ein. Aus den Kirchenversammlungen zu Pisa, Kostniß und besonders zu Basel geht der Papst als Sieger hervor. Seine „Wunden sind wieder heil“ (Offenb. 13), er ist wieder der unumschränkte Herr der Kirche, und namentlich müssen nun die Waldenser und Böhmen seine blutige Rache fühlen. Aber diese Drangsalnacht darf doch nur eine halbe Zeit währen. Eben da der Greuel wieder aufs höchste gestiegen war, fliegt der Engel des Herrn mitten durch den Himmel mit der Botschaft: „Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre; denn die Zeit seines Gerichts ist kommen“, Offenb. 14.

Gehen wir nun von dieser Zwischenzeit des 14. Jahrhunderts der prophetischen Zeiteinteilung gemäß ungefähr um das vierfache der letzten Drangsalzeit rückwärts, so kommen wir in das 10. Jahrhundert. Auch hier finden wir eine Zwischenzeit. Sie ist freilich lange nicht so markiert wie die Zeit des 14. Jahrhunderts; so viel aber läßt sich geschichtlich feststellen, daß um diese Zeit des Papstes Ansehen und Macht merklich im Niedergang begriffen war. „Das Papsttum war nahe daran, an dem Gewicht seiner eigenen Verdorbenheit zugrunde zu gehen.“ Von 756 an hatte die päpstliche Hierarchie beständig zugenommen, gestärkt durch Karl den Großen und die italienische Politik seiner Nachfolger, bis sie in Nikolaus I. (858—867), dem ersten Papst, der eine Krone trug, ihren in dieser Periode höchsten Gipfel erreichte. In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts zeigt sich uns jedoch ein anderes Bild. Im Jahre 963 zieht der deutsche Kaiser Otto I. nach Italien, setzt den nichtswürdigen Papst Johann XII. ab und läßt die Römer schwören, hinfort keinen Papst ohne Einwilligung des Kaisers weder zu wählen noch zu weihen. Ungefähr dreißig Jahre später beruft Hugo Capet, König von Frankreich, eine Synode nach Reims, auf welcher der Rorischer, der Erzbischof Seguin, eine Sprache führte, wie sie seit langem nicht zumal von so offizieller Seite aus gehört worden

war. Er sagte unter anderm: „Was ist doch der Papst anders in seinem Prunkgewand und in seiner Strahlenkrone? Wenn er von der Liebe entblöht ist und nur aufgeblasen von Wissenschaft, so ist er der Antichrist, der sich in den Tempel Gottes gesetzt; entbehrt er aber noch obendrein der Wissenschaft, dann ist er ein stummer Göze, eine Bildsäule, bei der niemand sich Rats erholen wird.“ Erst durch das Auftreten Gregors VII., der schon lange vor seiner Wahl zum Papst einen bestimmenden Einfluß auf die Kirche ausübte, raffte sich das gesunkene Papsttum wieder auf und gelangte nun zu einer vorher nie erreichten Höhe. Nun begannen die „zwei Zeiten“, die bis in das 14. Jahrhundert hineinreichten.

In Summa: Nach unserer Meinung soll mit der prophetischen Zeitangabe gesagt sein, daß Gott um seiner Auserwählten willen der Gewalt des „kleinen Horns“, sooft sie den Gipfel erreicht hat, immer wieder steuern werde; daß er dem Weib (Offenb. 12, 14), nämlich seiner Kirche, mitten in der Drangsalzeit Zeiten geben werde, in denen sie wieder einen Vorrat sammeln kann, damit sie erhalten bleibe in der Wüste.

L. Das „kleine Horn“ wird bleiben bis zum Gericht. Text: „Ich schaute, . . . bis das Tier getötet, sein Leichnam vernichtet und dem Feuer zur Verbrennung überliefert ward“, V. 11. „Aber das Gericht wird sich niederlassen, und seine Macht wird ihm entrißen werden durch eine endgültige Zerstörung und Vernichtung“, V. 26. Wie nach Paulus und Johannes der Antichrist bleibt, bis der Herr ihm „ein Ende macht durch die Erscheinung seiner Zukunft“, so bleibt nach unserm Text auch das „kleine Horn“ bis zum Gericht des Jüngsten Tages. Damit findet dies Gericht seinen Abschluß, daß das „kleine Horn“ dem Feuer übergeben wird, V. 11; und dann wird alle Herrschaft unter dem Himmel dem Volk der Heiligen des Höchsten verliehen, V. 27. Davon wird in dem folgenden Abschnitt noch mehr die Rede sein.

§. Sp d.

(Schluß folgt.)

Die trunkene Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben.

(Fortsetzung.)

5. Die trunkene Wissenschaft operiert viel zu viel mit unlogischen Beweisführungen. Zu wundern brauchen wir uns darüber nicht. Wer etwas beweisen will, ohne Tatsachen zu haben, oder feststehende Tatsachen wegdisputieren will, muß Sophisterei treiben. Gewiß verstehen diese Leute von der Logik so viel — meinetwegen noch mehr — als wir. Wenn wir aber sehen, wie oft ihre Vorurteilhaftigkeit und Feindschaft wider Gottes Wort sie dahin bringt,

daß sie ihren logischen Sinn betäuben, so wird uns das den allzugroßen Respekt vor ihnen nehmen. 24 Beispiele werden es tun.

Nr. 1. Wir lassen zuerst die höheren Kritiker und Religionshistoriker ihre Kunst beweisen. Ein Professor der Chicagoer Universität versichert uns ja: "We must accept the results of higher criticism, because they are founded on irrefutable logic and stubborn fact." (52, 28.) Erstes Beispiel der "irrefutable logic": In den asiatischen Religionen wurde manches gelehrt über die Schöpfung, Sintflut und dergleichen, was auch die Bibel lehrt; also stammt die Bibel aus Babel. Hammurabi hat 850 Jahre vor Mose manches verboten, was auch Moses verbietet; also hat Moses sein Gesetz von ihm empfangen. Wenn zwei dasselbe wissen, so muß einer es immer von dem andern gelernt haben.

Nr. 2. Weil in einem Verse der Bibel der Name Elohim gebraucht wird, im nächsten der Name Jehovah, darum müssen diese Verse verschiedene Verfasser haben. (50, 259.) Ein Beamter darf also seinen König nur König nennen; nennt er ihn manchmal Majestät, so verliert er seine Individualität.

Nr. 3. Gewöhnlich steigt ein Volk von einem rohen Naturzustand auf zum Barbarismus und von da zur Zivilisation; also war auch Israel erst ein rohes Naturvolk, und seine Religion hat sich aus dem Fetischismus zum Monotheismus entwickelt. Das ist wider die Geschichte, aber darum auch wider die Logik. Was man oft beobachtet, darf man nicht auf alle Fälle anwenden. Und selbst wenn man das Recht hätte, ein Gesetz der Logik zu übertreten, so hat man nicht das Recht, gleich auch ein zweites zu ignorieren; daraus, daß ein Volk anstatt der Naturreligion die wahre annimmt, folgt nicht, daß eins aus dem andern sich entwickelt hat. Post hoc ist nicht propter hoc.

Nr. 4. Zur Zeit der Könige stimmte das Leben des Volkes nicht mit dem Gesetz Moses überein, also kann damals dies Gesetz nicht vorhanden gewesen sein. Weil die Trusts uns das Leben verteuern, darum gibt es kein Sherman Anti-Trust Law.

Nr. 5. David kann die Psalmen nicht geschrieben haben, weil er greuliche Sünden begangen hatte, ein Kriegermann und sehr beschäftigt war. (Fund. II, 63.) Wer sagen würde, daß Cäsar die Kommentare nicht geschrieben habe, weil er mit andern Geschäften überhäuft war, würde ausgelacht werden, und wer sagt, daß der Geist Gottes einen in Sünden gefallenen Menschen nicht befehlen noch edle Gefühle in ihm erwecken und steigern könne, weiß weder von Theologie noch von Psychologie etwas. Sonderbar ist auch die Logik, nach welcher sie jene Kapitel, die Davids Sündenfälle berichten, stehen lassen, die Stellen aber, die seine edlen Gefühle dartun, streichen. Warum verfahren sie nicht umgekehrt und schließen: Der Mann, der die Psalmen geschrieben hat, kann unmöglich jene Sünden begangen haben, also sind die Bücher Samuels unecht? Doch darüber wird uns das Kapitel über die Parteilichkeit Aufschluß geben.

Nr. 6. Prof. Driver beweist daraus, daß im Buche Daniel zwei griechische Wörter vorkommen (Namen musikalischer Instrumente), daß es nach den griechischen Kriegen geschrieben wurde. Aber schon in den Tagen Nebuladnezars bestand ein reger Verkehr zwischen Griechenland und Babel. (*Fund.* II, 71.) Und wenn Drivers Logik richtig ist, so folgt daraus the stubborn fact, daß kein Volk von dem andern musikalische Instrumente importiert, auch in seinem Sprachschatz keine Fremdwörter haben darf.

Nr. 7. Ein Kanon der höheren Kritik lehrt, daß, wenn ein bibliisches Buch sich nicht auf andere Bücher bezieht, der Schreiber auch nichts davon gewußt habe und vor der Verabfassung derselben geschrieben habe. „Weil die Psalmen nichts wissen von den Büchern der Könige, so sind die Psalmen vor diesen Geschichtsbüchern geschrieben worden.“ (*Churchman*, 1893, 332.) Das Monument Thomas Jeffersons trägt die Inschrift: „Author of the Declaration of Independence.“ Seine Präsidentschaft ist mit keinem Wort erwähnt. Wenn dies Monument nach zweitausend Jahren ausgegraben werden wird — und jener Kanon noch zu Recht besteht —, wird die höhere Kritik daraus beweisen, der Autor der Unabhängigkeitserklärung sei niemals Präsident der Vereinigten Staaten gewesen, und die noch vorhandenen Geschichtswerke danach korrigieren. (*Witness*, 15, 167.)

Nr. 8. Vor einem höheren Kritiker haben wir nicht so viel Respekt. Vielleicht können es die Evolutionisten besser machen. Die *Britannica* sagt: „Geology shows that the present races of plants and animals are the descendants of other and very different races which once peopled the earth.“ Das zeigt nun die Geologie nicht. An den Fossilien zeigt sie, daß die Arten unverändert bleiben; sie zeigt nirgends Übergänge von einer Art zur andern. (*Better*, I. c., S. 144.) Wie wird aber obiger Satz bewiesen? Man meint, Fossilien gefunden zu haben, daß jetzt lebende Arten abstammen von ausgestorbenen, andern Arten. Wie sie das gegen das Zeugnis der Geologie beweisen wollen, kümmert uns hier nicht viel, weil wir es einmal annehmen wollen. Nun schließen sie aber wortwörtlich also: „Wenn manche Arten ungewisselhaft abstammen von früheren, so kann man schließen, daß auch da, wo die verschiedenen Stufen der Entwicklung nicht nachweisbar sind, jede jetzt lebende Art verwandt ist mit einer ausgestorbenen.“ (44, 304.) Wenn das ausgemacht ist, daß, was man in einzelnen Fällen beobachtet, für alle Fälle gilt, dann folgt aus der Tatsache, daß man in einzelnen Fällen beobachtet, daß Evolutionisten ins Irrenhaus abgeführt werden, ein böser Satz.

Nr. 9. Wie beweist Spencer, daß der biblische Schöpfungsbericht falsch sei? Er zeigt, daß ungebildete Völker manche falsche Ansichten haben, die sie im Laufe der Zeit ändern, und schließt dann: „If the interpretations of nature given by aboriginal men were erroneous in other directions, they were most likely erroneous in this direction.“ (I. c., 334.) Da beschäftigt sich der Philosoph mit einem Strohhalm.

Wir gründen den Schöpfungsbericht nicht auf die Ansichten der Naturvölker. Das soll er beweisen, daß Gott nicht die Bibel inspiriert hat.

Nr. 10. Ein anderer Beweis: "No one ever saw a special creation." Dem Glauben kommt es nicht auf das Sehen an, wohl aber der Wissenschaft; somit hat Spencer sich selbst widerlegt, denn no one ever saw a man evolved from the ape. (S. 336.)

Nr. 11. Derselbe Philosoph: "If a single cell, under appropriate conditions, becomes a man in the space of a few years, there can surely be no difficulty in understanding how, under appropriate conditions, a cell may, in the course of untold millions of years, give origin to the human race." (S. 350.) Das schließt nicht. Daraus, daß eine menschliche Zelle sich zu einem Menschen entwickelt, folgt nicht, daß irgendeine beliebige Zelle sich ebenso entwickeln kann, auch dann nicht, wenn man ihr ungezählte Millionen Jahre Zeit gibt, es sei denn, die Menschen schaffen die wissenschaftlichen Gesetze ab und ergeben sich oberflächlichem Denken und wüsten Phantasien. "They who accept the doctrine of evolution" können allerdings ohne Mühe denken, daß irgendwas sich zu irgendwas entwickeln kann. Dann sind aber die Mormonen, die die Götter aus Menschen sich entwickeln lassen, die konsequentesten Evolutionisten.

Nr. 12. Hädel schreibt: „Die völlige Population der beiden sexuellen Zellenkerne bezeichnet haarscharf den Augenblick, in welchem nicht nur der Körper der neuen Stammzelle, sondern auch ihre ‚Seele‘ entsteht. Durch diese Tatsache allein schon wird der alte Mythos von der Unsterblichkeit der Seele widerlegt. Ferner wird dadurch der noch weit verbreitete Aberglaube widerlegt, daß der Mensch seine individuelle Existenz der ‚Gnade des lieben Gottes‘ verdankt. Die Ursache derselben beruht vielmehr einzig und allein auf dem ‚Eros‘ seiner Eltern.“ (S. 85.) Sollte es möglich sein, daß, weil er eine Ursache vor Augen hat, er die Wirkung dahinterliegender, verborgener Ursachen leugnen zu müssen glaubt? Dann hätte er auch seine „Welträtsel“ nicht geschrieben. Das wäre ein neuer Aberglaube. Die Ursache jenes Buches wäre, daß irgendwo in Leipzig Druckerfchwärze sich auf Lettern schmierte. Gewiß will er aber gar nicht logisch denken. Er will nur seinem Grimm gegen den alten Glauben Luft machen.

Nr. 13. Er zählt die Knochen usw. des Menschen, und wenn er die gleiche Anzahl am Affen findet, glaubt er, einen Beitrag zum Beweis für die tierische Abstammung des Menschen geliefert zu haben, und ruft fröhlich aus: „Der Mensch zeigt alle anatomischen Merkmale des echten Affen.“ (S. 22.) Wenn man die unterscheidenden Merkmale wegläßt, dann stimmt es natürlich. Aber warum kann man nach seiner Methode nicht ebensogut schließen: Also stammt der Affe von dem Menschen ab? Dieser Gedanke eröffnet der Spekulation ein weites Feld, und bei dem beständigen Wechsel der Systeme wäre es nicht zu verwundern, wenn auch einmal diese Hypothese in der Wissenschaft aufkäme. Eben sehe ich, daß der Ansaß dazu sich schon findet. Nach Wetzer (S. 151) lehrt

Prof. Emile Jung in Genf, daß „nach den unbarmherzigen Gesetzen der Evolutionslehre der Mensch nach einem Jahrhundert längere und kräftigere Arme, dagegen kürzere und schwächere Beine haben, also affenartig aussehen werde“. „Es wird die Periode der Langhänder und Kurzfüßler sein.“

Nr. 14. Da wollen wir doch lieber die Geologen hören. Weil nach jeßiger Beobachtung das durchschnittliche jährliche Zurüdtreten der Niagarafälle einen Fuß beträgt, darum hat die ganze Schlucht ein Alter von 35,000 Jahren. Prof. Davis von Harvard sagt: „Die Erde hat nicht 60 Millionen, sondern 100 Millionen Jahre existiert. Wir sind imstande, dies zu berechnen vermittelst der Prüfung der Felsenswände in Arizona, wo die Zeitdauer der Ablagerung der Sedimente leicht berechnet werden kann.“ (Nichts ist leichter und nichts unlogischer, von einem beobachteten Fall auf alle Fälle zu schließen.) „Der Grand Canyon gibt auch ein ausgezeichnetes Beweismittel ab. Die Zeit, die der Fluß brauchte, um den Canyon zu bilden, multipliziert mit der Zahl, die das Verhältnis des Alters des Canyon zu dem des angrenzenden Landes angibt, gibt das Alter der Erde beinahe accurately.“ Das Multiplizieren wird uns wohl nicht sonderliche Schwierigkeiten machen, aber wie bekommen wir die beiden dazu erforderlichen Zahlen? Die erste beruht auf Mutmaßung, die zweite ebendarauf, und das Resultat ist beinahe accurate! Man hat beobachtet, daß an gewissen Orten die Erdoberfläche sich hebt; also hat es accurately so und so viele Jahre gedauert, bis die ganze Erdmasse sich aus dem Meere erhoben hat. Der Satz: So hätte es sein können, ist aber nur für die trunkene Wissenschaft gleichbedeutend mit dem Satz: So war es auch. Humboldt sagt sich los von dieser Art Logik in den Worten: „Aus der gegenwärtigen Form der Dinge ist nicht auf die ganze Reihe der Zustände zu schließen, welche sie bis zu ihrer Entstehung durchlaufen haben.“ (44, 298.)

Nr. 15. Die Steinschichten liegen in schönster Ordnung übereinander, der Sand in Haufen; die Steine sind abgerundet. Muß das nicht alles allmählich so geworden sein? Der Schöpfer wird doch nicht selbst alles so eingerichtet haben? So redet Harper's Fourth Reader. Wäume konnten doch nicht ausgewachsen im Paradiese stehen — es mußte doch erst der Same in die Erde gelegt werden! Adam konnte doch nicht als Mann geschaffen sein — er mußte doch, wie alle andern Menschen, als Fötus in die Welt kommen!

Nr. 16. Auf die Fossilien legen die Geologen großes Gewicht, wenn sie dabei auch auf die Logik weniger Gewicht legen. Geitje sagt in der *Britannica*: „It is mainly by the remains of the plants and animals imbedded in the rocks that the geologist is guided in unraveling the chronological succession of geological changes.“ Gut, auf die Fossilien kommt es also an. Wie bestimmt man aber das Alter dieser Fossilien? Sie selber geben dafür gar keinen Anhaltspunkt.

Steht in der *Britannica*. Da muß man erst die Reihenfolge der Steinschichten bestimmt haben. Die unterste Schicht ist die älteste, und die nur darin vorkommenden Fossilien sind die ältesten. Findet man nun in einer andern Formation, deren Alter sonstwie nicht zu bestimmen ist, dieselben Fossilien, so geben die genau das Alter an. Das lehrt Geitlie. Ja, wenn das wahr ist, daß die unterste Steinschicht immer die älteste ist (denn wir hören, daß öfters dieselbe Schicht zuoberst liegt; auch weiß man nicht, warum der Schöpfer nicht zu gleicher Zeit zwei oder drei Schichten habe schaffen können); wenn das wahr ist, daß in einer oberen Schicht dieselben Fossilien nicht vorkommen (denn noch ist nur der allergeringste Teil der Schichten auf der großen weiten Erde oberflächlich untersucht); wenn das wahr ist, daß die betreffenden Fossilien ausgestorben sind und also nicht noch in eine obere Schicht geraten können (denn wir hören, daß man jetzt noch Exemplare von Arten findet, die früher als ausgestorben galten), und wenn sie das Alter der in Frage stehenden Schicht nicht mit andern Belegen erweisen (denn angenommen, diese Formation ist viele geologische Perioden jünger als jene unterste Schicht, so würde das den darin vorkommenden Fossilien ein jüngeres Alter zusprechen): ja, dann wäre an eurer Argumentation nichts auszusetzen; und wenn es keine Logik gäbe, würden wir großen Respekt vor euch haben. — So behandeln sie auch die in den diluvialen Höhlen gefundenen Schädel und Werkzeuge. Diese primitiven Steinwerkzeuge sollen beweisen, daß die damaligen Menschen sehr primitiv waren. Aber es ist a stubborn fact, daß diese Höhlen noch zu späteren Zeiten existierten, sonst wären sie nicht entdeckt worden. Was will man nun gegen dieses Argument sagen: „Diese primitiven Werkzeuge können ebensogut von späteren Geschlechtern stammen, die sie eben deswegen fortgeworfen haben, weil sie ihnen zu einfach und unvollkommen waren“? (48, 288.) Und warum kann nicht in einer neueren Zeit ein Mensch sich in die alte Höhle verirrt, dort den Tod gefunden und seinen Schädel dagelassen haben? (Daß mit den Schädeln selbst für ihren Zweck nichts anzufangen ist, kommt später.)

Nr. 17. Prüfen wir die Astronomen! Eine Hauptstütze des Kopernikanismus ist das Gesetz der Schwere. Da sagt nun die *Britannica*: „It is a matter of universal experience all over the earth that a heavy body tends to fall to the ground.“ Das ist richtig; doch hat Newton eine Anmerkung zu dem darauf gegründeten Gesetz der Attraktion gemacht. Aber welche eine Logik: Weil das auf der Erde so ist, darum ist es auch überall im Univerſum so! Das fühlt auch die *Britannica* und sagt darum bloß: „Wir sind versucht, das zu verallgemeinern und zu sagen, daß immer zwei Massen im Univerſum sich anziehen.“ Die Anwendung dieses Gesetzes auf das Weltall beruht auf einem Trugschluß. Aber wir wollen es gelten lassen. Dann wird auch die viel kleinere Sonne von den viel größeren Sonnen angezogen. Das lehrt ja auch die Astronomie. Dann bewegt sich auch die Sonne.

Gewiß, sagen die Astronomen. Nun, dann darf Josua sagen: Sie bewegt sich doch.

Nr. 18. Wie kann man die Erde als Mittelpunkt des Weltalls ansehen, dies Stäubchen im Meer des Universums! Die Erde ist so- undsobiell kleiner als die Sonne und die ungeheuren Sterne — da soll nicht nur Sonne und Sternenheer ihr dienen, sondern hier soll auch das Wunder aller Wunder geschehen sein, die Menschwerdung des Sohnes Gottes! — Und wenn die kleinsten Sterne millionenmal größer wären als die Erde, was hat das damit zu tun, was Gott auf dieser Erde tut? Nach welchem Gesetz der Wissenschaft und der Logik sind Gott die Hände durch die Größe der Sterne gebunden? Nicht die Wissenschaft, sondern der Unglaube beherrscht diese Leute und bringt sie auf dem Gebiet der Logik zum Taumeln. Und warum kann die Erde, wenn sie auch wirklich etwas Klein ist, nicht der wahre Mittelpunkt des Weltalls sein? Die Quantität, sagt Luthardt, ist nicht der Maßstab für die Qualität. Sonst dürfte der Ochse nicht mehr wiegen als sein Eigentümer.

Nr. 19. Als letzte Hoffnung für die unwiderlegliche Logik bleibt die wissenschaftliche Theologie und moderne Weltanschauung. Prof. Seeberg sagt: Früher stellte man sich Gott und sein Walten so vor: Gott griff in den Zusammenhang des Werdens und Seins ein, durch kein festes Gesetz behindert. Da war es leicht, an Wunder zu glauben. (54, 372.) Also jetzt weiß man, daß Gott durch feste Gesetze gehindert wird. Das ist gewiß eine jener logical impossibilities, von denen Huxley sagt: A round square, a present past, ein ohnmächtiger Allmächtiger.

Nr. 20 bietet einen Zirkelbeweis. Man sagt in jenen Kreisen, die Wissenschaft habe dargetan, daß es keinen Gott gebe, denn es sei alles denkbar ohne Gott, es seien genug Kräfte in der Natur vorhanden, um die Annahme einer allmächtigen Wirkung unnötig zu machen. Wenn sie dann auf die Entstehung des ersten Lebewesens zu reden kommen, erklären sie, es müsse, obwohl die Wissenschaft von einer derartigen Kraft nichts wisse, doch spontan entstanden sein, weil, wie oben bewiesen, es keinen Gott gebe, der es geschaffen haben könne. Kürzer lautet das Argument so: Es gibt keinen Gott, denn es kann alles ohne Gott entstanden sein; das erste Leben muß spontan entstanden sein, denn es gibt keinen Gott. Ganz kurz lautet das Argument: Es gibt keinen Gott, denn es gibt keinen Gott. (46, 222.)

Nr. 21 enthält einen Selbstwiderspruch. Ein Redner legte dar, daß man noch nie habe beweisen können, daß das Leben aus dem Leblosen entstanden sei, „aber man müsse dies annehmen, weil sonst die Möglichkeit eines Wunders zugelassen werde“. (48, 30.) Welche verborgenen Wege geht doch der Geist dieser Menschen, die, um das Wunder, das Wirken Gottes, nicht zugeben zu müssen, das viel größere Wunder behaupten, daß das Leben aus dem Leblosen sich entwickelt habe! Auch Hädel merkt nicht, daß er erst Logik studieren sollte, ehe er

Bücher über Belträtzel schreibt, worin er (S. 157) sagt: „Ich stimme vollkommen dem Sage bei: „Die Urzeugung leugnen heißt das Wunder verkündigen.“ Er nimmt wirklich zu einem Wunder seine Zuflucht, um sich vor dem Wunder zu retten. Er nimmt wirklich die beiden Sätze an: Es gibt keine kleinen Wunder; es gibt große Wunder.

Nr. 22. Den Satz Hädels: „Das alte Dogma von der Unsterblichkeit der Seele kann im 20. Jahrhundert nicht mehr Gegenstand ernstest wissenschaftlicher Forschung sein“ haben wir schon in einer andern Verbindung besprochen. Hier kommt es uns auf das Wörtlein „mehr“ an. Hat man denn früher geglaubt, daß die Unsterblichkeit um wissenschaftlicher Gründe willen anzunehmen sei? Den Standpunkt des Gegners falsch darzustellen, ist ein Verstoß wider die Logik, wenn man es nicht geradezu eine Sünde nennen will.

Nr. 23. „E. Vogt und andere glauben, daß die Gedanken eine Sekretion des Stoffes, ein Urin des Gehirns, sind, obgleich der Gedanke auch nicht eine Eigenschaft des Stoffes besitzt.“ (Wetteg, S. 285.) Wenn die Chemie einmal nach solcher Logik arbeitet, dann wird sie auch Blei in Gold verwandeln — und Spekulationen in Tatsachen.

Nr. 24. Wenn einem gewöhnlichen Menschen einmal ein logischer lapsus passiert, so rechnen wir ihm das nicht so hoch an. Viel weniger dürfen wir der trunkenen Wissenschaft ihre häufigen Entgleisungen auf diesem Gebiet hoch anrechnen, denn sie kann nichts dafür. Sie ist unlogisch veranlagt. Ihr ganzer Streit mit der Bibel ist unlogisch. „Wenn die Keime der religiösen wie aller Vorstellungen im brennenden Urnebel enthalten waren, was können wir Christen dafür, daß diese Keime sich ebenso, ja viel kräftiger entwickelt haben als die der materialistischen Weltanschauung?“ Sie sollten diese Entwicklung nicht mit ihren Büchern aufzuhalten suchen, denn danach fragen die Atome nichts, sondern „das als eine der größten Leistungen ihres geliebten, ewigen Stoffes mit Interesse und Wohlwollen betrachten“. (Wetteg, S. 321.) — Und der Chicagoer Professor hat großen Respekt vor ihrer irrefutablen Logik.

L. H. Engelder.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Süd-Illinois-Distrikts mit einem ausführlichen Referat von Prof. Dau über das Thema: „Das lutherische Urteil über die römische Lehre vom Fegfeuer.“ (18 Cts.)

2. „Concordia Pencil Tablet No. 3“, auf einer Seite liniert, genau wie unser bekanntes „Concordia Composition Book No. 3“. (5 Cts. ohne Porto; das Duzend 35 Cts. ohne Porto.) Bezogen werden sollte es nicht durch Parcel Post, sondern nur per Fracht.

3. „Die Psalmen Davids nach D. Martin Luthers Übersetzung.“ (7 Cts.)

J. B.

Zur Einigung der amerikanisch=lutherischen Kirche in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl. Im Anschluß an die nordwestliche Vereinigungsfrage und deren Kritiken. Von D. F. Pieper. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 100 Seiten, 6×9, in Leinwand gebunden, mit Titel und Rückenprägung. Preis: 40 Cts.

Eine höchst interessante Schrift, ebenso klar, korrekt und unerbittlich in der Darstellung der rechten Lehre von Bekehrung und Gnadenwahl wie mild und frei von Engherzigkeit in der Beurteilung solcher Punkte, in denen man, unbekümmert der Lehre selbst, auch anderer Meinung sein kann. Wenn nun jeder lutherische Pastor in Amerika und nicht minder alle hervorragenden und auf das Wohl unserer Kirche bedachten Laien diese Schrift D. Piepers zum Gegenstand ihres ernstesten Studiums machen und an Schrift und Symbol prüfen wollten, so dürfte die nahebe Lutherfeier 1917 wenigstens in Amerika sich vollziehen mit dem Bewußtsein einer Einigkeit, wie sie in der lutherischen Kirche unseres Landes bisher noch nicht vorhanden gewesen ist, und zugleich auch mit dem fröhlichen Gewissen, daß wir nicht bloß das Grab des großen Propheten der Reformation schmüden (während man seine Gnadenlehre verlegt und so tatsächlich ihn selber aus der Kirche, die er gegründet und die seinen Namen trägt, heraus in das Lager der Calvinisten drängt), sondern treulich festhalten an Luthers sola gratia und soli Deo gloria, welches letztlich allein der göttliche Freibrief für die Existenzberechtigung unserer Kirche ist. F. B.

Populäre Symbolik. Lutherischer Wegweiser zur Prüfung der verschiedenen Kirchen und religiösen Gesellschaften. Von Martin Günther. Seit der dritten Auflage besorgt von L. Fürbringer. Vierte, vermehrte Auflage. VIII und 456 Seiten. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$2.00.

Von den populären Darstellungen der verschiedenen Kirchengemeinschaften ist die Günthersche „Symbolik“ immer noch die umfassendste, zuverlässigste und dogmatisch (woran dem Pastor im praktischen Amt ja in der Regel zuerst und zumeist gelegen ist) am besten orientierende. Obwohl dies Werk zuerst sein Erscheinen machte schon vor mehr als dreißig Jahren, so leistet es doch auch heute noch vorzügliche Dienste. Insbesondere die wörtlich mitgeteilten Zitate verleihen dem Güntherschen Buch einen bleibenden Wert. Die Bekenntnisstellung einer kirchlichen Gemeinschaft als solcher ändert sich in wesentlichen Stücken eben sehr wenig im Lauf der Zeiten. In etlichen Zusätzen von Prof. Fürbringer auch zu dieser Auflage ist zudem das Nötige eingefügt worden, um das Buch in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Im ersten, historischen Teil sind zum erstenmal berücksichtigt worden die Polnische Nationale Kirche, die Ungarische Reformierte Kirche, die Churches of Christ, die Böhmisches und Mährischen Brüder in Nordamerika, neue Parteien unter den Mennoniten, Methodisten und Adventisten, die amerikanische Heilsarmee, die Neu-Irvingianer und etliche andere Sekten. Der zweite, dogmatische Teil bietet nun auch die Lehren der Russelliten. Dagegen ist Veraltetes gestrichen worden. Die statistischen Angaben sind entnommen den 1910 veröffentlichten „Special Reports of the Bureau of the Census: Religious Bodies 1908“. In was für Hände auch immer (lutherische oder nichtlutherische) dies Buch gelangen mag, es kann durch seine ruhige Klarheit und reine Wahrheit nur gewinnend wirken und viel Segen stiften. F. B.

Vollständiges alphabetisches Versverzeichnis zum Kirchengesangbuch für ev.-luth. Gemeinden II. A. K. Verlag von Johannes Herrmann, Zwidau. 10 Cts.

Dies durch den Titel genügend charakterisierte „Versverzeichnis“ zu unserm Gesangbuch wird dem Pastor bei der Ausarbeitung seiner Predigt und sonst in der Auffindung passender Lieder und Lieberverse gute Dienste leisten und manche kostbare Minute ersparen. Es ist ein Büchlein, das sich über und über bezahlen

wird und in keiner Bibliothek fehlen sollte. Auch Gemeindegliedern dürfte es willkommen sein, wenn sie einen Vers suchen und nicht wissen, welchem Liede er entnommen ist.

J. B.

Unsere Gäste. Fremdenbuch. Verlag und Druck von Johannes Hermann, Bividau. Leinenband. 75 Cts.

„Es ist eine schöne Sitte, daß Gäste der Familie sich in ein Buch einschreiben, ehe sie das gastliche Haus verlassen. Diese Sitte zu pflegen, dazu ist dieses solid und geschmackvoll gebundene, mit Anfangs- und Schlußbügelleit versehene Buch besonders geeignet. Ein sinniges Gedicht auf dem ersten Blatt gibt den rechten Ton an für alle folgenden Eintragungen.“ Bezogen werden kann dies Fremdenbuch sowie auch obiges „Verzeichnis“ vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

J. B.

„Sind die Wunder des Urchristentums geschichtswissenschaftlich genügend bezugt?“ Für denkende, moderne Menschen bearbeitet durch Dr. Ludwig v. Gerdtell. Verlag von Bruno Beder, Eisenburg. M. 1.

In lebendiger Darstellung und zwingender Argumentation beweist v. Gerdtell in diesem Heft von 70 Seiten, daß aus geschichtlichen Erwägungen kein vernünftiger Mensch die Wunder Jesu ablehnen kann. Nirgends haben wir in so gedrängter Form eine treffendere Antwort auf die vom Verfasser aufgeworfene Frage gelesen.

J. B.

„Die urchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung.“ Für denkende, moderne Menschen bearbeitet von Dr. Ludwig v. Gerdtell. Verlag von Bruno Beder, Eisenburg. M. 1.50.

Dieses Heft schließt sich eng dem vorigen an und sucht den Beweis zu erbringen, daß die Wunder der Bibel wie vom Standpunkt des Historikers, so auch nicht von dem des Logikers und Philosophen anfechtbar seien. Das Heft bietet zum Teil gutes apologetisches Material, richtet sich aber nicht bloß gegen den Atheismus und die Liberalen der Neuzeit, sondern auch gegen die Orthodoxie der Kirche, der es den grundlosen Vorwurf macht, daß sie die Schriftlehre von der Versöhnung und die prophetisch-apostolische Weltanschauung entstellt habe.

J. B.

Complettes Reallexikon nebst Index Rerum von C. Eckhardt. M bis N. Success Printing Co., St. Louis, Mo. Preis: \$2.10. Porto 20 Cts. extra. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Es gereicht uns jedesmal zur besonderen Freude, wenn wir einen neuen Band dieses in seiner Art großartigen Unternehmens, das P. Eckhardt singlehanded in Angriff genommen und erfolgreich weitergeführt hat, zur Anzeige bringen können. Der vorliegende fünfte Band bietet auf ungefähr 500 Seiten die Gegenstände von „Nammun“ bis „Ruhe“. Der folgende, sechste Band, der auch separat bestellt werden kann, soll ausschließlich „Die Schule“ behandeln und noch diesen Herbst erscheinen. Band 7 wird dann noch die Buchstaben S und T und Band 8 den Schluß bringen. Der Verfasser teilt uns mit, daß von früheren Bänden seines Lexikons noch eine Anzahl zu haben sind.

J. B.

Das Wesen der Inspiration, auf Grund des alttestamentlichen Schrifttums untersucht. Von P. Lic. theol. G. Stofsch. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. Preis: M. 4.50; geb. M. 5.25.

Daß die heiligen Schreiber bei der Verabfassung der heiligen Schriften nur das schrieben, was der Heilige Geist ihnen eingab, und sich dabei nicht von eigenen Gedanken leiten ließen, das verstehen wir 2 Tim. 3, 16 und 2 Petr. 1, 21 zufolge unter Inspiration. In der vorliegenden Schrift aber wird der Begriff Inspiration wesentlich identifiziert mit Offenbarung oder Erleuchtung, die entschieden

festgehalten und analytisch nachgewiesen wird mit Bezug auf sämtliche Schriften des Alten Testaments, deren Echtheit darum der Verfasser auch nicht in Frage zieht. Zur Charakteristik der Stellung des Verfassers, die uns, was die eigentliche Inspiration im Unterschied von der Erleuchtung betrifft, nicht klar geworden ist, lassen wir etliche Stellen folgen. Seite 20 sagt Stosch über die Verbalinspiration: „Schon hier aber darf bemerkt werden, daß eine prinzipielle Scheidung zwischen Wort und Gedanken, zwischen dem Wesen und dem Ausdruck der Dingen den tieferen Beobachtungen, sei es des Denkprozesses, sei es des Geisteslebens überhaupt, nicht entspricht. Der vollkommenste Gedanke ist unvollkommen, wenn wir den völlig entsprechenden Ausdruck für ihn nicht zu finden wissen. Unser Denken klärt und verklärt sich im Sprechen. Das Wort ist die Doga des Gedankens, der Spiegel des Seins, der Begriff der wohlverstandenen Wirklichkeit. Jeder Lebenscharakter, jede Individualität der Geisteswelt bleibt uns verschleiert, solange uns der dem Wesen entsprechende Wortausdruck fehlt. Die Dinge kommen zu uns durch das Wort und wir durch das Wort zu den Dingen. Man kann Wort und Geisteserkenntnis nicht voneinander trennen. Die Einigung der Sprache mit Wissen und Erfahrung ist das Grundprinzip des Geisteslebens. Ist die Verbindung zwischen Geisteswahrheit und Geisteswort eine so enge, notwendige und unlösbare, so wird sich die Inspiration in irgendeiner Weise und in irgendeinem Maße auch auf das Mittel beziehen, durch welches eine geoffenbarte Wahrheit angeeignet und für andere zum Ausdruck gebracht wird, also auf Wortausdruck und Stilgepräge. Die ‚Verbalinspiration‘ wird freilich nicht mechanisch zu denken sein. Mechanische Wirkungen sind dem Wesen des lebendigen und freien Gottesgeistes ebenso fremd wie zauberische Wirkungen. Aber das, was Wilhelm von Humboldt die menschliche ‚Sprachkraft‘ nannte, eine Kraft, die mit der Denkkraft in unmittelbarem Zusammenhang steht, mußte notwendig durch eine auf die Geisteskräfte wirkende Inspiration tiefer entbunden, gehoben und bereichert werden.“ S. 22: „Wir werden demnach sagen müssen, daß die Inspiration, wosimmer sie walte, auch Wort und Stil überwaltet. Die Klangfarbe der Sprache läßt überall in der alttestamentlichen Schrift die Wahrheit als Licht, die Lüge als Finsternis hervortreten. Auch sprachlich übt die Schrift ein Richteramt, das zwischen gut und böse scheidet. Da im Bereich der heiligen Geschichte Licht und Wahrheit stärker sind als Lüge und Finsternis, da das Gute sich mächtiger erweist als das Böse, so ist die Sprache des alttestamentlichen Schrifttums durchgängig die Sprache der Erleuchtung, die das in Finsternis sich Verhüllende und das vor der Macht des Guten Flüchtende vor ihren Richterstuhl ruft.“ S. 48: „So trägt der Schöpfungsbericht nach Geist und Buchstaben pädagogischen Charakter. Wille und Geist des göttlichen Erziehers der Menschheit hat ihn inspiriert. Die Urkunde zeigt nicht die leisesten Spuren weder im Inhalt noch in der Form, welche die Vermutung zuließe, daß sie einem menschlichen oder geschichtlichen Umschmelzungsprozeß irgendwelcher Art unterworfen worden wäre. Sie ist göttlichen Ursprungs und hat unter göttlicher Bewahrung gestanden, ist darum sakrosanct auch für das Wirklichkeitsbewußtsein, welches uns aus den Ergebnissen der Naturforschung zuwächst.“ Zu diesem Schöpfungsbericht stehen aber nach Stosch die geologischen Lehren nicht im absoluten Widerspruch! S. 53 lesen wir: „Hollaz schreibt: ‚Res, quae scriptoribus sanctis fuerunt notae considerantur vel absolute et in se vel respective, quatenus ex voluntate Dei fuerunt scribendae. Priori modo jam ante scriptoribus sanctis fuerunt cognitae, non vero posteriori modo. Tametsi enim amanuenses sancti res quasdam, quae ab ipsis descriptae sunt, habuerint cognitae ante actum scriptionis, per se tamen ipsis non fuit cognitum, an res illae ex voluntate Dei essent describendae, quibus circumstantiis, quo ordine et quibus verbis essent literis mandandae.‘ Daß dieser Ausführung ein richtiger Gedanke zugrunde liegt, ist unleugbar. Es genügt nicht das bloße historische Wissen, um eine Begebenheit unter dem Gesichtspunkt heiliger Wirklichkeit und im Sinne eines geistlichen Erkennens darzustellen. Dazu bedarf es heiliger Erleuchtung und der Begabung mit Impulsen, über die nur Gottes Geist verfügt. Aber mußte solche Inspiration als ein Wunder von oben her über die Zeugen Gottes kommen? Lebte nicht in allem heiligen Geschehen selbst heiliger Geist und teilt inspirierend das Seine zu, welchem er will?“ (Es handelt sich hier aber um die Frage, ob ein Schriftstück aufgenommen werden soll in ein bestimmtes Buch, nicht ob ein Dokument von

einem deutlich kundbareren Geist heiliger Begebnisse belebt ist! E. 60 lesen wir zu Gen. 3, 15: „Dies in Sinn und Ausdruck rätselhaftes Wort wurde tatsächlich enträtselt, als Mariens Sohn, in dem sich nicht nur alle Hoffnung, sondern alles Sein der Menschheit einigte, am Kreuze hangend, von der aus der Tiefe heranschleichenden Verderbensmacht zum Tode verwundet wurde, aber eben mit diesem im Triumph endenden Erleiden die Verderbensmacht vernichtete. Die Schlange hatte in ihm die Menschheit verderben wollen. Nun wurde in ihm die Menschheit vom Verderben errettet.“ E. 72: „Wenn Noah Jahre als den Elohim Sems preist, so liegt darin ein weisagender Gedanke, der eine Welt von Erfüllungen in sich trägt. Diese Erfüllungen werden die Knospe des Proteuangelion entfalten. Sems Hütten werden die Stätten göttlicher Heimführung sein, während Elohim für Japhet weiten Raum schafft auf der weiten Erde. Die Worte Gen. 9, 25–27 enthalten ein weitschauendes Programm für die göttliche Erziehung der Menschheit.“ E. 93 sagt Stofch mit Bezug auf die ganze Genesis: „Die Geistesubstanz der Inspiration teilt sich dynamisch dem Ganzen der Urkunden mit und durchweht die einzelnen Teile. Wir brauchen dabei nicht zu behaupten, daß jedes Wort der Urkunden unmittelbar inspiriert sei. Wohl aber ist jedes Wort geschichtlich erwachsen und trägt das ehrliche Gepräge geschichtlicher Wahrheit. Und da die Geschichte, welche den Inhalt der Urkunden bildet, heilige Geschichte ist, so hat auch jedes einzelne urkundliche Wort nach seinem Maße Anteil an der Prärogative dieser Geschichte, frei zu sein vom Bann und Gesez rein weltlichen Denkens und dem ewigen Geiste zu dienen, der Welt von Welt erlösen will. In diesem Sinne gilt von den Urkunden der Offenbarung und von ihnen vornehmlich: *πάντα ὑποκινῆ θεοπνευστος*.“ Auch hier tritt Offenbarung und Erleuchtung an die Stelle dessen, was wir Schriftinspiration nennen. Ähnlich äußert sich Stofch in vielen andern an sich trefflichen Aussprüchen über die Offenbarungen und Erleuchtungen des Geistes Gottes in den Büchern des Alten Testaments, in denen man überall den Hauch des göttlichen Geistes spüre. Die Frage aber, ob die heiligen Schreiber nur das niedergeschrieben und ihren Büchern einverleibt haben, was der Heilige Geist ihnen eingab, kommt zu keiner eigentlichen Erörterung.

Die Vergebung der Sünden. Von D. Karl Stange. Verlag von Edwin Runge, Berlin. Preis: 50 Pf.

In diesem Heft zeigt D. Stange, daß die Lehre von der Vergebung der Sünden, die das Herz des Christentums bildet, der wahren Sittlichkeit nicht nur nicht hinderlich ist, sondern allein sie erst ermöglicht und auch verwirklicht.

J. B.

BOOK OF DEVOTION. The Psalms with Prefaces, Summaries, and Prayers for Family Use. Compiled by Rev. F. Kuegele. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: \$1.25. In Goldschnitt \$1.50.

Gesunde, kernige, kräftige und wirklich sättigende Kost ist es, die hier P. Kuegele bietet. Wird sie morgens und abends vorgelegt, so brauchen die Glieder, die sich um den Familientisch sammeln, nicht zu verkümmern, zu verhungern. Vielmehr werden sie am inwendigen Menschen bei dieser Speise ebenso gedeihen wie die Elyseide um den Tisch herum leiblich bei der alten gefundenen Hausmannskost. P. Kuegele bietet nicht allerlei verjudertes Naschwerk moderntheologischer Kunstbäcker und Konditoren, sondern das schlichte Brot des Lebens, wie es lutherische Theologen ohne alles eigene Zutun und Abtun der Schrift entnommen haben. Gründet doch P. Kuegele sein Buch auf die längst bewährte „Altenburger Bibel“. Ohne geistreich, poetisch oder empfindsam zu werden, legt er in schlichter, einfacher, erster Sprache vor, was das jedesmalige Gotteswort so reichlich darbietet an Lehre, Strafe, Trost. Und solche Bücher hat unsere Zeit nötig, die nicht bloß leiblich, sondern auch geistlich an Neurosis leiden. Am lutherischen Wesen schlichter Darlegung alter Schriftwahrheiten kann unser vom Sektentum infiziertes Geschlecht genesen. Und wer sich erst an diese Kost gewöhnt hat, wird ihrer ebenjowenig überdrüssig und satt wie die Kinder des Brots, das die Mutter bäckt. Möge P. Kuegeles Erbauungsbuch in recht viele Häuser seinen Einzug halten!

J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Unter der Überschrift "Differing Interpretations" veröffentlicht P. N. D. Brandt von der Norwegischen Synode im *Lutheran Herald* einen längeren Artikel. Daß verschiedene Auslegungen des „Opgjør“ vorliegen, erhellt am deutlichsten daraus, daß jede von beiden Seiten leugnet, durch Annahme desselben seinen Standpunkt geändert zu haben, aber von der andern Seite behauptet, daß sie das getan habe. D. Rildahl hatte im „Lutheraneren“ behauptet, die Norwegische Synode habe dermaßen ihren Standpunkt geändert, daß von vornherein klar gewesen sei, daß sie jetzt mit Missouri brechen müsse. P. Brandt schließt seinen Artikel mit den Worten: "Since further work for church union is to be based on the 'Opgjør,' and since this document is interpreted so differently in the two church bodies which have adopted it, it would seem necessary that the document be publicly discussed before the annual church meetings. For surely there can be no true harmony where the agreement by which unity is supposed to have been reached is interpreted in such an entirely different manner. In business matters the surest way to have trouble between two parties to a contract is to have the contract so worded that each one understands it differently. In the interest of true unity it therefore seems necessary to call attention to these interpretations of the agreement between the Synod and the United Church, which differ from one another very materially. If organic union is brought about when the agreement on which it is built is given a totally different interpretation by the parties adopting the agreement, such union can but result in strife. In our Norwegian Synod it seems especially important to give this matter serious and prayerful attention, since a special meeting of the whole Synod has been called for this summer to consider the subject of church union, the second special meeting of the Synod since it was divided into districts in 1876."

E. B.

Der „Lutherische Zionsbote“, das Organ der Deutschen in der Generalsynode, kündigt seinen Dissensus an über den in der letzten Nummer von „Lehre und Behre“ beleuchteten Artikel im Oktoberheft des *Lutheran Quarterly*, betitelt: "The Minister and Modern Thought." In einem längeren Artikel: „Die Stellung der Lutherischen Kirche in Amerika zur modernen Theologie“ sagt der „Zionsbote“: „In der lutherischen Kirche Amerikas gibt es, soviel wir wissen, nicht viele Repräsentanten der modernen Theologie. Der Gedanke, daß es vielleicht Keinen gäbe, wurde als unrichtig erwiesen, als in der Oktobernummer des *Lutheran Quarterly* von 1912 ein Artikel unter dem Titel 'The Minister and Modern Thought' erschien, ein Artikel, der eine von der Kirche gänzlich verschiedene Anschauung brachte. Die Abweichung von den Lehren der Kirche scheint dem Verfasser des Artikels nicht viel Schmerzen zu bereiten.“ Das *Lutheran Quarterly* selbst brachte in seiner Aprilnummer von Prof. L. S. Kehler einen Gegenartikel, der auch in Pamphletform erschienen ist. — Daß die Mehrheit der Generalsynode sich mit jenem Artikel nicht identifizieren will, ist ja schön. Aber die „gänzlich verschiedenen Anschauungen“ der Kirche und der modernen Theologie heißen auf deutsch Glaube und Unglaube; und das ist kein Brüder-

paar, das zusammen in e i n e m Hause wohnen kann. Und da, wie „L. u. B.“ erinnerte, so etwas bei jenem Schreiber nichts Neues ist, und sein Synodalgewisse ihm das Zeugnis gibt, daß ihm „die Abweichung von den Lehren der Kirche nicht viel Schmerzen zu bereiten scheint“, so wäre es doch wohl an der Zeit, ihm das Handwerk zu legen. Sonst würde die Freude, mit der wir das unleugbare Vorankommen der Generalsynode im Luthertum begrüßt haben, um ein bedeutendes herabgestimmt werden. — Nachdem vorstehendes geschrieben war, fanden wir in der neuesten Nummer des „Zionsboten“ diese Notiz: „Im letzten *Lutheran Quarterly*, Aprilheft, findet sich ein Artikel mit der Überschrift ‘The Confession and the Church’. Es mag aus gewissen Gründen angebracht sein zu bemerken, daß der Verfasser desselben, Rev. W. A. Lambert, ein Mitglied des Generalkonzils ist. Der Schlusssatz seines Artikels lautet: ‘Wenn sie (die Bekenntnisse) nicht können umgeformt werden, dann sind sie sinnlos, eine Traditionsbürde, ein Buchstabe ohne Geist, tot.’ Deutliche Sprache! Wenn das *Quarterly* mit der Veröffentlichung solcher Artikel fortfährt, dann wird es bald berühmt werden. Ohne Zweifel wollen die Herren Redakteure aber dafür sorgen, daß das, was bisher verborgen war, nun wird kund und offenbar.’ Wenn die Redakteure dafür sorgen, dann sollen diejenigen, denen an Gottes Wort und dem lutherischen Bekenntnis etwas gelegen ist, für etwas anderes sorgen. E. B.

Die Hochkirchlichen zwischen zwei Stühlen. Dieses romanisierende Element in der Episkopalkirche will ja nicht protestantisch heißen und arbeitet mit Macht darauf hin, irgendwie das Prädikat „katholisch“ in den Namen seiner Kirche hineinzukriegen. Diesen Leuten wurde kürzlich von einem Low-churchman der Rat gegeben, die Episkopalkirche mit ihrer Anwesenheit zu verschonen und ganz nach Rom überzugehen, wo sie ja tatsächlich doch schon seien. Darauf sagt das katholische *Freeman's Journal*: “This advice is based on the assumption that the copying of the Catholic ritual makes Catholics of Protestants. It is as if the putting on of a new suit of clothes would impart to a person a new intellectual character. One who would hold to that opinion would be deemed a fit subject for a lunatic asylum. And yet the belief that aping the externals of the Catholic Church, whilst rejecting her essential doctrines, makes a person a Catholic, is no more absurd than to believe that the brains of a person undergo a radical change by donning a new suit of clothes. The ritualists in the Episcopal Church are still Protestants, the Low-churchmen to the contrary notwithstanding.” — Arme Hochkirchliche! Sie sind der wahre graculus superbus, von dem Äsop so schön erzählt. E. B.

Die räthelhafte und fabelhafte „apostolische Sukzession“ wird aufgegeben werden müssen, wenn man wirklich etwas für die Einigung der Kirche tun will. Das gibt *The Southern Churchman* seiner Kirche zu bedenken. Er sagt: “Is it worth while, then, to be spending our time and strength to secure a union on the basis of an Apostolic Succession which some of the ablest men of our Church, and the whole Protestant body outside of our Church, regard as unproved? These bodies outside of us in this country will never, while the world stands, admit that their 150,000 ministers are unordained and unauthorized ambassadors of Christ, and that their 20,000,000 members are not members of the true Church, while our 5,000 or 6,000 clergy, with the Greek and Roman priests, are

the only true and authorized ministers of Christ, and our less than 1,000,000 members, with the Greeks and Romans, constitute the only true Church." — Allerdings — nebst andern Gründen. E. P.

Wie unionistisch und zerfahren die Episcopalkirche ist, tritt im folgenden wieder vor die Augen. *The Chronicle* in Poughkeepsie, N. Y., hatte Kritik geübt an der katholisierenden Richtung innerhalb der Kirche und an dem Bestreben, mit Gewalt ihrer Kirche den Namen „katholisch“ zu vindizieren. Der *Churchman* meint, eine große Anzahl ihrer Glieder habe das nicht anders auffassen können als „politely asking them to withdraw from the Protestant Episcopal Church, and bidding them to seek the communion of the Roman Catholic Church“. Tägliche Blätter hätten die Gesichte auch breitgetreten, und es herrsche große Aufregung. Und das sei um so mehr fatal gerade zu dieser Zeit. „It is peculiarly unfortunate at a time when the big question of church unity is being broached under the leadership of our own Church. If our Church is not big enough to retain within its borders our own members, we cannot very reasonably expect to attract to us the members of other churches. We shall be bidden to heal our own divisions. It is our confident assurance that the large majority of our church people desire first of all peace and unity among ourselves, and that they are determined that no question of name shall endanger this peace and unity. Upon such a foundation more and more of our number may look forward to the peace and unity of all Christians as the great desire of our hearts. We deplore any utterance that may militate against this development, and fear very much that the article in question will be understood, or misunderstood, if you will, to bring about just such an effect. We have too much respect for the position held by the ‘Catholic Party’ in our Church, we have too much affection for them personally, to allow such an extreme statement as that in *The Chronicle* to go unquestioned. We have agreed with much that *The Chronicle* has stated in its previous issues, but for this very reason we emphasize our disagreement with the editorial in question. We may and do differ from many of the opinions and utterances of the ‘Catholic Party,’ but we are glad to assert our belief that there is a side of the truth in their position which our Church as a whole cannot afford to lose, and we give them the same freedom that we ask of them. We believe that the Catholic side of our Church and the Protestant side belong together. We believe in a church big enough to contain them both, and we deplore any effort tending to sever our fraternal and organized union.“ E. P.

Die interdenominationale Konferenz protestantischer Missionen, die in dem sogenannten Latin America Mission treiben, hat sich bei Gelegenheit ihrer Sitzung in New York am 12. und 13. März darüber ausgesprochen. „why it believed foreign missions of the Protestant faith to be justifiable in these countries, even granting that the papal church is a branch of Christianity“. Dargelegt wird: „In all of them that communion has been the dominant religious influence of centuries. But we also find — for reasons into which we need not enter here — that the vast majority of the people of Latin America, especially the men, claim no vital relation, and acknowledge no allegiance, to the Roman communion. Religious indifference, agnosticism, and infidelity, especially in the more enlightened Latin-American countries, have laid a strong hand upon most of the

71,000,000 people who dwell in these lands. . . . We acknowledge gladly that the Roman communion has done useful work among these varied peoples." Aber doch — und nun kommen die Gründe: "1. Millions of people in Latin America are without the Gospel to-day, either because they have never heard it, or because they have rejected it in the form in which it had been offered to them. 2. The percentage of illiteracy in Latin America is from 50 to 85 per cent. 3. The percentage of illegitimacy is appallingly high, ranging from 20 to 68 per cent. 4. Agnosticism, if not infidelity, almost universally prevails in all the universities of Latin America." — Das ist gewiß ein böser record für das Papsttum. Der *Continental* nennt diese Darlegung der Konferenz "a marvel of terseness and compactness". Wir halten sie auch für ein Meisterwerk, aber in etwas anderm, nämlich im Herumklopfen auf den Sack, damit der liebe Esel es nicht übernimmt. E. P.

Jäger Abschluß der Laufbahn eines begeisterten Missionars. Aus Kairo, Ägypten, kommt die Nachricht, daß William Vorden da gestorben ist. Wir berichteten letzten Herbst, wie der junge Vorden, ein Millionär von Chicago, ein Graduirter von Yale und Princeton, sich und sein Geld in den Dienst der Mission gestellt habe. Schon in Yale betrieb er mit andern Studenten die Yale Hope Mission, in der sie Rettungsarbeit trieben an Trunkenbolden und andern verkommenen Menschen. Nun hatte er sich vorgenommen, auf seine eigenen Kosten unter den Mohammedanern missionierend zu wirken. Er hatte im Sinn, sich ein Jahr in Kairo aufzuhalten, um sich mit der Lebensweise und der Literatur der Mohammedaner bekannt zu machen. Dort ist er an spinal meningitis gestorben. In seinem Testament hat er \$1,000,000 für mancherlei Missionsanstalten ausgesetzt. Das Testament bestimmt aber: "That each of the bequests be used for, or in connection with, missionaries and teachers who are sound in the faith, believing in such fundamentals as the doctrine of the divine inspiration and authority of the Scriptures, the doctrine of the Trinity, including the deity of Jesus Christ, and in the doctrine of the atonement through the substitutionary death of our Lord, Jesus Christ." E. P.

Die vorgeschlagene Amendierung der "Elect Infant Clause" ist in einer Abstimmung der Southern Presbyterian Church wieder durchgefallen. Trotzdem das Amendement schon früher abgewiesen worden war, hatte die General Assembly vom letzten Jahre die Frage wieder an die einzelnen Presbyterien zur Abstimmung verwiesen. Es erlangte auch dieses Mal nicht die nötigen drei Viertel der Stimmen; 22 Presbyterien stimmten dagegen. Wie der Text jetzt lautet, wird erklärt, daß es erwählte und nichterwählte Kinder gibt. Diejenigen, welche die Änderung beantragen, behaupten, die Kirche lehre, daß alle Kinder, die in ihrer Kindheit sterben, selig werden und deshalb zu den Ausertwählten gehören müssen. Und das sollte im Bekenntnis zum Ausdruck kommen. — Eine Frage der christlichen Lehre ist das ja gar nicht. Denn Gottes Wort sagt uns ebensowenig, daß alle Kinder ausertwählt sind, wie daß alle Erwachsenen es sind, und Gottes Wort gibt uns ebensowenig einen Katalog der ausertwählten Kinder als der ausertwählten Erwachsenen. Das Ganze ist Spekulation, die ausgeht von Gottes Souveränität und einer postulierten, ins Zentrum gestellten absoluten Wahl. Und daß man die Kinder gern auf die Liste der Ausertwählten setzen will, ist eine Regung des menschlichen Gefühls und des natürlichen Mitleids.

Wir begnügen uns damit, unsere Kinder zum Bad der Wiedergeburt zu bringen, und trauen der Verheißung Gottes. Und wenn wir das etwa nicht haben tun können, dann trauen wir der Gnade Gottes das Beste zu und enthalten uns aller Spekulation, die uns nicht befohlen ist und weder uns noch den Kindern etwas nützt. Denn unser Verschließen und Festsetzen verschlägt doch nichts. E. P.

“**Has Evolution Collapsed?**” Unter dieser Überschrift kommt der *United Presbyterian* zu reden auf das symposium in *The Biblical World*, wovon wir auch früher Notiz genommen haben. Shailer Matthews von der Chicago-Universität bringt da Aussprüche von dreizehn Männern der Wissenschaft, die versichern, Evolution stehe so fest wie je. Der *United Presbyterian* sagt: Sechs von diesen waren von der Chicago-Universität, “and unfortunately Princeton University is credited with one of them”. Wird man dem die Evolution abgewöhnen oder in Princeton eine Vakanz schaffen, oder wird es bei dem frommen “unfortunately” bleiben? Der Artikelschreiber weist nach, “that these scientists are very unscientific scientists”. Wird man dem Artikelschreiber sagen: Du hast recht, und dem Evolutionisten: Du hast auch recht, aber vertragen müßt ihr euch beide? E. P.

Trennung von Kirche und Staat. Dafür haben nicht nur die Papisten keinen Sinn, sondern die reformierten Sekten auch nicht. Daran wird man erinnert durch eine eine ganze Seite einnehmende Anzeige im *United Presbyterian*. Da wird aufgefodert zur Subskription für einen Fonds von \$50,000 zum Bau einer würdigen Kirche in Washington, D. C. Neben einer Illustration, die eine kleine, armselige Hude darstellt, heißt es: “A thousand U. P. churches in the leading cities and towns of the United States — this is what we have at Washington! Can you wonder that we do not seem very important there?” Um die Sache wichtig und dringlich zu machen, wird ausgeführt, welche Gelegenheit man dadurch gewinnen würde, auf die Gesetzgebung einzuwirken. “Single-handed, a church at a time, we can do nothing. But by concentrating at Washington, our thousand congregations can do wonders. An effective organization there, with a suitable church building, and the necessary offices and staff, will be the nucleus of work that will bring splendid results. The present Administration is favorably disposed towards social reforms. Let us show ourselves ready to do our share!” — Man findet das mit Recht ungehörig, wenn Priester und Bischöfe und Kardinäle in Regierungskreisen sich zu intim machen. Aber mit solchen Absichten in Washington Kirchen bauen, das kommt doch wohl unter dieselbe Rubrik. Die Leute, die wirklich Staat und Kirche, auch ihre eigene und nicht nur anderer Leute Kirche, gesondert halten wollen, sind gar nicht so dick gefät. E. P.

An excellent Protestant disadvantage nennt es der *Continent*, daß der Protestantismus keine religiöse Garantie geben könne. Im geschäftlichen Leben sei es so, daß eine Ware sich besser verkaufe, wenn eine Garantie dahinter stehe. Und dem Grundsatz gemäß handele die gedankenlose Menge auch im Geistlichen; und darin liege das Geheimnis des Erfolges der römischen Kirche. Die Leute wollen „Religion“ haben, und zwar die richtige Sorte. Wenn da nun das Papsttum aufträte und sage: es sei schon lange im Geschäft und handhabe die richtige Ware und sei ein alter Expert auf dem Gebiet, dann falle ihm die Menge zu. Nun ist das weder auf geschäft-

lichem noch auf geistlichem Gebiete etwas Ergellentes, sondern nur ein Nachteil, wenn die Ware nicht garantiert werden kann. Aber auf geschäftlichem wie auf geistlichem Gebiet sehen verständige Leute sich die Garantie an, ob sie auch was wert ist. Und da ist Tatsache, daß niemand weniger Garantie gibt als das Papsttum. Ein Geschäft würde sich sehr verdächtig machen, wenn es das Nachmessen mit Elle und Scheffel sich verbitten würde, wie das Papsttum mit seiner Lehre nicht nach der Schrift gemessen und gerichtet werden will. Der wahre Protestantismus gibt den Kunden das Nichtmaß in die Hand und läßt gern „forschen, ob sich's also halte“. Und in der Hauptware, die das Papsttum vertreiben will, der ewigen Seligkeit, gibt das Papsttum keine Garantie, sondern verbietet die Gewißheit. Es kann auch keine Garantie geben, weil es die Erlangung auf menschliche Leistungen stellt. Der wahre Protestantismus, der die Seligkeit auf Gottes Gnade und Christi Verdienst, auf das Evangelium und des Heiligen Geistes Gnadenwirken gründet, gibt die Garantie der göttlichen Verheißung. Aber mundus vult decipi.

E. P.

Leere protestantische und gefüllte katholische Kirchen sieht der *New York Freeman's Journal* überall. Er sagt, er sehe das gar nicht gern, daß die protestantischen Kirchen immer leerer werden. Das bedeute eine Gefahr für unser Land; denn jede Kirche, ob katholisch oder protestantisch, hebe die Sittlichkeit, ohne welche kein Staat auf die Dauer bestehen könne. Die katholische Kirche werde selbstverständlich ihr Bestes tun, die Gefahr zu verringern, aber "her efforts will not be so ably seconded by the Protestant churches as they were when the ravages of the so-called higher criticism had not as yet wrought havoc with the Protestant sects". — Diese Darstellung beruht leider nicht auf Unwahrheit. Das leere Stroh, das in vielen protestantischen Kirchen dargereicht wird, macht die Kirchen leer; Satttheit und irdischer Sinn lassen auch in Kirchen, in denen das reine Evangelium erschallt, manchen Platz unbesezt bleiben. Was füllt dagegen die katholischen Kirchen? Der *Journal* zitiert einen 85 Jahre alten New Yorker, der nach langer Abwesenheit wiederkommt und sich wundert, die protestantischen Kirchen so leer und die St. Patrick's Cathedral so gefüllt zu finden. Der alte Ansiedler meint, vielleicht hätte die Anwesenheit des Kardinals an dem Tage auch viel mit dem guten Kirchenbesuch zu tun. Darauf erwidert der *Journal*: Nicht die Anwesenheit des Kardinals, sondern die Gegenwart Christi selbst fülle die Kathedrale und alle katholischen Kirchen. Der durchschnittliche Protestant habe keine Ahnung von dem, was in der Messe vor sich gebe. Das lasse sich am besten angeben mit Kardinal Newman's Worten: „Sie ist nicht eine bloße Zeremonie von Worten; es ist eine große Handlung, die erhabenste Handlung, die es auf Erden geben kann. Sie ist nicht nur eine Anrufung, sondern, wenn man so sagen darf, eine Herausrufung des Ewigen. Der wird da auf dem Altar in Leib und Blut gegenwärtig, vor dem die Engel anbeten und die Teufel zittern. Das ist das feierliche Ereignis, welches jedem Teil der Feier seine Bedeutung gibt.“ Und solange die katholische Kirche dieses Sakrament habe, würden die Kirchen nicht leer werden. — Ja, von der Messe und von dem, was drum und dran hängt, lebt das Papsttum. Darum sagt Luther in den Schmalkaldischen Artikeln: „Dieser Artikel von der Messe wird's ganz und gar sein im concilio. . . Sie fühlen's wohl, wo die Messe fällt, so liegt das Papsttum; ehe sie das lassen geschehen, so töten sie uns alle, wo sie es ver-

mögen.“ Im folgenden zählt er dann, wie „viel Ungeziefers und Geschmeiß mancherlei Abgötterei dieser Drachenschwanz, die Messe, gezeugt hat“. (Müller, S. 302.) E. P.

„Ein nationaler Schrein für die heilige Jungfrau“ soll in Washington errichtet werden. Dieser prächtige Tempel soll auf dem Grundstück der katholischen Universität errichtet werden und soll eine halbe Million Dollars kosten. Das Geld sollen hauptsächlich reiche katholische Damen Amerikas aufbringen. An der Spitze einer für diesen Zweck gebildeten Organisation stehen die Gattin des Oberrichters White, die Gattin J. T. Rhans in New York u. a. Der von dem Rektor der katholischen Universität, Thos. J. Shan, ausgesandte Appell an die katholischen Damen Amerikas gibt die Begründung an: „Als die Väter des sechsten Provinzialkonzils von Baltimore im Jahre 1846 die Vereinigten Staaten von Amerika unter den Schuß der gebenedeiten Jungfrau Maria, welche ohne Sünde empfangen wurde, stellten, legten sie damit den amerikanischen Katholiken die Verpflichtung auf, unserer gebenedeiten Dame auf eine besondere Weise zu huldigen. . . . Seit langem hat man gefühlt, daß es irgendein nationales Denkmal als äußeres Zeugnis dieser Verehrung in Amerika geben sollte, und wenn ein solches Nationaldenkmal errichtet wird, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß das nationale Kapitolium der Platz dafür wäre. Demzufolge ist der Gedanke geäußert worden, daß dieses nationale Denkmal oder Zeugnis von der amerikanischen Huldigung der unbesleckten Mutter Gottes die Form einer schönen Kirche an der katholischen Universität von Amerika annehmen sollte, welche als ‚der nationale Schrein der gebenedeiten Jungfrau‘ bekannt sein wird.“ — Die Vereinigten Staaten haben weder in 1846 noch zu irgendeiner Zeit weder das Provinzialkonzil noch irgend jemand anders beauftragt, sie unter den Schuß der Jungfrau Maria zu stellen. Vor wie nach dem Provinzialkonzil und unbekümmert um daselbe haben die Vereinigten Staaten auf jedem Silberdollar, den sie prägten, immer nur gesagt: „In God we trust.“ „Nationaler Schrein“, „Nationalkirche“, „Make America Catholic“, das gehört so alles in eine Gedankenreihe. Gut sagt der „Apologete“: „Das nächste würde wohl sein, daß die Statue der Freiheitsgöttin auf dem Kapitolium einer Statue der ‚gebenedeiten Mutter Gottes‘ Platz macht.“ E. P.

Zu etwas weniger Großtuererei ermahnt die *New World* ihre katholischen Kollegen von der Presse. Sie hätte den Kreis ihrer Weichtenden noch etwas weiter ziehen dürfen in bezug auf das „bluffing the public“. Sie sagt: „There is one characteristic of Catholic journalism in America which is most striking, if it were not ridiculous. That is the characteristic which marks us as taking ourselves so seriously. It was the Scotchman who prayed every morning: ‘O Lord, gie us a guid conceit o’ oursel.’ We fancy that most Catholic journalists do not need to offer up this prayer every morning. It hangs on their bedstead as a fixed invocation. But the truth is, it is this very self-satisfaction that is killing Catholic journalism in our country. Every man amongst us is a genius, and the proof of this is found in the fact that Mike McGuigan has written us from Devil’s Lake in North Dakota that since he began taking our paper some two years ago, none of his children have ever had the measles or whooping cough, while Mrs. McGuigan’s bread, even when the yeast is not good, rises now regularly every morning. As to our circulation —

why, it goes as far north as where Dr. Cook didn't go. All this bluff is very agreeable to the manager and editor of the paper, but it won't fool a bit the advertiser. Still we Catholic journalists go on this way bluffing the public as to our circulation, persuading ourselves that we have the greatest paper between the North and the South Pole, till some day the sheriff steps in by the back door, and examines our accounts." E. P.

Zahl der katholischen Kapläne bei der Armee. Die *New World* sagt, man höre zuweilen sagen, der Präsident ernenne immer nur Pastoren seiner Kirchengemeinschaft zu Kaplänen. Aber das beruhe nicht auf Wahrheit, wie die Berichte sowohl der Armee als der Marine auswiesen. Seit 1881, wo der älteste jetzt aktive Kaplan angestellt wurde, von Garfield an, hätten die Präsidenten als Kapläne angestellt: Katholiken: 21, Episcopale: 19, Methodisten: 16, Baptisten: 8, Presbyterianer: 8, Kongregationalisten: 5, Lutheraner, Afrikanische Methodisten und farbige Baptisten: je 2 und Unitarier, Christians, holländische Reformierte, Vereinigte Brüder, Disciples, Universalisten: je 1; Summa: 89. "So the truth of the statement, as to the faith of new chaplains being the same as that of the appointing President, is not established by the facts." Die Katholiken dürften also zufrieden sein. Den katholischen Kaplänen singt sie noch dieses Lob: "The Catholic chaplain in the army or navy has always been recognized as a strong factor for military discipline, and his services are highly valued by officers in both arms of the service. The enlisted men have more than ordinary respect for his position, and it is astonishing what great results these priests accomplish, with sometimes very little resources at their command." E. P.

Ein nützlicher katholischer Verein soll sich gebildet haben mit dem Namen "Bureau of Catholic Information". Er besteht aus katholischen Laien. Aufgabe des Vereins soll sein: "opposition to a custom that in some states has become almost a habit — using Catholic societies for political profit". Die Glieder verpflichten sich, "to oppose for the head of any Catholic society any man or woman who is now holding, or aims to hold, a political position". Der *Continent* sagt noch: "They expect to awaken the antagonism of both priests and laymen by their 'radical departure,' and do not, therefore, seek clerical approval 'in the usual manner of such bodies.' If they have the grit to stick by their program against all antagonism, it will be an excellent aid to mutual confidence among Americans of diverse faiths." Ja if — ! Gewiß gibt es unter den katholischen Laien sehr viele, die aufrichtig treue Amerikaner sein wollen. Gewiß hat die Geistlichkeit die Laien nicht so in der Tasche, wie sie gern hätte. Aber "if they have the grit to stick" — wenn mit Zulassung von einigen Nahren Fegfeuerqualen oder gar mit ewiger Hölle bedroht wird im Namen dessen, den das Gewissen doch heimlich für den Statthalter Christi ansieht! Da holt sich manch einer noch gern die gute Note im Betragen: „laudabiliter se subject“." E. P.

In mehr als zwölf Staaten ist der 12. Oktober als Columbastag ein gesetzlicher Feiertag. Die Legislatur von Indiana hat im vorigen Monat ein solches Gesetz passiert, und in Minnesota und in Illinois liegen solche Anträge den Legislatoren noch vor. Wer diesen neuen Feiertag so bittergern haben will und ihn auszunutzen verstehen wird, das braucht nicht erst gesagt zu werden. Ganz richtig bemerkt der *Northwestern Christian Ad-*

vocate: "What will result? Simply this: On that day the Roman Catholic Church will appear in all its regalia, the Knights of Columbus will be the center of interest, great public meetings will be arranged in charge of the dignitaries of that church, and we will all close our offices and shops to see the parade pass by. A movement is on foot to make this day a legal holiday in all states. Not only do we deprecate the addition of any more legal holidays, but most assuredly is it to be regretted that a day that really carries no particular sentiment, but is so intimately connected with the Roman Church should be placed upon our calendar. Some day the full import of Discovery Day will dawn upon our citizenship."

E. P.

II. Ausland.

Die Mitschuld „evangelischer Theologen“ an solchen Büchern wie Grisar's „Luther“ hält die „Evangelische Kirchenzeitung“ in einem Artikel: „Was Grisar von Luther, was wir von Grisar's ‚Luther‘ gelernt haben“, solchen mißratenen Söhnen Luthers vor: „Die Lektüre von Grisar's ‚Luther‘ kann uns evangelische Theologen nachdenklich stimmen. Aus den Rienen, die sich Grisar aus unserer Haut geschnitten, hat sich der katholische Autor seinen ‚Luther‘ zusammengeschnitten! Wie klein ist der Reformator nach den Lutherstudien protestantischer Forscher geworden! Wie schrumpfen doch seine Verdienste zusammen! Wir glaubten ihm Toleranz und Gewissensfreiheit zu danken — keine Rede! Wir sahen in seiner Bibelübersetzung ein Meisterwerk originalen Gepräges — wir müssen froh sein, daß man es nicht geradezu ‚Plagiat‘ nennt. Wir verehrten in Luther den Vater der Volksschule — das ist eine ‚erbüchtete Großtat‘, die ihm nicht zugeschrieben werden darf. Wir vermeinten bei Luther treffliche Direktiven für eine rationelle Armenpolitik zu finden, auf ihn einen Aufschwung der karitativen Tätigkeit zurückführen zu können — aber der Lorbeer ist nicht ihm, sondern der katholischen Kirche zuzuerkennen! Wir ließen uns gerne versichern, daß der große Mann einen für seine Zeit sehr scharfen nationalökonomischen Blick gehabt hat — doch die ‚unbefangene‘ Forschung erklärt, daß seine ökonomischen Ansichten in vielen Einzelheiten eine rückwärtende Tendenz zeigen! Man dachte in Luther den Begründer des modernen Staates erkennen zu dürfen — aber was er in dieser Beziehung Zutreffendes sagte, war nicht neu, und im übrigen gibt seine Statuierung des Fürsten als ‚des absoluten Patriarch's‘ der mittelalterlichen Theokratie hinsichtlich der dort geübten Zwangskultur nichts nach! Man denke — Grisar weist Seite für Seite darauf hin! —, die genannten Urteile stammen sämtlich aus dem Munde protestantischer Theologen! Und das Wunderbarste an der Sache ist, daß alle die genannten protestantischen Historiker mit Bewunderung von Luther reden, trotzdem aber aus ‚Wahrheitsfynn‘ die erwähnten Feststellungen zu machen sich gezwungen sehen. Man fragt sich bei der Zusammenstellung dieser ‚Resultate‘ unwillkürlich: Was bleibt also von Luther? Nachgerade kommen einem die Lobsprüche auf den Reformator, dem man dabei gleichzeitig einen Edelstein um den andern aus der Krone bricht, höhl vor und erinnern an jenes Gebaren, das der Propheten Gräber baute, gegen die Lehre derselben aber, die aus dem Munde Jesu wieder ertönte, sich innerlich ablehnend verhielt.“ — Gewiß, wenn die Papisten mehr wirkliche Lutheraner und mehr wahres Luthertum zu sehen bekämen,

dann würden auch ihre Lutherbiographien anders ausfallen, wenn sie überhaupt noch Mut und Lust fänden, solche zu schreiben. Man kann kaum ein katholisches Blatt in die Hand nehmen, in dem nicht vom Luthertum und Protestantismus geredet würde als von einem toten Ding, das gar nicht mehr ernst zu nehmen sei. E. P.

über Jathos Ende schreibt D. Ludwig Schneller, der ja in Köln wohnt, Jatho kannte und mit dessen Geschichte wohlbekannt und daher ein zuverlässiger Zeuge ist: „Seit seiner Absetzung machte er (Jatho) unablässig Reisen durch die verschiedensten Städte Deutschlands, wo er gegen Erhebung eines für ihn bestimmten Eintrittsgeldes Vorträge hielt. In denselben bekämpfte er hauptsächlich den Glauben an den persönlichen Gott. Denn die übrigen Bestandteile des christlichen Glaubens hielt er damit selbst für abgetan. Seine letzte Vortragsreise gegen den persönlichen Gott führte ihn nach Halle an der Saale. Ein dortiger Arzt holte ihn im Wagen vom Bahnhof ab. Dabei verletzte sich Jatho am Trittbrett des Wagens. Der Arzt erklärte zwar die kleine Hautabschürfung für ganz bedeutungslos. Aber um nichts zu versäumen, legte er überflüssiggetriebe, wie er meinte, einen Verband an. Als aber Jatho nach Köln zurückgekehrt war, entwickelte sich eine Blutvergiftung, die trotz Anwendung aller Mittel ärztlicher Kunst allmählich den ganzen Körper ergriff und ihm, während Blutvergiftungen sonst rasch verlaufen, fünf Wochen lang furchtbare Qualen bereitete. Da lag er nun im Krankenhause, der Mann, dessen ganze Religion nur noch in der Verherrlichung des ‚göttlichen Menschentums‘ bestand, in seinem armen Menschentum — ohne Gott, ohne Heiland, ohne Trost, ohne Hoffnung, bald wimmernd wie ein Kind, bald mit seiner gewaltigen Stimme schreiend, daß es durchs ganze Krankenhaus tönte. Es war wohl niemand, auch unter denen, die ihm im Leben um des Gewissens willen scharf entgegengetreten mußten, der nicht ein tiefes Erbarmen mit dem unglücklichen Manne fühlte. Der Tod, den er für einen traumlosen Schlaf ohne Aufwachen hielt, war schließlich eine Erlösung für ihn. Ob der vom christlichen Glauben so weit abgeirrte Mann in der letzten fünfwöchigen Frist den Rückweg zu dem Glauben an den Herrn gefunden hat, den sein frommer Vater in Kassel und sein Bruder in Frankfurt und er selbst zwanzig Jahre seines Lebens mit so viel Wärme gepredigt hat, darüber ist nichts Sicheres über die verschwiegene Wände seines Krankenzimmers hinausgedrungen. Denn es wurden nur ‚liberale‘ Gesinnungsgeossen am Kranken- und Sterbebette zugelassen. Nicht einmal die eigenen Verwandten, sofern sie noch gläubig sind, sein eigener Schwager, ein Kölner Pfarrer, eingeschlossen, konnten Zutritt finden. Seine Anhänger hatten sich seit Wochen gerüstet, sein Begräbniß noch einmal zu einer großen Kundgebung ihrer Partei und zu einem Protest gegen Jathos Absetzung zu gestalten. Das Presbyterium der Kölner Gemeinde, in dem diese Partei die ausschlaggebende Mehrheit bildet, hatte die Christuskirche zur Aufbahrung bestimmt. Jathos Gesinnungsgeosse, Pfarrer Rabede, hielt die Rede am Sarge und verlas vorher 1 Kor. 13. Er pries Jatho als einen der besten Bürger Kölns und Deutschlands, als einen König der Geister in der Welt, als einen Mann voll ‚Gottinnigkeit‘ (trotzdem es nach Jatho gar keinen Gott gibt). Er sei (trotzdem er nicht an Jesum glaubte) einer der besten Jesujünger gewesen, die unsere Augen gesahnt haben. Ehrlich sprach er es dagegen aus, daß die frohe Botschaft Jathos in einer ‚rein menschlichen Religion‘ bestanden habe.

und daß (nach dem Berichte des Kölner „Tageblattes“) sein Ideal einer evangelischen Kirche auf die Erreichung eines stillen Erdenglücks abgezielt habe. Ebenso ehrlich war das Zeugnis: „Jatho glaubte nicht an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode; er glaubte allein an die Fortdauer seines Wirkens.“ Damit legte der Redner am Sarge des Verstorbenen noch einmal öffentlich Zeugnis dafür ab, welcher Abgrund den Verstorbenen von alle dem geschieden hat, was in der ganzen Welt, seit es eine christliche Kirche gibt, immerdar christlicher Glaube und christliche Hoffnung gewesen ist. Am Grabe redete Jathos Nachfolger, Pfarrer Weder, und der vor einiger Zeit gleichfalls abgesetzte ehemalige Dortmunder Pfarrer Traub. Pfarrer Weder schloß seine Verherrlichung mit den charakteristischen und nebenbei recht geschmacklosen Verschlimmbesserungen des Apostels Paulus: „Nun aber bleibt Freude, Wahrheit und Liebe; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Glaube und Hoffnung des Paulus sind also ausgestrichen. An ihre Stelle tritt nunmehr die Freude und die „Wahrheit“. Nur stehen diese Herren hinsichtlich der Wahrheit samt und sonders auf dem Standpunkt des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Denn in diesem Punkte stimmt ja keiner von ihnen mit dem andern überein. Traub verstieg sich sogar zu einer Vergleichung Jathos mit Jesu, indem er sagte, Jatho habe Osterkräfte und Pfingstzeichen auf die Erde gebracht. Blinde habe er sehend gemacht, Lahme gehen heißen, Tote auferweckt, den Armen das Evangelium gepredigt. Das sei das Ostern und Pfingsten, das die Menschheit von heute brauche. Auch protestierte er noch einmal gegen die Absetzung Jathos durch das Kirchenregiment und schloß: „Lebe wohl, Freund! Der Morgen kommt!“ — Jathos Loben gegen den lebendigen Gott ist nun zu Ende. Möchten doch von ihm Irreführte wieder nüchtern werden aus des Satans Strick!

E. P.

Am 23. Februar wurde in Leipzig eine große Feier veranstaltet zum hundertjährigen Gedächtnis des heimgegangenen Professors Franz Delitzsch. Eingeleitet wurde die Feier durch eine Feier im engeren Freundeskreise auf dem Gottesacker, bei dem sein Nachfolger als Professor und als Vorsteher des Institutum judaicum, Geheimer Kirchenrat D. Kittel, redete. Am Abend fand dann die öffentliche Feier statt im großen Saal der landeskirchlichen Gemeinschaft. Unter den auswärtigen Festgästen war erschienen P. Schönberger aus London, ein Judenchrist, einer der ältesten Schüler von Delitzsch, der seiner kindlichen Dankbarkeit dadurch Ausdruck gab, daß er 300 Mark als ersten Baustein spendete für ein eigenes Heim des Institutum Delitzschianum. „An diese Gedächtnisfeier zu Ehren des seligen Franz Delitzsch am 23. Februar schloß sich dann am 24. und 25. Februar noch ein Lehrkursus für Judenmission, bei dem kundige Führer die über Ertranten zahlreichen Zuhörer einführten in die Gedankenwelt des Judentums der apostolischen und nachapostolischen Zeit, des rabbinischen, des mystisch-kassidischen und des Reformjudentums wie des gegenwärtigen Judentums. Den Schluß bildete wieder eine öffentliche, und zwar ebenfalls sehr gut besuchte Abendversammlung, in der Vorträge geboten wurden über Jesus und Paulus im Urteil der Juden, die die wunderbare Tatsache, daß viele Juden unserer Tage auf Jesum mit staunender Bewunderung schauen und ihn ganz anders beurteilen als ihre Väter, zur Kenntnis weiterer Kreise brachten.“ Erinnerung wurde an Delitzschens letztes Bekenntnis über den tiefen Graben zwischen moderner und alter Theologie. Wir setzen

folgende Sätze desselben her als wieder sehr zeitgemäß: „Eine Ausgleichung dieses Zwiespaltes ist unmöglich; man muß entweder dem einen Lager angehören oder dem andern. Der tiefe Graben bleibt; er wird bleiben bis an das Ende der Lage, und keine Denkarbeit wird ihn ausfüllen. Wie werden wir die Verneinenden durch Vernunftgründe oder Geschichtszeugnisse eines andern belehren können? Nur das nehmen wir für uns in Anspruch, daß Propheten und Apostel und der Herr selbst auf unserer Seite stehen. . . . Die moderne Theologie kann die Existenz der Kirche nicht bedrohen, weil ihr unfruchtbares Wissen und ihr verwaschenes Credo an Sterbebetten verstummen muß. . . . Mir steht der Glaube, den ich in meinen ersten Predigten hier im Muldetale bekannt habe, bis heute unumänderlich fest und unendlich höher als alles irdische Wissen. Wenn ich auch in manchen biblischen Fragen der hergebrachten Ansicht widersprechen muß, so bleibt mein Standpunkt doch diesseits des Grabens, auf Seiten der Theologie des Kreuzes, der Gnade, des Wunders nach dem guten Bekenntnis unserer lutherischen Kirche. Bei dieser Fahne wollen wir bleiben, liebe Brüder; in sie uns wickelnd, wollen wir sterben. Amen. Das walte Gott!“ — Wie schade, daß dieser gewiß fromme und bedeutende Mann „in manchen biblischen Fragen der hergebrachten Ansicht widersprechen mußte“! E. P.

D. Nestle, durch sein griechisches Neues Testament bekannt, ist gestorben über sein Leben und Wirken berichtet kurz und knapp die „Evangelische Kirchenzeitung“: „Eberhard Nestle, der, erst 62 Jahre alt, heimgerufen worden ist, war geborner Württemberger (Stuttgarter) und seit 1877 Repetent in Tübingen, 1883 Professor in Ulm, 1898 Professor und später Ephorus vom theologischen Seminar in Maulbronn. Er war der geborne Kleinarbeiter. In gewiß einem Duzend theologischer und philologischer Zeitschriften veröffentlichte er Jahr für Jahr kleine Beiträge. Auf dem Gebiete der klassischen wie biblischen und semitischen Philologie interessierte ihn alles: wie Herodot seine Bücher eingeteilt habe, der kürzeste Vers der Bibel, der Ursprung des Wortes Anziale, ein Komma bei Eusebius oder der Revised Version. Mit dem englischen Sinaireisenden Lewis las er syrische, mit dem Hebraisten Ginsbrug hebräische, mit andern griechische und lateinische Korrekturen. Er gibt den unverfälschten Luthertext des Neuen Testaments heraus, stellt eine kritische Handausgabe der neutestamentlichen Vulgata her und kennt genau die Probleme der Septuagintaforchung. Sein Hauptberdienst ist das griechische Neue Testament, 1898 zum erstenmal erschienen, seitdem fortwährend gebessert, heute das Gemeingut der gebildeten Welt. Jetzt wurde er mitten in der Anfangsarbeit der Herausgabe des hebräisch-griechischen Alten Testaments abgerufen. Wer kann sein Erbe antreten? Er war ein Diener der Wissenschaft, der, mit voller Selbsterleugnung arbeitend, nicht nur vieles leistete — er konnte von sich sagen, daß er jährlich etwa 150 Aufsätze und Miscellen veröffentlichte —, er leistete auch etwas nicht nur für die Mittwelt, sondern auch für die Nachwelt.“

E. P.

Die Hamburger Schulsynode hat zu dem geplanten Unterrichtsgesetz mit großer Mehrheit folgenden Antrag angenommen: „Da die staatlichen Schulen den Kindern aller Konfessionen offen stehen, wird kein konfessioneller Unterricht erteilt. Für die ersten vier Schuljahre fällt der Religionsunterricht fort. Für die oberen Stufen tritt an die Stelle des bisherigen Religionsunterrichts eine mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen For-

schung im Einklang stehende geschichtlich orientierte Religionskunde. Bleibt der bisherige Religionsunterricht bestehen, so beantragt die Schulsynode, daß die Kinder auf Wunsch der Eltern von dem Religionsunterricht dispensiert werden.“ — Traurige erste vier Schuljahre, aber vielleicht noch traurigere obere Stufen mit ihren „Ergebnissen“ und ihrer „wissenschaftlichen Forschung“ und „Kunde“! E. P.

Die Erlanger Professoren Zahn und Bachmann haben einen Aufruf an alle evangelischen Männer in Bayern erlassen, sich zur Vorbereitung für die im September in Nürnberg stattfindende evangelisch-lutherische Konferenz schon jetzt zu einem „Bunde von Bekenntnisfreunden“ zusammenzuschließen. Der Aufruf betont die Notwendigkeit, eine dauernde Gemeinschaft derer zu bilden, die entschlossen sind, das heilige Erbe der Reformation zu bewahren und es mit Freimut gegen alle Versuche einer Umdeutung und Entwertung zu schützen. Erst von solchem unversehrten Grunde aus wird ein religiös-kirchlicher Fortschritt möglich werden. (E. A. 3.)

In der Leitung von Bad Boll hat sich kürzlich eine Änderung vollzogen. Pfarrer Blumhardt, der kürzlich siebenzig Jahre alt gemorden ist, hatte den Wunsch, die Verhältnisse der Anstalt noch bei Lebzeiten zu regeln und damit deren Fortbestand zu sichern. Er hat deshalb den Besitz von Bad Boll in die Hände einiger ihm nahestehenden Freunde gelegt, die das Haus im alten Geiste weiterführen werden. Die äußere Verwaltung übernehmen die der Familie Blumhardt nahe befreundeten P. Samuel Preiswerk-Sarasin und Frau aus Basel. Außerdem ist schon vor zwei Jahren Pfarrer Jäch aus Württemberg an Blumhardts Seite getreten. (A. G.)

Ein anglikanisches Benediktinerkloster bei Caldey ist zum Papsttum übergegangen. Darob große Freude und Jubel in den römischen Blättern, und man spricht die Hoffnung aus und rät dazu, daß die ganze anglikanische Kirche, am liebsten der ganze Protestantismus, zur „alleinseligmachenden Kirche“ zurückkehren möge. Der Schritt war ja nicht besonders groß. Das Mönchtum an sich ist ja kein protestantisches Institut. Auch ist ja bekannt, daß im äußersten Flügel der englischen Staatskirche ein katholisierender Geist lebt, dem alles Protestantische schismatisch erscheint, alles Römische begehrenswert. Man will um jeden Preis ein Zweig der „einen heiligen katholischen Kirche“ sein und bittet Rom in unwürdigster Weise um die Anerkennung der „bischöflichen Sukzession“ an, deren Geschichtlichkeit jüngst sogar von einem sonst dieser Richtung angehörenden Oxford Professor geleugnet worden ist. Von diesem Flügel werden immer einzelne und bisweilen wohl auch ein oder einige Duzend zusammen nach Rom abspalten. Der zuständige anglikanische Bischof forderte von den Mönchen den Verzicht auf die im amtlichen englischen Kirchenbuch (dem Common Prayer Book) nicht enthaltenen katholischen Riten, worauf die Mönche hingingen, wo sie längst hingehörten. Der *Churchman* hebt tröstend hervor, daß doch viele von den Brüdern und Schwestern des Ordens der anglikanischen Kirche treu geblieben seien. Die Äbtissin sei romanisierender Bestrebungen gewesen, aber die meisten der Schwestern des Ordens seien ihr doch nicht gefolgt. Die Nonnen von Waltonborough, nahe bei Glasstonbury, über dreißig an der Zahl, seien alle treu geblieben. Diese bildeten mit St. Bride und Caldey eine Kongregation, aber in getrennten Gemeinschaften. Wenn der Abfall des Mr. Carlyle und seines Anhangs auch zu beklagen sei, so sei die Treue derer, die geblieben seien, anzuerkennen und zu loben. E. P.

Die spanische Regierung beabsichtigt, in sämtlichen Schulen den Religionsunterricht (Katechismusunterricht) für freiwillig zu erklären. Nun hat der Ministerpräsident Graf Romanones vom Erzbischof von Sevilla eine Zuschrift erhalten, in der dieser bittet, Graf Romanones möchte davon absehen. Der Erzbischof fügt hinzu, atheistische, protestantische und Laienschulen erlauben und den Unterricht in der Religion und im Katechismus freilassen, sei gleichbedeutend mit der Vorbereitung der Verweltlichung aller Einrichtungen des nationalen Lebens und mit dem Verlust des katholischen Glaubens. — Also ja keine Religionsfreiheit! Sonst geht der katholische Glaube verloren. Als ob der Staat dazu da wäre, der römischen Kirche Handlangerdienste zu tun!

E. P.

Im Vatikan wird man immer nervöser. Das Neueste und wohl in dieser Art noch nie dagewesen ist die Einleitung des Untersuchungsverfahrens vor der Indexkongregation gegen einen bischöflichen Hirtenbrief. Und dieser Hirtenbrief ist nicht etwa die harmlose Stilübung eines unbedeutenden Bischofs in einem italienischen Provinznest, sondern es ist der Hirtenbrief des lombardischen Gesamtepiskopats! Der Hirtenbrief knüpft an die Jubelfeier des vom Kaiser Konstantin nach der Schlacht an der mulvischen Brücke herausgegebenen Toleranzediktes an und knüpft hieran einige bravgemeinte, aber nicht übermäßig originelle Redewendungen über Toleranz und Glaubensfreiheit. Aber gerade diese Redewendungen bedeuteten das Verdrehen. Hat doch erst jüngst das bekannte päpstliche Leiborgan, der *Osservatore Romano*, hierüber sich in kennzeichnender Weise ausgelassen. Der *Osservatore* nennt es „kolossalen Irrtum und verderbliche Phantasie“, wenn man glaube, die katholische Kirche erkenne eine Kultus- und Religionsfreiheit der Nichtkatholiken an. Das sei „philosophischer Unsinn“; jene Freiheit sei „krankhaft“. „Die Kultusfreiheit und ähnliche Freiheiten gestehe Rom niemals katholischen Staaten zu, sondern erdulde sie nur infolge Abfalls der Regierungen vom katholischen Gefühl. In andersgläubigen Staaten verlange dagegen die Kirche die Kultusfreiheit für die katholische Minderheit. Diese Auslassungen geben fast wörtlich genau den Standpunkt des ultramontanen Franzosen Beuillot wieder, den die deutschen Ultramontanen bisher immer von ihren Rockschößen abzuschütteln suchten. Nachdem nunmehr der Papst höchstselbst in seinem Leiborgan sich auf diesen Standpunkt gestellt hat, wird es künftighin mit solchen Abschüttelungen nichts mehr sein. Es ist nur ganz folgerichtig, wenn nunmehr auch in einem Hirtenbrief das Lob der Duldsamkeit und der Glaubensfreiheit nicht mehr gesungen werden darf. Die Feststellung dieser Tatsache wird der bleibende Eindruck von der ganzen Angelegenheit sein, auch wenn, wie zu vermuten steht, die bischöflichen Verfasser und Unterzeichner des Hirtenbriefes mit einem blauen Auge davonkommen.“

(Wbg.)

Wird die Jungfrau von Orléans kanonisiert werden? Darüber veröffentlicht die *New World* diese Kabelnachricht vom 15. April: „The Sacred Congregation met to-day to consider the question of the canonization of Joan of Arc, which rests on proof being authentically established of three miracles performed after her death. The prelates, assembled under direction of Cardinal Ferrataga, gave a favorable vote, but the question remains in abeyance, pending the collection of further evidence from ecclesiastical documents in various cities of Europe.“ — Aber sind denn drei Wunder nicht genug? Interessant wäre es auch zu hören, welcher Art diese Wunder gewesen sind.

E. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

Juni 1913.

Nr. 6.

Die Weissagungen vom Antichristen im siebten Kapitel des Propheten Daniel.

(Schluß.)

3. Was sagt Daniel im siebten Kapitel von dem Gericht über den Antichristen?

A. Der Anfang des Gerichts.

Text nach Rauhsch: „Ich schaute in einem fort, bis Thronessel hingestellt wurden, und ein Hochbetagter sich niederließ; sein Gewand war weißglänzend wie Schnee und sein Haupthaar wie reine Wolle; sein Thron bestand aus Feuerflammen und hatte Räder von Feuer. Ein Feuerstrom ergoß sich weit und breit von ihm aus; tausendmal Tausende dienten ihm, und zehntausendmal Zehntausende standen zu seinen Diensten da. Das Gericht ließ sich nieder, und die Bücher wurden aufgeschlagen. Ich schaute in einem fort: da wurde wegen der lärmenden, hochfahrenden Reden, die das Horn rebete, — ich schaute in einem fort, bis das Tier getötet, sein Leichnam vernichtet und dem Feuer zur Verbrennung überliefert ward. Auch den übrigen Tieren wurde ihre Gewalt entzogen, und einem jeden von ihnen auf Zeit und Stunde bestimmt, wie lange sie am Leben bleiben sollten“, B. 9—12.

(Über die Konstruktion von B. 11 ist Streit. Durch die Aegente wird וְיִשְׁמַע = da, alsbald, von dem ersten וְיִשְׁמַע getrennt und mit dem Folgenden verbunden. Da nun aber der Zwißchensatz: „da wurde wegen der lärmenden, hochfahrenden Reden, die das Horn rebete“ kein selbständiges Verbum hat, so kann der Sinn nur sein: „Ich schaute; alsbald wegen der lärmenden, hochfahrenden Reden schaute ich, bis das“ usw. Die gewählte Konstruktion soll das Entsetzen recht zum Ausdruck bringen, das Daniel empfand, als er sah, daß das „kleine Horn“ noch fortfährt in seinen hochfahrenden Reden, da das Gericht sich schon niedergelassen hat. Wir halten also dafür, daß Luther dem Sinn nach richtig übersezt: „Ich sah zu um der großen Rede willen, so das Horn rebete; ich sah zu, bis das“ usw. Genau so die englische Revised Version. — Da ferner B. 12 ein auf Früheres zurückgreifender

Zusatz ist, so fassen wir mit Keil u. a. מִזְמֶה nicht als imperf., sondern als plusquampf.; nicht: „einem jeden von ihnen wurde“ [Kaufsch], sondern „war auf Zeit und Stunde bestimmt worden, wie lange sie am Leben bleiben sollten.“)

Das ist eine großartige Beschreibung des göttlichen Gerichts. So kann nur der Geist Gottes von göttlichen Dingen reden. Näher können die armen Worte menschlicher Sprache der majestätischen Erhabenheit der göttlichen Dinge nicht kommen. Ja, nur der Heilige Geist versteht es, von göttlichen Dingen in menschlicher Sprache so zu reden, daß die Sprache ihrem Inhalt angemessen ist, und diese erhabenen Dinge unserm Verständnis nahegebracht werden. Daher finden wir auch, daß Profanschriftsteller an den erhabensten Stellen ihrer Dichtungen sich anlehnen an die Bilder und Worte der Schrift. — Daniel schaute in einem fort, bis Thronessel gesetzt wurden, und ein Hochbetagter sich niederließ. Zwischen dem Aufsteigen des „kleinen Horns“ und dem Niederlassen des Gerichts liegt also ein gewisser Zeitraum. Es folgt nicht eins unmittelbar auf das andere. Zwischen dem Aufsteigen des „kleinen Horns“ und der Niederlassung des Gerichts liegt eben alles das, was wir in dem letzten Kapitel der vorliegenden Arbeit ausgeführt haben. Das „kleine Horn“ hat sich entwickelt und große Macht an sich gebracht, hat Gott gelästert und die Heiligen des Herrn eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit mißhandelt und getötet. Während es mitten in seinem gottlosen Treiben ist, als es ein Ansehen erlangt hatte, daß es viel größer aussah als seine Genossen, als man glauben mußte, die Heiligen des Herrn seien auf immer in seine Hand gegeben, da werden auf einmal die Stühle zum Gericht gesetzt. Von רמיו = setzen, sagt Keil: „רמיו ist aktiv mit unbestimmtem Subjekt: die Stühle wurden hingeworfen, i. e., schnell hingestellt oder mit Getöse.“ Daher übersetzt die R. V.: „The thrones were cast down.“ Es handelt sich also um einen Vorgang, der sich nicht in der Stille vollzieht, so daß niemand etwas davon merkt, sondern um einen solchen, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht und auf sich ziehen soll. Und gerade das „kleine Horn“, dem dieser Vorgang zunächst gilt, merkt recht gut, daß etwas im Werke ist, was ihm nicht zum Vorteil gereicht. Denn gleichzeitig mit dem geräuschvollen Setzen der Gerichtsstühle hört Daniel auch große, lärmende Reden aus dem Maul des „kleinen Horns“, V. 11. Das Stellen der Gerichtsstühle und das hochfahrende Reden des „kleinen Horns“ stehen offenbar in einem Kausalverhältnis zueinander. Gerade das Stellen der Gerichtsstühle ist dem „kleinen Horn“ eine Veranlassung, das Maul recht voll zu nehmen.

Da die Stühle gesetzt sind, erscheint ein Hochbetagter. Dieser ist nicht Gott selbst, sondern nur ein Bild, unter dem er in dem Gesicht dargestellt wird. Das ehrwürdige Aussehen des Alters soll die Majestät des ewigen Gottes symbolisieren. Die Heiligkeit und vollkommene Reinheit Gottes wird durch das schneeweiße Kleid dargestellt, in welchem

der Mte der Tage erscheint, und durch das Haar seines Hauptes, das reiner Wolle gleicht, während der feurige Thron und die feuerflammen- den Räder desselben Zeugen seiner Allmacht und unverletzlichen Ge- rechtigkeit sind. Und diese seine unverletzliche Gerechtigkeit offenbart sich in seinen Gerichten über die Völker der Erde; denn von seinem Thron ergießt sich ein feuriger Strom weit und breit. Und er weiß auch seinem Urteilspruch Geltung zu verschaffen; denn eine unge- zählte Schar heiliger Engel, tausendmal Tausende, dienen ihm, und zehntausendmal Zehntausende stehen zu seinen Diensten bereit. Feier- lich wiederholt Daniel: „Das Gericht ließ sich nieder“, es beginnt seine gerichtliche Tätigkeit, und darum werden denn sofort „die Bücher aufgetan“.

Das Gericht hat sich feierlich niedergelassen, und die Bücher sind aufgetan. In diesen Büchern steht auch gerade alle Missethat des „Klei- nen Horns“ verzeichnet. Der Richter braucht nicht erst eine Unter- suchung anzustellen, ob das „Kleine Horn“ schuldig oder unschuldig ist. Alle seine Tugde, sein ganzes Tun und Treiben ist mit unauslöschlicher Schrift in die Gerichtsbücher eingetragen, und es wird gerichtet nach der Schrift in diesen Büchern und nach seinen Werken, Offenb. 20, 12. Indem die Bücher aufgetan werden, ist auch aller Greuel des „Kleinen Horns“ offenbar gemacht und das Urteil schon gesprochen. Aber ehe das Urteil vollständig ausgeführt wird, vergeht nun wieder eine Zeit. Das Auftun der Gerichtsbücher und das Vollstrecken des Urteils folgen nicht unmittelbar aufeinander. Dies zeigt der Prophet an, indem er aufs neue mit der Formel anhebt: „Ich sah zu um der großen Rede willen, so das Horn redete; ich sah zu, bis das Tier getötet ward.“ Während also die Bücher aufgeschlagen vor dem Richter und der ganzen großen Gerichtsversammlung daliegen, redet das „Kleine Horn“ noch immer große, hochfahrende Reden. Und der Richter läßt es noch reden. Eben dies unverschämte Gebaren des „Kleinen Horns“ zieht des Pro- pheten besondere Aufmerksamkeit auf sich. Gerade um der großen Rede willen, die das „Kleine Horn“ noch immer führt, sieht er es unverwandt an und sieht ihm so lange zu, bis es getötet wird. — Daß nicht von dem Horn, sondern von dem Tier gesagt wird, daß es getötet wurde, geschieht deshalb, weil in dem „Kleinen Horn“ die ganze Gottlosigkeit der vierten Weltmacht ihre höchste Spitze erreicht hat. Mit dem Gericht über das „Kleine Horn“ ist dem Tier, auf dem es hervorgetwachsen ist, das Urteil gesprochen. Mit dem „Kleinen Horn“ wird das vierte Tier, das Daniel aus dem Meere aufsteigen sah, getötet, mit ihm erreicht die vierte und letzte Weltmacht ihr Ende. — Dies vierte Tier samt dem „Kleinen Horn“, das es trägt, wird aber nicht nur getötet, es wird ihm nicht nur seine Macht genommen, sondern sein Leib wird auch ins Feuer geworfen. Daß mit diesem Feuer das Feuer der Hölle, die ewige Verdammnis, gemeint ist, zeigt klar Offenb. 19, 20 und 20, 10, wo eben diese Weissagung Daniels wieder aufgenommen ist.

Dasselbst heißt es: „Und das Tier ward ergriffen und mit ihm der falsche Prophet“ (also das Tier samt dem „kleinen Horn“), „der die Zeichen vor ihm tat, durch welche er verführte, die das Malzeichen des Tieres nahmen und die das Bild anbeteten; lebendig wurden diese beiden in den feurigen Pfuhl geworfen, der mit Schwefel brannte. — Und der Teufel, der sie verführte, ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel, da das Tier und der falsche Prophet war; und werden gequält werden Tag und Nacht und von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Wenn nun Daniel noch hinzusetzt: „Auch der übrigen Tiere Nacht wurde ihnen entzogen; denn einem jeden von ihnen war Zeit und Stunde bestimmt worden, wie lange sie am Leben bleiben sollten“, so holt er damit nur nach, was er zuvor nicht bei jedem einzelnen ausdrücklich gesagt hatte. Eins nach dem andern der früheren drei Weltreiche ist den Weg alles Fleisches gegangen, ist untergegangen, und zwar zu der Zeit, die jedem schon im voraus bestimmt worden war. Mit dem Endgericht über das vierte Tier, die vierte und letzte Weltmacht, ergeht nun zugleich auch das Endgericht über die früheren Reiche, und was von ihnen übriggeblieben sein mag.

Wir haben oben mit Fleiß darauf hingewiesen, daß das Sicherniederlassen des Gerichts und die Vollstreckung des Urteils nicht unmittelbar aufeinander folgen. Zwischen beiden liegt eine Zeit, in welcher das „kleine Horn“ große Reden führt. Daß zwischen diesen beiden Handlungen ein Zeitraum anzunehmen ist, geht auch ganz deutlich aus dem 22. Vers hervor. Dort referiert Daniel, was er im Gesicht gesehen hatte, und sagt: „(Ich schaute), bis ein Betagter kam, und Recht verschafft ward den Heiligen des Höchsten, und die Zeit kam, daß die Heiligen das Königtum besaßen.“ Hier fallen auch nicht die beiden Momente, daß den Heiligen Recht verschafft wird, und sie das Reich einnehmen, in einen Zeitpunkt zusammen. Es wird gesagt: 1. Das Gericht wurde für die Heiligen gehalten, das heißt, es wurde ihnen Recht verschafft; 2. die Heiligen nahmen das Reich ein. Und zwischen diese beiden Aussagen ist ausdrücklich eingeschoben „und die Zeit kam“, nämlich die Zeit, daß die Heiligen das Reich einnahmen. Als den Heiligen Recht verschafft wurde, war noch nicht sogleich die Zeit gekommen, daß sie das Reich einnahmen. Dies letzte Moment läßt noch eine Weile auf sich warten. Daher sagt der Prophet, er habe im Sehen angehalten, nicht nur bis den Heiligen Recht verschafft war, sondern auch bis sie das Reich einnahmen.

Dieser Umstand nun, daß im Text ganz offenbar zwischen der Konstituierung des Gerichts und der völligen Vollstreckung des Urteils, zwischen dem Rechtschaffen und der Einnahme des Reichs von seiten der Heiligen ein Zeitraum eingeschoben ist, bewegt und, wie wir meinen, berechtigt uns, den in B. 9—11 a geschilderten Anfang des Gerichts auf die Reformation durch Luther zu deuten. Wir sehen die Sache so an, daß mit der Reformation das Gericht über das „kleine

Horn“, über das antichristliche Papsttum, seinen Anfang genommen hat, daß da die Bücher aufgetan wurden, der ganze unfägliche Greuel des Papsttums offenbar gemacht und den Heiligen des HERRN Recht verschafft wurde. Zu dieser Deutung bewegt uns ferner der Umstand, daß in W. 9—11 a nicht von dem Gericht des Jüngsten Tages die Rede sein kann, wie eine Vergleichung dieser Verse mit Matth. 25, 31 ff. zeigt. Dort ist es des Menschen Sohn, der das Gericht hält, hier ist es der Vater; dort beginnt das Gericht damit, daß des Menschen Sohn in seiner Herrlichkeit erscheint, hier kommt er erst am Ende des Gerichts in den Wolken des Himmels.

Sehen wir zunächst ein wenig in die Geschichte. Alle Wunden, die dem Tier, dem Papsttum, in dem vorhergehenden Jahrhundert geschlagen worden waren, waren zur Zeit der Reformation wieder heil gemorden. Das greuliche päpstliche Schisma, da zwei und eine Zeitlang sogar drei Päpste einander verfluchten, hatte aufgehört. Der Mund treuer Zeugen: eines Hus, Willif u. a., war verstummt; kaum daß noch da und dort, wie z. B. im Böhmenlande, ein kümmerliches Lichtlein evangelischer Wahrheit flackerte. Sogar die oberflächlichen Reformbeschlüsse des Kostnißer und Baseler Konzils, die sich nur gegen ganz grobe Mißbräuche wandten, das ganze antichristliche System aber unangetastet stehen ließen, selbst diese Reformbeschlüsse hatte der Papst rundweg für ungültig erklärt. Die unter diesem Haufen verborgene Kirche Jesu Christi blutete aus tausend Wunden, die Heiligen des HERRN waren verstört und wagten kaum, im stillen zu seufzen, und von Rom aus schrie das große Maul des „Neinen Horns“ durch die ganze Welt: „Uns gebührt zu reden; wer ist unser Herr?“ (Ps. 12.)

Da — als es schien, als sei die Kirche Jesu Christi gänzlich dem Untergang geweiht, als seien seine Heiligen für immer in die Hand des römischen Tyrannen gegeben: da entstand ein Getöse in der Welt. Es ging von dem Neinen Wittenberg aus und war von einem armen Mönchlein hervorgerufen. Unmöglich! Wie konnte ein solches Städtlein, wie konnte ein einzelner Mönch einen solchen Humor in der Welt anrichten? Nein! Es war ein Getöse, das der HERR des Himmels, der Richter der Welt anrichtete: er stellte die Stühle zum Gericht zusammen. Er schlug vor aller Welt die Bücher auf; er offenbarte vor aller Welt in dem römischen Papsttum „den Menschen der Sünde und das Kind des Verderbens“, er verschaffte seinen Heiligen Recht, eine Hilfe, daß man wieder getrost lehren konnte.

Und das Papsttum merkte gar bald, welche Stunde geschlagen hatte. Erst lachten der Papst und sein Anhang über das Mönchsgezanf in Deutschland; bald aber wurde es bitterer Ernst. Und je schlimmer es für den Papst ausfiel, je mehr er als der Widerwärtige, als der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens offenbar wurde, desto mehr nahm er seine Zuflucht zu großen Reden. So weit hatte er zuvor noch nie den Mund aufgerissen, so frech aller Reformation, dem Kaiser und vielen aus seiner eigenen Partei zum Troß noch nie geredet, als

er es nun auf dem Konzil zu Trient tat. Solche satanische Helfer hatte er doch zuvor noch nicht gefunden, als ihm nun in den Jesuiten entstanden. Kurz, das Gebaren des Papsttums zur Zeit der Reformation gleicht auf ein Haar dem Gebaren des „kleinen Horns“ in dem Gesichte Daniels, da die Stühle gesetzt und die Bücher aufgetan sind.

In diesem Sinne hat Luther selbst die Reformation aufgefaßt. Er schreibt: „Es schreiben auch alle Weissager neben und außer der Schrift, daß nach dieser Zeit, nämlich nach dem jetzigen dreißigsten Jahr, soll es wieder gut werden. Welches, so sie recht zutreffen und wahr sagen, wird's, hoffe ich, gewißlich der Jüngste Tag sein, der uns von allem Übel erlösen wird und zur ewigen Freude helfen, also daß ich diese Zeit des hellen Evangelii nicht anders rechne denn für die Zeit, darinnen Gott die Trübsal durchs Evangelium verkürzt und steuert, da Christus von sagt Matth. 24, 22: ‚Wo der Herr diese Tage nicht verkürzte, so würde kein Mensch selig sein.‘ Denn wo die Welt hätte länger so stehen sollen, wie sie vorhin stand, wäre gewiß alle Welt mahometisch oder epikurisch worden, wie Christus spricht: ‚Meinst du, wenn des Menschen Sohn kommt, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?‘ War doch schon bereits kein rechter Verstand noch Lehre vom christlichen Glauben mehr vorhanden, sondern eitel Irrtum, Finsternis und Aberglauben mit unzähligen Haufen.“ (Vorr. z. Daniel. St. L. VI, 894.)

Was nun in der Reformation angefangen hat, das geht noch immer fort. Auf der einen Seite verschafft Gott noch immer seinen Heiligen Recht; denn das Licht evangelischer Wahrheit dringt noch immer in Länder, in denen noch bis vor kurzem kein Hund sich muden und keine Klaue sich gegen das Papsttum regen durfte. Selbst in seiner eigenen Hauptstadt ist der Papst vor der evangelischen Predigt nicht sicher. Andererseits geht aber auf seiten des „kleinen Horns“ auch noch immer das Reden großer, hochfahrender Dinge fort. Das verfloßene Jahrhundert hat ja zwei ganz absonderlich große Reden gebracht: die Erklärung der unbefleckten Empfängnis Marias im Jahre 1854 und die Infallibilitätsklärung im Jahre 1870. Auch der verstorbene wie der jetzige Papst sind nicht aus der Art geschlagen. Man braucht wahrlich gerade in unsern Tagen die Ohren nicht sonderlich zu spitzen, um die großen Reden Roms zu hören. Und wenn wir sie hören, so wollen wir sie zwar nicht in leichtsinniger Weise unbeachtet lassen, wollen aber auch nicht in kleingläubiger Weise erschrecken, sondern daran gedenken, daß die Bücher bereits aufgetan sind, der Mensch der Sünde offenbar gemacht, den Heiligen Recht verschafft ist, kurz, daß das Gericht über das Papsttum schon längst begonnen hat, und es nicht mehr lange dauern kann und wird, bis das Urtheil vollständig und endgültig ausgeführt wird. —

In der Offenbarung St. Johannis sind nun, wie bereits gesagt, die Weissagungen Daniels wieder aufgenommen. Sehen wir daher zu, ob auch in der Offenbarung das Gericht über das Papsttum als

ein längerer Prozeß dargestellt ist, der mit der Reformation Luthers seinen Anfang genommen hat. Von alters her hat man in der lutherischen Kirche, wie auch die Überschrift des 14. Kapitels der Offenbarung zeigt, den Engel, der mitten durch den Himmel fliegt, ein ewiges Evangelium verkündigt und alle Welt auffordert, Gott allein die Ehre zu geben, auf Luther und die Reformation gedeutet. So hat z. B. J. Bugenhagen bei Luthers Leiche diesen Text auf Luther bezogen, was vor ihm schon Michael Stifel im Jahre 1522 getan hatte. Aber eben dieser Engel der Reformation, der mit solch gewaltiger Stimme dem Erdkreis zuruft: „Fürchtet Gott, gebt ihm die Ehre!“ begründet seine Predigt mit dem Zusatz: „denn die Zeit seines Gerichts ist kommen“. Der Engel der Reformation, den Johannes im Gesicht sah, kündigt also der Welt zugleich an, daß die Zeit des Gerichts gekommen ist, daß also mit der Offenbarung des Antichristen das Gericht tatsächlich begonnen habe. Und das erkennen auch nach der Offenbarung die Heiligen des HErrn. Im folgenden, dem 15. Kapitel, lobt die Gemeinde der Rechtgläubigen Gott und singt das Lied Moses, des Knechtes Gottes: „Groß und wunderbar sind deine Werke, HErr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen! Wer soll dich nicht fürchten, HErr, und deinen Namen preisen? Denn du bist allein heilig. Denn alle Heiden werden kommen und vor dir anbeten; denn deine Urteile sind offenbar worden.“ Hier bezeugt der Chor der Heiligen des HErrn, daß eben damit das Gericht begonnen habe, daß Gott seine Urteile über den Antichristen offenbar gemacht habe. Auf diese Offenbarmachung der Urteile Gottes über den Antichristen folgen dann aber in der Offenbarung erst noch die sieben letzten Plagen, ehe das Urteil endgültig ausgeführt und das Tier mit dem falschen Propheten in den feurigen Schwefelpfuhl geworfen wird. (Kap. 20.) Es wird also auch in der Offenbarung, ganz wie nach unserer Meinung im Daniel, das Gericht als ein längerer Prozeß beschrieben, der mit der Reformation beginnt und bis zum jüngsten Tage dauert.

Genau so stellt auch Paulus 2 Theff. 2, 8 die Sache dar. Dort heißt es: „Und alsdann wird der Boshaftige offenbar werden, welchen der HErr umbringen wird mit dem Geist seines Mundes, und wird sein ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft.“ Hier macht der Apostel auch eine doppelte Aussage: 1. Gott wird den Antichristen umbringen mit dem Geist seines Mundes; 2. er wird ihm ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft. Indem Gott den Geist seines Mundes, das Evangelium, ausgehen läßt, bringt er den Antichristen um, macht ihn offenbar als den Menschen der Sünde und das Kind des Verderbens, zerstört dadurch seine Gewissensherrschaft über die Heiligen des HErrn und verschafft den Heiligen des Höchsten Recht, wie Daniel sagt. Dies ist geschehen durch die Reformation Luthers. Und nun wird erst noch das Zweite folgen, daß der HErr dem Antichristen ein letztes Ende machen wird durch die Erscheinung seiner Zu-

kunft am Jüngsten Tag. Wir halten uns also auf Grund des vorliegenden Textes sowie auf Grund der Geschichte der Offenbarung und des zweiten Thessalonicherbriefes für durchaus berechtigt, Dan. 7, 9—11 a auf Luther und die Reformation zu deuten. Beide Schriftreihen reden — daran kann kein Zweifel sein — von derselben Sache. Wer die neutestamentlichen Stellen auf Luther und die Reformation bezieht, der muß nach unserer Überzeugung auch Dan. 7, 9—11 a darauf beziehen. — Wir kommen nun zum zweiten Abschnitt, in welchem uns das Ende des Gerichts über das Papsttum berichtet wird.

B. Das Ende des Gerichts.

Text: „Ich schaute weiterhin in den Nachtgesichten: da kam einer, der einem Menschen gleich, mit den Wolken des Himmels heran, gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn gebracht. Dem wurde nun Macht, Ehre und Herrschaft verliehen: alle Völker, Nationen und Zungen müssen ihm dienen; seine Macht soll eine ewige und unvergängliche sein, und sein Reich niemals zerstört werden“, Kap. 7, 13. 14.

Daniel sieht weiterhin in seinen Nachtgesichten und schaut den Schlußakt in dem großen Drama der Weltgeschichte. In diesem Schlußakt der Geschichte des gegenwärtigen Aons verwandelt sich das Trauerspiel in ein Lustspiel für die Leute, die das Leid dieser Zeit wirklich empfunden haben, die im Glauben ängstlich geharrt haben auf die Offenbarung der Kinder Gottes; die, deren Leben hier verborgen war mit Christo in Gott, die werden nun mit ihm offenbar in seiner Herrlichkeit. Daniel sieht in seinem Gesichte einen **כְּבָרֵנוֹשׁ**, einen „wie eines Menschen Sohn“. Diese Bezeichnung an sich sagt zunächst nicht, daß der Erscheinende ein Mensch war, noch auch ob er mehr oder weniger als ein Mensch war. Wie der „Alte der Tage“ B. 9 nicht Gott selbst, sondern nur ein Bild ist, unter dem er dargestellt wird, wie die Ausführung zeigt, so handelt es sich auch hier zunächst nur um ein Bild, in dem eine neue Erscheinung auftritt. Aber wie oben (B. 9), so läßt uns auch hier die Ausführung nicht im Zweifel, wer gemeint ist. Dieser kebar-enosch kann kein bloßer Mensch sein; denn er kommt von oben herab in den Wolken des Himmels, und ihm wird eine ewige Herrschaft über alle Völker, Nationen und Zungen verliehen. Damit kann kein bloßer Mensch gemeint sein; denn sonst würde ein bloßer Mensch Gott an die Seite gestellt. Der kebar-enosch kann aus dem eben angeführten Grunde auch kein Engel sein, und zudem wird er ja von den Engeln, die um den Thron Gottes standen, unterschieden. Er wird aber auch von dem „Alten der Tage“ unterschieden, vor den er gebracht wird. Da bleibt keine andere Möglichkeit, als in dem kebar-enosch den Sohn Gottes zu erkennen, der selbst wahrer Gott und doch zugleich ein wahrer Mensch ist, in allen Stücken an Gebärden als ein Mensch erfunden wird, wie Paulus schreibt; denn die Behauptung Sibyris, Hofmanns u. a., daß unter dem kebar-enosch das Volk Israel

zu verstehen sei, ist so textwüdrig, daß sie keine weitere Beachtung verdient. Der kebar-enosch ist derselbe, den schon David geschaut hat und bei dessen Anblick er ausrief: „Das ist eine Weise eines Menschen, der Gott der Herr ist“, 2 Sam. 7, 19. Wenn aber trotzdem noch die Möglichkeit eines Zweifels vorhanden wäre, wer mit dem kebar-enosch gemeint ist, so würde sie durch eine Vergleichung unserer Stelle mit dem Neuen Testament gänzlich ausgeschlossen. Nicht nur legt sich Christus im Neuen Testament sehr oft diesen Titel bei, sondern er gebraucht ihn auch in Verbindungen, die offenbar auf unsere Stelle Bezug nehmen, ja geradezu als Zitate angesehen werden müssen. So Luk. 21, 27 bei der Beschreibung des Jüngsten Gerichts: „Alsdann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in der Wolke“; und als der Hohepriester ihn beschwört zu sagen, ob er sei Christus, der Sohn des Hochgelobten, antwortet er Matth. 26, 64: „Du sagst es. Doch ich sage euch: Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.“ Wertwürdig dabei ist auch dies, daß dieser Titel „Menschensohn“ im Neuen Testament dem Herrn Jesus nie von den Jüngern oder sonst andern gegeben wird, sondern er immer nur ihn sich selbst beilegt. In den drei Stellen aber, in denen dieser Titel außer in den Evangelien überhaupt noch vorkommt, wird ebenfalls auf unsere Stelle ganz offenbar Bezug genommen. Apost. 7, 55 sieht Stephanus den Himmel offen und die Herrlichkeit Gottes und Jesum stehen zur Rechten Gottes. Er sieht also eine Szene, wie sie hier (Dan. 7) beschrieben wird. Und als er solches sieht, ruft er aus: „Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen!“ Offenb. 14, 14 sieht Johannes eine weiße Wolke und auf der Wolke sitzen einen, der „gleich ist eines Menschen Sohn“. Auch Kap. 1, 13. 14 ist Daniels Vision verwertet. Auch unser Bekenntnis führt unsere Stelle zum Beweis der wahren Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo an (Müller 686. 787).

Dieser kebar-enosch „gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn gebracht“, oder wie es wörtlich heißt: „Sie brachten ihn vor ihn.“ An dieser Beschreibung ist zweierlei merkwürdig: 1. Klingt es so, als ob der kebar-enosch vor dem Richter erscheint, um gerichtet zu werden („sie brachten ihn vor ihn“); 2. ist nicht gesagt, von wem er vor den Hochbetagten gebracht wird. Über den gerichtlich klingenden Ausdruck: „Sie brachten ihn vor ihn“ finden wir bei den uns zu Gebote stehenden Auslegern nichts. In bezug auf das Subjekt lassen die einen ihn von den Wolken, andere von den Engeln gebracht werden. Keins von beiden ergibt einen Sinn, der der Großartigkeit des geschilderten Vorgangs angemessen ist und überhaupt zur Sache paßt. Wir meinen, eine Ermägung des Textes mit Berücksichtigung anderer Schriftstellen löst die Schwierigkeit in zutreffender Weise. Sehen wir uns die geschilderte Gerichtsszene an, so finden wir, daß um den Richter die Engel

und die Weltmächte versammelt sind. Ein Volk aber fehlt, das doch auch vor ihm erscheinen wird: das Volk der Gläubigen und Heiligen. Während aber Daniel in der Beschreibung der Gerichtszene dies Volk nicht nennt, so muß es doch dagewesen sein; denn der erklärende Engel redet von diesem Volk B. 18: „Aber die Heiligen des Höchsten werden das Reich einnehmen und werden es immer und ewiglich besitzen.“ Was in B. 14 von dem Menschensohn gesagt wird, daß ihm das ewige Reich übergeben wird, das erklärt der Engel B. 18: „Die Heiligen des Höchsten werden das Reich einnehmen.“ Und dasselbe tut er nochmals B. 27: „Aber das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volk des Höchsten gegeben werden, des Reichs ewig ist; und alle Gewalt wird ihm dienen und gehorchen.“ Damit ist ganz klar das Subjekt von „sie brachten ihn vor ihn“ gegeben. Es ist das Volk der Heiligen. Dies Volk sieht seinen Gnadenkönig kommen in den Wolken des Himmels, zieht ihm entgegen und bringt ihn vor den „Älten der Tage“. Und dies Bringen hat zunächst wirklich einen gewissen richterlichen Zweck; denn nach 1 Kor. 15, 24 wird des Menschen Sohn zunächst das Reich Gott und dem Vater überantworten, er wird in seiner Eigenschaft als der von Gott bestellte Erlöser vor Gott hintreten und sprechen: „Sie bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast; ich habe deren keins verloren, die du mir gegeben hast.“ Und dann folgt nach Paulo die Aufhebung aller Herrschaft, Obrigkeit und Gewalt, und die Gesegneten des Vaters werden das Reich ererben, das ihnen bereitet ist von Anbeginn der Welt. Dann beginnt das ewige Reich der Ehren und Herrlichkeit unter dem neuen Himmel und auf der neuen Erde, die Johannes geschaut hat, Offenb. 21.

So enden alle Nachtgesichte Daniels im ewigen Licht. Trotz der großen Reden des „kleinen Horns“, trotz seines erschrecklichen Aussehens, trotz seines Wütens und Lobens und des Wütens und Lobens der ganzen gottfeindlichen Weltmacht und des Satans, die hinter dem Papsttum stehen, wird die Stadt Gottes doch fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein drinnen, und das Reich muß ihr auch bleiben.

H. Sp d.

Die Seligpreisungen.

(Fortsetzung hatt Schluß.)

Die fünfte Seligpreisung.

„Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen“, B. 7. — Die Barmherzigkeit ist eine Schwester der Sanftmut und der Gerechtigkeit. Sie wird auch sonst in Verbindung mit denselben aufgeführt. So heißt es Ps. 37, 21: „Der Gerechte aber ist barmherzig und milde.“ Die Barmherzigkeit ist auch eine besondere Art der Liebe. Von der allgemeinen Liebe unterscheidet sie sich insofern,

als diese letztere gerade auf das Gute am Nächsten sieht und ihm deswegen zugetan ist, die Warmherzigkeit aber gerade auf das Elend sieht, in welchem der Nächste liegt, und wodurch er sich bestimmen läßt, ihm Gutes zu tun. Wie schon der Name anzeigt, fängt sie im Herzen an. Beim Anblick der Not wird der Warmherzige warmherzig. Es regt sich Erbarmen in ihm, und das treibt ihn zu Werken der Liebe.

Nun hat der Mensch den Trieb zur Warmherzigkeit schon von Natur in sich; und bei dem allenthalben zutage tretenden Elend in dieser Welt findet er viel Gelegenheit, denselben zu üben. Er ist fort und fort auf seine Mitmenschen angewiesen, und die Erfahrung ihrer Hilfe reizt ihn zur Gegenleistung. So finden wir eine gewisse Warmherzigkeit auch bei den Heiden. Von dem römischen Kaiser Titus Vespasianus wird berichtet, daß er, wenn er sich über dem Abendessen erinnerte, niemandem eine Warmherzigkeit erweisen zu haben, zu seinem Hofgefinde zu sagen pflegte: „Ach, ihr meine Freunde, dieser heutige Tag ist verloren!“ Cicero sagt: „Nulla de virtutibus plurimis admirabilior nec gratior misericordia. Homines enim ad Deum nulla re propius accedunt, quam salutem hominibus dando.“ (Orat. pro Qu. Ligario.) In Athen hatte man der Warmherzigkeit zu Ehren einen Tempel erbaut. Sie wurde darin dargestellt mit einem zerpaltenen, bluttriefenden Herzen, welches sie in der Hand hielt. Aus ihren Augen ließ sie Tränen fließen. Auf dem ihr geweihten Altar durften nur Tränen geopfert werden. So haben die Heiden selbst Unwarmherzigkeit gegen Tiere gestraft. Der Athener Praxiteles, der einem Hammel lebendig das Fell abgezogen hatte, wurde gestäupt. Ja, ein Knabe, der seine Lust daran hatte, den Krähen die Augen auszustechen, wurde sogar zum Tode verurteilt; denn man urteilte, daß, wenn er erwüchse, sein böses Gemüt zum Unglück und Verderben vieler andern ausbrechen möchte. Das ist die dem Menschen von Natur innewohnende Warmherzigkeit.

Doch die Warmherzigkeit, die Matth. 5, 7 verlangt wird, ist mehr. Sie achtet nicht nur auf die leibliche, sondern auch auf die geistliche Not des Nächsten; sie nimmt sich auch seiner Seele an. Eine schöne Anweisung, christliche Warmherzigkeit zu erweisen, gibt Joh. Gerhard; er sagt: „Sobiel und mancherlei Not des Nächsten ist, so weit erstreckt sich auch das Mitleid und die Warmherzigkeit gegen denselben. Siehst du deinen Nächsten in Unwissenheit stecken, so soll dich die Warmherzigkeit bewegen, daß du ihn unterrichtest. Siehst du deinen Nächsten in Sünden liegen, so soll dich die Warmherzigkeit bewegen, daß du ihn warnest und ermahnest. Siehst du deinen Nächsten in Krankheit, in Armut, in Verachtung, in Anfechtung, so soll dich die Warmherzigkeit bewegen, daß du ihm mit trostreichen Worten zusprichst, durch eifriges Gebet sein Bestes bei Gott dem Herrn werbest und aus aller Not nach allem Vermögen ihn helfest erretten. In Summa, da kann keine Not, kein Kreuz, keine Angst genannt werden, in welchem der Nächste steckt,

die Barmherzigkeit nimmt sich desselben an, als wenn's ihre eigene Not wäre, und treibt den Menschen zu Mitleid und zu möglicher Hilfe."

Der Herr Jesus stellt an anderer Stelle seinen Jüngern, um sie zur Übung dieser Tugend zu ermuntern, das Beispiel seines himmlischen Vaters vor. Er sagt Luk. 6, 36: „Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“ So heißt es auch Jak. 5, 11: „Der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer.“ Barmherzigkeit ist eine wesentliche Eigenschaft Gottes. Gott erbarmt sich über die Menschen sonderlich in ihrer Sündennot; er erbarmt sich über die Menschen, die seine ärgsten Feinde sind; er erbarmt sich so, daß er um ihretwillen auch seines eigenen Sohnes nicht verschont. Ihm in solcher Gefinnung nachzufolgen, ist christliche Barmherzigkeit. Dazu sind allerdings nur wahre Christen geschickt, Leute, die erst die Barmherzigkeit Gottes an ihrem eigenen Herzen erfahren haben. Von solcher Barmherzigkeit wissen die Heiden nichts. Luther sagt: „Diese Predigt ist verachtet und vergeblich bei solchen Heiligen und findet keine Schüler, denn die vorhin an Christo hangen und glauben.“ (VII, 379.) Darauf weist auch Paulus die Kolosser in dem köstlichen Spruch: „So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld, . . . gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr“, Kol. 3, 12. 13.

Nun heißt es: „Selig sind“ sie; „denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ An der geübten Barmherzigkeit haben sie einen Beweis, daß sie im Glauben stehen und dadurch Gottes Barmherzigkeit in Christo erlangt haben. Dazu will ihnen Gott auch diese Tugend aus Gnaden vergelten. Wer Barmherzigkeit sät, soll auch Barmherzigkeit ernten. Schon die natürliche Barmherzigkeit bleibt nicht unbelohnt. Ein merkwürdiges Beispiel dafür haben wir an den Rentnern. Sie hatten Barmherzigkeit an Israel getan, als es aus Ägypten kam. Darum widerfuhr ihnen auch Barmherzigkeit, als Saul auf den Befehl Gottes die Amalekiter schlagen mußte. Er sandte hin und ließ sagen: „Gehet hin und wecket und ziehet herab von den Amalekitern, daß ich euch nicht mit ihnen aufräume; denn ihr tatet Barmherzigkeit an allen Kindern Israel, da sie aus Ägypten zogen“, 1 Sam. 15, 6. Erst recht aber belohnt Gott die christliche Barmherzigkeit. Luther: „Wohl euch, die ihr barmherzig seid; denn ihr werdet wieder eitel Barmherzigkeit finden, beide hier und dort, und solche Barmherzigkeit, die alle menschliche Wohlthat und Barmherzigkeit unaussprechlich weit übertrifft. Denn es ist ja keine Gleiche unserer gegen Gottes Barmherzigkeit, noch unserer Güter gegen die ewigen Güter im Himmelreich; noch läßt er ihm selber unsere Wohlthat gegen den Nächsten so wohl gefallen, daß er für einen Pfennig hunderttausend Gulden, wo es uns not wäre, für einen Trunt Wassers das Himmelreich verheißt.“ (VII, 379.)

Dieser Lohn der Barmherzigkeit wird an vielen Stellen der Schrift den Christen zur Lockung vorgehalten. Ps. 37, 26: „Er ist allezeit

barmherzig und leihet gerne, und sein Same wird gesegnet sein.“ Spr. 19, 17: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten.“ Spr. 21, 21: „Wer der Barmherzigkeit und Güte nachjagt, der findet das Leben, Barmherzigkeit und Ehre.“ Wie einmal gerade durch die Verheißungen, die die Barmherzigkeit hat, ein Mann gereizt wurde, Barmherzigkeit zu erweisen, dafür fand sich vor etlichen Jahren im *Lutheran Witness* folgendes Zeugnis: In Connecticut kam eines Morgens ein Pastor zu einem wohlhabenden und angesehenen Gemeindegliede und redete es also an: „Die arme Witwe Brown hat kein Holz mehr; können Sie ihr nicht eine Ladung hinbringen?“ Das Gemeindeglied antwortete: „Wohl, ich habe Holz und habe auch Pferde, aber wer wird mich dafür bezahlen?“ Der Pastor, etwas erstaunt, erwiderte: „Ich werde dafür bezahlen unter der Bedingung, daß Sie heute Abend vor dem Zubettgehen erst die drei ersten Verse des 41. Psalms lesen.“ Der Mann versprach es, lieferte das Holz ab und nahm am Abend sich seine Bibel vor, um zu sehen, was jener Psalm ihm zu sagen habe. Da las er denn die folgenden Worte: „Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt; den wird der Herr erretten zur bösen Zeit. Der Herr wird ihn bewahren und beim Leben erhalten und ihm lassen wohlgehen auf Erden und nicht geben in seiner Feinde Willen. Der Herr wird ihn erquiden auf seinem Siechbette; du hilfst ihm von aller seiner Krankheit.“ Nach einigen Tagen begegnete der Pastor diesem Gemeindegliede wieder und sprach: „Nun, mein Lieber, wieviel schulde ich Ihnen für das Holz?“ „Ach“, sagte der Mann, „sprechen Sie nicht mehr von Bezahlung; ich wußte gar nicht, daß so herrliche Verheißungen in der Bibel stehen. Ich achte es nun für ein Vorrecht und für eine Ehre, daß ich die alte Witwe mit Holz versorgen durfte.“ Heinrich Müller sagt in seinem „Liebeskuß“: „Die Barmherzigkeit ist wie ein Same, der in viel Früchte wächst, und wie ein Baum, der sich über ein ganzes Haus ausbreitet; ihre Frucht breitet sich oft über ein ganzes Geschlecht. Ist gleich, als wenn man Samen austreuet, und läßt sich ansehen, als wäre er verloren. Wie sich aber die Frucht des Samens in der Ernte wiederfindet, also findet sich der Segen guttätiger Leute an ihren Kindern wieder.“ Erst recht völlig aber wird dieser Lohn am jüngsten Tage werden. Da wird Christus die Werke der Barmherzigkeit als Zeugnisse des Glaubens der Seinen ans Licht ziehen und erklären: „Wahrlich, ich sage euch, was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“, Matth. 25, 40.

Die sechste Seligpreisung.

„Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen“, V. 8. — Die Verbindung mit der vorigen Seligpreisung ist diese: Bei aller Liebeserweisung in Werken der Barmherzigkeit an den Kindern der Welt ist Vorsicht nötig. Wir sollen dabei wohl darauf

achthaben, daß wir uns nicht mit dem Wesen der Welt beschmutzen, daß wir rein bleiben von Sünden. Diejenigen Schriftausleger, welche R. 6 auf die Erlangung der Glaubensgerechtigkeit ziehen, verstehen auch diesen 8. Vers in erster Linie von der Reinigung durch den Glauben, ähnlich wie Apost. 15, 9 geredet ist: „Und machte keinen Unterschied zwischen uns und ihnen und reinigte ihre Herzen durch den Glauben“; oder 1 Joh. 1, 9: „Er ist treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergibt und reinigt uns von aller Untugend.“ Doch wir bleiben dabei, Christus will in den Seligpreisungen die Seinen anweisen, ein frommes Leben zu führen. Wir halten nicht dafür, daß er in dem einen Verse den Glauben, in dem andern die Werke lehrt, dann wieder den Glauben, dann wieder die Werke, alles durcheinander. Wir bleiben dabei, auch hier lehrt er Geseß; er zeigt seinen Jüngern, wie sie ihren Glauben mit einem heiligen Wandel schmücken sollen. Das ist hier vorausgesetzt, daß die Herzen seiner Zuhörer die Reinigung von Sünden durch den Glauben erfahren haben. Noch aber sind sie nicht im Himmel, wo alle Gefahr, außs neue besleckt zu werden, ausgeschlossen ist, sondern sie sind noch in der Welt, die von Sünden und Schanden stinkt, die ein rechter Lasterpfuhl ist und so gern alles Reine in ihren Schmutz hineingieht.

Nun besteht die Reinigkeit, die der Herr hier bei seinen Jüngern sucht, nicht nur in der Enthaltung von äußerlicher Beslebung, nicht in bloß äußerlichen, gleißenden Werken, sondern sie besteht in der Reinheit des Herzens, wie der Text sagt. Luther weist auf die Juden zu Christi Zeit und spricht: „Das war ihre Heiligkeit, daß sie mußten äußerlich rein sein am Leibe, Haut, Haar, Kleibern, Speisen, daß auch nicht ein Flecklein am Kleid sein mußte. Und wenn einer ein tot Aas angerührt oder einen Grind oder Gnäz am Leib hatte, mußte er nicht unter die Leute kommen. Das hielten sie für Reinigkeit. Aber damit, spricht er, ist es nicht ausgerichtet, sondern die Lobe ich, die sich besfleisigen, daß sie reines Herzens sind, wie er auch Matth. 23, 25 spricht: ‚Ihr reiniget das Auswendige am Becher und Schüssel, inwendig aber seid ihr voll Raubes und Fraßes.‘ . . . Aber er fragt nicht nach solcher Reinigkeit, sondern will das Herz rein haben, ob es gleich auswendig ein Aschenbrödel in der Küche, schwarz, rustrig und bestoben ist und mit eitel unflätigen Werken umgeht.“ Luther weist hierbei auch auf das Treiben der Mönche hin und sagt: „Ein rein Herz haben, haben sie geträumt, heiße, daß ein Mensch in einen Winkel, Kloster oder Wüsten ließe und nicht an die Welt gedächte, noch sich mit weltlichen Sachen und Geschäften bekümmerte, sondern mit eitel himmlischen Gedanken spielte. . . . Da ich jung war, rühmte man dies Sprichwort: ‚Bleibt gern allein, so bleiben eure Herzen rein,‘ und führte dazu einen Spruch St. Bernhards, der da sagt, sooft er bei Leuten sei gewesen, so oft habe er sich beschämt. Wie man auch ließt in Vitis Patrum von einem Einsiedler, der keinen Menschen wollte zu sich lassen noch mit jemand

reden und sprach: Wer mit Menschen umgeht, zu dem können die Engel nicht kommen. Item von zweien andern, die sich ihre Mutter nicht wollten sehen lassen, und als sie oft darauf wartete und auf eine Zeit sie übereilte, schlossen sie bald die Thür zu und ließen sie draußen stehen und lange Zeit weinen, bis sie sie zuletzt überredeten, sie sollte hinweggehen und spaten, bis sie einander sehen würden in jenem Leben.“ (VII, 381—85.) Das ist falsche, verkehrte Reinigkeit; nein, nein, darauf kommt es vielmehr an, daß ein Mensch in der Kraft Gottes sein Herz vor allem bewahrt, was wider das Wort ist, die bösen Lüfte unterdrückt, böse Gedanken verabscheut und infolge davon sich allerdings auch von sündlichen Worten und Werken rein hält. D. G. Stöckhardt sagt: „Indem die Christen durch die Welt hingehen und da ihren Beruf ausrichten und ihrem Nächsten dienen, halten sie sich dennoch von der Welt unbefleckt. Sie machen ihre Herzen keusch durch den Gehorsam der Wahrheit und meiden alle Unreinigkeit, kreuzigen ihr eigenes Fleisch samt den Lüften und Begierden.“ (Magazin 20, 128.) Auf diese Reinigkeit gehen u. a. auch folgende Sprüche: Jes. 1, 16: „Waschet, reiniget euch, tut euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen“; Jak. 4, 8: „Reiniget die Hände, ihr Sünder, und machet eure Herzen keusch, ihr Wankelmütigen“; 2 Kor. 6, 17: „Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab und rühret kein Unreines an.“ In einem Liede heißt es: „Reinigt euch von euren Lüften, besieget sie, die ihr seid Christen und stehet in des Herren Kraft.“ Luther sagt: „Aber das heißt ein rein Herz, das darauf sieht und denkt, was Gott sagt und anstatt seiner eigenen Gedanken Gottes Wort setzt. Denn daselbige ist allein rein vor Gott, ja die Reinigkeit selbst, dadurch auch alles, was daran hängt und darin geht, rein wird und heißt. Als daß ein gemeiner grober Handwerksmann, Schuster oder Schmied, daheim sitzt, ob er gleich unsauber oder rustrig ist oder übel reucht von Schwärze und Pech und denkt: Mein Gott hat mich geschaffen zu einem Mann und mir mein Haus, Weib und Kind gegeben und befohlen, liebzuhaben und zu nähren mit meiner Arbeit usw. Siehe, der geht mit Gottes Wort um im Herzen, und ob er wohl auswendig stinkt, aber inwendig ist er eitel Balsam bei Gott. . . . Item, so muß auch ein rein Werk und Herz heißen, obgleich ein Knecht oder Magd im Hause ein unflätig, unsauber Werk tut, als Mist laden, Kinder waschen und rein machen.“ (VII, 381. 382.)

„Selig sind“ sie, „denn sie werden Gott schauen.“ Welch eine Ehre! Welch ein Vorrecht der Christen! Sollten sie sich dadurch nicht bewegen lassen, solcher Reinigkeit nachzustreben? Dieses Schauen Gottes fängt schon hier auf Erden an. Es geschieht freilich nicht leiblichweise, denn für unsere leiblichen Augen wohnt Gott in einem Lichte, das sie nicht ertragen können; aber es geschieht geistlicher Weise, nämlich durch den Glauben. „Das reine Herz ist das Auge, womit Gott geschaut wird.“ (Augustin.) Luther sagt: „Wer aber Gottes Wort

ergreift und im Glauben bleibt, der kann vor Gott bestehen und ihn ansehen als einen gnädigen Vater, darf sich nicht fürchten, daß er hinter ihm stehe mit der Keule, und ist gewiß, daß er ihn gnädiglich ansieht und zulacht samt allen Engeln und Heiligen im Himmel. Siehe, das meint Christus mit diesem Spruche, daß allein die Gott schauen, die solch ein rein Herz haben.“ (VII, 388.) Das meint auch Jesaias, wenn er Kap. 17, 7 sagt: „Zu der Zeit wird sich der Mensch halten zu dem, der ihn gemacht hat, und seine Augen werden auf den Heiligen in Israel schauen.“ Das meint auch Micha, wenn er sagt Kap. 7, 7: „Ich aber will auf den Herrn schauen und des Gottes meines Heils erwarten.“ Das meint auch der Psalmist, wenn er erklärt Ps. 25, 15: „Meine Augen sehen stets zu dem Herrn.“ Der Dichter singt in Erfahrung solches Schauens: „Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt und hätte gerne mein Herz vorausgeschickt.“ Vollkommen freilich wird, wie alle andere verheißene Gnade, so auch diese erst nach dieser Zeit genossen werden, wenn das sündliche, unsaubere Fleisch gar abgelegt ist, und wir der unreinen Welt für immer entronnen sind. Da wird sich erfüllen, was der Psalmist sagt Ps. 17, 15: „Ich aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit.“ Da werden wir schließlich Gott schauen auch mit unsern verklärten leiblichen Augen; wie sich dessen Hiob tröstet, wenn er sagt Kap. 19, 27: „Denselben werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder.“ In herzlicher Sehnsucht danach singen die Kinder Korah: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ Ps. 42, 3.

E. H. n. r.

(Schluß folgt.)

Die trunke Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben.

(Fortsetzung.)

6. Die trunke Wissenschaft operiert vielfach mit bloßen Behauptungen. Die Hypothesen sind auch bloße Behauptungen, wollen aber nichts anderes sein. Hier haben wir es aber mit Behauptungen zu tun, die als erwiesene Wahrheiten gelten wollen. — Es ist nicht so gar schwer, Behauptungen aufzustellen. Damit wird uns die Wissenschaft nicht so gar sehr imponieren.

Nr. 1. Was wir auf diesem Gebiet zu erwarten haben, soll der Saß zeigen, in welchen sie das Resultat ihres Kampfes gegen die Bibel zusammenfaßt: „Die Wissenschaft hat wieder das Feld behalten; durch langsames Anhäufen des Beweismaterials hat sie alle, welche denken, herübergewonnen.“ Solange sie aber nicht jeden, der ihre Sätze verwirft, von einer ärztlichen Kommission auf seine Denktätigkeit hat untersuchen lassen, muß dieser Saß als eine bloße Behauptung stehen bleiben.

Nr. 2. Darwin sagt, daß kein Zeugnis dafür vorhanden sei, daß der Mensch ursprünglich mit dem Glauben an einen Gott begabt war, daß er zivilisiert war und von dieser Höhe herabgesunken ist.

Nr. 3. Wenn Huxley sagt (46, 231), daß Darwin nicht eine Tatsache gefunden hat, die seine Hypothese beweist, so sehen wir, daß sie nicht einmal eine Hypothese genannt zu werden verdient. Sie war nur ein wüster Traum. Es sind doch genug Evolutionisten an der Arbeit, „die gesamte Intelligenz unsers Zeitalters“. Warum verwandeln sie nicht einmal — nur ein einziges Mal — eine Spezies in eine andere, den geringsten Apfel, das niedrigste Meeresschweinchen?

Nr. 4. Und wie ergeht es Huxley selber, ihm, der gesagt hat: “I believe in Hamilton, Mansel, and Herbert Spencer as long as they are destructive, but I laugh at their beards as soon as they try to spin their own cobwebs”? Er sagt in der *Britannica*: “On the evidence of paleontology, the evolution of many existing forms of animal life from their predecessors is no longer a hypothesis, but an historical fact.” Da kommt Spencer und sagt mit Bedacht (l. c., S. 399): “The facts of paleontology cannot be held to prove evolution.” Lacht nun auch Spencer dem Huxley in den Bart hinein? ertappte er ihn auch dabei, wie er Spinnengewebe spann?

Nr. 5. Richterberg urteilt von neun Zehnteln der fünfzig Hypothesen, die er über die Erdbildung aufzählt, daß sie mehr zur Geschichte des menschlichen Geistes als zur Geschichte der Erde gehören. (Luthardt, l. c., S. 105.) Die Geologen sagen uns da wenig über die Erdoberfläche, aber viel darüber, wie oberflächlich sie ihre Arbeit verrichten.

Nr. 6. Sie haben genau die Reihenfolge der Gesteinsschichten bestimmt. (Man will daraus das Alter und die allmähliche Entstehung der Erde bestimmen.) Nun zeigt es sich öfters, daß die Schichten gerade in der umgekehrten Reihenfolge der festgesetzten Ordnung vorkommen. Das kommt daher, sagt Geikie, daß gewaltige Erberschütterungen die Steine unterst zuoberst gekehrt haben. (44, 369.) Das könnte wohl sein, aber damit ist uns in diesem Abschnitt nicht gedient. Hier wird gefragt: War es so? Das hat er nicht zu behaupten, sondern zu beweisen. Und es wird schwer zu beweisen sein, denn gewaltige Erberschütterungen, die so behutsam die Schichten anders placieren, daß sie dabei die Schichten selber ungestört lassen, kann man nicht jeden Tag beobachten. Und solange die Geologen nicht beweisen, daß die Schichten nicht von Anfang an eine verschiedene Reihenfolge haben konnten, bleiben sie in diesem Abschnitt.

Nr. 7. Die materialistischen Gelehrten, darunter Edison, behaupten, daß die Intelligenz eines Menschen gebildet werde von der gemeinsamen Intelligenz der Gehirnzellen. Kardinal Gibbons darf ihm antworten: „Woher weiß er das? Niemand weiß etwas von der Existenz einer intelligenten Zelle. Kein Beweis, nicht der allgeringste, ist je erbracht worden für das Bewußtsein in einer Zelle. Soviel die

Wissenschaft weiß, gibt es nicht mehr Beweis für Bewußtsein in einer Gehirnzelle als für das der Kartoffelzelle. Was, meint wohl Edison, gehe vor sich, wenn ein Gedanke in seine Vernunft eindringt? Fangen alle die kleinen Zellen an, darüber zu debattieren? Are some of the little brain-cells audacious insurgents and others immovable stand-patters? Nein, haben die Gehirnzellen Bewußtsein, so hat noch kein Gelehrter die Tatsache entbedt.“

Nr. 8. Fast jedes Jahr kommt ein Professor mit der Nachricht, daß es ihm endlich gelungen sei oder doch in allernächster Zeit gelingen werde, durch eine chemische Zusammensetzung Leben hervorzubringen. Voriges Jahr hat Prof. Schäfer, Präsident der British Association for the Advancement of Science, die übliche Behauptung aufgestellt. (*News* und verschiedene andere Zeitschriften for the Advancement of Science.) Aber den Behauptungen selbst können sie kein Leben beibringen. Der Jammer ist nur, daß die Zeitungen ein großes Wesen davon machen, und die intelligenten Zeitungsläser glauben noch daran, wenn längst die Behauptung als totgeboren beiseite geschafft ist.

Nr. 9. Der berühmte Ewald unterscheidet im Pentateuch sieben Dokumente und ist mit deren Verfassern ziemlich genau bekannt. Das „Buch der Bündnisse“ wurde von einem Angehörigen des Stammes Juda verfaßt, das „Buch der Ursprünge“ von einem Leviten kurz nach der Einweihung des Tempels. Der Erzähler der „Urgeschichte“ gehört in das Nordreich; ein anderer Erzähler von Urgeschichten kann nicht früher, aber auch nicht später als in der ersten Hälfte oder gegen Mitte des achten Jahrhunderts geschrieben haben. Der Abschnitt Lev. 26, 3—45 wurde von einem Nachkommen der Verbannten des Nordreichs um 700 geschrieben. Der Deuteronomiker, ein Judäer, schrieb in Ägypten. Deut. 33 wurde von einem sonst unbekanntem Dichter aus Jeremiahs Zeit geschrieben. Ewald erwartet, daß sein Publikum das alles glauben wird. (49, 362.) Und Kaupisch teilt uns mit, daß ein unbekannter Jude im Januar 164 das Buch Daniel in Angriff nahm.

Nr. 10. Wellhausen sagt uns, daß Gen. 2, 4 zwei Verfasser hat. „Der Redaktor hat den ersten Satz des jahvistischen Berichtes über den Anfang der Weltgeschichte abgesehen.“ Er weiß sogar, wie der ausgeschnittene Satz in der ursprünglichen Schrift des Jahvisten gelaute hat, nämlich: „Es war alles trodene Wüste“, als Jahve die Erde bildete. Wellhausen hat eine hohe Meinung von der Leichtgläubigkeit seines Publikums. (50, 262.)

Nr. 11 ist ebenso beleidigend für das Publikum. Weiß tilgt aus den Einsetzungsworten „für euch“. Das stand ursprünglich nicht darin. Und Harnack, weil es ihm so paßt, erklärt, daß dem Evangelium Johannis „nur wenig“, und mit Behutsamkeit, zu entnehmen sei“. Das übrige sei nicht glaubwürdig. (47, 323.)

Nr. 12. Die drei Grundsätze der historisch-kritischen Methode sind: Kritik, nach welcher alles nur wahrscheinlich ist, Analogie, wonach alles

Eingigartige ausgeschlossen ist, und Korrelation, derzufolge alles nach dem Kausalnegus erklärt werden muß. Es sind das lauter unbewiesene Behauptungen; aber der unkritischen Wissenschaft stehen sie fest, so daß sie danach das Leben Jesu beschreibt und alles übernatürliche, Wunderbare ausschaltet. Nach diesen drei Grundsätzen sind die Geschichtsbücher unecht, weil sich ja alles natürlich entwickeln muß, die Psalmen und Bücher der Propheten Fälschungen, weil es keine Weissagung geben kann, und die Synoptiker haben nach dem Jahre 70 geschrieben, denn dann erst konnten sie etwas von der Zerstörung Jerusalems wissen. Aus diesem Satz folgt die Regel, nach der die höheren Kritiker arbeiten: Die Zeit der Verabfassung eines Buches ist zu bestimmen nach der Kenntnis, die sein Verfasser von gegenwärtigen und vergangenen Ereignissen hat. J. B. Saak sagt zu Esau: Du wirst deinem Bruder dienen und dann das Joch von deinem Halse reißen. Das geschah aber erst zur Zeit Davids, der die Edomiter bezwang, und zur Zeit Amazias, unter dem Edom wieder selbständig wurde. Also ist jener Teil der Genesis nach David geschrieben worden. Es gehört nicht, wie wir gemeint hatten, viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit dazu, ein höherer Kritiker zu werden; die ganze Kunst besteht in dem Aufstellen von nur drei Behauptungen. Das feine Sprachgefühl ist nicht so nötig wie die Unverfrorenheit.

Nr. 13. Was ist an der Gen. 14 erzählten Geschichte wahr? Mölbede und Wellhausen wissen genau Bescheid darum. Die Sache war so. Daß vier Könige vom Persischen Meerbusen her eine Razzia bis in die Halbinsel des Sinai machten und bei der Gelegenheit fünf Städtefürsten, welche am Toten Meer hausten, gefangen fortzuschleppten, und daß Abraham ihnen den Raub abjagte, das sind einfach Unmöglichkeit. Es handelt sich um einen Raubzug arabischer Beduinen, in den der Sage nach Abraham und Lot verwickelt wurden, die nun von einem späteren Schriftsteller weiter ausgeschmückt wurde. Der Verfasser scharrt da vier Namen zusammen und dokumentiert dabei seine Unwissenheit, denn Adama und Beboim sind dieselben Städte wie Sodom und Gomorra; er ergeht sich in antiquarischen Notizen nur zu dem Zweck, um den Schein der Gegenwärtigkeit über das höchste Altertum zu werfen; denn die Angabe, daß im Toten Meer sich Asphaltquellen finden, ist für den Zusammenhang ganz wertlos, da ja doch die Flüchtlinge in diese Beckgruben nicht hineingefallen sind. Denselben Zweck hat es, wenn B. 13 ein wildfremder Mensch namens Abraham uns vorgestellt wird als Eidgenosse der bekannten Amoriter, Mamre, Eskol und Aner. Ein Abraham hat ja nie existiert; das ganze Kapitel ist eigentlich ein historischer Roman. (44, 211.) So haben wir schon früher gehört, daß die Heirat Abrahams und Saras nur ein Symbol der politischen Verschmelzung zweier Völker sei. — Wer war Theodor Roosevelt?

„Am Anfang des 20. Jahrhunderts vermutete man“ (nach dem

Grundsatz der Analogie wissen wir, daß im Jahre 8000 ein höherer Kritiker das herauskriegen wird), „das Haupt der amerikanischen Nation sei ein starker und einflußreicher Mann namens Theodor Roosevelt. Sein Name zog sich durch die Geschichte abwärts; aber Theodor Roosevelt war überhaupt keine historische Person. Er ist eine bloße Personifikation der Tendenzen und mythologischen Züge, die damals in der amerikanischen Nation vorherrschend waren. J. D. dieser sagenhafte Held wird gewöhnlich abgebildet mit einem dicken Prügel (Big Stick). Nun, das ist offenbar ein mythologischer Zug, von den Griechen und Römern geborgt, der in Wahrheit den Donnerkeil Jupiters repräsentiert. Er wird abgebildet, wie er einen breitrandigen Hut und große Augengläser trägt. Dieser Zug repräsentiert den Wotan, wie er bemüht ist, durch die schweren Nebelwolken hindurchzubringen, die sein Haupt bedecken. Eine große Anzahl Bilder stellen den Helden lächelnd und sein Gebiß zeigend dar. Das ist ein sehr interessanter Zug, welcher die starken afrikanischen Einflüsse in der amerikanischen Zivilisation darstellt. Manche widersprechende Sagen sind über den Mann verbreitet. Er war ein großer Jäger; er war ein Reiter; aber er war auch ein Gelehrter und Verfasser einer Anzahl gelehrter Bücher. Er war Anführer im Krieg, aber auch ein Friedensstifter. Es ist selbstverständlich, daß wir hier nur die einfache Personifikation hervorragender Charakterzüge des amerikanischen Volkes haben in verschiedenen Stadien seiner geschichtlichen Entwicklung. Einige mythologische Züge sind noch nicht völlig aufgeklärt, z. B. daß er oft repräsentiert wird in Gestalt eines Bären oder begleitet von Bären. Eine Zeitlang waren diese 'Teddy-Bears' beinahe in jedem Hause, und es scheint, als ob sie sogar angebetet wurden, wenigstens von Kindern. Es ist kein Zweifel, daß eine entfernt astrale Vorstellung diesem etwas rätselhaften Zuge zugrunde liegt. Sogar der Heros Roosevelt war zum Teil solchem Aberglauben ergeben. Sooft er jemand unter seinen Einfluß bringen und ihn bezaubern wollte, faßte er ihn bei der Hand und sprach ein gewisses Zaubermot. Soweit ich entdecken kann, wird es buchstabiert wie 'de-lighted'. Usw. usw.“ Die ganze Studie über den Roosevelt-Mythos ist zu finden „Lehre und Behre“ 55, 93. — Wir hoffen, daß auch wir uns durch diesen Beitrag zur Wissenschaft bei dem wissenschaftlichen Publikum in Respekt setzen werden.

7. Die trunke Wissenschaft legt unserm Glauben Ungeheuerlichkeiten zur Annahme vor. In diesem Abschnitt haben wir es auch mit bloßen Behauptungen (manche davon hypothetischer Art) zu tun, aber diese sind so ungeheuerlich, daß sie einen besonderen Abschnitt verdienen. Es ist schon zu viel verlangt, daß wir den bloßen Behauptungen dieser Wissenschaftler glauben sollen; da sollten sie doch billig zusehen, daß sie uns nur glaubwürdige Dinge vorlegen. Aber dazu haben sie zu wenig Respekt vor uns; warum sollten wir so großen Respekt vor ihnen haben?

Nr. 1. Gibt es keinen Schöpfer, so sind zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder ist die Welt durch eigene Kraft plötzlich aus nichts hervorgetreten — das mögen sie aber einstweilen noch nicht behaupten —, oder die Welt, der Urstoff ist ewig, und das glauben sie. Hädel sagt: „Der Urstoff ist ewig. Es ist alles ein ewiges Werden und Vergehen.“ Vor Millionen von Jahren nahm die Erde ihre Nebelgestalt an. Was geschah aber während der ungezählten Jahre, die zurückliegen? Schon da geschah die Entwicklung des Stoffes. Die Entwicklung des Stoffes zur Nebelgestalt dauert aber nicht eine Ewigkeit, sondern eine ganz bestimmte Anzahl von Jahren. Also hätte die Nebelgestalt schon längst vorher da sein müssen. Wenn man sich bei dem Wort Ewigkeit etwas denkt, so wird man erkennen, daß längst vor dem gegenwärtigen Stand der Dinge dieser Stand der Dinge hätte eintreten müssen; alle nur möglichen Stufen der Veränderung hätten schon vor ungezählten Millionen von Jahren durchlaufen sein müssen. Ist wirklich alles ein ewiges Werden und Vergehen, so sind alle nur denkbaren Erscheinungen, Zustände und Personen schon dagewesen. Wir, die wir heute leben, hätten unser Leben schon vor Millionen von Jahren verlebt. Etwas Unfaßbares wird uns hier vorgelegt, und das kommt daher, daß man die Ewigkeit mit zeitlichen Begriffen mißt. Auf welcher Seite stehen wohl die Nichtdenkenden? (Wetter, l. c., S. 276.)

Nr. 2. Im Feuerebel konnte natürlich kein Leben existieren. Als es sich aber abkühlte, war das Leben da; woher war es gekommen? In einem freisinnigen (sollte heißen abergläubischen) Katechismus heißt es nach „Lehre und Behre“ 44, 312: „Das Leben entsteht nicht neu, sondern pflanzt sich fort aus dem alten. Nur ein einziges Mal“ (das ist doch merkwürdig!) „entstand das organische Leben ganz neu, nämlich aus dem Urstoff. Die Natur hat nur ein mal den Lebenskeim aus ihrem Schoß hervorgebracht.“ (Wie geschickt doch so eine Natur sein kann!)

Nr. 3. Als Sir W. Thompson merkte, daß wir der alten Natur die Fähigkeit nicht zugestehen mochten, im rechten Augenblick das von der toten Welt geforderte Leben aus totem Schleim zu gebären, kam er mit dem andern Aberglaubensartikel, daß die Keime lebender Wesen auf unsere Erde von einem andern Planeten herabfielen. Das Ungeheuerliche liegt hier nicht darin, daß der andere Planet ebenso impotent war wie unsere Erde, das Kunststück zu vollbringen (das gehört in die vorige Nummer), das Ungeheuerliche ist, daß Sir Thompson glaubt, wir würden das Trügerische seiner Lösung nicht durchschauen und uns damit zufrieden geben, daß das Kunststück in weite Ferne gerückt ist. Und wenn die *Britannica* ernsthaft diese Sache bespricht, sie allerdings verwirft, aber dafür die Lösung des unsinnigen Katechismus annimmt, so sehen wir, daß diese Leute nicht dagegen sind, die Vernunft gefangenzunehmen, sondern nur dagegen, daß man sie gefangen nimmt unter den Gehorsam Christi.

Nr. 4 weiß, daß das Leben nicht aus dem Tode kommen kann, und lehrt den andern Aberglauben, daß Leben und Geist von Ewigkeit Eigenschaften der Materie, der Atome, gewesen sind. Büchner sagt: „Alle natürlichen und geistlichen Kräfte liegen im Stoffe.“ Hädel: „Die gemachte Unterscheidung zwischen Lebendem und Leblosem existiert nicht.“ Also diese Atome waren von Ewigkeit und sind heute mit Leben und Vernunft begabt. „Was wird nicht alles empfunden“, ruft Betteg voller Bewunderung aus, „von einem Stednadelkopf, der so viele Atome enthält, daß ein Mensch 250,000 Jahre braucht, um sie zu zählen!“ Bekannt ist, wie anschaulich Prof. Lange einem Ungläubigen (oder Gläubigen) vordemonstrierte, was für bewunderungswürdige Geschöpfe die Millionen von Atomen sein müssen, die sich verbunden haben, dem Menschen das Ohr zu bilden, mit welcher Ausdauer und Eintracht sie begabt sein müssen, daß auch nicht ein einziges auf nur einen Augenblick seinen Posten verläßt! Der Intelligenz dieser Atome ist es auch zuzuschreiben, daß die Weltkörper im verdickten Nebel zu rotieren anfangen, die Merkuratome als die schwächeren sich den geringeren Kreis um die Sonne wählten, während die stärkeren Brüder den Neptunkreis zu ihrer Laufbahn machten. Etliche aber waren widerhaarig, und während die meisten Himmelskörper von Westen nach Osten laufen, veranlaßten sie den Halleyschen Kometen und andere, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Und was mag die Ursache davon gewesen sein, daß manche Atome im Urnebel sich für die Laufbahn des Pluto, andere für die eines Kohlkopfes entschieden?

Nr. 5. Wer das glauben kann, braucht auch nicht vor den Marsiten zurückzureden. Prof. Percival Lowell sagt, daß die Bewohner des Mars zwar keine Menschen, aber intelligente Organismen sind. Es kann ja auf dem Mars kein vegetabilisches und animalisches Leben existieren; aber wer sagt denn, daß diese Organismen auch Brot und Fleisch essen? Wesen, die Kanäle von einer Breite von zwanzig bis siebenzig Meilen bauen, haben ganz andere Bedürfnisse als wir. — Und von den beiden winzigen Monden des Mars lesen wir: „The microscopical reasoning mites which doubtless swarm on their surface have also, perhaps, permanent armies, which mutilate each other for the possession of a grain of sand.“ Und das soll keine Satire auf Lowell sein, sondern steht in einem wissenschaftlichen Werk geschrieben: „The Story of the Sun, Moon, and Stars“, S. 193. Und der Oxford Professor der Astronomie, Charles Pritchard, hat das Wortwort dazu geschrieben. Er hätte Luthers das Wortwort schreiben lassen sollen: „Zuletzt, da sie sich müde auf Erden studiert haben, sind sie gen Himmel gefahren. Da haben sie recht freie Macht überkommen zu dichten, lügen, trügen und vom unschuldigen Himmel sagen, was sie gewollt haben. Denn wie man spricht: Die von fernem Landen lügen, die lügen mit Gewalt, darum daß sie mit der Erfahrung nicht zu bestreiten sind.“ (XI, 801.)

Nr. 6. Nahe beim Nordpol entstand das Leben. Da wurde es zuerst kühl genug, um das Leben zu ermöglichen. Aber sechs Monate lang gab es kein Sonnenlicht. So konnten die Pflanzen keine Nahrung finden von unorganischen Stoffen. Das merkten sich manche und fingen an, beim Hereinbrechen der langen Nacht von andern, abgestorbenen Pflanzen zu leben. "Thus fungoid parasitism was established and the principle of animal life."

Nr. 7. Hädel nimmt zwischen dem Moneron, dem Stammvater alles Lebens, und dem Menschen achtzehn Zwischenstufen an. Von acht von diesen hat man aber nie eine Spur gefunden. Es hat aber solche Arten gegeben; Hädel gibt uns sein Wort darauf. — Der Mensch stammt ab von einer noch nicht aufgefundenen Affenart, die ihren Wohnsitz auf Lemurien hatte, zwischen Madagaskar und den Sunda-Inseln gelegen. Dort hat sich diese Affenart zum Vorfahren des Menschen entwickelt, und dann ist Lemurien mit samt den übriggebliebenen Stammvätern des Menschengeschlechts ins Meer versunken. NB. Das schreibt nicht Jules Verne, sondern ein Vertreter der exakten Wissenschaft. Würde man hier die Frage aufwerfen, warum denn die Affen in den letzten fünftausend Jahren sich nicht weiter entwickelt haben, so würde das Hädel nicht in Verlegenheit bringen. Er hat uns ja gesagt, daß diese besondere, entwicklungsfähige Affenart im tiefen Meer begraben liegt.

Nr. 8. über den Giraffenhals zankten sich Lamarck und Darwin. Der erstere sagte, daß in der kräuterlosen Gegend Innerafrikas die Giraffe gezwungen war, sich vom Laub der Bäume zu nähren, und das feste Streden verlängerte allmählich den Hals. Nein, erwiderte Darwin, während einer alles Kraut vernichtenden Dürre starben alle Kurzhälse; nur die wenigen zufällig mit langen Halsen versehenen Tiere konnten von Baumblättern (jedenfalls war die Dürre nicht anhaltend genug, um die Bäume ihres Laubes zu berauben) ihr Leben fristen. Die langen Hälse vererbten sich, und wenn die Hungersnot sich des öfteren wiederholte, so konnte endlich ein Giraffenhals entstehen. (Vetter, S. 188.) Der Philosoph Spencer soll den Streit entscheiden. Der aber hält uns, die wir darob lächeln, für die Narren und erteilt uns die Nüge, indem er uns bei der Besprechung einer ähnlichen, fast noch lächerlicheren Materie das Sprichwort vorhält: "Truth is stranger than fiction." (L. c., S. 392.) Und ernsthaft drückt noch im Jahre 1905 Hills *Practical Reference Library* Darwins Weisheit nach.

Nr. 9 sei den rudimentären Organen gewidmet, jenen Körperteilen, welche teils im Embryo, teils im ausgewachsenen Menschen nicht zur völligen Entwicklung kommen. Was sollen wir damit? Sie zeigen, z. B. die Rudimente des Euters beim männlichen Tier und Menschen, daß diese Wesen in einer früheren Stufe der Entwicklung als Zwitter lebten. Sie sind auch Urkunden jener Zeit, da die Menschen noch in

Eierformen einhergingen. Der wurmartige Fortsatz des Blinddarms erinnert an den langen, dünnen Darm des Schafs, die Anordnung der Leber, Galle und Nieren an die Anordnung beim Schwein. Damit ist die Abstammung des Menschen vom Tier bewiesen. Möglicherweise hat ein Darm im Menschen Ähnlichkeit mit dem des Schafs; but this one-story fact will not sustain the sixteen-story theory. Und nicht nur das, sondern wer dies glaubt und dann im Stammbaum des Menschen nachschlägt, der findet, daß darin jene Tiere — Schaf, Schwein — nicht aufgeführt werden, die diese rudimentären Gebilde bedingt haben sollen. Nicht nur Ungeheuerlichkeiten sollen wir glauben, sondern man sagt uns nicht einmal klar und deutlich, was wir überhaupt glauben sollen. (53, 317.)

Nr. 10 ist diesem ähnlich, das sogenannte biogenetische Grundgesetz. Daß der Mensch von verschiedenen Tieren abstammt, ist deutlich am Embryo zu sehen. Was demselben widerfährt, ist eine gedrängte Wiederholung der stammgeschichtlichen Entwicklung. Die Lage des menschlichen Embryos erinnert an die Embryonen der Fledermäuse; also stammen wir von den Fledermäusen ab. Durch die Kiemenspalten des menschlichen Embryos ist das „Fischstadium“ des Stammes charakterisiert. Diese vier Hautfalten haben nun zwar mit den Kiemen eines Fisches keine Ähnlichkeit, es ist vielmehr jetzt nachgewiesen, daß sie die Anfänge der Gliederung des Gesichtes sind; aber darauf kommt es uns nicht an. Was wir zeigen wollen, ist die Ungeheuerlichkeit der Zumutung, daß wir diesen Forschern die Fähigkeit zugestehen sollen, aus den Veränderungen des Embryos die Geschichte, die sich vor Millionen von Jahren abspielte, zu konstruieren. (53, 317.) Das beanspruchen sie. Mit längst verschollenen Urahnen machen wir vermittlest der Embryologie wieder Bekanntschaft. Hülls *Practical Reference Library* sagt: „The evolutionary hypothesis sees in the successive stages of the developing embryo dim adumbrations of long extinct ancestors, otherwise unrepresented and forgotten.“ — Es ist natürlich eine ungeheuerliche Logik, zu sagen, daß, weil (vorgeblich) der menschliche Embryo nach und nach allen möglichen Tierembryonen ähnelt, der Mensch von diesen abstammt. Eine andere Schwierigkeit: Es ist nicht ersichtlich, warum der Einfluß unserer Abstammung von jenen Tieren bei dem Embryo haltmacht. Wir stammen doch nicht vom Embryo des Frosches ab, sondern von dem ausgewachsenen Frosch. Am ausgewachsenen Menschen sollte sich darum die Abstammung besser nachweisen lassen. In welchem Lebensalter steht der Mensch unter dem Einfluß des Froschstadiums? Wann beeinflusst ihn seine Affennatur? — Siehe da, diese Andeutung nimmt die Wissenschaft ernst und bemüht sich, sie auszuführen. Nach allen Seiten kann sie unsern Satz noch nicht befriedigend erweisen, aber wie weit sie schon gekommen ist, zeigen die nächsten Punkte.

Nr. 11 besitzt die wunderbare Fähigkeit, aus den racial memories die Geheimnisse der Vergangenheit herauszulesen. Uns alle hat wohl

schon geträumt, im Schlafe oder halbawachen Zustande, wir fielen plötzlich in große Tiefen, und wir wachten dann entsezt auf. Das sind dunkle Erinnerungen an jene Zeiten des Menschengeschlechtes, da sie, kurz nach dem Heraustrreten aus dem Affenstadium, noch in den Bäumen wohnten, und die Kleinen öfters herunterfielen. Diese Erlebnisse haben sich so fest dem Bewußtsein der folgenden Geschlechter eingepägt, daß uns jetzt noch davon träumt.

Nr. 12. Warum die Säuglinge kriechen, und woher es kommt, daß wir lieber sitzen als stehen. Wenn man von den racial memories in einem magazine liest, ist man geneigt anzunehmen, es sei nur eine spottende Übertreibung; aber die Wissenschaft treibt tatsächlich solche Possen. Früher meinte man, der Säugling kröche, weil er noch nicht auf seinen Füßen stehen könne; was es aber damit für eine Verwandtnis hat, berichtet *The Story of Primitive Man*: "That the wholly erect posture was acquired late in man's development from an apelike ancestry is shown among other ways in the crawling of infants for some time after birth — which shows the quadrupedal instinct — and in the preference we all have for sitting down. . . . It has been ingeniously pointed out that one of the many proofs of man's descent from a tree-dwelling ancestry is in his behavior when he is in danger of drowning. He acts in the water as if trying to scramble to a place of safety, extending his arms above him as in climbing." Seit die Wissenschaft trunken geworden ist, ist sie eine Narrin.

Nr. 13. Recapitulation — was ist das? "It is that great principle of psychology and sociology discovered only twenty years ago" (also einer der neuesten Triumphe der Wissenschaft) "which means that the individual in his development through childhood into adult life repeats the history of the race. From ten to twelve the boy is in a stage of development which corresponds to savagery. In his thirteenth and fourteenth year he passes through the stage of barbarism. Then extending through two or three years comes the age of chivalry. The next stage represents twentieth manhood." (Dr. W. S. Hall in der *Detroit News*.) Sonderbar hierbei ist, daß der Einfluß der Perioden des Naturzustandes, des Barbarismus und des Rittertums sich nur während sieben Jahren zeigt, während die überaus kurze Periode der hohen Zivilisation sich etwa vierzig Jahre hindurch auswirkt. Und für das zarte Säuglingsalter bleibt nichts anderes übrig als der Einfluß der greulichen Zeit der Höhlenbewohner, während für das Greisenalter gar kein Einfluß früherer Zeiten vorhanden ist. Das erklärt, warum der Greis denn auch bald stirbt.

Nr. 14. Die höheren Kritiker wollen uns glauben machen, daß Paulus und die Schriftgelehrten nicht dahintergekommen sind, daß kurz vor ihrer Zeit der Pentateuch und viele Psalmen in die Kirche eingeschmuggelt wurden unter Mosis und Davids Namen, und daß sie erst die Betrüger entlarvten. Ganz ungeniert stellen sie die Behauptung

tung auf, daß sie, jezt nach fünftausend Jahren, einen genaueren und glaubwürdigeren Bericht über Ereignisse jener Zeit geben können als die Zeitgenossen. Die Propheten, geborne Juden, merkten nicht, daß die Sprache im Pentateuch es unmöglich mache, daß er einen Verfasser haben könne, während Wellhausen und Genossen, die vielleicht erst mühsam Hebräisch lernen mußten, mit spielender Leichtigkeit die Quellen sondern. Ja, Raußsch behauptet, daß in einem gewissen Vers, wo jezt Elohim steht, ursprünglich Jahve gestanden habe. (50, 281.) Und wenn er damit nicht eine halbe Allwissenheit beansprucht, so ist es eine ungeheuerliche Annahme, daß er um seiner Theorie willen die Bibel korrigieren darf.

Nr. 15. Die fünf Bücher Moses, und sie allein, bilden die Bibel der Samariter. Nun sagen uns die Kritiker, daß diese Bücher nach dem Exil verabfaßt wurden. Zu der Zeit war keine Gemeinschaft zwischen Juden und Samaritern; die Samariter haßten die Juden und hielten den Tempel und alles, was aus dem Tempel kam, für einen Greuel. Kaum aber hat der Jude Esra den Pentateuch geschrieben, so hielten die Samariter das für ihr größtes Heiligtum. Was für sonderbare Leute müssen diese Samariter gewesen sein! (Fund. II, 75.)

Nr. 16. Ein Monstrum in dieser Beziehung ist die historisch-kritische Methode. Die Resultate, die sie mit ihren schon besprochenen drei Grundsätzen erzielt, sind derart, daß sie auch in diesen Abschnitt gehört. Sie beschreibt z. B. Luther und auch Christum nicht, wie sie waren, sondern „wie seine Gestalt nach unserer dormaligen religiösen Erkenntnis wertvoll geblieben ist“. (49, 379.) Nach unserer Erfahrung gibt es keine Wunder. Was darum übernatürlich ist, gehört nicht in das wahre Bild Christi. Die Parteien der Evangelien, die Wunderbares berichten, ignoriert Harnack einfach. Christus hat sich nicht für den Messias gehalten, sagt Brede; die Sprüche, die das aussprechen, sind nicht geschichtlich. Für den Modernen ist das Christentum einfach Moral; um das Bild Christi zu zeichnen, darf man nur die Stellen benutzen, die von Christi Moral handeln. Die historisch-kritische Methode ist ein ungeheuerliches Ding. Jezt erst, nach 1900 Jahren, ist Christus entdeckt worden, und zwar von Historikern, die die Historie von ihm ignorieren. Die Wissenschaft, die das Gebächte hinstellt als das Wirkliche, das Wirkliche als nicht vorhanden, ist eine trunkene Wissenschaft. — In einer Kafferstube betrachtete ein junger Mann lange Zeit eine dort sich befindliche Eule und sprach enblich: „Wer hat wohl diese Eule ausgestopft? Solche schlechte Arbeit habe ich wohl noch nie gesehen. Welch zusammengedrückter Hals! Zudem kann eine Eule auf diese Art gar nicht sitzen. Das Glasauge ist geradezu miserabel. Nach wissenschaftlichen Begriffen ist dies ein Pfuschwerk erster Klasse. Ich habe mich mit dem Studium der Eulen speziell beschäftigt und will mit verbundenen Augen eine Eule besser ausstopfen als diese da! Das Ding sieht eher einer alten Pelzmütze ähnlich als

einer Eule.“ Gerade in dem Augenblicke rührte sich die Eule, stieg schwerfällig von ihrer Stange und betrachtete ihren Kritiker. Die Anwesenden erhoben ein schallendes Gelächter, und der Mann des Wissens verließ schleunigst das Lokal. Er hatte aber doch nur die historisch-kritische Methode angewandt. (48, 256.) T. h. Engelder.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Rom verändert sich nicht. Der Innsbrücker Jesuit D. Antonius Straub hat im vorigen Jahre eine Schrift, „De ecclesia Christi“, in zwei Bänden von über 1500 Seiten herausgegeben, in welcher von den alten spezifisch papistischen Lehren auch keine einzige preisgegeben wird. Der „Theologischen Literaturzeitung“ (S. 278) entnehmen wir folgende Angaben: „Von Einzelheiten sind folgende Aufstellungen des Verfassers interessant: I S. 293 wird das Wesen des zum Heile notwendigen Glaubens charakteristisch kurz und bündig bezeichnet als Glaube an die Erlasse des kirchlichen Lehramtes. Den Begriff der ‚alleinseligmachenden‘ Kirche erklärt der Verfasser I S. 305 f. dahin, daß nur ignorantia plane invincibilis in bezug auf die Kirche, wie sie aber bei einem edlen Menschen gar nicht vorkommen könne, von der Todssünde des Unglaubens befreie. Aber auch wer mit einer solchen Ignoranz behaftet sei, werde dennoch gewiß dem ewigen Verderben verfallen wegen anderer Todssünden, die er sicher begehe. Den Syllabus Pius' IX. wie die Enzykliken Leo's XIII. erklärt der Verfasser für definitiones ex cathedra und somit für katholische Dogmen (II S. 396 f. 401 f.). Unter Berufung hierauf erklärt er die sogenannte politische Toleranz, das heißt, die staatliche Duldung alatholischer Konfessionen, für grundsätzlich unerlaubt. Nur ‚per accidens‘, aus besonders wichtigen Gründen, dürften ‚falsche Religionen‘ im Staate zugelassen werden (I S. 310 f.). Konsequenterweise läßt der Verfasser auch alle Häretiker, Schismatiker, Exkommunizierte usw. der Jurisdiktion der Kirche unterworfen sein (II S. 658 f. 698 f.), weil die Gewalt derselben sich auch auf die ihr Widerstrebenden erstreckt (II S. 9). Energetisch vindiziert er der Kirche das Recht auf körperliche Strafen, die eine ‚vis salutifera‘ enthalten, sowie das Recht auf Verfolgung und Einschränkung der Ketzer (II S. 9—17). Eigentümlich berührt die Bemerkung S. 17: ‚Wenn einer der Kirchenväter über das Recht der Kirche auf körperliche Strafen anders gelehrt hätte, so wäre seine Meinung in dieser Frage ‚als minder korrekt‘ aufzugeben.‘ Zugleich feiert der Verfasser die Verdienste der Kirche um das irdische Wohlbefinden der Menschheit in den höchsten Tönen (I S. 264 f.). Die These XIV (I S. 375—381), dem Nachweis gewidmet, daß Petrus nach Christi Willen bis ans Ende der Welt Amtsnachfolger haben sollte, ist wohl am schwächsten von allen begründet. Gleichwohl wird die Be-

ftimmung der Stadt Rom als Sitz des Primates auf göttliche Anordnung zurückgeführt (I S. 472—475), ja sogar als göttliche, von den Aposteln verkündete und in der Schrift ausgesprochene Offenbarungswahrheit bezeichnet (I S. 481—486)! Nach der Meinung des Verfassers ist die Jurisdiktion der Kirche so unbeschränkt, daß die Hierarchen dem Gewissen der Gläubigen jede beliebige Vorschrift auferlegen dürfen, wenn sie nur dem Zwecke der Kirche angemessen ist (II S. 1—6. 93); sie erstreckt sich auch auf rein innerliche Akte (I S. 39. 41—49) und wird von der Kirche kraft eigenen Rechtes, nicht nur in göttlichem Auftrag ausgeübt (I S. 40). Sie ist keineswegs auf den Inhalt der Offenbarung beschränkt (II S. 251—283), jeder staatlichen Autorität übergeordnet (II S. 496—514), so daß alle Staatsgesetze durch eine ‚lex altior‘ annulliert werden können (II S. 582), und kann auch durch ein Konkordat nicht zum Schaden der Kirche beschnitten werden (II S. 530—534). Die Kirche hat Anspruch auf volle Immunität (II S. 539), insbesondere ist die Notwendigkeit des Kirchenstaates unfehlbares Dogma, so daß der Papst weder erlaubter- noch gültigerweise auf denselben Verzicht leisten kann (II S. 551—556). Das Werk schließt mit einem Panegyrikus auf die Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität der katholischen Kirche und entsprechenden Bemängelungen aller übrigen christlichen Bekenntnisse ‚die sich gleichfalls Religionen nennen‘, bei denen aber ‚eigentliche Heiligkeit‘ nicht zu finden ist (II S. 738). Eigentümlich ist die Art, wie die Einheit der Kirche während des abendländischen Schismas zu retten gesucht wird (II S. 898—907). Das Werk atmet weniger christlich-katholischen als unversälscht römischen Geist und ist insofern dogmengeschichtlich hochinteressant, als es deutlich den Kurs zeigt, welchen die römische Lehrentwicklung der nächsten Epoche steuern wird.“ So geht auch aus dieser Schrift hervor, daß Gibbons und den amerikanischen Jesuiten nicht mit Unrecht der Vorwurf der Lüge und Heuchelei gemacht wird, wenn sie sich vor dem amerikanischen Volke den Anschein geben, als ob die Papstkirche eine Freundin unserer Religionsfreiheit sei.

F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Kansas-Distrikts mit Lehrverhandlungen von Prof. J. Herzer über das Thema: „Die Lehre vom Amt der Schlüssel und ihre praktische Wichtigkeit.“ (18 Cts.)
2. Synodalbericht des Westlichen Distrikts mit einer feinen Studie von Prof. Krauß über „Maria, die Mutter unsers Herrn“ (S. 11—85), und einem zweiten Referat von Lehrer Hörber „Über den Stand der Gemeindefchulen in unserm Distrikt“ (S. 85—88). (21 Cts.)

Trost und Kraft. Tägliche Andachten von Dr. Paul Conrad.
Verlag von Martin Warnack, Berlin.

Dieses Buch bietet für jeden Tag im Kirchenjahre eine kurze Betrachtung von einer Seite, die jedesmal mit einem entsprechenden Schriftwort beginnt und

mit etlichen Niederberfen schließt. Soweit wir uns das Buch angesehen haben, kommt in demselben der alte Glaube, frei von liberalistischer Verschwommenheit, zum Ausdruck, obwohl die lutherischen Unterscheidungslehren nicht sonderlich in den Vordergrund gerückt werden. Jede Andacht ist der Form nach ein kleines Kunstwerk: gefällig, geistreich, anregend. Sie erinnern stark an die Betrachtungen in der „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“. Gebildete Leser werden das Buch nicht bloß mit Nutzen, sondern auch mit Genuß gebrauchen.

F. B.

Die evangelische Mission. Von E. Baudert. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. Preis: M. 1.25.

E. Baudert ist theologischer Lehrer am Missionshaus der Brüdergemeinde in Riesty, und vom Standpunkt der Brüdergemeinde, die die Vehrunterschiede zwischen den protestantischen Kirchen in den Hintergrund stellt, ist auch diese Schrift geschrieben. Sie zerfällt in drei Hauptteile. Der erste behandelt die Geschichte der evangelischen Mission in der Heimat: 1. Mission im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, 2. Pietismus und die Mission, 3. Mission in England und Amerika, 4. Die neuere Missionsbewegung in Deutschland, 5. Das Missionsleben in den außerdeutschen Ländern des Kontinents. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Arbeitsweise der evangelischen Mission: 1. heimatlicher Arbeit, 2. Arbeit auf den Missionsfeldern. Der dritte und Hauptteil gibt einen Überblick über den heutigen Stand der evangelischen Mission: 1. in Amerika, 2. in Ozeanien und Australien, 3. in Ostasien, 4. in Indien, 5. in der mohammedanischen Welt, 6. in Afrika, 7. in den deutschen Kolonien: Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, den deutschen Besitzungen in der Südsee. Ein Anhang bietet „Literatur“ und eine Tafel über den Stand der deutschen Missionsgesellschaften am 1. Januar 1912. Freunden der Mission wird dies übersichtliche Buch willkommen sein.

F. B.

Das Problem des Leidens. Von Dr. Paul W. von Keppler. VI und 100 Seiten. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg. 85 Cts.

In schöner, mustergültiger Sprache stellt Keppler in kürzeren und ausführlicheren Darlegungen die vergeblichen Versuche dar, welche die griechische Philosophie zur Lösung des Leidensproblems gemacht, um dann in kurzen Zügen und mit begeistertsten Worten die Wahrheit hervorzuheben, daß das Geheimnis des Leidens in Christo, dem Gekreuzigten, seine Lösung findet. „Christus selbst, der Gekreuzigte (1 Kor. 2, 2)“, schreibt er, „ist diese Lösung — er, der in die Tiefen des Leidens nicht bloß hinableuchtete, sondern hinabstieg, der hindurchging durch die Feuertaufe der Seelenleiden und die Bluttaufe des Märtyrismus (Lut. 12, 50); er, der alles Leid und Weh jeder Art und jeden Grades in seinem Erdenleben zusammensahnte, in Gethsemane es als Zentnerlast auf sein Herz drücken ließ, dann es als Dornenkrone um sein Haupt wand und als Kreuzeshölde auf seine Schultern nahm, der, angeheftet ans Kreuz, den Reiz der Leiden lernte bis zur bittersten Hefe einer Todesnot, in welcher der letzte Trost, das Gefühl der Vereinigung mit Gott, erloschen war (Matth. 27, 46). Er hat in des Leidens und Sterbens äußerster Krisis, duldbend mit nie dagewesener Ergebung und Seelengröße, mit voller sittlicher Freiheit, in opfernder Liebe, den Fluch des Leidens in seiner Ursache, der Sünde, überwunden und gehoben, im Kampfe unterliegend, in der Niederlage stehend, in seinen Wunden Heilung, in seinem Tod das Leben bringend und durch Schmach und Schmerz in die Herrlichkeit eingehend und einführend. Von nun an steht sein Bild, das Bild des Gekreuzigten, im Zentrum der leidenden Menschheit — das vollendete Gegenbild des Paroson, das Symbol der im Schmerz untergehenden, sich selbst opfernden, im Tod triumphierenden Liebe, das Siegeszeichen der Lösung des Leidensrätsels, der Erlösung, wenn nicht von jedem Leiden, so jeden Leidens.“ (S. 23.) Nicht herausgestellt wird aber der eigentliche Punkt, der für Christen das Fluch- und Zornleiden wegen der Sünde verwandelt in väterliche Züchtigung, in Prüfungs- und Bewährungsleiden, ja selbst in das glorreiche Bekenntnis- und Märtyrerleiden zur Verherrlichung Gottes und seines Evangeliums, nämlich der Glaube an die Tatsache, daß Christus durch sein unschuldiges Leiden und Sterben alle unsere

Sünden und Sündenstrafen völlig gebüßt und bezahlt hat und deshalb für uns nichts mehr zu sühnen und zu büßen übrigbleibt. Um dies recht herauszufreigen, hätte freilich Keppler seine eigene Lehre von der Buße preisgeben müssen. F. B.

Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend. Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung. Von P. W. Jigenstein. Im Selbstverlag des Verfassers. Charlottenburg, Goethestr. 5. Preis: M. 1.60.

Wer sich über die Sozialdemokratie, wie sie in Deutschland existiert, über ihre Kraftanstrengungen und Kampfesmittel, über ihre fanatische Propaganda, die Jugend für sich zu gewinnen und wider Staat und Kirche zu verheizen, sowie auch über ihre Feindschaft wider Religion und Patriotismus, wider Gott und alle göttlichen Ordnungen gründlich informieren will, findet in dieser Schrift P. Jigensteins ein reiches Material. F. B.

Der Verlag der Ev.-Luth. Mission, Leipzig, hat uns zugehen lassen:

1. „Tramba, ein neues Arbeitsfeld der Leipziger Mission in Ostafrika.“ Von R. Schlieemann. 32 Seiten Text mit 6 Bildern und 1 Karte. (10 Pf.; 100 Stück M. 8.)

2. „Palmzweige vom ostindischen Missionsfelde.“ Serie I, Nr. 8: „Zwei kleine Flüchtlinge.“ Nr. 18: „Aberlei von braunen Tamulentkindern.“ Nr. 19: „Nur ein Mädchen.“ Nr. 20: „Warum stehst du draußen?“ Alle von Helene Frenkel. (@ 5 Pf.; 100, gemischt, M. 4.)

3. „Konfirmationsblatt aus dem Leipziger Missionshause.“ (20 Stück 50 Pf.) F. B.

Dörfling und Franke Verlag in Leipzig hat uns zugehen lassen:

„Die Vollenbung des neutestamentlichen Glaubenszeugnisses durch Johannes“ von Dr. E. Weber. (50 Pf.) F. B.

C. Bertelsmanns Verlag, Gütersloh, hat uns zugesandt:

1. „Der Kampf um die Geschichtlichkeit Jesu und sein Ertrag für die theologische Wissenschaft wie für das religiöse Leben der Gemeinde.“ Von Karl Roll. (M. 1.80.)

2. „Der Tod.“ Biblische Studien von Gerhard Zietlow. (M. 3.50; geb. M. 4.)

3. „Das Alte Testament in der johanneischen Apokalypse.“ Von D. A. Schlatter. (M. 3.) F. B.

THE VOICE OF HISTORY. By Martin S. Sommer. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: \$1.00 portofrei.

Von dieser Schrift sagt der Verfasser im Vorwort: „It is a collection of interesting chapters from some of the chief historians of our language, the importance of the matter and the quality of the style deciding the choice. . . . The editor and the publishers, while agreeing in a general way with the matter here presented, do not assume responsibility for every statement of the different historians.“ Der Inhalt des Buches ist folgender: The Siege and Fall of Jerusalem (Josephus); Mohammed — His Methods (Irving); The Crusades (Coz); The Moral Condition of the Church in the Middle Ages (Sea); Henry — Hildebrand — Canossa (Milman); The Western Schism (Gibbon); John Huss (Milman); Reception of Columbus at Palos (Irving); Martin Luther (Sommer); Inhabitants of Mexico (Prescott); The Massacre of St. Bartholomew's Day (Fairb); The Bloody Mary (Froude); The Inquisition under Ferdinand and Isabella (Prescott); Protestantism in Spain (Prescott); Oliver Cromwell (Ranke); The Defeat of the Spanish Armada (Creasy); The Assassination of William the Silent (Motley); The Thirty Years' War (Horne); Gustavus Adolphus — His Triumph and Death (Chapman); Frederick the Great of Prussia (Macaulay); George Washington (Irving). Aus diesen Titeln geht hervor, daß dies Buch, dessen vorwiegende Tendenz eine antikatolische ist, sich vorzüglich eignet als Lektüre für die Jugend. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

„Wer hat seinen Standpunkt geändert?“ Diese Frage scheint der Sache der norwegischen Vereinigung den Boden ausstoßen zu wollen. D. Stub hatte behauptet, die Norwegische Synode habe ihren Standpunkt nicht geändert, sondern stehe, wie sie immer gestanden, ja wie D. Walthers und die Missourishnede vor dreißig Jahren gestanden hätten. Darauf sagt D. Kildahl im „Lutheraneren“: „Das kann ich nicht zugeben. Die Lehre, gegen welche D. Schmidt und andere alle diese Jahre gekämpft haben, ist nicht die Lehre, die sich im ‚Opgjör‘ findet. Die Lehre, wie sie enthalten ist in den missourischen Synodalberichten von 1877 und 1879, ist die Lehre, gegen welche wir gekämpft haben, und diese Lehre finde ich nicht im ‚Opgjör‘.“ Diese Lehre nennt Kildahl geradezu „falsche Lehre“. Er sagt dann: „Im ‚Opgjör‘ wird die Wahrheit bekannt. Es mag sein, daß wir es nicht alle in demselben Sinne verstehen. D. Stub findet Walthers Lehre darin. Die kann ich nicht darin finden. Aber nach meiner Meinung hat das auch wenig zu sagen. Wir haben die Wahrheit bekannt, und das Schriftstück wird von unsern Nachkommen nach seinem buchstäblichen und grammatischen Verstand beurteilt werden und nicht nach der Auslegung einzelner Personen.“ Daß von vornherein Erklärungen gemacht werden mußten und jetzt verschiedene Verständnisse sich melden, zeigt, daß das „Opgjör“ als Vereinigungsbasis nicht klar und bestimmt genug ist. Schade wäre es andererseits, wenn die Vereinigungssache jetzt ganz in die Brüche gehen sollte. Als Anfang der Verhandlungen der Synoden ist das „Opgjör“ gut, aber nicht als fertiger Abschluß.

D. Støllhorn hat den Streitpunkt zwischen Ohio und Missouri immer noch nicht gefaßt. So scheint es wenigstens nach seiner Aussprache in den „Theologischen Zeitblättern“ (S. 249) über den Stöckhardt'schen Kommentar zum ersten Brief Petri, wo Støllhorn sich u. a. also vernehmen läßt: „Aber was sagt der Leser dazu, daß es S. 166 also heißt: ‚Die Entscheidung für oder wider Gott, von der das ewige Wohl und Wehe des Menschen abhängt, fällt in dieses Leben. . . . Das Evangelium von dem Heil in Christo soll nach Christi Befehl in der ganzen Welt, allen Völkern der Erde, aller Kreatur, aller lebendigen Kreatur gepredigt werden, und das Verhalten der Menschen gegen das Evangelium, das sie hier auf Erden zu hören bekommen, entscheidet über ihr ewiges Geschick, Seligkeit oder Verdammnis? Da ist die Rede von einer Entscheidung des Menschen sowohl für als wider Gott; da entscheidet das Verhalten des Menschen gegen das Evangelium sowohl die Seligkeit wie die Verdammnis des Menschen. Wir meinten bisher, das sei ohioischer und iowascher Synnergismus, wenn nicht gar etwas Schlimmeres, so von der Entscheidung und dem Verhalten des Menschen zu reden. Aber wir finden hier, was wir schon öfters gefunden haben: wenn ein Missourier nicht einem Ohioer oder Iowaer kampferüstet entgegentritt, dann redet er öfters gerade wie wir, und wie die Lutheraner von jeher. Das ist ja auch das einzig Richtige, wenn man, wie das jeder Christ und namentlich jeder Theolog tun sollte, alle Stellen, die von der Belehrung und Seligkeit des Menschen handeln, nach Gebühr berücksichtigt und nicht eine Reihe derselben links liegen läßt.“ Wenn Støllhorn hier

wirklich seine Gedanken zum Ausdruck bringt, so hat er in dem von ihm geführten dreißigjährigen Krieg wider Missouri einen von ihm selbst gemachten Strohmann bekämpft, welcher leugnet, was Missouri nicht tut und nie getan hat, daß die ewige Seligkeit eines Menschen etwas zu schaffen habe mit dem rechten Verhalten gegen das im Evangelium angebotene Heil oder, was dasselbe ist, mit dem Glauben, der die dargebotene Gnade annimmt und eben deshalb das rechte Verhalten gegen dieselbe und Entscheidung für Gott ist. Die Streitfrage zwischen Ohio und Missouri ist nicht und war nie die, ob der Glaube, das Annehmen der Gnade oder das rechte Verhalten gegen die Gnadenbotschaft des Evangeliums zur Seligkeit nötig sei oder nicht, sondern immer nur die, wie dies rechte Verhalten des Glaubens entstehe, ob in jeder Hinsicht allein durch Gottes Gnadenwirkung, oder ob Befehring und Seligkeit in gewisser Hinsicht abhängig sei nicht allein von der Gnade, sondern auch vom Menschen. Es ist nicht das erste Mal, daß wir diese ignoratio oder mutatio elenchi seitens der Ohioer, die wohl das Wasser trüben mag, aber nicht dem Interesse der Wahrheit dient, zurüchweisen. J. S.

Liberalismus und Generalsynode. D. L. S. Rehfer vom theologischen Seminar der Generalsynode in Springfield, O., sagt in einem an uns gerichteten Schreiben vom 24. Mai: "The last meeting of the General Synod at Atchison, Kans., took decided action against the liberalistic theology and negative criticism of the times. Fearing the reports in the daily papers might give a wrong idea of the action taken and all the circumstances connected with it, I herewith send you, in connection with a number of other Lutheran papers, a correct version of the matter. You may read in the papers that there was considerable discussion of the question, and that one document, offered by myself, was laid on the table, and a substitute adopted in its stead. This is true, but the discussion was not on the merits of the issue, nor because the General Synod was not ready at any time to make a solid and positive declaration against liberalism. The question of personality was injected at once after I had offered my first paper, and that so obscured the issue that a fair consideration could not be given. Besides, many of the members of the Synod had not posted themselves sufficiently before coming to the convention to vote intelligently on the document first presented. When I saw what the difficulty was, I offered a substitute, which was adopted with a powerful and practically unanimous vote. Thus, while no individual is directly rebuked, yet the liberalistic views the individual aimed at were firmly rejected and disapproved. This was done, too, with a vigor that could not be mistaken. The following is the statement that was adopted by the General Synod: 'Forasmuch as liberalistic tendencies in theology and rationalistic views of the Bible have become more or less prevalent in some of the denominations, and in view of the possibility of their gaining a foothold in the General Synod, we are convinced of the importance of declaring our sincere convictions on these crucial questions. Therefore, against the latitudinarian views and tendencies of the day, we desire to record our continued and hearty acceptance of all the doctrines of our evangelical faith as set forth in the inspired Scriptures of the Old and New Testaments and the Unaltered Augsburg Confession. We also protest against the oft-repeated assertion that almost the whole trend of modern thought and

scholarship is on the side of the liberalistic and modified teaching, because we do not believe that such wholesale claims of superior scholarship are consistent with the facts.' I am sending these statements to a number of other Lutheran papers, and shall be very glad if you will publish this letter, so that there may be no misunderstanding of the real condition of affairs. When we placed the above statements before the body, so that all could see the clear issue, there was not a moment's hesitation in adopting it." Auch wir haben kein anderes als das Wahrheitsinteresse und lassen darum gerne D. Rehfer in „Lehre und Wehre“ zu Worte kommen. Stehen bleibt aber die von uns in der Aprilnummer von „Lehre und Wehre“ gerügte Tatsache, daß die Generalsynode D. Dell, einen offenbaren Liberalisten, in ihrer Mitte bisher geduldet hat und immer noch duldet, und daß sie, soweit wir erfahren haben, auch keinen Tadel ausgesprochen hat über das Verhalten des *Lutheran Quarterly* in dieser Angelegenheit, unter dessen Flagge die Irrlehren Dells ihren Kurs in die lutherische Kirche Amerikas gemacht haben. Die klare Forderung der Bibel geht dahin, einen Irrlehrer wie Dell zu ermahnen und, wenn er trotzdem bei seinem Irrtum bleibt, von ihm zu weichen, resp. ihn auszuschließen. Ohne selber ihr Luthertum in Frage zu ziehen, kann sich die Generalsynode dieser Pflicht nicht entschlagen. Ein Kirchenkörper mit einer bestimmten Lehrstellung ohne Lehrzucht ist eine Utopie. J. B.

Zur Eröffnung der Generalsynode, die vom 14. Mai ihre Sitzungen in Atchison, Kans., hielt, hat D. Remensnyder die Predigt gehalten. Er stellt sich auf die Seite der Positiven. Gegen die *Evolution* in der Theologie sagt er: "The so-called Science of Comparative Religion is a feature of the times. It claims the natural origin of all religions, their advance by evolution, and deems Christianity the crowning factor in this growth process. This denies to Christianity its supernatural origin and its supremacy as the one only true religion. The heathen religions have, indeed, originated from an innate conception of God and man's relation to Him. But they have been so permeated by error, superstition, fraud, vice, and cruelty as to be a millstone of bondage rather than an uplift. Our Lutheran Church holds with the historic church that Christianity is the one only true religion for all mankind, and that it must press onward its conquering march until the kingdoms of this world are become the kingdom of our Lord and His Christ." — Gegen den *Liberalismus* zitiert er Newman: "Liberalism in religion is the doctrine that there is no absolute truth in religion, but that one creed is as good as another. It teaches that all are to be tolerated, for all are matters of opinion", und fährt dann fort: "The answer to this is that no man has any more right to think or believe just as he pleases than he has to act or do as he pleases. . . . There is liberty in the Church, but it is within the limits of the fundamental Christian doctrines. The Church is a spiritual kingdom, and it can no more tolerate license to destroy the faith which is its life than a national government can permit the overthrow of its constitution." — Das alles wird aber bedeutend herabgesetzt und mankend gemacht durch eine böse Aussage über das principium cognoscendi, die Heilige Schrift: "That the Scriptures were given through fallible men is evident. That errors have crept into them is inevitable. That a theory of strict verbal inspiration may not be tenable, is probable." Eine andere Inspiration als

Verbalinspiration ist überhaupt keine Inspiration. Und mit einer Schrift, in der selbst der Irrtum unvermeidlich war, ist gegen den Irrtum nicht viel auszurichten. Sein Text: „Auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen“ hat dem Prediger diese letzten Sätze ganz gewiß nicht an die Hand gegeben.

E. P.

Als einen „rare Masonic treat“ bezeichnet es der *Atchison Globe*, daß bei Gelegenheit der Sitzung der Generalsynode mehr als 50 lutherische Freimaurer mit ihren Logenbrüdern Gemeinschaft pflegten. Als besondere „attractions“ werden namhaft gemacht: „T. C. Billheimer, D. D., of Gettysburg, Pa., a 32d degree Mason, made possibly the best speech ever heard by Atchison Masons“; und das andere: „Dr. Spangler has had the pleasure of visiting Masonic lodges in many parts of the world, sat in King Solomon Lodge, No. 1, in Jerusalem“ usw. Der hielt auch eine Rede. Das mag für die Freimaurer ein treat gewesen sein; ernste Christen nennen es ein trauriges Schauspiel. Wenn die betreffenden D. D.'s geredet hätten, wie es ihr Christenstand und ihr kirchliches Amt forderte, dann hätten sie von Seiten der Loge nicht das Prädikat geerntet: „best speech ever heard by Atchison Masons“.

E. P.

In bezug auf einen Protest einer unserer hiesigen Gemeinden gegen den Unfug, daß in rein bürgerlichen Unternehmungen papistische Würdenträger an der Spitze marschieren müssen, äußert sich der bekannte „Water“ Whelan in seinem *Western Watchman*: „The Lutherans are enraged because Archbishop Glennon heads our General Flood Relief Committee. They declare it an insult to Martin Luther, and in him to all Protestantism. The Archbishop has charming ways, and his polished speech beguiles Protestants. But Lutherans cannot be taken in. They know his willowy grace is their worst enemy. He is undermining Lutheranism in this city. Last year he confirmed three hundred converts from Lutheranism and Evangelicalism. At this rate, how long is Lutheranism going to last? These young Lutherans say their dominies are megaphones made of the bark of the secular timber of the Black Forest. Their so-called ‘pure Gospel’ is nothing more than intellectual phlebotomy. The Archbishop gives them something that scents of the roses of the spring and points to luminous vistas far away. Young Lutherans like him. Old Lutherans do well to be on their guard against this wily ambassador of the Pope, and taking a lesson from the book of ‘Luther’s Experience,’ they should see to it that their people are furnished with a ‘safe-conduct’ from his wiles.“ — Gewiß tut es ihm leid, daß man jetzt die Leute durch berückende Rede bezaubern muß und nicht die alten bewährten, drastischen Mittel anwenden darf.

E. P.

D. Patton hat als Präsident des Princeton theologischen Seminars resigniert. In der Präsidentschaft an der Universität war er der Vorgänger Woodrow Wilsons. D. Patton, der jetzt siebenzig Jahre alt ist, sagt von sich, er mache einem jüngeren Manne Platz. Aber der *Continent* setzt hinzu: „And, of course, it must be again giving place to a more progressive man, for, like all conservatives, Dr. Patton has had to watch a general drift of things toward liberalization with which he could not personally sympathize.“ Das wird also für Princeton keinen Fortschritt bedeuten.

E. P.

Die drei Zweige der Presbyterianerkirche, die Südlischen, die Nördlichen und die Vereinigten Presbyterianer, hielten vom 14. Mai ab gleichzeitig und am selben Orte, nämlich in Atlanta, Ga., ihre General Assemblies ab. Man hatte erwartet, daß es da zur organischen Vereinigung der Südlischen und der Vereinigten kommen sollte. Es wurden auch begeisterte gemeinschaftliche Gottesdienste abgehalten; aber eine Vereinigung ist noch nicht zustande gekommen. Die Komiteen der beiden Zweige hatten sich ja geeinigt, aber ihren Bericht nicht veröffentlicht, sondern ihre Instruktion so verstanden, daß sie der General Assembly berichten sollten. Der Komiteebericht wurde vorgelesen und den einzelnen Presbyterien zur Beratung überwiesen, so daß im nächsten Jahre in der Vereinigungssache gehandelt werden könne. Die eigentlichen Lehrartikel machten keine Schwierigkeit. Über die konfessionelle Basis des vereinigten Körpers sagt der Komiteebericht: "The doctrinal standards now held in common by these two churches, viz., the Westminster Confession of Faith, the Larger and Shorter Catechisms, shall be the doctrinal standards of the united Church. The standards are to be interpreted in their natural and obvious meaning, and no one shall be authorized to teach or preach in the united Church who cannot give an unqualified assent to the doctrinal system contained in these standards." Als Hauptlehren, die festgehalten werden müssen, werden dann namhaft gemacht und ausgeführt: die Heilige Schrift als das wahre Wort Gottes (the very Word of God) und als einzige unfehlbare Regel für Lehre und Leben. Gut ist der Passus über die Aufgabe der Kirche: "(1) The mission of the Church. We believe that the Gospel of the Son of God is the only hope of a sinful, dying world. We recognize in the commands of Christ the urgent call to the evangelization of the world, and we bow before the imperative duty of sending the message of the Word for a witness among all nations. (2) The exclusively spiritual character of the Church's mission. This union is based on the statement of our common confession of faith, viz.: 'Synods and councils are to handle or conclude nothing but that which is ecclesiastical, and are not to intermeddle with civil affairs which concern the commonwealth, unless by way of humble petition in cases extraordinary, or by way of advice for satisfaction of conscience, if they be thereunto required by the civil magistrate.' (3) The exclusively spiritual character of the mission of the Church does not imply that the Church owes no duty to civil society. On the contrary, it is the imperative duty of the Church through its members as citizens of the civil commonwealth to apply the principles of Christianity to all the political, social, and industrial conditions of society." Schwierigkeit machte, wie zu erwarten stand, die Gesangbuchfrage. Die Vereinigten Presbyterianer halten nur das Singen der Psalmen im Gottesdienst für gestattet. Andere Lieder zu singen stellen sie auf dieselbe Stufe mit ein anderes Wort Gottes predigen. Über diese Frage hatte das Komitee sich erst tags zuvor auf einen Bericht einigen können. Ein Glied des Komitees erzählte: "The article on the service of praise was rewritten nine times; no other basis on this subject is possible." Wir sehen den Passus her: "There is a difference in the historic faith and practice of the two Churches touching the matter of praise in the worship of God. The one Church holds the belief that the book of Psalms is the perfect and divinely accredited manual of praise, and as such is to be used in worship to the

exclusion of all devotional compositions of uninspired persons. The other, while believing that the Psalms of Scripture were designed for permanent use in the Church, and should have a large place in Christian worship, yet hold that other compositions that are in harmony with the teaching of Scripture may, with propriety and profit, be used in congregational singing. This difference is frankly recognized, but we hold our respective views in the following as a practicable basis: We believe that the Psalter of the Bible, the Psalms of David, is an inspired manual of praise, and that the Spirit of God indited these songs to be used in the worship of the people of God to the end of time. The united Church will, therefore, take immediate steps to introduce to all its congregations, by indorsing and recommending, the Psalms of the Bible in the best metrical version as a divinely accredited book of praise. But while strongly commending the use of the Psalms, it is agreed that each Church in our respective synods shall be allowed in the matter of congregational singing the same liberty which it now enjoys." Der Bericht schloß mit zwei Empfehlungen, die zum Beschluß erhoben wurden: 1. alles Handeln in der Sache auf das nächste Jahr zu verschieben; 2. daß inzwischen die Kirchenblätter die Vorlage bekanntgeben und Gelegenheit geben sollen zur Erörterung und zum Meinungsaustausch. Berichtet wird noch, daß der Bericht des Komitees mit großer Begeisterung, mit Dankes- und Freudentränen entgegengenommen wurde. Die Demonstration war wohl verfrüht. Beide Seiten scheinen in der Psalmenfrage auf ihrer Meinung fest zu bestehen. Ein Mitglied des Komitees der Vereinigten Presbyterianer berichtete seiner Assembly: "The Southern brethren would not give up 'Rock of Ages, Cleft for Me,' 'Nearer, My God, to Thee,' and many others. The members of the Southern committee wished it to be understood that we should not entertain any hope that they would come to our position on the exclusive use of the Psalms."

E. §.

No Sacrifice — No Priest. Unter diesem Titel behandelt Monsignor Barnes die Bestrebungen der Episkopalen, eine Vereinigung der christlichen Kirchen zuwegebubringen. Ob man die Episkopalen selbst als eine christliche Kirche ansehen könne, "hinges, principally on the important question as to whether Anglican orders are, or are not, valid". Sein Resultat ist: "There are not many points of controversy on which so universal an agreement can be found to exist as on this, namely, that Anglicans are not Catholics, and that their clergymen are not priests." Priestertum habe als Korrelat ein Opfer; wo kein Opfer sei, da sei auch kein Priester. Hebr. 8, 3 stehe das ja. Die Anglikaner hielten dafür, daß Christus seine Apostel ordiniert habe, als er sie anblies und zu ihnen sagte: „Nehmet hin den Heiligen Geist“ usw. "They cannot understand, therefore, what Catholics mean when they contend that the Anglican ordinal is defective in 'form' and in 'intention,' since the power to absolve is not essential to the priesthood, while that of sacrifice is essential. The tradition of the Church from all time and source is absolutely one on this point of the sacrifice." Nein, Christus habe seinen Aposteln das Priestertum übertragen, als er die Messe einsetzte und ihnen sagte: „Solches tut zu meinem Gedächtnis.“ In ihrem ursprünglichen Ordinationsritual, das von 1559 bis 1661 in Gebrauch war, habe die anglikanische Kirche nicht einmal die Bezeichnung „Priester“. Das habe man dann später nachgeholt. Aber da gelte, was

Leo XIII. in seiner Bulle „Apostolicae Curae“ sagt: „Even if these additions could give to the ‘form’ its due significance, they were introduced too late, as a century had already elapsed, . . . and, therefore, as the hierarchy had become extinct, there remained no power of ordaining.“ Wo es den Anglikanern fehlt, sagt Barnes: „In the Anglican Communion there is a) a sacrifice of praise and thanksgiving, b) an oblation of gifts and creatures, c) a pleading of a sacrifice that is past, and d) an offering of ‘ourselves, our souls, and bodies.’ But the sacrifice of the mass, in which Christ Himself is offered, a true, proper, and propitiatory sacrifice to God for the living and the dead, — in that the Anglican Church has no part. It offers in sacrifice words and gifts and creatures, — but not Christ.“ Das tut der römische Priester in der Messe auch nicht, fintemal Christus so etwas nicht eingeseht und keinem Menschen Befehl und Macht gegeben hat, ihn zu opfern. Und wenn er es versucht, ein neues „propitiatory sacrifice“ darzubringen, dann geschieht das mit Verleugnung und zur Schmach Christi, der mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden, und der ein Opfer für die Sünden geopfert hat, das ewiglich gilt, Hebr. 10, 12. 14. — Ergötzlich ist aber doch, wenn den Anglikanern, die sich ihrer apostolischen Sukzession rühmen und diese bei andern vermissen, die sich mit der Frage beschäftigen, ob sie nicht lieber die Bezeichnung Protestant fallen lassen sollten und sich Catholic nennen, die so sehnsüchtig bei Rom um Anerkennung buhlen — wenn denen von Rom solche Dinge gesagt werden.

E. P.

Das klingt ja ganz lutherisch! Der *United Presbyterian* bringt einen Artikel: „Two Great Antichrists.“ Als solche erkennt er ganz richtig den Türken und den Papst und sagt: „The clock of God is striking the closing hours of both.“ Vom eigentlichen Antichristen, dem Papsttum, sagt er: „Paul, by the Spirit, gave such a brief but graphic description that it is not possible to mistake his meaning or blunder in its application. Read with care 2 Thess. 2, 3—8, and 1 Tim. 4, 1—3. That Paul is in both these scriptures predicting the rise of popery cannot be reasonably doubted by any one not under the delusion of superstition or blinded by a judicial punishment of God. The hindrance that stood in the way of its development in the apostolic day was pagan Rome. When that was ‘taken out of the way’ (v. 7), then ‘that wicked’ one, papal Rome (v. 8) was revealed. Whom the Lord is consuming by the Spirit of His mouth (the Gospel), and is ‘destroying by the brightness of His coming’ in His kingdom. The Protestant Christian who does not see this is looking through the smoked glass of fear and doubt. . . . It is impossible to read the history of the Reformation from Wyclif and Huss to the present and not see the 8th verse being fulfilled, unless blinded by the thick folds of spiritual ignorance.“ — Nur wenn diese Erkenntnis sich mehr Bahn bricht, kann der Protestantismus dem Papsttum wirksam entgegenarbeiten.

E. P.

Das Fronleichnamsfest, das zehn Tage nach Pfingsten fällt, wird in den Vereinigten Staaten immer am nächstliegenden Sonntag gefeiert. Wie die Kirche zur Anordnung dieses Festes gekommen ist, sagt der „Katholische Glaubensbote“: „Während der heiligen Karwoche, an deren Donnerstag die Einsetzung desselben geschah, begeht die Kirche in heiliger Trauer den Tod des Heilandes und widmet sich ganz der Betrachtung und Beherzigung desselben. Um nun dem Herrn mit größerer Feierlichkeit, als es der

Gründonnerstag gestattet, für die Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes zu danken, hat die Kirche dieses Fest eigens zu diesem Zwecke gegründet.“ Auch was das Motiv der Feier ist: „Bei der Festfeier wird den Gläubigen Gelegenheit gegeben, durch Teilnahme an der Prozession mit dem Allerheiligsten öffentlich ihren Glauben an die wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakrament zu bekennen. Zugleich ist diese Feier eine Entschädigung und Sühnung für alle Beleidigung und Verunehrung, besonders für die, welche Ihm gerade in diesem Denkmale seiner Liebe von den Sündern, Andersgläubigen, gleichgültigen Katholiken und gottlosen Menschen zugefügt wird. Endlich soll durch die feierliche Prozession der Schutz und Segen des HERRN auf uns herabgerufen werden.“ Es soll also seiner Intention nach eine papistische Demonstration sein. Kein Wunder, daß unsere Bekenntnisväter sich weigerten, an der Feier sich zu beteiligen. E. P.

Von dem Nationaltschrein der Unbefleckten Empfängnis, der in Washington errichtet werden soll, verspricht sich der „Katholische Glaubensbote“ große Dinge. Aus seinem Ausruf zur Weissteuer zitieren wir einige charakteristische Sätze: „Wer immer die rührenden Szenen in dem wunderbaren Schrein von Lourdes oder in demjenigen von Fourviers in Lyon gesehen hat, prophezeit den erhabenen Einfluß, welchen ein schöner Schrein unserer geliebten Gottesmutter zu Washington ausüben würde. Vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean wird der Name Marias in demüthiger und liebevoller Verehrung ausgesprochen und ist seit mehr als vier Jahrhunderten der innige Trost zahlloser Millionen in der Neuen Welt gewesen. Jeder Staat, jede Ortschaft, jede Diözese und jede Pfarrgemeinde gehört in mannigfacher Weise zu Marias Schultern. Das ganze amerikanische Land, Berg und Thal, Fluß und See, freut sich ihres Namens, und darum erscheint es als durchaus passend, ein schönes Gotteshaus zu errichten, das auf ewig als der Ausdruck der Dankbarkeit Amerikas dastehen wird, wie auch insgesamt als der Tribut aller Künste durch ihre eminenten Vertreter, welche den Zauber und die Macht der Gottesmutter wiedergeben können. In ihrem großartigen und erhabenen schönen Schrein hoffen wir ein Ausströmen der Gnadenmittel zu erfahren, die ihr göttlicher Sohn niemals der Bitte seiner Mutter gegenüber zu gewähren unterläßt. . . . Wahrlich, jeder Teil der Kirche wird die Ehre und den Ruhm der unbefleckten Maria erklären, ihr Lob und ihre Verdienste besingen, ihre Vermittlung und ihren Beistand anflehen.“ — überschwenglich; mehr marianisch als christlich. E. P.

Wer an der Religious Education Society Freude hat. Der Unitarier Rev. Minot Simons schreibt, wie wir dem *Lutheran Church Work* entnehmen: “I was deeply impressed with the fact that the R. E. A. is one of the great liberalizing forces of the modern religious world. Most of the men who attend are, from the nature of the case, liberal-minded men, and they are able to say things which the Unitarians could not say, and get a hearing. It must follow that these things get a little way at least into the conservative mind of the Church. . . . I have been quite amazed at the theological radicalism which I have heard during the past week. Orthodoxy, too, has been present, and has spoken its mind, but it has complacently received the most radical expression. The R. E. A. deserves our support as Unitarians, because it is doing our work to an extent that we little realize.”

— Welch eine klägliche Figur schneidet bei solchen Gelegenheiten die „Orthodoxie“, die wohl ein mattes Bekenntnis tut und dann „complacently receives the most radical expression“! E. F.

Ein besonders heller Kopf scheint der Redakteur des *Havana Telegraph* zu sein. In Kuba sammelt Senora America Nias de Gomez, die Frau des Präsidenten, für den Bau einer katholischen Kirche zu Ehren dem Schutzheiligen Nuestra Senora de la Caridad. Sie hat Zirkulare ausgesandt an die verschiedenen Mayore der Städte, worin sich die Worte finden: „trusting that your town council, etc., will accord your generous cooperation, contributing with donations,“ usw. Der Redakteur selbst berichtet: „She has a few days since sent a circular to the mayors of the island, inviting their several municipalities to contribute to the building in Havana of a church to Nuestra Senora de la Caridad, the patron saint of Cuba.“ Gegen die Anbettelung ganzer Städte zum Bau einer katholischen Kirche hatte die Baptisten-Gemeinde in Havana protestiert mit der Begründung, daß verstoße gegen Artikel 26, § 2 der Konstitution der Republik: „The Church shall be separated from the State, which shall not in any case subsidize any cult.“ Den Protest druckt der *Telegraph* ab und macht dazu die Bemerkungen: „Do the Baptists . . . look upon Mrs. Gomez as a part of the State, or is it the municipal mayors that represent the State? . . . The State is neither Mrs. Gomez, nor Havana, or Batabano, or any other town.“ Und das Ganze unter der Überschrift: „Muddled View of Church and State.“ Und damit meint er nicht seine views, sondern die der Baptisten; er fährt fort: „Absurd Protest of Baptists“ usw. E. F.

Ob eine freisinnige Synagoge noch eine jüdische oder überhaupt eine religiöse Gesellschaft sei, fragt der *American Hebrew*. Er sagt: „The question arises whether social service is the sole content of religion, and whether the Free Synagogue is thereby entitled to call itself a synagogue or, indeed, a religious organization at all. Granting that these ideals of succoring the poor and the sick are taught by the eloquent and energetic preacher of the Free Synagogue, and that praiseworthy attempts are made to carry them into practice by his congregation, we still fail to see in what way such an organization differs from thousands of other social and philanthropic institutions which attempt the same activities and, if challenged, would hold the same faith, whatever the particular creed involved. In the picture of the Free Synagogue practically no stress at all is laid upon the ‘distinctive past,’ and so far from emphasizing the ‘distinctive race’ of the followers of the Free Synagogue, the leader has to confess that ‘religiously a good Jew and a good Unitarian do not differ,’ and that ‘the individual as Jew has no other religious function to play that differs from another human being.’ It is in this instance on the individualistic element in religion that the fundamental error of this position consists. There is something above and beyond the mere individual consciousness that binds Israel together, that gives distinctive coloring to Jewish religion and even to Jewish ethics. It is by failing to recognize this communal element in the Jewish consciousness that the Free Synagogue fails.“ — Etwas Ähnliches ist auch von so vielen „freien“ christlichen Kirchen zu sagen, die dieselbe Methode betreiben. Die einen sind ebensovwenig in ihrem Treiben christlich, wie die andern jüdisch sind. E. F.

II. Ausland.

Eine Anzahl theologischer Professoren an preussischen Universitäten hat in der „Reformation“ folgende Erklärung veröffentlicht: „Infolge mehrfacher Anfragen aus dem Kreise unserer Freunde und Schüler fühlen wir uns verpflichtet, nunmehr auch öffentlich folgendes zu erklären: 1. Wir haben in dem Kampfe, welcher während des vorigen Sommers und Herbstes um das Apostolikum geführt worden ist, bei einigen unserer Gesinnungsgenossen zwar die gute Absicht wohl erkannt, aber die verletzende Form sehr bedauert. 2. Wir werden nach wie vor das Apostolikum, das ehrwürdige altkirchliche Bekenntnis, angesichts der in ihm bezeugten grundlegenden Heilstaten und Heilsgaben unsers Gottes als ‚unveräußerliches Gut‘ der evangelischen Kirche‘ hochhalten und es dementprechend gegen Angriffe aus den Kreisen des theologischen und kirchlichen Liberalismus mit Entschiedenheit verteidigen; aber wir lehnen eine mechanisch-lehrgefehlliche Handhabung desselben als unevangelisch ab. 3. Wir sind der Überzeugung, daß gegenüber dem agitatorischen Vordringen radikaler Strömungen jede schwankende Haltung verhängnisvoll wirkt, daß vielmehr ruhige Festigkeit und Zusammenschluß aller evangelischen Christen, welche auf dem Boden des apostolischen Evangeliums stehen, eine dringende Notwendigkeit ist.“ — Was heißt „mechanisch-lehrgefehlliche Handhabung“? Durch solche vage Begriffe wird die ganze Erklärung nichtsagend. E. P.

Ein Nondoscript. Über die Lehrstellung der bayrischen Pfarrer in Kürnberg, Dr. Geher, Hauptprediger an St. Sebald, und Lic. Dr. Rittelmeyer, zweiter Pfarrer an Heilig-Geist, sagt der „Alte Glaube“: „Es ist schwer, ihre theologische Stellung mit kurzen Worten zu charakterisieren; tatsächlich ist dies bisher noch keinem Gegner so gelungen, daß er nicht den Vorwurf ungerechter Beurteilung hätte hören müssen. Wollen wir sie einmal folgendermaßen darzustellen suchen: Sie haben den Kreis des evangelisch-reformatorischen Christentums verändert, zusammengedrückt zu einer Ellipse, deren einer Brennpunkt die Philosophie (und die damit zusammenhängende Weltanschauung), deren anderer Brennpunkt die mittelalterliche Mystik ist. Von dem einen mag es kommen, daß man ihnen Hinneigung zum Nationalismus, von dem andern, daß man ihnen mystische Schwärmerei nachsagt, und von dem Ineinanderfluktuieren der beiden, daß ihre Darlegungen gewisser Merkmale der Gnosis nicht entbehren. Aus dem philosophischen Moment erklärt sich vielleicht ihr Gottesbegriff, der bei allem Bestreben, die Persönlichkeit Gottes festzuhalten, doch starke Anklänge an Pantheismus zuläßt; aus dem mystischen ihr Verhältnis zu Christo, dessen Erleben sie als den Mittelpunkt ihres religiösen Lebens bezeichnen.“ Gewiß eine schöne Kombination! E. P.

Auf der kirchlich-sozialen Konferenz in Warmen erklärte D. Weber, daß es die Pflicht des Oberkirchenrats sei, bestimmte Instruktionen für die Generalsuperintendenten über die Ordination zu erlassen. Die gegenwärtige Praxis, junge Theologen ohne Rücksicht auf ihre Glaubens- und Wesenskennntnisstellung zu ordinieren, sei Mitursache der bestehenden Nöte der Kirche. Dazu bemerkt die „E. R. Z.“: „Wir stimmen dem Grundgedanken D. Webers durchaus zu, meinen aber, daß eine Prüfung über die Stellung der zu ordinierenden Kandidaten zum Glauben der Kirche schon vor dem Ordinationsakt ermöglicht werden muß. Eine Verpflichtung auf schrift-

und bekennnismäßige Predigt erfolgt auch schon jetzt bei der Ordination. Sie hat nicht gehindert, daß viele ins Amt gekommen sind, deren Predigt der Schrift und den Bekenntnissen entgegen ist. Die zweifelhafte Kunst der Umdeutung ist so groß geworden, daß mit ihrer Hilfe jede Verpflichtungsformel beliebig gedeutet wird. Nur wenn die Kirche ihre künftigen Diener nicht erst bei den Prüfungen oder bei der kurzen Vorbereitung zur Ordination, sondern aus ihrem ganzen Leben und Arbeiten kennt, wird sie die Zulassung ungeeigneter Elemente zum Predigtamt, wenn nicht ganz unterdrücken, so doch viel besser verhindern können, als es jetzt der Fall ist. Die Verbindung der Kirche mit den Kandidaten und Studenten muß zu einer innigeren gestaltet werden. Durch die Einrichtung des Lehrvikariats ist ein Anfang dazu gemacht. Es wäre gut, wenn auch schon vor dem ersten Examen einige Zeit der Einführung in die Arbeit der Kirche gewidmet würde, und wenn auch schon die Studenten angehalten würden, zu dem Leben der Kirche in engere Beziehungen zu treten. Hier könnte das Amt der Universitätsprediger als der berufenen Führer der Studenten im kirchlichen Leben weiter ausgebildet werden. Die gesamte künftige Wirksamkeit der Pastoren könnte dadurch in segensreicher Weise vorbereitet werden. Und zugleich wäre dadurch ein Mittel gegeben, um die verwirrenden Einflüsse, die nur zu oft von dem gegenwärtigen Betriebe der Theologie auszugehen, abzumildern oder ganz auszugleichen.“ — Am gründlichsten würde abgeholfen, wenn die Kirche die Ausbildung ihrer zukünftigen Pastoren selbst besorgte und diese nicht erst in die Hand bekäme, nachdem sie auf der Universität dem Glauben entfremdet sind. E. P.

Den liberalen Theologen hat auch A. Drems kürzlich bittere Wahrheiten gesagt, die ihnen gerade von dieser Seite doppelt schmerzlich sein müssen. Er antwortet auf die Frage, was bei den Liberalen noch vom Christentum geblieben sei: „Bibelbegriff, Gottesauffassung, Seelenbegriff, Christusauffassung, Erlösungslehre, Ethik — alles, soweit es bei ihnen überhaupt vorhanden ist, ist zum mindesten nicht christlich, soweit aber christlich, lediglich ein unüberwundener Rest. Dabei darf der liberale Prediger von heute noch nicht einmal seine eigensten Gedanken aussprechen. Die Folge davon ist jene verschwommene, zweideutige, schillernde Ausdrucksweise liberaler Kanzelberedsamkeit, bei der sich jeder denken kann, was er will, die den Naiven verwirrt, den Kundigen aber aneselt, beide jedoch aus der Kirche treibt. Wahr ist es doch, daß Ausdrücke wie lebendiger Gott, Sohn Gottes, Gotteskindschaft, Reich Gottes, Unsterblichkeit, ewiges Leben im Liberalismus von heute eine ganz andere Bedeutung haben als im echten Christentum; es sind für ihn nur konventionelle Redensarten, die man am Grabe anwendet. Selbst ein Atho war — man denke! — dreißig Jahre lang genötigt, sich dieser Ausdrucksweise zu bedienen! Das ist eine der betrübendsten Offenbarungen der Athobewegung gewesen. Der Liberalismus aber fühlt das gar nicht. Ja Traub lobte Atho noch, daß er es verstanden habe, sich so auszudrücken, daß selbst Bibelgläubige zu seinen Füßen gesessen haben! Ein glänzenderes Zeugnis, meinte Traub, hätte man Atho gewiß nicht ausstellen können. So darf das nicht weitergehen, wenn nicht jedes Wahrheitsgefühl in unserm Volke erstickt werden soll.“ — Allerdings, wer so wirtschafet, ist auf gut deutsch ein ganz verlogener Mensch. E. P.

Eine Kaiserjubiläumsspende für die Missionen. Unter dem Vorsitz des Präsidenten des Herrenhauses von Wedel hat sich ein Komitee gebildet, das zur Sammlung einer „Nationalspende zum Kaiserjubiläum für die christlichen Missionen in unsern Kolonien und Schutzgebieten“ auffordert. Es ist dem Komitee gelungen, die konfessionellen Schwierigkeiten für eine gleichzeitige Sammlung zugunsten der evangelischen und der katholischen Missionen zu überwinden; die Aufrufe werden für jede Sammlung gesondert verteilt. Der Wortlaut beider Aufrufe ist bis auf einen Absatz identisch, der sich an die speziellen Glaubensgenossen wendet. Unter den Unterzeichnern des Aufrufes finden sich außer Herrn von Wedel auch der Präsident des preussischen Abgeordnetenhauses, Graf v. Scharwin-Löwitz, Geheimrat Harnad, der Direktor der bairischen Handelsbank, Freiherr von Pechmann u. a. Der Kaiser hat dem Plane zugestimmt. (E. R. 3.)

Auf der Gnadauer Ostertiskonferenz hielt Justizrat Dr. Heinemann-Magdeburg einen Vortrag über das Thema „Staat und Kirche“. Seine Thesen waren: „1. Kirche und Staat sind ihrem Wesen nach verschieden und haben verschiedene Aufgaben und zu deren Erfüllung verschiedene Mittel. 2. Das Verhältnis von Staat und Kirche besteht nicht darin, daß sie zueinander in Gegensatz treten müßten oder auch nur miteinander nichts zu tun hätten, vielmehr soll eins dem andern dienen. 3. Hat sonach die Kirche die Pflicht, ihrerseits zwar größtmögliche Unabhängigkeit, nicht aber Trennung der Kirche vom Staate zu erstreben, so muß sie gleichwohl gerüstet sein, daß eine ohne ihr Zutun eintretende Trennung vom Staate sie nicht unvorbereitet treffe.“ Aus der Debatte berichtet die „E. R. Z.“: „In der Debatte wurde von manchen die Trennung von Staat und Kirche als heilsam für beide Teile gefordert, von andern auf den Vorteil hingewiesen, den der Staat von der Kirche und andererseits ebenso sehr die Kirche vom Staate habe, und deshalb sei eine Trennung zurückzuweisen. Die Kirche habe aber die Aufgabe, Maßregeln zu treffen, um auf alle Fälle vorbereitet und gerüstet zu sein.“ E. R.

Auf die Klage der positiven Pfarrer Badens wider die Schmähung des Pfarrers Lehmann in Mannheim, „auch von ihnen glaubten keine zehn mehr an alle Aussagen des Apostoliktums“, ist ihnen von dem Oberkirchenrat folgende kurze, höchst bedauerliche, aber bezeichnende Antwort zugegangen: „Im Anschluß übersenden wir Ihnen Abschrift der Erklärung des Pfarrers Dr. Lehmann auf Ihre ihm zur Kenntnis gebrachte Beschwerde. Nach seiner ausdrücklichen Versicherung lag ihm die Absicht eines beleidigenden Angriffes auf die positiven Geistlichen fern. Damit glauben wir die Gelegenheit, soweit sie die Klage der Evangelischen Konferenz betrifft, für uns als erledigt betrachten zu sollen.“ — So weit ist es also in dem liberalen Musterstaate Baden bereits gekommen, daß positive Geistliche nicht einmal mehr von ihrer Behörde geschützt werden gegen unerhörte, öffentlich ausgesprochene Behauptungen, die sie doch im letzten Grunde als Reineidige hinstellen! (E. R. 3.)

Römische Zensur. Da die „Köln. Volksztg.“ augenscheinlich nichts Besseres zu tun hatte, stürzte sie sich mit vermehrtem Eifer auf die Schulbücher, in denen der Kulturkampf nach ihren Ausführungen immer noch geradezu Orgien feiert. Zu den in letzter Folge erwähnten, von der Kölnerin hingerrichteten Büchern kommt jetzt die Geschichte der deutschen Lite-

ratur von Ferdinand Schulz, neu bearbeitet von Karl Neuschel. Man denke, es wird darin die Zentrumsparthei erwähnt, „die sich ihre Weisungen von Rom holte und der neuerrungenen deutschen Einheit gefährlich wurde“. Aber es steht auch noch anderes in dem Buch, z. B.: „Eine rein religiöse Folge hatte die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit, indem treue Söhne der Kirche sich unter der Leitung Ignaz v. Döllingers um die Fahne des Ultrakatholizismus scharten.“ Auch die einfache Erwähnung dieser historischen Tatsache ist schwer verletzend für die Katholiken und strafwürdig. Man weiß wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern soll: ob über die mimosenhafte Empfindlichkeit des katholischen Gefühls oder über die Unverfrorenheit, mit der man sich das unfehlbare Richteramt anmaßt über das, was man in Deutschland noch sagen darf oder nicht. Leider hat die ultramontane Presse mit derartigen überheblichkeiten bei manchen Verlegern, die um den Absatz ihrer Verlagswerte besorgt sind, oft genug Erfolg. So meldet die „Köln. Volksztg.“ mit Genugthuung, daß der Verleger des Seyditz, Ferd. Sirt in Leipzig, ihre Kritik als „an sich berechtigt“ anerkannt habe und bereits vor Jahresfrist, als er die Angelegenheit bemerkte, sofort für Ersatzdruck gesorgt und alle Exemplare, deren er habhaft werden konnte, aus dem Handel zurückgezogen habe. Außerordentlich bezeichnend ist dafür, was die „Tägl. Rundschau“ in ihrer Unterhaltungsbeilage vom 19. März über das „Deutsche Lesebuch für Lehrerbildungsanstalten“ von Girardet, Puls und Kelling berichtet. Ganz wie im Falle Seyditz folgte der ersten Auflage von 1903 sofort eine zweite, durchgesehene im Jahre 1904, die auch die leisesten Spuren vom Vorhandensein des Protestantismus getilgt — so ist der Name Luthers von der zweiten Auflage an aus dem Schriftstellerverzeichnis gestrichen, obwohl das Buch mehrere Stücke Lutherscher Prosa aufweist — und alle Stellen, die einen Tadel der katholischen Kirche oder einzelner katholischer Würdenträger enthalten, unterdrückt hat. Ja, man ist nicht davor zurückgeschreckt, direkt die Geschichte zu fälschen. An Luthers Stelle aber, von dem es übrigens auch im Schriftstellerverzeichnis der ersten Auflage schlicht und einfach hieß: „Luther, Martin, * 10. Nov. 1483 zu Eisleben, Prof. und Schloßprediger (!) in Wittenberg, † 18. Februar 1546 zu Eisleben“, sind hinfort Namen getreten wie Janßen, Hans-Jacob, Alban Stolz und Luise Hensel, deren Übertritt zur katholischen Kirche als augenscheinlich höchst bedeutsam besonders registriert wird, während Luthers Reformation auch in der ersten Auflage nicht einmal erwähnt wurde. Und das alles in einem Lesebuch, das für den Gebrauch an evangelischen Präparandenanstalten bestimmt und zugelassen ist. Mit Recht fragt die „Tägl. Rundschau“: „Ist diese Verbesserung eigenes Gewächs der Herausgeber? Oder war die so schnell der ersten Auflage folgende ‚durchgesehene‘ zweite Auflage etwa die Vorbedingung der ministeriellen Einführungs-erlaubnis?“ Um Antwort wird gebeten. (Bbg.)

“Loose Phraseology.” Der König von England hatte bei seinem letzten Besuch in Indien in einer Dankesadresse an die römische Geistlichkeit für ihren Willkommengruß diese einfach als „katholisch“ bezeichnet ohne den Zusatz „römisch“ — immer: Catholic Church, Catholic hierarchy, Catholic archbishop. Darüber freuten sich die Römlinge. “The King of England recognizes his Catholic subjects as Catholics, and gives them their proper title accordingly.” Nun sandte aber der Government of India Secretary

ein offizielles Dokument an den High Commissioner of the Central Provinces, in dem es heißt: "I am directed to invite attention to the correspondence forwarded with the Home Department endorsement, dated the 22d of March, 1888, regarding the style in which official communications should be addressed to ecclesiastical dignitaries of the Roman Catholic Church in India. It has been recently brought to the notice of the Government of India that the term 'Catholic' has been used in an official communication as synonymous with 'Roman Catholic.' As the claim of the Church of Rome to exclusive catholicity and to the exclusive right to be styled 'The Catholic Church' is disputed on historical and other grounds by other Churches, the Governor-General in Council desires that such loose phraseology may be carefully avoided in the future, and that in all official communications the Roman communion and its authorities may be addressed and described as 'Roman Catholics.'" Dazu sagt das *London Tablet*: "The Indian Department appears to have a theologian on its staff who seems bent on undoing the effect produced by the gracious action of the King." Das *New York Freeman's Journal* sagt darüber unter andern: "Why on earth may a Protestant or a Greek who believes that he is a member of the Universal Church be allowed to call himself a Catholic, and we Catholics, who are the only Universal Church outside mere abstraction, be refused that name? If we Catholics are not Catholics, who is? There is no getting out of the fact that the only Catholics are Roman Catholics, and that to be Catholic there must be unity as well as catholicity." Um keinen Deut besser aber ist der Gebrauch des Wortes „katholisch“ in dem, was die *London Times* bei dieser Gelegenheit sagt: "His Majesty's Government in India has now at length rightly adopted the same lines in regard to this matter as that of the Home Government. English Law and the English State recognize the claim of the English Church to Catholicity, and to be the Catholic Church in England instead of the Church of Rome."

E. F.

Das „Komitee Konfessionslos“, das unter dem monistisch-atheistischen Dreigestirn Hädel-Ostwald-Drews seine Arbeit treibt, hatte am 10. März ein Flugblatt, „Der geistige Befreiungskampf 1913“, in Berlin verbreiten lassen, in welchem zu einem „Jubiläum der Tat“, zur Losreißung von der „Fremdherrschaft der Kirche“, auf deutsch zum Kirchenaustritt, aufgefordert wurde. Auf den einmütigen Protest der christlichen deutschen Presse gegen einen derartigen Mißbrauch der nationalen und religiösen Jahrhundertfeier der großen vaterländischen Zeit antwortet jetzt „Der Weg“, die „Freiheitliche Zeitschrift für Politik und Kultur“, in der Aprilnummer mit folgenden Beleidigungen des Kaisers und des deutschen Offizierskorps und Beschimpfungen der christlichen Religion: „Eine Reihe von Personen hat das Flugblatt mit Schimpfworten weggeworfen, aber die meisten haben es sich sorgfältig eingesteckt, besonders höhere Offiziere. Denn es ist ein offenes Geheimnis, daß weiten Kreisen der höheren Beamtenerschaft und der Offizierswelt der vom Kaiser eingeschlagene hyperfromme Kurs zum Hals herauswächst. Die religionsphilosophischen Auseinandersetzungen des Kaisers über die Wege der Vorsehung, in die allerdings nur er einen Einblick zu haben scheint, haben mit der naiven Frömmigkeit, in der sich seit 1813 viele zusammenfanden, nicht das mindeste zu tun. Wenn Ernst Moritz Arndt dichtete: ‚Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte‘,

so hat er sicher bei diesem Gott nicht an das blutleere Gespenst der Theologen gedacht, das 325 mehrere hundert Meilen von Deutschland fort auf dem Konzil zu Nizäa aus dem Gehirn orientalischer Theologen mit drei Köpfen geboren wurde und an dessen merkwürdigste und unmöglichste Lebensumstände Millionen deutscher Kinder „glauben“ sollen.“ Bezeichnend für die sittliche „Kulturhöhe“ dieser „Weltanschauung der Zukunft“ ist der Schluß des angeführten Artikels: „Das Komitee überläßt es jedem, sich vom Rätsel des Daseins und vom Urgrund aller Dinge eine Vorstellung zu machen, wie es seiner Erkenntnis entspricht, und es wird jedes Gefühl mit hoher Achtung respektieren, das diese ewig wechselnde Erkenntnis in irgendeiner Weise zum Ausdruck bringt. Das hat alles oder gar nichts mit dem zum großen Teile vollkommen bewußten Schwindel zu tun, den die Landeskirchen uns im Apostolikum als ‚Glauben‘ aufzwingen wollen. Fort damit!“

(A. E. L. R.)

Wie unheilvoll der Einfluß ist, den der moderne Nationalismus auch auf dem Gebiete der Los-von-Rom-Bewegung in Osterreich ausübt, zeigt ein Brief Hofeggers an den evangelischen Pfarrer im Mürzzuschlag, der im „Pfarrhaus“ veröffentlicht wird. In ihm schreibt der berühmte Dichter: „Seit im Reiche die evangelischen oder vielmehr unevangelischen Modernisten sich äußerten und durch Wort und Schrift den geoffenbarten Heilandsgedanken so trivial verweltlichten, daß er für gott- und trostbedürftige Seelen kaum mehr zu gebrauchen ist, hat auch in Osterreich der Evangelismus Schaden gelitten. Menschen, die aus Verlangen zu reinerem Christentum sonst übergetreten sind, beobachten jetzt, wie der Protestantismus in Nationalismus verflacht und in völliger Unglauben versandet. So weit wollen und können die meisten nicht mitgehen, denn ihnen handelt es sich nicht um Wissenschaft und Philosophie, sondern um Religion. Ich glaube nun wohl, sehr geehrter Herr Pfarrer, ja ich weiß bestimmt, daß Sie mit jenen modernen Richtungen nicht einverstanden sind; um so objektiver können Sie die Tatsache beleuchten, daß der moderne Protestantismus oder der protestantische Modernismus das kirchliche Leben zerseht und auch in Osterreich eine Ursache werden muß, daß das Interesse an der kirchlichen Bewegung abflaut. Wie ich das beklage! ich, der so groß zu denken gewohnt ist von dem religiösen Herzensleben, sei es nun katholisch oder evangelisch.“ — So muß dieser Teufelsdred des Nationalismus die armen Seelen, die sich vom Antichristentum des Papsttums losmachen, vom Evangelium, dessen sie so sehr bedürfen, wegekeln!

E. P.

Durch die Erkrankung des Papstes ist die katholische Welt in Atem gehalten worden, aber es scheint doch, daß Pius X. nicht allzuviel Tränen nachgeweiht worden wären, wenn er hätte dahinscheiden müssen. Leo XIII., sein Vorgänger, war ein staatsmännisches Genie gewesen, der dem Katholizismus in allen Staaten der Welt aufgeholfen hatte. Im Vergleich zu diesem feinen Diplomaten ist der jetzige Herr der römischen Kirche ein subalternere Eiferer, der alles in Scherben schlägt. Man stöhnt unter seinen wohlgemeinten Erlassen, die die katholische Welt wieder in die Gebundenheit früherer Jahrhunderte zurückscheuchen möchte. Der neue Schluß von 1907, die Enzyklika „Pascendi gregis“, die Vorromäus-Enzyklika, der Antimodernisteneid-Erlass von 1910, das sind einzelne Phasen seiner Wirksamkeit, die unter vier Augen von den Katholiken selbst beklagt wird. Wenn man weiß, wie fruchtbar der Alerus in Deutschland sich auf jedem

Gebiete des öffentlichen Lebens betätigt hat, wenn man weiß, wieviel hier gegen die „Inferiorität“ des Katholizismus in ehrlicher Arbeit geleistet wurde, dann wird man die Klagen verstehen. Wir haben in Deutschland — ohne ein evangelisches Seitenstück dazu — eine katholische Literaturgeschichte, eine katholische Kunstgeschichte, ein katholisches Staatslexikon, ein katholisches Konversationslexikon, lauter Werke von staunenswerter Arbeit, und wir haben auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete eine Unzahl mächtiger katholischer Organisationen. Alles das scheint Pius X. ein Dorn im Auge zu sein. Das ist alles zu „weltlich“. Er verbietet den Pfarrern jedes Ehrenamt in Raiffeisenklassen und ähnlichen Institutionen; er verbietet den Seminaristen das Lesen jeder weltlichen Zeitung; er eifert wider die christlichen Gewerkschaften. Ginge es nach ihm, so brähe alles, was die Katholiken geschaffen haben, um im Wettbewerb mit den Evangelischen zu bestehen, zusammen. Da ist es denn sehr begreiflich, daß man dankbar wäre, wenn eine solche Episode im Leben der katholischen Welt, wie sie Pius X. bedeutet, abgekürzt würde. Der einst mit Begeisterung begrüßte einfache und gute Sarto, der Sohn eines schlichten Magistratsdieners, wird als „anima pia et candida“ von der Geschichte sicherlich anerkannt werden, und doch wird man ihn einen Zerstörer heißen. Es ist kein Zufall, daß juist unter ihm die „getreueste Tochter“ der Kirche, Frankreich, das Tisch Tuch zwischen sich und Rom zerschnitt und das Konkordat dem Papste kündigte. Aber die Prüfung scheint noch nicht vorüber zu sein; die jähe Natur des Kranken hat noch einmal gesiegt. (A. E. L. R.)

Der Eucharistische Kongreß auf Malta kam am 28. April zum Abschluß. Bei der Schlußfeier des Kongresses am 27. April waren 2 Kardinalen, 30 Bischöfe und 2000 auswärtige Teilnehmer anwesend. „Der Kardinallegat betonte in seiner Schlußrede, der Kongreß sei glänzend verlaufen. Er dankte dem Papste, der, obwohl leidend, mit seinem Gebet den Arbeiten des Kongresses gefolgt sei und den Segen des Himmels über den Kongreß erleht habe.“ Darauf folgte die Segnung des Meeres, die der „Katholische Glaubensbote“ also beschreibt samt dem Abschluß des ganzen Schaugepranges: „Hierauf wurde eine Segnung des Meeres vollzogen. Die feierliche Handlung wurde von Barracca aus vorgenommen, das in dem höchsten Teile von La Valetta liegt, von wo aus man den ganzen Hafen überblickt. Die umliegenden Bastionen waren von einer dichten Menschenmenge erfüllt. Zahlreiche Schiffe befanden sich im Hafen, und die mächtigen Kriegsschiffe gaben einen herrlichen Hintergrund ab. Eine Prozession, an der zahlreiche kirchliche Würdenträger teilnahmen, bewegte sich durch die dichtgefüllten Straßen nach Barracca. Dort bestieg der päpstliche Legat, der das Allerheiligste trug, die Tribüne und segnete das Meer dreimal. Der Segnung des Meeres wohnten 80,000 Personen bei. Ein Knabenchor von 800 Sängern sang das ‚Tantum Ergo‘. Die Glocken läuteten und die Dampfpfeifen der Schiffe ertönten. Es herrschte eine unbeschreibliche Begeisterung. Am Morgen hatten 30,000 die heilige Kommunion empfangen. Die am 28. April abgehaltene Prozession gestaltete sich bei herrlicher Bitterung zu einem großartigen Triumphzug und einem wunderbaren Schauspiel. Der Kardinallegat trug das Allerheiligste zwei Kilometer weit. An der Prozession nahmen 15,000 Personen teil. Zuerst kamen die katholischen Vereine, dann die Orden, das Domkapitel und 30 Bischöfe. Den Baldachin trugen Malteser Adelige. Ihnen folgten die Kardinalen Bourne,

Nava, Rialbi und der Kardinal von Sevilla. Dann folgten die Akademiker. Sechzig Strahlen waren aufs großartigste ausgeschmückt. In den floriantischen Gärten war der Altar errichtet. Als der Segen erteilt wurde, donnerten zwanzig Kanonenschüsse, und die Gloden der Kirchen fielen ein. Es herrschte eine unbeschreibliche Begeisterung. — Als die Dunkelheit hereinbrach, wurden die Faktionen beleuchtet. Am Morgen hatte eine große Pilgerfahrt zur Paulsgrotte stattgefunden. Am Mittag verabschiedete sich der Kardinallegat vom Gouverneur.“ — Merkwürdig, daß Christus bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls an alle diese Dinge nicht gedacht hat, sondern schlicht von Nehmen, Essen und Trinken seines Leibes und Blutes sagt!
E. P.

Die christlichen Gewerkschaften wollen ihre Unabhängigkeit von der katholischen Kirche wahren. Das zeigt folgende Auslassung des Organs des christlichen Gewerkevereins der Bergarbeiter, des „Bergknappen“: „Es handelt sich für uns in unserer Stellung zu den Bischöfen gar nicht darum, ob etwas für die Kirche und deren Aufgaben und für das Seelenheil der Gläubigen gefährlich ist, sondern um die beiden Fragen: 1. Hat der Bischof als Bischof die Aufgabe und das Recht, bei der Erledigung der wirtschaftlichen Berufsfragen der Bergarbeiter im Gegensatz zu deren Organisation bestimmend einzugreifen? 2. Haben wir, wenn das geschieht, das Recht, uns zu wehren? Die erste Frage beantworten wir mit einem entschiedenen Nein. Es gehört nicht zu den Aufgaben des Bischofs; dessen Aufgaben liegen auf religiös-sittlichem Gebiete. Als Mensch kann sich ja auch der Bischof mit andern Fragen beschäftigen, er kann aber nicht verlangen, daß er hier ohne weiteres als Autorität angesehen, und daß ihm die Entscheidung über alle möglichen Fragen zugesprochen wird. In unserm Falle ist der Bischof von Trier nicht Autorität, sondern Laie. Er kann deshalb auch nicht beanspruchen, anders denn als Laie angesehen zu werden. Und noch mehr: der Bischof von Trier hat als Laie in unsern Berufsfragen auch nicht das Recht, in seiner Eigenschaft als Bischof in solchen Fragen im Gegensatz zu den an der Spitze unserer Organisation stehenden gewissenhaften Fachleuten bestimmend einzugreifen. . . . Wir haben nicht nur das Recht, uns gegen unberechtigte Eingriffe des Bischofs zu wehren, sondern unter Umständen sogar die Pflicht. Unsere Aufgabe ist es, die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter zu fördern. Und wenn die Gefahr besteht, daß einmal durch ein Eingreifen einer kirchlichen Instanz in wirtschaftliche Berufsfragen die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter einer Schädigung ausgesetzt werden, ohne daß höhere religiös-sittliche Gründe ein solches Eingreifen gebieten, so möchten wir dagegen Stellung nehmen. . . . Wir betonen zum Schluß noch einmal: Es fällt uns nicht ein, den Kirchengemeinschaften und deren Vertretern ihre Rechte streitig zu machen, wir lassen uns aber auch die uns unzugewandt zustehenden Rechte nicht nehmen oder praktisch beeinträchtigen.“ — Ob ein guter Katholik, wenn im Ernst mit Weid- und Sakramentsverbot, mit Bann und Interdikt gedroht wird, so zuehrstlich zu diesen Erklärungen stehen würde?
E. P.

Geistliche Politik und Presse. Die „Augsburger Postzeitung“ veröffentlicht unter der Überschrift „Geistliche Politik und Presse“ neun Thesen: 1. Pfarrer, Politik und Presse gehören viel enger zusammen, als man allgemein annimmt. 2. Religion und Politik sind zwar zwei verschiedene und auseinanderstrebende Welten, sie sind aber zu allen Zeiten und öfters mit

ihren hervorragendsten Vertretern doch zusammengegangen. 3. Wie der Religiöse für die Politik als wesentliches Moment das kulturelle Lebensinteresse haben muß, so soll und muß der Politiker, wenn anders die Religion zum wahren Menschentum gehört, religiös interessiert sein. Religion und Politik haben einander nicht zu bekämpfen, sondern die eine soll der andern dienen. 4. Der politische Pfarrer ist kein Umling, sondern trotz aller Einwände und Bedenken eine sowohl im Interesse der Kirche als auch des Staates liegende Forderung. Die Politik darf und muß dem Pfarrer mehr als bloße Nebenbeschäftigung sein. 5. Es gibt für die politische Tätigkeit des Pfarrers keine weiteren Schranken als diejenigen, welche ihr die näherliegenden Amtspflichten setzen. Innerhalb dieser Grenzen ist seine Teilnahme am politischen Leben um so wünschenswerter, als der Pfarrer in sozialen und politischen Kämpfen unserer Zeit meist ein vermittelndes und ausgleichendes Element liefert. 6. Das politische und soziale Leben unserer Zeit ist undenkbar ohne die Tagespresse, diese erste Großmacht im modernen Völkerleben. 7. Das moderne Zeitungswesen hat von rechts und links schwere Anklagen erhalten. Viele derselben treffen auf unsere Verhältnisse nicht oder nur in beschränktem Maße zu. Mißstände in bezug auf Wesen und Wirkung der Tagespresse sind jedoch unleugbar; deren Überwindung ist für das ganze Volksleben von höchstem Interesse. 8. Der Pfarrer, durch Beruf und Stellung ganz besonders Mitinteressent, wird an der Veredelung des Zeitungswesens regen Anteil nehmen, nicht bloß durch negative Kritik, sondern positive Mitarbeit, die in der Liebe zu Volk und Vaterland wurzelt und getragen ist vom Geiste des Herrn, in dessen Dienste er steht. 9. Daß er auch in der Politik und Presse mitrate und mitzitate zum materiellen und geistigen Wohle des Volkes, ist, wie für jeden einzelnen, so auch für den Geistlichen Mannespflicht, Bürgerpflicht, Christenpflicht. — Diese Leitfäden klingen gerade, als gälte es, einen der politischen Beschäftigung bis in den Grund der Seele abgeneigten Klerus für diese Beschäftigung zu gewinnen. Bekanntlich liegt aber der Fall mehr auf der umgekehrten Seite. (Wbg.)

Der tamilische Pastor B. S. Azariah wurde am 29. Dezember v. J. in der St. Paulskathedrale zu Kalkutta von dem englischen Metropolitan unter Assistenz von zehn Bischöfen der englischen Staatskirche zum Bischof geweiht. Als Diözese ist ihm das Gebiet des Nizam von Haiderabad zugewiesen worden. In der Abendversammlung der Gemeinde wies der Bischof von Kalkutta darauf hin, daß der Saal, in dem sie zusammengekommen, einst von dem 1826 verstorbenen Bischof Heber benohnt gewesen sei, und daß der Stuhl, auf dem er sitze, einst dem Vater Schwarz in Handschar gehört habe. (E. K. Z.)

Ein ernstes Menetekel. 50 Prozent aller deutschen Männer sind geschlechtskrank, sagte vor einiger Zeit ein bekannter Arzt, 75 Prozent aller Berliner Studenten sind verseucht, so sagt die Statistik. 60 Prozent aller Mannschaften aus der Reichshauptstadt, die zur Fahne berufen werden, sind nach den Feststellungen des Vorjahres von irgendeiner heimlichen Krankheit befallen, verkündete ein ernster Mediziner auf einer Rekrutenversammlung. Offenbaren diese Mitteilungen der „Deutschen Lehrerzeitung“ nicht die brennende, schreiende Not und den kommenden Bankrott unferes Volkes, wenn es da nicht anders wird? (D. A. G.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

Juli 1913.

Nr. 7.

Das erste Auftreten der römischen Kirche in Nordamerika und die Religionsfreiheit.

Die römische Hierarchie ist dadurch entstanden, daß man in der Christenheit das Wort der Schrift, als die einzige Norm des Glaubens und des Lebens, aus den Augen setzte. Die göttliche Offenbarung wurde so lange von Irrlehrern verfälscht, bis der römische Bischof es wagen konnte, sie faktisch beiseitezuschieben und an ihre Stelle das Prinzip päpstlicher Unfehlbarkeit zu setzen. Da nun die Römischen die göttliche Offenbarung nicht respektiert haben, so darf man sich nicht wundern, daß sie sich um Tatsachen der Geschichte wenig kümmern. Bibelfälschungen und Geschichtsverdrehungen gehen bei ihnen Hand in Hand. Geschichtsfälschungen müssen das Truggebäude ihrer Hierarchie stützen. Dazu dient die Fabel eines 25jährigen Pontifikats des Apostels Petrus, auf das sich die geistliche Souveränität des Bischofs von Rom gründet; dazu dienen die pseudoisidorischen Dekretalien als die Grundlage der Ansprüche des päpstlichen Stuhles auch in weltlichen Dingen. Wohl läßt es sich jetzt, auch römischerseits, nicht leugnen, daß diese Dekretalien Fälschungen sind; allein sie haben ihren Zweck erfüllt, sie sind nämlich zum Teil in das kanonische Recht der römischen Kirche aufgenommen worden, und dabei bleibt es eben. Das erinnert an die Indices librorum expurgandorum (Gieseler, K.-Gesch. III, 2, 650), um die Schriften der Kirchenväter zu verstümmeln. Römische Geschichtschreiber sind in ihrer Unzuverlässigkeit sprichwörtlich geworden. In Deutschland werden diese historischen Fälschmünzer des öftern gehörig an den Pranger gestellt. In den Vereinigten Staaten hingegen haben sie annoch ein besseres Terrain, auf dem sie durch stolzes Auftreten und dreiste Anmaßung zu imponieren wissen. Alles Gute im Lande und in der Geschichte der Vereinigten Staaten wird auf einen römischen Ursprung zurückgeleitet. Sie gerieren sich als die Grundfesten der bürgerlichen und religiösen Freiheiten. Dabei kann es geschehen, daß sie in ihrem Übermut sich selbst verraten. Ein katholischer Klopffechter, der

Priester Phelan in St. Louis, äußerte vor nicht langer Zeit in einer Predigt: „Wenn die Regierung der Vereinigten Staaten im Streite mit der Kirche wäre, so würden wir morgen sagen: Zur Hölle mit der Regierung der Vereinigten Staaten!“ Dieser Pater sagt in seiner groben, rohen Weise ganz daselbe, was sein früherer Oberhirte, Leo XIII., der römischen Christenheit befahl: „Wenn aber die Gesetze des Staates . . . der Kirche Unrecht zufügen . . . oder die Autorität Jesu Christi in seinem Hohenpriester verletzen, dann ist Widerstand Pflicht und Gehorsam Frevel.“ (Sanct. Dom. N. Leonis D. P. Papae XIII. Epistolae Encyclicae. Herdersche Buchh. Freiburg. 16, III, 114.) Wenn Kardinal Gibbons uns versichert: „In der Tat, die Kirche ist intolerant“ (Faith of Our Fathers, 268), so ist das gewiß keine neue Offenbarung. Wir haben es in der Märznummer 1912 von „Lehre und Wehre“ dokumentarisch nachgewiesen, wie die unfehlbaren Päpste von alters her bis in die Gegenwart die Religionsfreiheit, die Kultus-, Lehr-, Preß- und Gewissensfreiheit sowie das in unserm Lande herrschende Prinzip der Trennung von geistlichen und weltlichen Dingen, von Kirche und Staat als ketzerisch verworfen und verflucht haben. Diesen Lehren entsprechend hat sich die Praxis der Papstkirche gestaltet. Das beweisen die von der römischen Kirche angeordneten Regerverfolgungen, die sich durch alle Länder zogen und in jenen entseflichen Jahrhunderten Millionen von Opfern forderten. Die Inquisitio pravitatis haereticae ist nicht nur eine Stiftung der Papstkirche, diese hat sie auch gehegt, gepflegt und geschützt, ja sie für „heilig“ und für „allgemein“ erklärt. Haben nicht noch Gregor XVI. in der Enzyklika vom 13. August 1832 und Pius IX., indem er die Worte Gregors bestätigte, in der Enzyklika vom 8. September 1864 die Religionsfreiheit einen Wahnsinn (deliramentum) genannt? Heißt bei ihnen nicht die Toleranz, die sie den Protestanten gezwungenerweise zeitweilig gewähren müssen, fortwährend ein beklagenswertes „Übel“? Rom hat, wie die Geschichte beweist, nur dann die Ketzer nicht mit Feuer und Schwert verfolgt, wenn ihr von außen die Hände gebunden waren; den Kohorten der Hierarchie hat es wenigstens am guten Willen dazu nicht gefehlt.

Während nun die Päpste in ihren lateinischen Bullen ein über das andere Mal die Religionsfreiheit und andere bedeutende Freiheiten unsers Landes verfluchen, suchen mit gleichenden, betrügerischen Worten römische Würdenträger dem Volke geflistentlich Sand in die Augen zu streuen. Bei einer Festlichkeit in Washington hielt ein Priester dieses Orts, Mr. Russell, eine Rede, in der er es betonte: „Wir haben zuerst in Maryland, an diesen Ufern, Prinzipien proklamiert, die wir aufs höchste schätzen und eiferfüchtig bewachen, nämlich Gewissensfreiheit und das Recht eines jeden Bürgers zu stimmen.“ Das wird wohl so sein; ihre eigene Gewissensfreiheit schätzen die Römischen aufs höchste (Leo XIII.; Libertas 42, III, 42), nur nicht, wie Russell seine

Zuhörer glauben lassen will, auch die Andersgläubiger. Darin ist Leo XIII. eine bessere Autorität als Msgr. Russell; er sagt in der Bulle „*Libertas*“: „Viel gefeiert wird auch die sogenannte Gewissensfreiheit, daß ein jeder nach Belieben Gott verehren oder auch nicht verehren kann; sie ist nach dem bereits früher Gesagten hinlänglich widerlegt.“ (46, III, 46.) Der Bischof von Indianapolis nimmt den Mund noch voller und ruft in einer Rede: „Wir haben Amerika entdeckt!“ Ähnliche Phrasen sind bei den Römischen gewöhnlich. Da dürfte es denn kein überflüssiges Wort sein, wenn wir einmal an der Hand der Geschichte etliche der gewöhnlichsten katholischen Rodomontaden auf das reduzieren, was sie sind.

1. Die Entdeckung Amerikas.

„Wir haben Amerika entdeckt.“ Bei einem Versuche, die Schätze Asiens auf einem näheren Wege, nämlich nach Westen steuernd, zu erreichen, entdeckte Christoph Columbus 1492 zunächst die Antillen. Das Festland Amerikas hat vierzehn Monate vor ihm auf einem englischen Schiffe John Cabot gefunden, ganz abgesehen davon, daß die normannischen Wikingsfahrer schon 876 Grönland entdeckt und dort Ansiedelungen gegründet haben, und daß noch zu den Zeiten des Columbus diese Niederlassungen bestanden. Leif Ericsson und andere Normänner haben die Küsten Nordamerikas befahren; darüber ist kein Zweifel. (The Flatey Book, publ. by Norgoena Society, pp. 131—134.) Was in aller Welt hat nun die römische Kirche mit der Entdeckung Amerikas zu tun? Sie möchte aus der Entdeckung des Columbus eine Gerechtfame des Papstes über den ganzen Kontinent machen! Nun bilden doch nach römischer Lehre eigentlich nur die Geistlichen die Kirche; denn die Laien werden ja erst durch die Sakramente, die die Geistlichen verwalteten, durch die Kirche, selig. Zufällig hatte Columbus auf seinen Schiffen während der ersten Fahrt keinen einzigen „Geistlichen“, von denen Spanien doch wimmelte, mit sich. Bei der zweiten Reise ging gleich ein Duzend mit. Es wäre lächerlich, wenn wir sagen würden, daß durch Ralph Amundsen die lutherische Kirche den Südpol entdeckt habe. Aber bei den Römischen werden solche Ansprüche ernst genommen. Rom hat oft an den geringsten Anlaß wahre Ungeheuer von Ansprüchen geknüpft. Nur ein neueres Beispiel: Der katholische Kongreßabgeordnete Bourke Cockran behauptet: „Our Constitution is but the application to American institutions of the principles formulated in this great charter of liberty, the Magna Charta. But Magna Charta was wrung by a Catholic prelate at the head of English barons from a reluctant, cruel, and tyrannical king. . . . There was nothing in Magna Charta except the fundamental Laws of Edward the Confessor, a canonized saint of the Catholic Church. There again' was an interference with established institutions of government by the Catholic Church.“ (Inaccuracies of Cockran, by

Prof. Dau, p. 29.) Sonst hört man immer, die englische Freiheit sei in den Wäldern Germaniens gewachsen, von wo aus sie die Angelsachsen auf die Insel mitgebracht hätten, daß die Barone sich dem Könige Johann gegenüber auf diese alten Freiheiten ihrer Vorfahren berufen hätten, und zwar sehr nachdrücklich, mit den Waffen in der Hand. Unser Römling hat es auf dem Seminar anders gelernt. Weil der Erzbischof von Canterbury, Kardinal Stephen Langton, den Charter Heinrichs I., den Johann einst bei seiner Krönung vor ihm beschworen hatte, den Baronen vorlegte, und diese dann danach ihre Forderungen in die Magna Charta brachten, und weil Langton patriotisch gesinnt war (und nicht ein solcher vaterlandsloser Papstsklave wie die Bischöfe der Jetztzeit), so soll der Freibrief römischen Ursprungs sein! Umgekehrt wird natürlich ein Schuh daraus. Die Magna Charta, ihre Freiheiten und ihre Befürworter mißfielen in Rom aufs höchste; der Heilige Vater Innozenz geriet in großen Zorn. Ihm als Lehnsheerz gehörte England. Das war in der Magna Charta nicht anerkannt. Das verdiente die höchstmögliche Strafe. Alle Barone, die den Freibrief unterschrieben hatten, wurden mit dem Bannfluche belegt, und als der Kardinal Langton diese Bannbulle gegen seine Gefinnungs-genossen nicht proklamieren wollte, wurde er vom Papste von seinem Amte suspendiert. Langton ging nach Rom; dort mußte er demütig drei Jahre, zum Teil in Haft, zubringen, ehe es ihm gestattet wurde, wieder in England zu fungieren. Angesichts dieser unleugbaren Tatsache nun und des ferneren Umstandes, daß später alle weiteren Vergewaltigungen der Magna Charta seitens der englischen Könige immer von Rom aus gutgeheißen wurden, wagt diese eiserne Stirn die Behauptung, die Engländer hätten die Magna Charta und deren Freiheiten dem Katholizismus und der römischen Kirche zu verdanken! Nun gründet sich das amerikanische Recht vielfach auf das englische Gesetz. Der Schluß liegt nur allzu nahe. Wir haben unsere amerikanischen Freiheiten im letzten Ende dem Heiligen Vater Papst zu verdanken!

In derselben Absicht treibt man neuerdings römischerseits in den Vereinigten Staaten einen außerordentlichen Kultus mit Columbus. Auf Staatskosten werden ihm Denkmäler errichtet, der Columbustag soll ein nationaler Feiertag werden, allerlei Columbusfeste werden ins Werk gesetzt; da gibt es Columbusritter mit den Waffen in der Faust und Töchter der Isabella. Columbus soll nicht nur zum amerikanischen Nationalheros aufgebauscht werden, sondern auch zum Nationalheiligen. Man befürwortet seine Kanonisation in Rom auf das eifrigste. — Ohne Zweifel ist Columbus ein treuer Sohn des Papstes gewesen; ein Christ im Sinne der Schrift hingegen war er nicht, ein Heiliger Gottes im besondern Maße noch viel weniger. Denn damit verträgt es sich doch nicht, daß er mit Beatriz Enriquez in wilder Ehe gelebt hat. (Justin Winsor, Columbus. 106. 189.) Dabei war er sehr geld-

gierig und ehrgeizig (177. 282. 508), doppelzüngig (207. 249) und, um es sehr milde auszudrücken, phantastisch (511. 512) und leider unglaublich grausam (506. 296). Der erste apostolische Vikar, der nach St. Domingo gesandt wurde, um dort den Glauben zu lehren, kehrte alsbald nach Spanien zurück, weil er die Grausamkeiten des Columbus nicht mehr anzusehen vermochte (506). Columbus redete fortwährend von Heidenbekehrungen und dabei sandte er die bedauernswerten Indianer zu Hunderten auf die Sklavemärkte; er führte das repartimiento und das encomiendo der götzendienerrischen Indianer ein, gemäß dem ein jeder Spanier nach seinem Stande eine entsprechende Zahl Ureinwohner sich zu Sklaven machen konnte. So geschah denn beim Tode des „heiligen“ Columbus ein außerordentliches Wunder! Von den Ureinwohnern der von den Spaniern besiedelten Antillen, die Columbus selbst als sanft und harmlos geschildert hatte, war fast keiner mehr am Leben! (506—508.) Doch brauchte das alles ja gerade kein Hindernis der päpstlichen Kanonisierung zu sein. Warum sollte der Name des Regiermeisters Peter Arbuez im römischen Kalender rot gedruckt werden und nicht der des Columbus? Das Tridenter Konzil kann uns belehren: „Wenn jemand sagt, daß zugleich mit der durch die Sünde verlorenen Gnade auch der Glaube immer verloren werde, und daß der Glaube, der zurückbleibt, kein wahrer Glaube sei, mag er auch kein lebendiger sein, oder daß derjenige, der den Glauben ohne Liebe hat, kein Christ sei, der sei im Banne.“ (Smets, Concilium Tridentinum, sessio VII., can. XXVIII, p. 85.) Ein heiliger Columbus! Das müßte doch dem Prestige Roms in den Vereinigten Staaten in jeder Hinsicht förderlich sein! Ja, das gäbe dem Papste ein besonderes Anrecht an das Land. Man vergegenwärtige sich doch, daß zur Zeit der Entdeckung der Neuen Welt dem Papste allgemein das Recht zuerkannt wurde, über alle neuentdeckten heidnischen Länder Verfügung zu treffen. Fünfzig Jahre zuvor hatte Nikolaus V. den Portugiesen ihre westafrikanischen Eroberungen nachträglich noch schenken und dadurch erst bestätigen müssen. Alexander VI. hatte am 3. und 4. Mai 1493 bestimmt, daß bei einem Striche von Pol zu Pol, hundert Meilen westlich von den Kapverdischen Inseln, alles neu Entdeckte, das von diesem Strich aus nach Westen liege, der spanischen, und was nach Osten liege, der portugiesischen Krone unterworfen sein solle. Da die Portugiesen diese Teilung für sich ungünstig fanden und sich auf ihr früheres Verdienst beriefen, so verlegte der Papst die Raya gnädigst 270 Meilen weiter nach Westen. So hat nachmals Portugal das große Brasilien für sich beanspruchen können. Es sind dies päpstliche Vorrechte, die schlummern. Sind die Zeiten danach, so werden sie wieder lebendig. Inzwischen gilt es, die Leute an solche und ähnliche Gedanken zu gewöhnen und sie zu erziehen. Hatte der römische Stuhl einst ein solches Recht, warum sollte es denn verfallen sein? Hatte der Papst ohne weiteres ein Recht über alle neuentdeckten Heidenländer, wie

sollte er denn gar kein Anrecht an ein Heidenland haben, das ein Heiliger seiner Kirche für ihn entdeckte, an Amerika? — Wir konstatieren schließlich noch einmal die Intoleranz und unmenschliche Verfolgung der armen Indianer, als Heiden und Götzendiener, seitens der so streng katholischen Spanier. Wir werden noch öfter von diesen treuesten Söhnen der Kirche hören. Überall in Amerika waren ihre Fußstapfen von Blut geröthet, das sie in ihrem römischen Fanatismus vergossen haben.

2. Kolonien der Hugenotten in Amerika.

Die Küsten des nordamerikanischen Festlandes, das die Engländer im Norden, die Spanier im Süden zuerst entdeckt hatten, wurden nun von diesen beiden Nationen nach Süden, resp. nach Norden weiter befahren; auch die Franzosen beteiligten sich frühzeitig an diesen Entdeckungsfahrten, ohne daß es irgendwo zu einer festen Ansiedlung gekommen wäre. Da kam Coligny auf den Gedanken, ob die Neue Welt seinen verschreckten Glaubensgenossen nicht zum Boar werden dürfte. Mitthin gründeten die Hugenotten am Rio Janeiro in Brasilien 1555 die Kolonie Guanabara (jetzt Rio de Janeiro) mit dem Fort Coligny. Doch im Jahre 1562 geschah es, daß die Katholiken unter Villegagna die protestantischen Geistlichen aus der Ansiedlung in die Wälder trieben; sie waren den entsetzlichsten Leiden preisgegeben und entrannten mit knapper Not endlich dem Tode. Dann wurden drei eifrige Calvinisten von einem hohen Felsen in die See gestürzt und alle übrigen mit dem Tode bedroht, wenn sie die Kezereien Luthers oder Calvins bekannten. Später nahmen die Portugiesen diese französische Kolonie in ihren Besitz. (Parkman, France and Engl. in N. Am. I, pp. 18—27.) Coligny mußte an eine andere Zufluchtsstätte denken. Ein ganzer Kontinent lag da, fast unbewohnt, und doch fanden selbst in dieser weiten Wildnis die Hugenotten keine Stätte, wo ihr Fuß ruhen konnte. Jean Ribault segelte mit zwei Schiffen und gründete im südlichen Gebiete des heutigen Staates South Carolina, sechs Meilen vom jetzigen Beaufort, 1562 eine Niederlassung, Charlesfort. Das war nun vom Mexikanischen Golf bis zum Nordpol die einzige europäische Ansiedlung, Grönland ausgenommen! Sie hatte keinen Bestand. Ehe Ribault nach Hause zurückgekehrt war, landete eine andere Expedition von Hugenotten unter Rene de Laudonniere 1564 und errichtete das Fort Carolina am St. Johnsfluß (River of May) in Florida. Dorthin kam auch Ribault ein Jahr später mit sieben Schiffen und brachte Proviant und Hunderte von Kolonisten 1655. Wie grausam sollten alle Hoffnungen Colignys zerstückt werden! Eine Woche nach Ribaults Ankunft erschien der spanische General Menendez auf Befehl seines Königs an der Mündung des May, um das Land von den keherischen Hugenotten zu säubern. Einstweilen wagte er jedoch noch keinen Angriff. Es herrschten damals in Spanien Philipp II., die Inquisition und die Jesuiten. Man gegenwärtige sich die Wut dieses dreiköpfigen Berberus ob der Kunde,

daß die verfluchten Keger es versuchten, sich sogar in der Neuen Welt einzunisten. Der Generalkapitän Pedro Menendez de Aviles, ein auf Schlachtfeldern verwilderter Soldat, wurde beauftragt, in Florida eine spanische Kolonie anzulegen und die französischen Keger auszurotten, obgleich Spanien und Frankreich zur Zeit im Frieden lebten. Es wurden Menendez genügend Schiffe und Soldaten, auch 500 Negerflaven bewilligt mit der Bedingung, daß er mindestens zwölf Geistliche und vier Jesuiten ansiedeln müsse. Man sah das Unternehmen als einen verdienstlichen Kreuzzug gegen ungläubige Häretiker an. Die Freiwilligen strömten zu. Die Expedition bestand aus 2646 Personen auf 34 Schiffen; zwölf Geistliche und acht Jesuiten zogen mit. Der französische König Karl IX. soll mit diesem Mordzug gegen seine eigenen Landesfinder einverstanden gewesen sein. Der französische Jesuit Charlevoix sagt: „On avoit donné à cette expédition toute l'air d'une guerre sainte, entreprise contre les Herétiques *de concert* avec le Roi de France.“ (Parkman I, 90.) Menendez stieß nun am 4. September 1585 auf vier Schiffe Rivaults. Er fragte: „Seid ihr Katholiken oder Lutheraner?“ Die Entgegnung lautete: „Lutheraner der neuen Religion“ (das heißt, Reformierte). Der Spanier erwiderte: „Ich bin Pedro Menendez, General der Flotte des Königs von Spanien, und bin hierhergekommen, um auf Befehl des Königs alle Lutheraner, die ich zur See oder zu Lande finde, aufzuhängen und zu enthaupten. Diese Befehle sind so streng, daß ich niemandem Gnade angedeihen lassen kann; ich werde diese Befehle vollstrecken. Bei Tagesanbruch werde ich an Bord eurer Schiffe kommen; finde ich dort dann irgendeinen, der Katholik ist, so soll dieser gut behandelt werden; jeder Keger jedoch soll sterben.“ Zum großen Verdruß des Kaplans der Expedition, des Paters Franzisko Lopez de Mendoza Grajales, der einen Bericht dieser Ereignisse hinterlassen hat, gelang es den französischen Schiffen, sich ihren Feinden durch geschicktes Manövrieren zu entziehen. „Diese verrückten Teufel sind so geschickte Seeleute, daß wir keinen von ihnen fassen konnten.“ (Old South Leaflets IV, No. 89. The Foundation of St. Augustine, p. 13.)

Indem nun Menendez südwärts steuerte, fand er einen passenden Platz zu einer spanischen Kolonie. Er nahm den Indianern dort ihre Hütten weg und ließ die Negerflaven Verschanzungen aufwerfen. Das ist die Gründung von St. Augustine. Die Bluttauße des neuen Platzes folgte bald. Einstweilen wurde unter kriegerischem Lärm und unter Absingen des Ledeums König Philipp II. zum Souverän über ganz Nordamerika ausgerufen. Nach etlicher Zeit überraschte Menendez die Huguenotten, die keinen Angriff von der Landseite erwarteten, während der Nachtstunde und bei strömendem Regen. Unter dem Geschrei: „St. Jago!“ wurde alles ohne Unterschied, auch Frauen, Kinder und Kranke, alles, was sich nicht in die Wälder retten konnte, im ganzen 142 Personen, niedergemeßelt. Der Pater berichtet mit einem ge-

wissen Schauer: „Es war ein großer lutherischer Kosmograph und Zauberer unter den Toten.“ Die Gefangenen hing Menendez an die Bäume mit der Überschrift: „Dies geschieht euch von mir nicht als Franzosen, sondern als Lutheranern!“ (Parkman I, 116.) Um dieselbe Zeit wurden durch einen Sturm alle Schiffe Ribaults vernichtet. In verschiedenen Abteilungen irrten die Schiffbrüchigen in der Wildnis umher, dem Hunger und der Unbill des Wetters preisgegeben. Sie wußten nicht, daß das Fort Carolina zerstört sei, und suchten dieses zu erreichen. Da stieß Menendez auf eine Abteilung dieser Glenden, die dem Verschmachten nahe war: „Seid ihr Katholiken oder Lutheraner?“ „Wir sind Lutheraner!“ „Meine Herren, euer Fort ist erobert, alle in demselben sind dem Schwerte zum Opfer gefallen. Allen Katholiken will ich ein Freund sein; da ihr indessen von der neuen Sekte seid, so betrachte ich euch als Feinde und führe gegen euch Krieg bis in den Tod; und das will ich nun mit aller Grausamkeit (cruelad) dieses Landes, in dem ich als Generalkapitän meines Königs das Kommando habe, tun. Wenn ihr nun eure Waffen und Fahnen abliefern und euch meiner Gnade ergeben wollt, so mögt ihr es tun; denn unter andern Umständen könnt ihr weder einen Waffenstillstand noch Freundschaft von mir erwarten.“ Die Hugenotten meinten natürlich, aus diesen verschlagenen Worten es herauszuhören, daß sie durch Ablieferung ihrer Waffen Gnade finden sollten. Sie machten sich nun selbst wehrlos und zum Zeugnis, daß sie nicht an den geringsten Widerstand dächten, ließen sie sich noch obendrein von den falschen Spaniern, die eine Furcht vor der Zahl der Hugenotten heuchelten, in Haufen von je zehn Mann fesseln. Hören wir den Kaplan Mendoza: „Da sich herausstellte, daß sie alle Lutheraner seien, so befahl der Kapitän, daß sie alle getötet würden. Allein, da ich ein Priester war und ein erbarmungsreiches Herz hatte, so bat ich ihn um die Günst, derer zu schonen, die man als Christen erfinden möchte. Das wurde mir genehmigt; ich stellte Untersuchungen an und fand zehn bis zwanzig Männer, die katholisch waren. Diese brachten wir zurück. Alle andern wurden hingerichtet, weil sie Lutheraner und Feinde unsers heiligen katholischen Glaubens waren. Dies geschah am Sonnabend (St. Michaelistag), den 29. September“ (1565). (Old S. Leaf. IV, No. 89, p. 22.) Dem Pater war es ganz selbstverständlich, daß ein Skepter sterben müsse. Er verehrt den grausamen General deswegen auch fast wie einen Heiligen. Mit Prozessionen und Te Deum empfing er ihn bei seiner Rückkehr von dem Gemekel. „Ich ging, um ihn zu empfangen. . . . Wie ein Edelmann und ein Christ kniete er nieder. . . . Wir veranstalteten eine Prozession und sangen das Te Deum laudamus, und es war ein freudereiches Fest. Der Eifer unsers Generals um das Christentum ist so groß, daß alle Mühsale ihm zu einer Ruhe seines Geistes werden. Ich bin davon fest überzeugt, daß bloße Menschenkraft das nicht hätte erdulden können, was er ertrug; allein sein brennendes

Verlangen, dem Herrn zu dienen und die keherischen Lutheraner zu vernichten, diese Feinde unserer heiligen, katholischen Religion, macht es, daß er die Mühsale, die er erduldet, um so weniger fühlt.“ (O. S. Leaflets IV, No. 89, p. 20.) Dem Könige berichtete der Generalkapitän: „Ich hatte ihnen die Hände auf den Rücken binden lassen und ließ sie dann töten. Es schien mir, daß durch ihren Tod unserm Herrn und Ew. Majestät gedient werde. Nun, in Zukunft wird diese böse Sekte uns mehr Freiheit lassen, das Evangelium in diesen Ländern zu pflanzen.“ (1)

Etliche Tage nach diesen Ereignissen erschien eine größere Anzahl Schiffbrüchiger, 350 Personen, unter der Führung Ribaults selbst, an der Küste. Sie wurden von den Spaniern entdeckt. Dieselben listigen Verhandlungen. Ein Teil der Franzosen, der den Spaniern mißtraute, zog sich in die Wälder. Ribault dagegen mit 150 Mann ergab sich in der Erwartung, eine gerechte Behandlung zu erfahren. Die Franzosen wurden nun entwaffnet und umstellt. Dann kam auf einmal die ominöse Frage: „Seid ihr Katholiken oder Lutheraner?“ und ferner: „Ist jemand unter euch, der beichten will?“ Ribault erwiderte: „Ich und diese alle hier sind reformierten Glaubens.“ Er begann nun Psalmen zu singen. Der Spanier gab das Signal, und bald wälzten sich die verratenen Protestanten in ihrem Blute. „Ich ließ Juan Ribao mit dem ganzen Rest töten, denn ich hielt dieses für zweckmäßig im Dienste Gottes, unsers Herrn, und Ew. Majestät.“ Der Teil der Mannschaften Ribaults, der dem Spanier nicht getraut hatte, wanderte nun landeinwärts und warf ein Fort auf; es waren ihrer 200 Mann. Der Bluthund indessen hatte bald ihre Spur. Zur Übergabe aufgefordert, erklärten sie, sie würden sich lieber von den Wilden auffressen lassen, als daß sie den Spaniern vertrauten. Etliche flohen auch wirklich zu den Indianern. Die andern mußten sich ergeben und wurden nach St. Augustine gebracht, wo die Priester sofort mit ihren Wekehrungsversuchen auf sie einstürmten. Philipp II. bestimmte über diesen Rest: „Sagt ihm“ (Menendez), „was die anbetrifft, die er getötet hat, so hat er wohl getan; betreffs derjenigen indessen, die er geschont hat, so sollen sie auf die Galeeren geschickt werden.“ (Die Worte des Königs im spanischen Original finden sich bei Channing, Hist. of U. S., Vol. I, p. 113.) Vater Mendoza erklärte: „Wir sind Gott und seiner Mutter wegen dieses Sieges über die Feinde der heiligen katholischen Religion mehr Dank schuldig als der Macht der Menschen.“ (O. S. L. IV, No. 89, p. 20.) Menendez handelte nicht nur dem Befehl seines Königs gemäß, sondern beide erwiesen sich als gehorsame Söhne der Kirche; sie richteten sich nach den Beschlüssen des vierten Laterankonzils gegen die Keher. Der katholische Prof. Meherberg sagt ganz richtig: „Der politische Katholizismus ist nichts anderes als der katholische Glaube in konsequenter Anwendung auf alle Seiten des menschlichen Lebens.“ Die Römischen haben in Amerika den

Protestantismus im ersten Anfang mit diabolischer Grausamkeit ausgerottet.

Der französische Hof kümmerte sich nichts um diese Schandtat und Verletzung des Völkerrechts. Sie blieb jedoch nicht ungeahndet. Dominique de Gourgues, ein französischer Edelmann (der Jesuit Charlevoix, der es wissen konnte, sagt, er sei ein Katholik gewesen), ein tapferer Soldat, war als Kriegsgefangener der Spanier von ihnen zum Galeerensträfling gemacht worden und hatte vieles erlitten. Diese Schmach und die Ehre Frankreichs wollte er rächen. Ohne seine Absicht irgend zu verraten, rüstete er auf eigene Kosten drei Schiffe aus. Mit Hilfe der Indianer, bei denen sich die Spanier gründlich verhaßt gemacht hatten, überfiel er 1568 ihre festen Plätze und zahlte ihnen mit gleicher Münze. Als ihm die Bäume gezeigt wurden, an die Menendez die Augenotten gehängt hatte, hing auch er seine Gefangenen daran mit der Überschrift: „Dies geschieht euch nicht als Spaniern oder Seeleuten, sondern als Verrätern, Räubern und Mördern!“ (Über diesen Abschnitt siehe Parkman, *Engl. and France in N. Am.* I, pp. 85—161.)

Menendez weilte zur Zeit bei seinem vertrauten Freunde, dem Jesuitengeneral Vorgia in Spanien. Als er zwei Jahre später nach Florida zurückkehren wollte, verfehlte der Papst Pius V. nicht, ihm (1569) seine Anerkennung wegen der Verdienste um die Kirche durch die Vernichtung der Ketzer auszusprechen. Nachdem ihm der Papst seine Freude darüber ausgedrückt hatte, daß Menendez zum Gouverneur und Adelantado von Florida ernannt sei, fährt er fort: „Denn wir haben solche Berichte über Eure Person und Eure ausgezeichneten Tugenden erhalten. Euer Wert und Eure Würde sind so sehr gerühmt worden, daß wir gar nicht zweifelten, daß Ihr nicht nur die Anordnungen und Befehle, die Ihr von einem so katholischen Könige empfangen hattet“ (nämlich die Ketzer auszurotten), „treu und mit Sorgfalt ausführen würdet, sondern wir hegten auch das volle Zutrauen zu Euch, daß Ihr mit Klugheit alles Nötige tun und ausführen werdet, was zur Ausbreitung unsers heiligen katholischen Glaubens und zur Gewinnung der Seelen für Gott nötig ist.“ (O. S. *Leaflets* IV, No. 89, pp. 22. 23.) Auch ein Missionar! Nur taufte er mit Blut. Er verstand es, die Indianer so gegen sich aufzubringen, daß die Jesuiten verzweiflungsvoll die Indianermission in Florida schließlich aufgaben. Menendez erhielt später ein Kommando in der Armada gegen Elisabeth; er starb plötzlich, 1574, wie Grotius behauptet, durch Selbstmord. Seine Gründung, St. Augustine, ein jämmerliches Nest, wurde 1585 durch Drake zerstört, jedoch wieder aufgebaut. Lodge sagt: „The Spanish settlement survived the shock and struggled on, but never grew nor spread nor came to any good.“ (*Hist. of Engl. Colonies*, p. 159.) Menendez war ein Mann nach dem Herzen seines Königs und seines Papstes. Pius V. war schon vor seiner Erhebung auf den römischen Stuhl als Inquisitor durch seine Strenge berüchtigt gewesen. Er war

es, der Philipp II. in seinen Grausamkeiten gegen die Niederländer bestärkte. Dem Könige Karl IX. sandte er unter dem Grafen von Santafiore ein kleines Hilfsheer, dem er die unerhörte Weisung gab: „Keinen Hugenotten gefangenzunehmen, jeden, der ihm in die Hände falle, sofort zu töten“. (Herzogs Real-Enzykl. XII, 25, sub Pius V.) Jedes Blutbad unter den Protestanten erweckte in Rom ein Freuden-echo. Den Bartholomäusmord 1572 feierte Gregor XIII. durch eine Prozession, durch einen öffentlichen Dankgottesdienst am 6. September, durch Denkmünzen und Bilder zu Ehren dieses Sieges der Kirche.

Über den Fall Magdeburgs, der mit dem Gemetzel so vieler unschuldigen Leute, selbst Frauen und Kinder, verbunden war, die man lediglich ihres Glaubens wegen hinhordete, jubelte der alte Bösewicht Urban VIII. und schrieb an den schlimmen Kaiser Ferdinand: „Ruhvoll hat sich in der Zerstörung Magdeburgs der Herr bezeugt, der Herr der kämpfenden und der triumphierenden Heerscharen. Ein so großes Gnadengeschenk des Himmels und eine solche Ruhmestat Deutschlands verdanken wir Deiner Majestät, welche der Höchste uns auserlesen zu haben scheint, die Ketzerei auszutilgen. . . . Man darf durchaus nicht dulden, daß diese Gottlosen zur Ruhe kommen. . . . Wolle Du das Glück eines so großen Sieges nicht auf die Trümmer einer einzigen Stadt beschränken!“ (Herzogs Real-Enzykl. XIV, 224, sub Urban VIII.) Daraus sieht man, wo jene zu suchen sind, die über das arme Deutschland dreißig Jahre lang die Kriegsfurie im Gange gehalten haben. Zu Beginn des Krieges sandte der Papst dem Kaiser einen geweihten Degen, mit einer jüdischen Zauberformel versehen (Gieseler, K.-Gesch. III, 1, 419), und am Schlusse des Völkermordes, als der Westfälische Friede proklamiert wurde, war der römische Papst der einzige in Europa, der sich nicht freute, sondern den gesegneten Friedensschluß aus Leibeskräften verfluchte. Hielt nicht die Inquisition ihre Ketzerverbrennungen als religiöse Feste unter Teilnahme von vornehm und gering, ja als Autodafés, die verdienstlich waren und Ablass mit sich brachten? Kein Wunder, wenn dieser entsetzliche Mordgeist von oben herab endlich das Volk durchdrang!

Die zweite Kolonie der Hugenotten in der Neuen Welt war ebenfalls vernichtet, es nahm nun geraume Zeit in Anspruch, ehe man in Frankreich den Mut zu einem erneuerten Versuche fand. Ein französischer Edelmann, Pierre du Guaft, Sieur de Monts, ein Protestant, erhielt von Heinrich IV. Akadien, ein Gebiet vom Breitengrade Philadelphias bis zu dem Montreals. Für seine Ansiedler nahm er neben protestantischen Predigern auch zwei Priester mit. Der Protektor ließ es sich viel Geld kosten, 100,000 Livres. Auf Nova Scotia trat 1605 eine Kolonie ins Leben, Port Royal. Der Leutnant De Monts', Samuel Champlain, ein Katholik, gründete 1608 Quebec. In Akadien wohnten nun unter dem Schutze des Edikts von Nantes Protestanten und Katholiken friedlich beisammen. Das Edikt von Nantes ist mithin

der erste Toleranzakt, der in Amerika galt. Eine Änderung brachte die Ermordung Heinrichs IV. durch Rabailac im Jahre 1610. Längst schon hatten die Jesuiten nach Neu-Frankreich gewollt, doch hatte man bisher sie weghalten können. Jetzt jedoch kamen sie ungeheißern. Sie wollten in der Provinz den geistlichen Charakter mit dem weltlichen verbinden. Die Verwaltung des Landes wurde von ihnen und den Cavalieren in streng kirchlicher und feudalistischer Weise geführt. Dem Sieur de Monts waren seine Gerechtsamen einfach weggenommen worden. Der Kompanie von Neu-Frankreich wurde unter Micheliu alles Land übergeben und zugleich bestimmt, daß jeder Ansiedler in Neu-Frankreich ein Katholik und ein Franzose sein müsse. Den aus der Heimat flüchtenden Hugenotten wurde die Landung verwehrt; sie wurden in die englischen Kolonien getrieben. Da die Hugenotten allein unter den Franzosen in Massen auswanderten, so wäre Canada, wenn man ihnen die Ansiedlung dort gestattet hätte, schwerlich je eine britische Kolonie geworden. (Parkman; Engl. and France in N. Am. I, 209—295.) — Diese überall so bitteren Feinde der Protestanten, die Jesuiten, sollen nun eben zu der Zeit, als sie die Völker Europas aufheßten, den Protestantismus mit Feuer und Schwert auszurotten, und während sie die armen, geheßten Hugenotten aus Canada verjagten, in Maryland den Protestanten nicht nur eine Freistätte bereitet, sondern dort auch, gegen die Lehre ihrer Kirche, Religionsfreiheit, und zwar als die Ersten in der Neuen Welt, proklamiert haben! Wir werden sehen, ob das einen Grund hat oder nicht. S. Katt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seligpreisungen.

(Schluß.)

Die siebte Seligpreisung.

„Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen“, W. 9. — Auch diese Seligpreisung bezieht sich auf das rechte Verhalten zum Nächsten. Selig sind die *eirenopoioi*, die Friedensmacher. Wie die dritte und fünfte Seligpreisung, so gehört auch diese siebte ins fünfte Gebot. Die betreffenden Verse sind ja auch als Beweisstellen beim fünften Gebot in unserm Katechismus angeführt. Der Friede ist ein herrliches Gut. Das weiß auch die Welt. Augustinus hat wohl recht, wenn er im allgemeinen sagt: „Tantum est pacis bonum, ut etiam in terrenis et mortalibus nil gratius soleat audiri, nil desiderabilius concupisci, nil melius inveniri, nil felicius possideri.“ (De civ. Dei, c. 11.) Titus Vespasian errichtete in Anbetracht des Guten, das der Friede mit sich bringt, einen Tempel des Friedens in der Stadt Rom. „Friede ernährt, Unfriede verzehrt“, heißt ein in aller Welt anerkanntes Sprichwort. So fehlt es auch nicht an Friedfertigen und

Friedemachern in der Welt, an Leuten, die nach der Vernunft dem Frieden das Wort reden und Frieden zu stiften suchen, soweit dies in natürlichen Kräften steht. Denken wir nur an die neueren Bestrebungen der gegenwärtigen Fürsten und Kulturvölker, einen allgemeinen Weltfrieden zu sichern und Schiedsgerichte zu ordnen, die bei entstandenen Streitigkeiten schlichten sollen. Diese Bestrebungen sind gewiß gut und löblich in Rücksicht auf den Zweck, den sie verfolgen. Ob damit viel ausgerichtet wird, ist freilich eine andere Frage. Solange der Teufel, der ein Geist des Unfriedens ist, in der Welt sein Lager hat, so lange wird auch die Welt von Zank und Streit widerhallen. Wahrhaft friedfertig können nur die Jünger Jesu sein. Sie sind dazu tüchtig gemacht worden von Gott, der da ist der Gott des Friedens, der Herr des Friedens, wie er oft in der Schrift genannt wird. Sie stehen unter der Leitung und Regierung des großen Friedensfürsten, Jesu Christi. Sie werden getrieben von dem Heiligen Geiste, zu dessen Früchten in den Herzen der Gläubigen auch der Friede gehört, Gal. 5, 22. „Friede auf Erden“, so ließ Gott selbst vom Himmel bei der Geburt seines Sohnes verkündigen; und eben seine Gläubigen sollen die Träger und Zeugen dieses Friedens sein. Als solche Jünger des Herrn sollen sie zunächst für ihre Person den Frieden liebhaben und allen Zank und Streit vermeiden. Der Apostel sagt Röm. 12, 18: „Ist's möglich, soviel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden.“ Dann aber sollen sie auch dahin wirken, daß unter andern der Friede gewahrt und Streit und Zank geschlichtet werde. Der Psalmist sagt: „Laß ab vom Bösen und tue Gutes; suche Frieden und sage ihm nach“, Ps. 34, 15. Wie ein Jäger einem Wild nachsetzt und nicht abläßt, bis er es erlegt, so soll ein Kind Gottes dem Frieden nachstreben. Ähnliche Stellen gibt es noch viele in der Schrift; z. B. Sach. 8, 19: „Liebet Wahrheit und Frieden“; Mark. 9, 50: „Habt Frieden untereinander“; 2 Tim. 2, 22: „Jage nach dem Frieden mit allen, die den Herrn anrufen“; Hebr. 12, 14: „Jaget nach dem Frieden gegen jedermann.“ Luther sagt: „Hier preiset der Herr mit einem hohen Titel und vortrefflichen Ruhm die, so sich fleißigen, daß sie gerne Frieden schaffen, nicht allein für sich, sondern auch unter andern Leuten, daß sie helfen böse und verworrene Sachen vereinigen, Haber vertragen, Krieg und Blutvergießen wehren und vorkommen. . . . So tue du auch, daß du ein süßlicher Mensch und Mittler seiest zwischen deinem Nächsten und das Beste tragest zu beiden Seiten, das Böse aber, so der Teufel eingegeben hat, schweigest oder, soviel du kannst, ausredest. Kommst du zu Greten, so tue, wie gesagt von der heiligen Monika, St. Augustini Mutter, und sprich: Ach, liebe M., warum seid Ihr so bitter? meint sie es doch wahrlich nicht so übel. Ich merke nicht anders an ihr, denn daß sie wollte gerne Eure liebe Schwester sein' usw. Desgleichen, kommst du zu Katharin', so tue auch also. So hättest du, soviel an dir ist, auf beiden Seiten Frieden gefertigt als ein recht Gotteskind.“ (VII, 388. 393.) Luther erwähnt in diesem Zitat die

Monika, die Mutter des Augustin. Von der berichtet nämlich der letztere selbst: Wo sie zwei uneins sah, redete sie allezeit das Beste auf beiden Seiten, und was sie von einer Gutes hörte, das brachte sie zur andern; was sie aber Böses hörte, das verschwieg sie oder linderte es, soviel sie konnte, und hat also viele untereinander versöhnt. Ein schönes Beispiel wahrer Friedfertigkeit haben wir auch an Abraham, da er zu Lot sagte: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir und zwischen meinen und deinen Hirten, denn wir sind Gebrüder“, 1 Mos. 13, 8. Ein ähnliches Lob der Friedfertigkeit haben Jakob und seine Kinder zu Sichem. Die Bürger der Stadt sprechen nämlich: „Diese Leute sind friedsam bei uns und wollen im Lande wohnen und werben“, 1 Mos. 34, 21. Scriber schreibt in seinem „Seelenschatz“: „Ein gläubiges Christenherz ist wie ein Gefäß mit Wasser und Öl gefüllt, in welchem das Öl immer oben schwimmt, und wenn man es gleich rüttelt und schüttelt, so kommt es doch allezeit immer wieder hervor. Die Freundlichkeit und Friedfertigkeit hat bei ihm die Oberhand, und wenngleich der Nächste Ursache zu Zank und Widerwillen gibt, so trachtet er doch immer danach, daß er es glimpflich abtue und den Frieden erhalten möge, nach dem Worte des heiligen Apostels, Kol. 3, 15: ‚Der Friede Gottes regiere‘, herrsche, habe die Oberhand in euren Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid‘. . . . Das Herz eines gottseligen Menschen ist wie die Magnetnadel im Seekompaß, welche mitten unter dem ungestümen Wind und Wellen doch immer gegen Norden oder Mitternacht sich wendet. Also eines Christen Absehen ist allezeit, auch mitten unter der Gelegenheit zu Zank und Widerwillen, ja mitten unter den Wortwechselungen zum Frieden und zur Liebe gerichtet.“ (III. Teil, S. 1622.)

„Selig“ sind solche Leute; „denn sie werden Gottes Kinder heißen“; das ist, solche Leute sind Gottes Kinder. Was nämlich Gott einen Menschen heißt, das ist er auch. Es handelt sich also hier nicht um einen bloßen Titel, sondern um einen Zustand, eine Gnade. Solche Leute haben Gott zum Vater; Christus ist ihr Bruder; der Himmel ist ihr Erbe, ihre Heimat. Und wie sie Gott als seine Kinder kennt, so werden sie auch bei ihren Mitchristen als solche gelten. Man wird aus ihrem Verhalten schließen, daß Gott sein Werk in ihnen habe. Ihre Friedfertigkeit wird ein offenes Merkmal ihrer Gotteskindschaft sein. Sollte der Gedanke daran die Jünger nicht reizen, ihrem himmlischen Vater durch rechten Eifer in der Erweisung dieser Tugend alle Ehre zu machen? Dabei aber haben sie auch noch sonstigen Nutzen zu erwarten. „Es ist wohl ein halb Himmelreich, wo Friede ist.“ (Luther.) Es heißt 1 Petr. 3, 10, 11: „Denn wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge. . . . Er suche Frieden und jage ihm nach.“ Also die Friedfertigen sollen leben und gute Tage sehen. Und schließlich wird sie der Herr gar heimholen in die Wohnungen des ewigen Friedens. „Die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern“, Jes. 57, 2.

Die achte Seligpreisung.

„Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnet werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind“, W. 10—12. — So belohnt die Welt die Leute, die in den genannten Tugenden einhergehen. Sie verfolgt sie wegen ihrer guten Werke. Es ist wichtig, daß der Herr sagt „um Gerechtigkeit willen“, *ἐνεκεν δικαιοσύνης*, wegen der Gerechtigkeit. Das ist es gerade, was den Jüngern Christi den Zorn der Welt zuzieht, daß sie als Gerechte dahingehen, als Leute, die das Evangelium angenommen haben und betätigen. Sie verurteilen und strafen mit ihrem Glaubensleben alle Selbstgerechtigkeit und Ungerechtigkeit, und das mag die Welt nicht leiden. An einer andern Stelle sagt der Herr: „Dieweil ihr nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt“, Joh. 15. 19. Im ersten Johannisbriefe, Kap. 3, 12, wird auf Cain hingewiesen und gefragt, warum er seinen Bruder erwürgte. Die Antwort lautet: „Daß seine Werke böse waren und seines Bruders gerecht.“ Also um der Gerechtigkeit willen wurde schon Abel verfolgt. Und so geht es noch her auf Erden, und so wird es bleiben. In einem Justin dem Märtyrer zugeschriebenen Briefe an Diognet heißt es: „Das Fleisch haßt die Seele und streitet wider sie, obgleich keineswegs von derselben verunglimpft, sondern allein, weil die Seele den Lüsten des Fleisches widerspricht. So haßt die Welt die Christen, obgleich diese die Welt, in welcher sie wohnen wie die Seele im Leibe, keineswegs verunglimpfen, sondern nur den Lüsten der Welt sich widersehen.“ Tertullian sagt: „Wir wundern uns nicht über unser Loß; denn weil unsere Würde im Himmel ist, sind wir geächtet außer unserer Heimat.“ (Zit. i. Bessers Bibelstd. 3. Matth. 5, 10. 11.) Luther weist hierbei auch darauf hin, daß allerdings nicht alle Verfolgungen in der Welt derart sind, wie sie der Herr hier beschreibt, und daß die Christen stets ja wohl prüfen sollen, ob ihre Leiden von seiten der Welt auch den Stempel „um Gerechtigkeit willen“ an sich tragen. Er sagt: „Er setzt aber deutlich dies Wort: ‚um Gerechtigkeit willen‘, anzuzeigen, daß nicht genug sei, verfolgt werden, wo dies nicht dabei ist. Denn der Teufel und böse Leute müssen wohl auch leiden, daß man sie verfolgt, und ein Bube fällt oft dem andern in die Haare, und sind untereinander nicht Freunde; wie ein Mörder den andern verfolgt, ein Türke wider einen Tataren kriegt, sind aber darum nicht selig. . . . Darum siehe zu, daß du zum ersten eine rechte göttliche Sache habest, darum du müßtest Verfolgung leiden, und derselbigen gewiß seiest, daß dein Gewissen darauf bestehen und bleiben könnte, wenngleich alle Welt wider dich stünde.“ (VII, 396. 397.)

Dieses im 10. Verse im allgemeinen Gesagte wendet nun der Herr im 11. Verse auf seine vor ihm stehenden Jünger an. „Selig seid ihr“, sagt er, „wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lügen.“ Die letzten Worte: „so sie daran lügen“, sind die Voraussetzung zu dem Vorhergehenden. Dem, welchem mit Recht üble Dinge nachgesagt werden, gilt diese Seligpreisung allerdings nicht. Die Worte „reden allerlei Übels wider euch“ heißen wörtlich übersetzt: „reden jedes Böse“ (*εἰπωσιν πάντων πονηρῶν*). Der Herr weiß, daß man seinen Jüngern alles nur erdenkbare Böse zur Last legen wird, daß Richter und Zeugen sich vereinigen werden, ihnen Schanden und Übeltaten in Menge anzudichten. Ein Beispiel dafür bietet Stephanus. Es heißt von ihm: „Da richteten sie zu etliche Männer, die sprachen: ‚Wir haben ihn gehört Lästerworte reden wider Moßen und wider Gott‘“, Apost. 6, 11. Tertullian schreibt: „Si qua calamitas incidisset, conclamabatur contra Christianos: Ad bestias, ad bestias! Tolle sacrilegos! Scestos non licet vivere.“ Ähnlich tut jetzt der Papst. Luther sagt: „Da fährt der Papst daher und verdammt uns unter neun Höllen als des ärgsten Teufels Kinder. Demnach wüthet und tobt sein Gefinde, Bischöfe und Fürsten, mit so greulichem Lästern und Schänden, daß es durch Leib und Leben mag gehen, daß einer müßte zuletzt müde werden und nicht ertragen könnte, wenn wir nicht einen stärkeren und mächtigeren Trost hätten, als alle ihre Bosheit und Wüthen sein kann.“ (VII, 400.) Im 12. Verse weist der Herr noch auf die Propheten, die vor seinen Jüngern gewesen sind und diese Verfolgung auch erfahren haben. Mit den Trägern des Wortes im Alten Testament sollen sich die Träger des Wortes im Neuen Testament trösten. Wie wurde nicht der Prophet Elias geschmäht und verfolgt! Wie übel wurde nicht dem Propheten Elisa mitgespielt! 2 Chron. 36, 16 heißt es: „Aber sie spotteten der Boten Gottes und verachteten seine Worte und äfften seine Propheten, bis der Grimm des Herrn über sein Volk wuchs, daß kein Heilen mehr da war.“

Doch: „Selig sind sie; denn das Himmelreich ist ihr.“ Die letzte Seligpreisung hat dieselbe Verheißung wie die erste. Um die Jünger zu ermuntern, in diesen Leiden alle Geduld zu beweisen und dem Herrn treu zu bleiben, hält er ihnen den Besitz des Himmelreichs vor. Das Himmelreich kann ihnen niemand nehmen. Der größte Schatz bleibt ihnen, ob ihnen auch alles andere entrissen wird. Luther singt: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's kein'n Gewinn; das Reich muß uns doch bleiben.“ Justinus Martyr ruft den Feinden zu: „Töten könnt ihr uns, aber nicht uns schaden.“ Ja, Jesu Jünger sollen in ihrem Leiden nicht nur geduldig sein, sie sollen auch bedenken, daß sie alle Ursache haben, sogar darin zu triumphieren. „Seid aber fröhlich und getrost“, sagt der Herr, „es wird euch im Himmel wohl belohnet werden“, wörtlich: „euer Lohn wird viel im Himmel sein“. So mahnt auch Jakobus,

Mat. 1, 2. 12: „Meine Brüder, achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet. Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißet hat denen, die ihn liebhaben.“ Wie groß dieser Gnadenlohn im Himmel sein wird, entzieht sich unsern gegenwärtigen Begriffen. Es hat's kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, 1 Kor. 2, 9. Aber was die Schrift in Bildern, wie in der oben angeführten Jakobusstelle oder sonstigen Beschreibungen davon, sagt, ist doch genug, das Herz aller Märtyrer wirklich mit Freude und Trost, ja mit herzlichem Sehnsucht danach zu erfüllen. Als einst Cyprian, Bischof zu Karthago, hörte, daß er mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, rief er aus: „Gott Lob und Dank!“ Er befahl, dem Scharfrichter 25 Dukaten zum Lohn zu geben, und verband sich selbst die Augen. Von den beiden Märtyrern Johann Hus und Hieronymus von Prag wird berichtet, daß sie den Tod mit unerschrockenem Mute erduldet hätten und zum Feuer geeilt wären, als hätte es sich um ein Gastmahl gehandelt, daß man auch kein Wort von ihnen gehört, welches von Schrecken des Gewissens gezeugt hätte, ja, daß sie, als sie schon von den Flammen ganz umgeben gewesen seien, angefangen hätten, Gott mit Lobgesängen zu loben, bis ihnen Stimme und Leben benommen worden sei. Ein sonderlich treffliches Exempel aber bietet der Apostel Paulus. Im Gefängnis zu Philippi hörten ihn die Gefangenen um Mitternacht Gott loben, Apost. 16, 23, 25. Er rühmt sich der Trübsale, Röm. 5, 3. Er erklärt, er sei erfüllt mit Trost, er sei überschwenglich in Freuden in aller Trübsal, 2 Kor. 7, 4. Er spottet des Teufels und seiner Helfer und spricht: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes: Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? In dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat“, Röm. 8, 35, 37. Luther sagt zu den Worten „Seid fröhlich und getrost“ usw.: „Das sind süße, tröstliche Worte, die ja sollten unser Herz lustig und mutig machen wider allerlei Verfolgung. Sollte man nicht des lieben HERRN Wort und Trost teurer und mehr achten denn eines ohnmächtigen, unflätigen, stinkenden Madensacks oder des schändlichen Papstes Zürnen, Dräuen, Bannen, Fluchen und Donnern, wenn er gleich die Grundsuppe und ganze Hölle seiner Ungnade und Fluchs wie einen Wolkenbruch über uns ausschüttete, weil ich höre, daß meinem HERRN Christo so herzlich wohlgefällt und mich selbst heißt fröhlich dazu sein, dazu so trefflichen Lohn verheißt, daß das Himmelreich soll mein sein? . . . Was sind nun dagegen, die mich lästern und fluchen, denn eitel Nisse und Läusebälge (mit Urlaub), ja noch viel schändlicher, denn sie jemand nennen kann. Was wäre es, wenn alle Kreatur, Blätter und Gras im Walde und Sand am Meer eitel Zungen wären und sie auß äußerste tadelten und vernichteten, gegen dieses Mannes einig Wort?“ (VII, 401, 402.) E. W n r.

Die trunkene Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben.

(Fortsetzung.)

8. Die Wissenschaft geht vielfach mit irrigen Behauptungen um. Das ist eine wissenschaftlich erwiesene, auf der allgemeinen Erfahrung beruhende Tatsache. Wir verachten nicht deswegen die Wissenschaft. Wenn aber die trunkene Wissenschaft anfängt, von Fehlern in der Bibel zu reden, so wird die folgende, ohne große Mühe zusammengestellte Liste von Fehlern der Wissenschaft uns davon abhalten, großes Gewicht darauf zu legen. Und wenn sie uns auffordert, die Bibel fahren zu lassen und mit ihr zu gehen, so ist zu bedenken, daß das Vertrauen auf die Aussagen der Wissenschaft den Tod bringen kann. 1500 Menschen verließen sich auf die Versicherung, daß die Wissenschaft die *Titanic* "unsinkable" gemacht habe. Als sie schon am Sinken war, erklärten die Beamten: "She is absolutely unsinkable." So sagen sie: Was wir euch an Stelle der Bibel bieten, "is absolutely unsinkable". Wir wollen sehen. Nicht einmal auf ihrem eigenen Gebiet kann die Wissenschaft sichere Garantie geben.

Liste Nr. 1. Historiker haben oft erklärt, daß das in der Bibel erwähnte Reich der Hethiter ein fabelhaftes sei. Die neulich aufgefundenen Tel-el-Amarna-Briefe haben aber dargetan, daß die Hethiter einst ein mächtiges Reich besaßen. Was vom Aufenthalt der Israeliten in Ägypten erzählt wird, sagt Wellhausen, ist im besten Fall eine Sage. Die Inschrift des Pharao, die dieselbe Sache erzählt, ist aber nicht fagenhaft, sondern liegt heute noch vor. (Fund. II, 61.) — Der Jes. 20 erwähnte Sargon mußte lange Zeit als eine fingierte Persönlichkeit gelten, aus dem wissenschaftlichen Grunde, weil die außerbiblische Literatur ihn nicht erwähne. Jetzt kann man in seinem Palast bei Mosul sogar sein leibhaftiges Bild betrachten. — Den Fehler betreffs der Schakung haben wir schon angestrichen. — „Dieser Belsazar ist eine reine Erfindung des jüdischen Geschichtschreibers.“ Inschrift des Nabunaid aber: „Belsaruzur, meinen ersten Sohn.“ — „Wir haben keinen Beweis dafür, daß die Schreibkunst überhaupt bis in die mosaische Zeit hinaufreichte.“ (Ewald.) Die Amarna-Briefe zeigen, daß man damals sogar schon Geschichte schreiben konnte. — Eigentliche Literatur wäre kaum möglich gewesen vor David. Lange vor der Einwanderung Abrahams hat man ganze Bibliotheken in Babel gehabt. — Moses kann seinen Gesetzeskoder nicht verabsaft haben; erst das 9. Jahrhundert brachte einen derartigen Fortschritt. 850 Jahre vor Mose hat Hammurabi 282 Gesetzesbestimmungen niedergeschrieben. — Zur Zeit „Mosis“ war nur einer der beiden Gottesnamen in Gebrauch. Die Amarna-Briefe zeigen, daß um jene Zeit Elohim und Jehovah zu derselben Zeit, in derselben Stadt im täglichen Gebrauch waren. — Die Bibel stammt

aus Babel, denn die biblische Lehre ist in jenen Keilinschriften zu finden. Wer aber weiß, daß die Hauptlehre der Bibel die Lehre von der Rechtfertigung ist, der weiß, daß Delitzsch das nicht weiß und der Wissenschaft einen weiteren Fehler angehängt hat. — Nein, wir können die Wissenschaft nicht einmal die chronologischen Notizen der Bibel korrigieren lassen.

Liste Nr. 2. Die Gelehrten zu Salamanca verneinten die Kugelgestalt der Erde. Sie besaßen „die Intelligenz und Bildung“ der Zeit. Das wird ihnen aber jetzt als Fehler angerechnet. — Die Akademie der Wissenschaften in Paris erklärte noch Anno 1800 das Herabfallen von Meteorsteinen für unglaublich. (Vetter.) — Die Nebelflecken im Weltraum sind Überreste des Urstoffes, aus welchem sich das Weltsystem gebildet hat. Aber ein solcher Fleck, den man genauer untersucht hat, ist als Sternhaufen erkannt worden. (44, 248.) — Lord Salisbury, Kanzler der Oxforder Universität, berichtet für diesen Abschnitt folgendes: „If the earth is a detached bit whirled off the mass of the sun, how comes it that in leaving the sun we cleaned him out so completely of his nitrogen and oxygen that not a trace of these gases remain behind to be discovered even by the sensitive vision of the spectroscope?“ (Witness 13, 115.) — Wie hat neulich der Halle'sche Komet die Astronomen genarrt! Sogar *Current Events* redet von dem „laughable fiasco“. Als er im Westen sein mußte, blieb er im Osten. Als er sich in seinem höchsten Glanze zeigen sollte, war er verschwunden. Dann verlor er seinen Schweif. Unerwarteterweise ließ er dann einen neuen hervorwachsen. Die Astronomen haben eine dreifache Erklärung dafür. Die dritte ist: „All our calculations may have been wrong.“ Und das ist ein wissenschaftliches, achtunggebietendes Wort. Sobald sie aber meinen, daß wohl die Gelehrten zu Salamanca mit irrigen Behauptungen umgingen, die Gelehrten zu Chicago aber darüber hinaus wären, machen sie sich verächtlich.

Liste Nr. 3. Die Erde ist Millionen Jahre alt, denn so lange nimmt die Bildung der Steinkohle und noch länger ihre Verwandlung in Graphit. In einem Bergwerk zu Scranton, Pa., bedurfte ein Pfosten dazu nur fünf Jahre. Im elektrischen Ofen kann man Graphit in weniger als zwölf Stunden herstellen. Durch Anwendung von Wasserdämpfen kann man Vegetabilien in Steinkohle verwandeln im Verlauf von zwei bis sechs Jahren. (Hexameron, S. 200.) — Humboldt berechnete, daß ein Drachenbaum auf Teneriffa mit einem Stammumfang von 15 Meter wenigstens 10,000 Jahre alt sei. Man nahm später Messungen an einem andern Exemplar vor und fand, daß er in 27 Jahren um $2\frac{1}{2}$ Meter zugenommen hatte. Demnach wäre Humboldt's Baum 210 Jahre alt gewesen, also nicht vor der Schöpfung, sondern nach der Entdeckung Amerikas aus einem Samenforten entsprossen. (Lutheraner 49, 13.) — Lord Kelvin nahm als Alter der Erde 100 Millionen Jahre an, indem er den Verlust der Hitze des

Erduinnern berechnete; dreißig Jahre später multiplizierte er die Zahl mit 10. Eine der Angaben ist falsch. — Lyell berechnete die Dauer der Zeit, in welcher das Mississippidelta sich gebildet hatte, bei seinem ersten Besuch auf 100,000 Jahre; in einer zweiten Untersuchung brachte er 50,000 Jahre heraus. — Lord Salisbury ergreift nochmals das Wort: Vor, wir wollen sagen, 1000 Millionen Jahren war organisches Leben auf der Erde wegen der Hitze unmöglich; das ist leicht zu berechnen. Nun kommen aber die Biologen und beanspruchen viele, viele Millionen Jahre mehr für ihren Zweck; und wenn wir erwägen, daß es ungeheurer Perioden bedarf, um aus einem jelly-fish einen Menschen zu machen, sientmal er in den letzten 3000 Jahren gar keine wahrnehmbaren Fortschritte gemacht hat, so müssen wir ihre Forderung als eine billige gewähren. Nun aber: "If the mathematicians are right, the biologists cannot have what they demand." War, wie für ihre Zwecke nötig, organisches Leben vorhanden vor 1000 Millionen Jahren, so war es vorhanden in Gestalt von Dampf. Lange ehe der jelly-fish sich entschließen konnte, Mensch zu werden, war er verdunstet. — Wenn Ingersoll ein Buch geschrieben hätte über *The Mistakes of Science*, und die trunke Wissenschaft ein solches Buch fleißig studierte und danach ihre Bücher korrigierte, so hätte sie keine Zeit noch Lust, in der Bibel nach Fehlern zu suchen.

Liste Nr. 4 hat sich mit der Paläontologie zu beschäftigen, der getreuen Helfershelferin der Evolution. Viele Arten gelten als ausgestorben, und weil es ziemlich lange dauert, eine Art gänzlich auszurotten, so weisen die betreffenden Fossilien auf lange geologische Perioden und helfen den Fäden der Evolution immer länger spinnen. Carpenter (*Deep Sea Explorations*) bemerkt aber: „Die dredging operations haben die Zahl der Fälle sehr vermehrt, daß gewisse Typen, die man als ältere geologische Perioden charakterisierend und als längst ausgestorben betrachtete, heute noch in den Tiefen des Meeres lebend angetroffen werden.“ (Hex., S. 201.) — Hier finden wir auch den *Pithekanthropus erectus*, auf Java 1894 entdeckt und von Huxley uns also vorgestellt: „Durch den Fund dieses fossilen Affenmenschen ist nach allen Seiten der Paläontologie die Abstammung des Menschen vom Affen klar und sicher bewiesen.“ Was ist's damit? Es ist überhaupt kein halbwegs ganzes Skelett, sondern besteht aus einem Schädeldach, einem Oberschenkelknochen und einem Backenzahn. Weiter nichts. Und diese drei armseligen Knochen sind in einem Umkreis von 15 Meter gefunden worden. Und der Schädel gehörte wohl einem gewöhnlichen Affen. Und der Schenkelknochen kann ganz gut einem gewöhnlichen Menschen gehört haben. Und höchstwahrscheinlich gehören darum die Knochen gar nicht zusammen. (50, 480.) — Glücklicherweise fand man dann einen neuen *Pithekanthropus*. Die gekrümmten Gliedmaßen sollen beweisen, daß jenes Wesen meist gebückt und auf allen vieren sich fortbewegt habe. Nun erklärt aber ein Mitglied des Pariser Natur-

historischen Museums, das Gerippe habe mehr Ähnlichkeit mit dem eines Australnegers als dem eines Anthropoiden, und die Krümmung seiner Glieder sei eine Folge von Rheumatismus gewesen. (55, 192.) — Ferner zeigen sie uns alte Menschenköpfe, die beweisen sollen, daß die damaligen Menschen sich in einem Übergangsstadium von Tier zu Mensch befanden. Da ist der Neandertal-Schädel, „der Schädel des Urmenschen“. Virchow hat ihn aber für den Schädel eines an Gelenkentzündung verstorbenen Individuums erklärt. Auch die Zeitbestimmung stimmt nicht, denn man hat einen ganz ähnlichen Schädel aus der Zeit der Völkerwanderung gefunden. — Endlich die Krapina- und die Diluvialschädel, die von einer unentwickelten Rasse stammen sollen. Es steht aber fest, daß sie normal sind, wenigstens für Polynesier; ja, etliche sind so groß, daß man sie noch im hochentwickelten zwanzigsten Jahrhundert ganz ungeniert tragen könnte. Sogar „The Story of Primitive Man“ akzeptiert das Urteil Huxleys über den Engis-Schädel: „It might have belonged to a philosopher.“ (48, 288; 45, 151; 53, 320; 54, 576.)

Als Anhang wollen wir die Geschichte vom Kriminalpsychologen Lombroso hören. Sie zeigt, wieviel Gewicht man auf diese Knochen legen kann. Er ließ sich für sein Werk „Die Frau als Verbrecherin“ von der Pariser Polizei Photographien von Verbrecherinnen übersenden und wies auf vierzig Seiten an diesen Bildern die typischen Merkmale der Verbrecherin nach. Leider entdeckte nun aber der Übersender, daß er sich im Fach seines Schreibtisches geirrt und ihm die Photographien von harmlosen Händlerinnen übermittelt hatte, die um die Konzession bei der Polizei angekommen waren. Lombroso war aber nicht so ehrlich, seinen Irrtum einzugestehen. Wie oft greifen die Paläontologen in falsche Fächer! Die Geschichte hat übrigens noch einen Anhang. Lombroso suchte beharrlich seinen „Verbrechertypus“ in einem kleinen, zurückgebliebenen, verkümmerten Gehirn. Sein eigenes Gehirn hatte er testamentarisch zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung bestimmt. Siehe da, es wog weniger als das eines gewöhnlichen Durchschnittseuropäers. Das soll bloß zeigen, daß, wenn die Gelehrten ihre eigenen Köpfe so wenig kennen, ihre Studien an vorjaintflutlichen Schädeln uns nicht sehr imponieren. — Wenn die Wissenschaft seit dem Sündenfall keinen einzigen Fehler gemacht hätte, würden wir doch nicht auf ihr Zeugnis hin einen einzigen Spruch aus der Bibel drangeben. So werden wir auf die Aussagen der allzeit irrenden Wissenschaft nicht so großes Gewicht legen. Wer es tut, begibt sich auf ein leders Fahrzeug.

9. Die trunke Wissenschaft verschmäht es auch nicht, mit Lügen zu operieren. Was haben wir für unsere Sache gewonnen, wenn wir diesen Satz beweisen? Wir wollen keineswegs alle, auch nicht die meisten Aussagen der Wissenschaft verdächtigen, aber wir werden damit erstens dargetan haben, daß ein gewisser Pro-

gentfaß der wissenschaftlichen Aussagen der Wahrheit nicht entspricht. Wir werden dann nicht so leicht alles, was in wissenschaftlichen Werken gedruckt steht, auf Treue und Glauben annehmen. Zweitens erlangen wir dadurch das Bekenntnis jener Männer, daß ihre Sache nicht so ganz fest steht. Müssen sie nach Eadschem Vorgang bekennen: Mit Lügen getrauen wir uns, die Bibel zu widerlegen, so dürfen wir sprechen: So hören wir wohl, die Bibelgläubigen sitzen in der Wahrheit und ihr daneben. Und drittens wollen wir den Leuten den allzugroßen Respekt vor der Wissenschaft nehmen.

„Der Alte Glaube“ sagt: „Man klagt in unserer Zeit mit Recht darüber, daß in der Wissenschaft so viel Schwindel, so viel Betrug, so viel Fälschmünzerei getrieben wird. Man klagt die Wissenschaft an, daß sie sich, einer feilen Dirne gleich, um Geld an den Meißtvictenden verkaufe, daß man den sonst verpönten ‚Probabilismus‘ offen und ungeschämt als gangbare Münze verwerte.“ (49, 91.) Damit ist nicht zu viel gesagt. Trotzdem Hädel als Fälschmünzer entlarvt ist, werden noch Wallfahrten veranstaltet, um ihn zu verehren, und auch aus Amerika schließen sich Pilger an. Eine Liste von Unehrlichkeiten, deren er sich schuldig gemacht hat, findet sich in „L. n. W.“ 53, 528. An seinen Embryonenbildern z. B. hat er seiner Affentheorie zuliebe allerlei Fälschungen vorgenommen, u. a. einem Menschenembryo 44 statt 33 Wirbel gegeben. Den Mann, der dies offenbarte, bezichtigte er der „bewußten dreiften Unwahrheit“ und damit log er zum zweitenmal. Schließlich gestand er ein, daß „ein kleiner Teil seiner Embryonenbilder ‚gefälscht‘ sind, alle jene nämlich, bei denen das vorliegende Beobachtungsmaterial zu ungenügend war“. Da greift man also getroßt zu Fälschungen und meint, man sei gerechtfertigt, wenn nur 6 Prozent des wissenschaftlichen Bestandes Schwindel ist. Er hat ferner einem Affenembryo einen Menschenkopf und einem Menschenembryo einen Affenkopf aufgesetzt. Er hat weiter dem wissenschaftlichen Nachlaß eines Forschers die Figur eines Makaks entnommen, dieser den Schwanz abgeschnitten und einen Affenembryo daraus gemacht. „Er hat also in der Wissenschaft das schwerste Verbrechen begangen, dessen sich ein Forscher schuldig machen kann.“ Ferner redet er von jenen drei Knochen als von einem Affenmenschen. Nur ein unehrlicher Mensch wird sagen, daß dadurch nach allen Seiten der Paläontologie die Abstammung des Menschen vom Affen bewiesen ist. Das ist der Mann, von dem die trunkene Wissenschaft heute ein gut Teil ihrer Waffen gegen die Bibel bezieht. Aber er ist doch nur einer aus 10,000? Nun, wenn die Berliner „Vollszeitung“ den Kasus „Hädel“ berichtet, so läßt sie das Eingeständnis Hädels einfach weg. Da haben wir schon 2 aus 10,000. Ferner haben 46 Professoren der Anatomie, Zoologie usw. diese Fälschungen umschrieben als „eine in einigen Fällen geübte Art des Schematisierens“; die Zahl wird immer größer. Daß Hädel nur einer aus 10,000 sei, weist er selber entschieden zurück und schreibt:

„Ich habe den Trost, neben mir auf der Anklagebank Hunderte von Mitschuldigen zu sehen; die große Mehrzahl nämlich“ (nach Hädel also nicht 6, sondern etwa 75 Prozent) „von allen morphologischen, anatomischen, histologischen und embryologischen Figuren, welche in den besten Lehrbüchern verbreitet sind, sind alle nicht exakt, sondern mehr oder weniger zurechtgestutzt, schematisiert oder konstruiert.“ Wir haben uns geschaut zu sagen, daß die meisten Forscher nicht ganz ehrlich sind; Hädel scheut sich nicht, es zu sagen. (49, 91; 53, 528; 54, 527; 55, 591.)

Friedrich Delitsch gibt vor, daß der Dekalog und die übrigen Gesetze im Pentateuch dem Kodex des Hammurabi entnommen seien. Diesen Kodex hat er gelesen und studiert. Wenn man nun weiß, daß sich darin keine Spur vom Dekalog findet, so kann man nicht umhin, ihn der Unehrlichkeit zu beschuldigen. (49, 60.) In seinem Vortrag „Babel und Bibel“ behauptet er, daß die babylonische Darstellung des Weltanfangs dem biblischen zugrunde liege. Hätte er doch nur dieses Schöpfungsepos genauer zitiert! Nach demselben gibt es nicht nur viele Götter, sondern diese Götter entstehen erst im Weltprozeß. Einer dieser Götter bedingt sich erst seinen Lohn aus, ehe er einen Kampf übernimmt. Und die andern Götter geben ihm erst dann den Lohn, nachdem sie sich in ihrer Freude über seine Bereitwilligkeit zum Kampfe einen Rausch angetrunken haben. Warum zitiert er diese Stellen nicht, wenn er die auffallende Übereinstimmung zwischen der Bibel und dem babylonischen Bericht dartun will? Weil er seine Zuhörer hinteres Licht führen will. (51, 286.) Er behauptet ferner, die Propheten hätten mit Unrecht die Babylonier verspottet als Verehrer von Gözenbildern. Beweis: das Allerheiligste in ihren Tempeln sei meist ein sehr enger Raum gewesen, darum wäre das Gözenbild nicht zur Anbetung bestimmt gewesen. Von der großen Prozessionsstraße aber, auf der an Feiertagen das Bild herumgeführt und der ganzen Stadt gezeigt wurde, sagt er gar nichts. So machen es die Winkeladvokaten. (51, 287.)

Der *New York Outlook* hatte behauptet, daß das Buch Daniel 400 Jahre nach dem Exil geschrieben worden sei, weil das Wort Chaldäer während des Exils eine herrschende Nation bedeutete, während es in dem Buche eine Vereinigung von Astrologen bezeichnet; diese Bedeutung habe es aber erst 400 Jahre später erhalten. Das ist noch nicht die Lüge; so weit ist es bloß Unwissenheit. Es wurde der Zeitung gezeigt, daß dieser Gebrauch des Wortes schon während der Gefangenschaft stattgefunden habe; man bewies es aus Herodot. Die Herausgeber gestanden zu, daß sie falsch berichtet hatten. Als sie aber aufgefordert wurden, dies ebensoweit zu verbreiten wie ihre falsche Behauptung, weigerten sie sich dessen. Dazu bemerkt „L. u. W.“ (53, 133): „Die eigentliche Mutter der höheren Kritik und der liberalen Theologie ist nicht Scharfsinn und große Gelehrsamkeit, sondern Liebe zur Unwahrheit.“

Wenn ferner die Hypothesen von der Urzeugung, der Nebelentstehung der Welt, der Evolution und von der natürlichen Entstehung der Heiligen Schrift in den streng wissenschaftlichen Werken als Hypothesen, in der populären Darstellung aber als erwiesene Wahrheiten behandelt werden, so ist wenigstens 6 Prozent davon Unehrlichkeit und 94 Prozent Unwissenheit. Sie können selber feststellen, wie sie ihre Prozente verteilen wollen.

Endlich gehört auch die oft aufgestellte Behauptung der trunkenen Wissenschaft in diesen Abschnitt, daß nämlich so ziemlich alle Denker um der Wissenschaft willen dem Christenglauben den Abschied zu geben gezwungen sind. Man weiß ja, zu welchem Zweck diese Aussage gemacht wird. Es ist uns nun nicht darum zu tun, recht viele große Namen auf unserer Seite zu haben, obwohl wir uns von Herzen freuen, wenn Vetter konstatiert, daß die Kirche verhältnismäßig (vielleicht auch überhaupt) mehr wissenschaftliche Größen geliefert hat als die Ungläubigen. Hier haben wir aber bloß die trunkene Wissenschaft auf ihren Wahrheitsinn zu prüfen. Sind es meist nur die Nichtdenker, die auf seiten des Christentums stehen? Gladstone sagt: "During forty-seven years I have been associated with 60 of the master-minds of the country, and all but 5 of the 60 were Christians." (*Witness* 11, 112.) Soll Gladstone mitsamt den 55 zu den Nichtdenkern gerechnet werden? Um ihre Aussage als eine wahre aufrechtzuerhalten, muß die trunkene Wissenschaft diese Unverschämtheit begehen. Und wenn sie die herrliche Liste der wissenschaftlichen Größen, die zugleich demütige Christen waren, lesen, die Vetter (l. c., S. 259) ihnen vorhält, wollen sie sagen, sie hätten nicht gewußt, daß diese Leute den Glauben an Gott bekannten, Leute wie Linné, Newton, Kepler? Das ist ja weltbekannt. Oder wollen sie auch hier sagen, man könne sie nicht eigentlich zu den Denkern rechnen? Bei diesem Exempel handelt es sich also darum, herauszukriegen, ob die trunkene Wissenschaft mehr verlogen oder mehr unverschämt ist. T h. E n g e l d e r.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischtes.

„Ein neuer Beitrag zur Kenntnis des werdenden Luther.“ Unter dieser Überschrift schreibt Prof. D. N. Bonwetsch-Göttingen in der „Allg. Ev.-Luth. Wz.“ (Sp. 554 f.): „Für die Entwicklung Luthers haben die letzten Jahrzehnte in überraschender Weise neue Quellen erschlossen. An die schon etwas ältere Entdeckung der Vorlesungen über den Galaterbrief (1516) reihte sich die der Präparationen zu der ersten Vorlesung über die Psalmen (1513 bis 1516) und der Vorlesungen über den Römerbrief (1515/16) und (in einer Nachschrift) den Hebräerbrief (1518) an, dazu Randbemerkungen Luthers in Büchern des Erfur-

ter Klosters. Ungleich bescheidener ist der Beitrag im neuesten Band (31, 1) der Weimarer Lutherausgabe, indem da eine Erklärung Luthers zu Ps. 23—25 der Zeit vor 1517 nur zugewiesen wird; auch er verdient jedoch, nicht unbeachtet zu bleiben. Die Erklärung gehört wirklich jener Zeit an. Nicht nur fehlt jede Bezugnahme auf Luthers reformatorischen Kampf, sondern es trägt auch alles das Gepräge jener Epoche seiner Entwicklung. Er übt schon scharfe Kritik an den Selbstgerechten, auch an der Gerechtigkeitslehre des Aristoteles, aber noch kündigt sich der künftige Konflikt durch nichts an. Charakteristisch für die Abfassungszeit ist, daß Luther fürchtet, sein Tadel kirchlicher Institutionen und des Lebens der Männer der Kirche könnte von den Bergarden als Zustimmung zu ihnen verstanden werden, seine Verteidigung der Gebräuche der Kirche von den andern so, als beruhe alles Heil auf diesen (S. 476). Offen rügt Luther schon die Verkehrtheit derer, die vollkommen fromm sein wollen. Sie reden von ihrem Eigenen, nicht spricht Christus durch sie (S. 464). Die Gelehrtesten und Frömmsten dünken sich zu viel und wollen in freiem Dienst das Gute tun nach Anweisung ihrer Vernunft, sich selbst vertrauend, statt sich leiten zu lassen (S. 466). Weil etwa durch Schriftkenntnis und gutes Leben ausgezeichnet, halten sie sich für gerecht, heilig und rein, suchen Gott, ohne die Gnade und den Geist, mit äußeren Werken, Riten und Opfern, die zwar nicht vom Übel sind, aber niemand zum Glied Christi machen (S. 472 ff.); Menschenfessungen ziehen sie dem Gesetz Gottes vor (S. 480, 13). „Durch so viele Erlasse der Päpste, durch so viel Riten, Gebete, Ablässe, Zeremonien wird die Christenheit beschwert, daß das Gesetz Moses zweifach wiedergekehrt zu sein scheint; lauter Dinge, die den alten Menschen nicht ertöten, sondern kräftigen (S. 475). Bevor der Mensch nicht sieht, daß er selbst nichts ist, ist er sich selbst Gott, vertraut auf sich, rühmt sich und verleugnet die christliche Demut und Liebe durch Richter anderer (S. 479, 25. 471. 476). Die wahre Weisheit ist nur in Christus zu finden, der die Hungernden und Dürstenden auf die rechte Weide führt: dem mangelt nichts, der Christum hat (S. 464). Durch nichts wird so die Seele in Geist gewandelt, daß sie sich und das Ihre haßt, dagegen nach Gott und nach dem, das Gottes ist, dürstet, wie durch die süßen Worte des Evangeliums. Diese machen fröhlich und frei, die zuvor durch Gesetz und Begierde Widerwillige und Knechte waren, daher Heuchler und nur scheinbar Beteuerte (S. 465). Denn durch dies Wort der Gnade wird die Seele geneigt zu Gottes Willen und feind dem eigenen Willen; eine andere Gerechtigkeit als die der Ethik des Aristoteles, nämlich aus dem Glauben, das heißt, der rechtfertigenden Gnade; umsonst gegeben und umsonst gemehrt, damit der Mensch nicht stolz werde, sondern allein Gott verherrlicht (S. 466). Allein auf Christus gerichtet, nimmt der Glaube auch alle Furcht des Todes hinweg. Ohne Christus sind wir voll Furcht, weil in Finsternis und Ungevißheit, auch mitten im Licht und sichersten Leben, durch Christus dagegen voll Sicherheit auch mitten in Finsternis und Tod, weil

Gott anheimstellend, wohin wir fahren (S. 467 f.). Wer wird den Tod fürchten, wenn er dessen gedenkt, daß Christus für ihn gestorben ist? Ihn setze ich allen Anfechtungen und Anklagen der Teufel entgegen und spreche voll Glauben: Bin ich ein Sünder, so ist doch mein Christus gut, und in ihm sind alle meine Sünden tot, weil er sie ans Kreuz getragen und getötet hat (S. 469). Nein wird man allein durch die Gnade, eingegossen durch Christus (freilich nur als ein Anfang, rein zu werden) dem, der sich nicht selbst gefällt, sondern in Demut seine Unreinheit bekennt. Wer nicht, auf seine Verdienste bauend, sich selbst rechtfertigt, wird gerechtfertigt durch das Erbarmen Gottes, auf das er, arm und ein Sünder, allein vertraut (S. 475). Solchen Glauben aber schafft Christus, der durch sein Wort eintritt in die Herzen (S. 477) und durch das Sakrament die Gnade den Gläubigen mehrt. Sicherheit, Friede, Gewissensruhe ist das große Geschenk Gottes durch die rechtfertigende Gnade. — Überall zeigt sich, daß Luther zur evangelischen Erkenntnis gelangt ist, aber doch auch noch Gedanken und Formeln einer früheren Stufe verwendet.“

F. B.

„Jede liberale Religion trägt den Keim des Todes in sich. Eine Religion ohne Dogmen, Geistliche und Ceremonien ist ein Phantasiegebilde, das unter keinen Umständen fähig ist, dem einzelnen Menschen oder gar der ganzen Menschheit den notwendigen Halt in diesem Leben, die Hoffnung auf eine Vollendung im Jenseits zu gewähren. In dem Augenblick, wo eine Religion ‚liberal‘ wird, fängt sie an, zur bloßen Philosophie herabzusinken. Kein philosophisches System aber hat es bisher vermocht, die metaphysische Sehnsucht der Menschheit zu stillen, und man darf ruhig prophezeien, daß dies auch niemals in Zukunft gelingen wird, weil jede Philosophie dem menschlichen Hirn entspringt, während die Religion eine gnadenreiche göttliche Offenbarung repräsentiert.“ So urteilt ganz richtig Dr. Arthur Sachs in einem Artikel über die „Lösung der Judenfrage“ im „Jüdischen Volksblatt“.

F. B.

Wie die Sozialdemokratie in Deutschland mit glühendem Haß wider die Kirche erfüllt ist, davon zeugen auch zahlreiche, in sozialdemokratischen Organen veröffentlichte Gedichte, die Gift und Galle speien wider das Christentum. Folgende Probe erschien im „Hamburger Echo“ und in „Arbeiterjugend“ Nr. 23: „Also sprachen einst die Frommen: Laßt die Kindlein zu mir kommen, Daß wir ihre schwachen Seelen Mit dem Worte Gottes ölen, Mit Gesang und mit Gebeten Ihren Geist zusammenketten Und, damit sie nicht zu schlau, Sie verprügeln braun und blau. Nimmer soll der Satan rauben Ihnen dann den rechten Glauben; Jedes wird ein gutes Schaf, Arbeitswillig, dumm und brav. Aber nun mit einem Male Hört man andere Signale. Dieses sind die Jugendwehren, Die mit ihren Kommandeuren, Mit Getrommel und mit Pfeifen Sonntags durch die Wälder streifen. Eingepreßt nach neuester Norm In die Kaskiuniform. Nicht mehr kann der Klang der Glocken Sie zum Kirchengang verlocken; Statt des Pastors an der Hand, Führt sie jetzt ein Leutnant.“

F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Minnesota-Distrikts mit Lehrverhandlungen von Prof. Geuer über das Thema: „Johannes der Täufer.“ (20 Cts.)
2. Synodalbericht des Canada-Distrikts mit einem Referat von P. Hamann über die Frage: „Wie weit beteiligen wir Christen uns an den heutigen Mäßigkeitsbestrebungen?“ (10 Cts.)
3. „The Dance,“ by William Dallmann. Seventh revised edition. (5 Cts., Dugend 50 Cts., Hundert \$3.50.) F. B.

Banji Dhumi. Einiges über Travancore und seine Bewohner. Von Heinrich Nau. Concordia Publ. House, St. Louis, Mo. Preis: 30 Cts.

In fesselnden Worten und passenden Illustrationen (21 Bilder) schildert hier Missionar Nau Land und Leute, unter denen er im fernen Indien tätig ist. Möge das Büchlein, welches geschrieben ist im Interesse unserer Heidenmission, mit dazu beitragen, Lust, Liebe und Eifer zu diesem seligen Werke in unserer Mitte zu mehren! F. B.

Lehrbuch der Dogmengeschichte. Von Reinhold Seeberg. Dritter Band: Die Dogmengeschichte des Mittelalters. Zweite und dritte, durchweg neu ausgearbeitete Auflage. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 16.50; geb. M. 18.00.

Dieser Band (XX und 671 Seiten) ist das Ausführlichere, was protestantischerseits bisher über die Dogmengeschichte des Mittelalters geboten worden ist. In seinem Vorwort schreibt Seeberg: „Überall empfindet der, der einigermaßen auf diesem Gebiet zu Hause ist, wie unsicher unsere Erkenntnis im einzelnen noch ist. Bei dieser Sachlage ist es ein dringendes Bedürfnis der Gesamtwissenschaft, daß die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie und Theologie endlich systematisch und methodisch in Angriff genommen wird. Eine grandiose Aufgabe ist hiermit bezeichnet. Ich zweifle kaum, daß über kurz oder lang eine unserer Akademien sich ihrer annehmen wird, denn nur eine solche Körperschaft ist imstande, ein so weit ausschauendes Unternehmen zu inszenieren und zu finanzieren. Es ist keine Ehre für die Wissenschaft, daß wir solche die Geistesgeschichte auf das tiefste bestimmenden Werke, wie z. B. die theologischen und philosophischen Schriften Adams, heute nur in unkritischen Inkunabeldrucken besäßen. Aber um so dankbarer müssen wir auf der andern Seite derer gedenken, die in rastloser Arbeit Nicht über diese dunkle Provinz zu verbreiten bemüht sind.“ Zu diesen rastlosen Arbeitern gehört auch Seeberg, wie davon der vorliegende Band reichlich Zeugnis ablegt, obwohl sein den Lesern von „Lehre und Wehre“ bekannter theologischer Standpunkt zu Urteilen führt, die vor dem Forum des lutherischen Bekenntnisses nicht bestehen können. Seebergs drittes Buch beschäftigt sich mit der „Erhaltung, Umbildung und Fortbildung des Dogmas in der mittelalterlichen Kirche“ und zerfällt in fünf Kapitel mit folgenden Überschriften: „1. Einleitung in die Dogmengeschichte des Mittelalters. 2. Erstes Stadium der mittelalterlichen Dogmengeschichte: Die kirchliche Lehre und die Lehrdifferenzen in der Karolingerzeit. 3. Zweites Stadium: Der Gegensatz zwischen der päpstlichen Theokratie und dem Staat sowie die Anfänge der Scholastik. 4. Drittes Stadium: Die päpstliche Universalmonarchie und die Kirchenlehre in der Blütezeit der Scholastik. 5. Viertes Stadium: Der Verfall der päpstlichen Universalmonarchie und des scholastischen Systems.“ Der vierte und letzte Band des Seeberg'schen Werkes, der die Dogmengeschichte der Reformationszeit und der katholischen Kirche bis zum Vatikanum behandeln wird, soll bald nachfolgen. F. B.

Synefios von Kyrene. Ein Charakterbild aus dem Untergang des Hellenentums von D. Georg Grückmacher. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 6.

Synefios, ein Schüler, begeisterter Anhänger und lebenslänglicher Verehrer der berühmten Neoplatonikerin Hypatia, wurde 411 Bischof von Ptolemais, ohne

seine philosophischen Anschauungen preiszugeben. Als ihm das Bischofsamt angetragen wurde, erklärte Synesios: „Mir hat Gott, das Gesetz und die heilige Hand des Theophilos ein Weib gegeben. Ich verlünde nun allen und bezeuge es, daß ich mich nie von meinem Weibe trennen, noch wie ein Ehebrecher heimlich mit ihr zusammen leben werde; denn das eine verträgt sich nicht mit der Frömmigkeit, das andere widerstreitet dem Gesetz. Im Gegenteile wünsche und bete ich um viele und gute Kinder. Dies muß der Herr der Weihe vor allem wissen, und Paulus und Dionysios, die das Volk als Gesandte zu ihm geschickt hat, werden ihn darüber noch genau unterrichten.“ (S. 134.) Zugleich gab er seine von der Kirchenlehre abweichenden Ansichten betreffend folgende Erklärung ab: „Die Philosophie ist mit den meisten jener Dogmen in Widerspruch. Niemals werde ich mich überzeugen, daß die Seele später als der Leib entstanden ist, daß die Welt und das übrige, nämlich die Teile der Welt, mit ihr zusammen untergehen. Und endlich fasse ich die vielbesprochene Auferstehung als ein großes Geheimnis auf und bin weit entfernt, mit den Vorstellungen der Menge übereinzustimmen. Der zum Schauen der Wahrheit gelangte philosophische Geist gibt nun freilich die Notwendigkeit des Verschweigens der Wahrheit zu; denn mit dem Licht und der Wahrheit verhält es sich wie mit dem Auge und dem Volke. Wie das Auge nicht zu viel Licht ertragen kann und den Augenkranken die Dunkelheit nützlicher ist, so ist die Kluge dem Volke nützlicher und schadet die Wahrheit denen, die sie nicht zu verstehen vermögen. Wenn dies mir die unsere Bischofswürde angehenden Gesetze gestatten, so könnte ich wohl Bischof sein, indem ich zuhause philosophiere, öffentlich aber die Mythen verkündige. Ich würde zwar nichts anderes lehren, als ich denke, aber auch nicht die Dogmen ändern, sondern das Volk bei seinem Glauben belassen. Wenn aber die Gesetze verlangen, der Priester müsse sich mit allem abgeben und seine Meinungen offen bekennen, so würde ich mich nicht sofort allen gegenüber aussprechen. Denn was hat das Volk mit der Philosophie gemein? Die Wahrheit des Göttlichen muß geheim bleiben, die Menge aber bedarf einer andern Behandlung. Ich werde immer dabei bleiben, daß ohne zwingende Notwendigkeit der Weise weder widerlegt, noch sich widerlegen läßt. Zum Priestertum berufen, will ich aber keinen falschen Schein betreffs der Dogmen auf mich laden. Ich bezeuge vor Gott und Menschen: Die Wahrheit ist Gott verwandt, und ihr gegenüber will ich vor allem schuldlos sein. Ich will auch nicht verschweigen, daß ich ein Freund des Spiels bin — von Kindheit an hat man mir meine Vorliebe für Waffen und Pferde zum Vorwurf gemacht —, und daß ich es mit Trauer ertragen werde, wenn ich meine liebsten Hunde ohne Jagd und meinen Bogen von Würgern zerfressen sehen muß. Aber wenn Gott es verlangt, so will ich dies ertragen und, wenn auch mit Widerwillen, mich um meine Geschäfte als Bischof kümmern und das schwere Amt Gott zuliebe erfüllen. Meine Überzeugungen kann ich aber nicht verbergen, noch anders reden, als ich denke.“ (S. 135 f.) Das vielfach widersprechende Charakterbild des Synesios zeichnet Glückmacher in klarer, gründlicher, fesselnder Darstellung.

F. B.

Altchristliche Städte und Landschaften. I. Konstantinopel (324—450)
 von D. Dr. Viktor Schulze, Professor an der Universität
 Greifswald. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.
 Preis: M. 15.

Je konkreter, desto klarer, anschaulicher, lebendiger und fesselnder! Das gilt insonderheit von der Geschichte. Diesem Interesse dient es auch, wenn der Verfasser die kirchengeschichtlichen Vorgänge in engste Verbindung bringt mit den Schauplätzen, auf denen sie sich abgespielt haben. Im „Vorwort“ sagt der Verfasser: „Die Länder und Völker, die im weiten Gebiete des römischen Westreiches früher oder später sich der Kirche einliederten, haben jedes in seiner Weise das Christentum erlebt und so, wie sie es erlebten, in Kirche, Staat, Sitte und Kultur ausgeprägt. Den in folgerichtiger Entwicklung erstarkenden Einheiten der Vorfassung, des Kultus und des Dogmas standen überall Eigenkräfte und Eigenbildungen gegenüber, die innerhalb des gemeinsamen Besitzes bewußt oder unbewußt ein ererbtes Sondergut hüteten. Je schärfer das Auge dieses Bild erfasset, um so reicher und farbigere enthüllt es sich. Die wissenschaftliche Bemächtigung dieser durch die ganze Kirche ausgebreiteten Mannigfaltigkeit halte ich für die notwendigste, aber auch für die fruchtbarste Aufgabe der kirchenhistorischen For-

schung in der Gegenwart. Denn es gibt keinen andern Zugang zum vollen Verständnis des christlichen Altertums als durch die Landes- und Ortskirchengeschichte. Allerdings verspricht die Durchführung dieser Aufgabe nur dann Erfolg, wenn sie von vornherein auf die breiteste Unterlage gestellt und vor allem auf die Erforschung des Lebens gerichtet wird. Denn in der vielgestaltigen Wirklichkeit des Lebens liegt gerade das bejchlossen, was gesucht werden soll. Zahlreicher und tiefer als bisher müssen die Bahnen in die sittlich-religiöse Vorstellungswelt und Erscheinungswelt der Gemeinden geführt und dabei die Kreise weit gezogen werden. Eine Regel für das Verfahren im einzelnen gibt es nicht; jedes Gebiet will in seiner Eigenart genommen sein. Die literarischen Quellen werden auf diesem Wege unsere wertvollsten Führer bleiben, aber auch die durch methodische Kritik in den letzten Jahrzehnten gefestigten archäologischen Hilfsmittel finden hier Gelegenheit, das Gewicht ihrer Zeugenschaft in die Waagschale zu werfen und ihre Unentbehrlichkeit darzutun. Was z. B. die Münzen in diesem Zusammenhange bedeuten, hat jüngst Jules Maurice in glänzender Weise für die konstantinische Zeit nachgewiesen. Die Geschichte des Christentums auf der Hochebene Syriens zwischen Küste und Wüste wäre ein fast unbeschriebenes Blatt, wenn nicht Bauten und Inschriften sie uns übermittelten. Auch die Kirchengeschichte Siziliens vom dritten bis sechsten Jahrhundert, um ein abendländisches Beispiel hinzuzufügen, redet zu uns vornehmlich durch die Grabstätten und ihre Inschriften. Es muß nur endlich einmal Ernst gemacht werden mit der regelrechten Einfügung dieser Quellen in den Forschungsbetrieb. Wenn ich meine auf das eben gezeichnete Ziel gerichteten Veröffentlichungen mit Konstantinopel einleite, so bedarf dies um so weniger einer Begründung, da diese in der Kirchen- und Staatsgeschichte so bedeutungsvolle Metropole bisher nur in Einzelheiten, seien es Personen, seien es Vorgänge, gelegentlich Beachtung gefunden hat. Dagegen könnte die zeitliche Beschränkung auf die Periode 324—450 auffallend erscheinen. Sie stützt sich auf die sichere Wahrnehmung, daß um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Wandlung des griechischen Charakters der Stadt in den byzantinischen Typus einsetzt.“ Als Probe lassen wir eine Stelle aus dem Abschnitt „Die sozialen Schichten“ folgen: „Wie die Häuser, so das häusliche Leben. In diesen Luxusräumen stoßen wir auf den Lebemann, der nur zu Wagen oder in einer Sänfte sich auf der Straße zeigt, den fetten Schlemmer, der sein Gewicht mit sich wie ein Elefant trägt und seine ganze Sorge von Morgen an auf eine gute Mahlzeit richtet, den Stutzer, der, mit Gold behängt, das Gesicht geschmückt, die Haare wohl frisiert, nach Salben duftend, in trippelndem Schritte sich bewegt. Andere treten anmaßend und herrisch auf; ihre Sklaven stoßen hinderliche Passanten rücksichtslos aus dem Wege. Daß ein solcher das Gotteshaus betritt, betrachtet er als eine Ehre für die Gemeinde und die Priester, ja er erwartet eigentlich, daß man sich bei ihm dafür bedanke. Kaum sitzt er, so ist sein Kopf voll weltlicher Gedanken. In diesen Kreisen ist der Schmarozer eine regelmäßige Figur, aber auch die Dirne fehlt nicht. Das Ideal wird echt griechisch in den drei Dingen gefunden: Macht, Geld, Ansehen. Das Jagen nach Volksgunst ist ebenso Bedürfnis wie die Schar schmeichlerischer Freunde. Der Reichtum gestattet und der Ehrgeiz fordert üppige Schmausereien. Ausländische Gerichte und Getränke, wie Vögel aus Phasiz und Wein aus Phönizien, dürfen nicht fehlen. Tafelbeder, Weinschenken, männliche und weibliche Musikanten, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen, Späzmacher, Sklaven mit langem Haar und goldenen Ringen um Arm und Hals, welche die Speisen darreichen oder mit Fächern Luft zumwebeln, ein reiches Personal wird aufgeboten zur Unterhaltung und Bedienung der Geladenen. Man spricht über das Essen, philosophiert über den Wein und trinkt bis zur Betrunkenheit. Da macht man sich lächerlich der Dienerschaft, lächerlich seinen Feinden, bedauerenswert seinen Freunden, würdig endlosen Lachens — mehr ein Tier als ein Mensch.“ Die mit halben Anführungszeichen versehenen Stellen sind zumeist, wie die Fußnoten angeben, Chrysostomus entnommen.

F. B.

Der alttestamentliche Prophetismus. Drei Studien von Ernst Sellin. VIII und 252 Seiten. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 4.80; geb. M. 5.80.

Diese Studien sind aus drei Vorträgen entstanden, die D. Sellin 1909 und 1910 bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat. Alle drei sind apologetischer

Natur und richten sich gegen Wellhausen und seine Schule, gegen die radikalen Kritiker, Religionshistoriker und Panbabylonisten. Der erste Vortrag trägt die Überschrift: „Eine Skizze der Geschichte des alttestamentlichen Prophetismus“ und zerfällt in folgende Kapitel: „1. Der Prophetismus um das Jahr 1000 v. Chr.; 2. Der Prophetismus im 9. Jahrhundert; 3. Amos und Hosea; 4. Jesaja, Micha, Nahum, Zephania; 5. Habaquq und Jeremia; 6. Ezechiel und Deuterosefaja; 7. Prophetismus und Apokalypsil im nachexilischen Judentum.“ Der zweite Vortrag behandelt das Thema: „Alter, Wesen und Ursprung der alttestamentlichen Eschatologie“ und zerfällt in die Kapitel: „1. Das Unheil; 2. Das Heil; 3. Der Heiland; 4. Skizze der Gesamtentwicklung der alttestamentlichen Zukunftserwartung.“ Die dritte Studie trägt die Überschrift: „Altorientalische und alttestamentliche Offenbarung“ und zerfällt in die Kapitel: „1. Wie offenbarte sich die Gottheit? 2. Was offenbarte die Gottheit? 3. Die Erklärung des religionsgeschichtlichen Befundes.“ Die Stellung der Religionsgeschichtler charakterisiert Sellin, wie folgt: „Die Theologie von heute steht im Zeiden der Religionsgeschichte. Die einen rufen's stolz und freudig hinaus in alle Welt: Vor der religionsgeschichtlichen Methode gibt es Geheimnisse in der Religionswissenschaft nicht mehr; wir führen jetzt jede Erscheinung säuberlich auf ihre letzten Wurzeln zurück, erkennen die weitverzweigten Verästelungen religiöser Entlehnungen eines Volkes vom andern, und indem wir das tun, schwindet auch der Schein einer wunderbaren religiösen Entwicklung einst auf Palästinas Boden; wir vermehren es frommen Gemütern nicht, nachträglich in der Religionsgeschichte Israels ein Walten Gottes zu erkennen, aber die Wissenschaft bedarf den Hifsgedanken seiner Offenbarung nicht mehr: für sie ist auch hier alles nur eigenartige Umprägung von entlehntem Gute, sei es von den Babyloniern oder Ägyptern, Midianitern oder Phöniziern, und diese hatten es wieder von ihren Vätern, bei denen nur vieles primitiver, bunter und grotesker war. Und so kommen wir allmählich zurück zu den allerprimitivsten Vorstellungen der Urmenschen. Und ganz kluge verfolgen die religiösen Regungen dieser noch weiter zurück bis in die tierischen Instinkte der behaarten Ahnen und wohl auch noch darüber hinaus.“ Dagegen liefert Sellin den Beweis, daß die Prophetie und Zukunftshoffnung im Alten Testament nur darin ihre Erklärung finde, daß der lebendige Gott selbst zu den Propheten gesprochen habe. „Wir stehen am Ende“ — schreibt Sellin — „und blicken noch einmal auf unsern Ausgangspunkt zurück. Ich denke, wir werden den Eindruck erhalten haben, daß an und für sich die religionsgeschichtliche Methode, eine wahrhaft ernst durchgeführte Religionsvergleiung, alles andere eher bedeutet als eine Gefährdung der Bibel, ja, daß sie schließlich nur umgekehrt dahin führt, die ganz eigenartige Offenbarung, deren Israel gewürdigt ist, noch viel klarer zu erkennen und tiefer zu erfassen, als es früher möglich war. Am letzten Ende wird, das ist mir keinen Moment zweifelhaft, die ganze moderne Religionsvergleiung zu einer gewaltigen Apologie der biblischen Religion werden. Allerdings, wir stehen augenblicklich noch in einer Zeit der Gärung, da sich manche zuerst noch blenden lassen durch Parallelen und Analogien, die nach dem jahrhundertelangen Mangel an religiöser altorientalischer Literatur einen Moment frapieren. Aber ich denke, wir werden den Eindruck bekommen haben, daß, sobald man nur herzlich zusagt, dieser Schein in nichts zerrinnt, daß aus allen neuen Bereicherungen unser's Wissens heraus, über die wir uns nur freuen können, sich immer wieder die alttestamentliche Offenbarungsreligion als ein auf ewigem Felsen gegründeter eherner Bau erhebt, allerdings vielfach in neuer Beleuchtung, aber sicherlich nicht zu seinem Schaden, sondern nur, um ihn erst recht als Ewigkeitsbau erscheinen zu lassen, von dem das der Zeit angehörende Material abfallen mußte, wenn die Zeit erfüllt war. Der, der wirklich die Quellen der Religionsgeschichte kennt und zugleich auch die Bibel kennt, kann nur lächeln sonohil über das Triumphgeschrei wie über die Angst, jene könnten dieser gefährlich werden. Mögen andere antike Völker unendlich mehr geistiger und materieller Güter gewürdigt sein, mögen ihnen gewaltigere Heroen im staatlichen und kulturellen Leben beschert sein, ja, mag auch ihre fitilich-religiöse Entwicklung bald direkt, bald indirekt eine Vorbereitung auf das Gottesreich gewesen sein, eins ist und bleibt die Prädorogative jenes Völkchens im heiligen Lande, auch wenn es dem Historiker als die größte Ironie in der Geschichte der Menschheit erscheint: unmitttelbar gesprochen, selbst erschlossen hat sich der eine ewige heilige Gott nur in ihm, um dort die Stätte zu bereiten, da der Welt die Gnade und die Wahr-

heit erscheinen sollte.“ Zu diesem Resultat gelangt Sellin, obwohl er selbst der Kritik die weitesten Konfessionen macht und nichts weniger vertritt als die kirchliche Lehre vom biblischen Kanon und der Inspiration der Heiligen Schrift, wie schier jede Seite seines Buches zeigt.

F. B.

Die Genesis, übersezt und erklärt von D. Otto Procksch, Professor der Theologie in Greifswald. XI und 530 Seiten. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 10.50; geb. M. 12.50.

Es ist dies der erste Band des vom Deichert'schen Verlag angekündigten großen „Kommentars zum Alten Testament, unter Mitwirkung von Prof. Lic. H. Alt-Greifswald, Prof. D. Fr. Vuhl-Kopenhagen, Prof. Lic. D. W. Caspari-Erlangen, Prof. Lic. F. Herrmann-Breslau, Prof. Lic. D. G. Hölcher-Galle, Geh.-Rat Prof. D. R. Mittel-Leipzig, Geh.-Rat Prof. D. E. König-Bonn, Prof. D. W. Vogt-Erlangen, Prof. D. O. Procksch-Greifswald, Prof. D. W. Rothstein-Breslau, Prof. D. W. Stärl-Zena, Prof. Lic. P. Volz-Ebingen, Prof. D. Fr. Wille-Wien herausgegeben von D. Ernst Sellin, ord. Professor der Theologie in Rostod“. D. Sellin und die genannten Mitarbeiter gehören als Theologen nicht der liberalen, sondern der positiven Richtung an, was im Hinblick auf den lauten Liberalismus und Radikalismus eine nicht geringe Genugtuung bedeutet, im Hinblick aber auf wirkliche Schrift- und Bekenntnistreue, die dem modernen Unglauben keinerlei Konfessionen macht, doch schmerzlich ist. Im „Theologischen Zeitblatt“, dem Organ des Lutherischen Bundes, bemerkt D. Penklin: „Seit Jahren habe ich mich nach so einem Werke gesehnt, aber ich habe auch die Sorge gehabt, ob bei dem einseitigen Interesse an literaturgeschichtlichen, kritischen und religionsgeschichtlichen Fragen bei den alttestamentlichen Forschern wirklich die Auslegung der vorhandenen Bücher zu ihrem Rechte kommen würde. Was die Aufgabe des Erzegeten ist, hat kurz und klar Zahn uns gesagt. Er soll ‚dem heutigen Leser der auszulegenden Schriften nach Möglichkeit zu demjenigen Verständnis derselben verhelfen, welches deren Verfasser bei ihren ersten Lesern, ihren Zeitgenossen, die meist auch ihre Volks- und Glaubensgenossen waren, ohne jede besondere, dem Leszte beigegebene Anleitung zu finden erwarteten‘. Vorsichtig grenzt sodann Zahn die Aufgabe des Erzegeten gegen die des Historikers und des Literarkritikers ab. Der Erzeget hat das vorliegende Buch gründlich auszulegen, er hat damit den Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte des Buches einen entscheidenden Dienst zu leisten, aber er hat seine Arbeit von der des Literarkritikers schlechterdings unabhängig zu halten. Zahn hat für das Neue Testament beide Aufgaben gesondert zu lösen versucht. Im Kommentar legt er die Schriften, wie sie nun einmal da sind, aus, in der ‚Einleitung‘ untersucht er sie auf ihre Entstehungsgeschichte. Wie weit werden nun diese gesunden methodischen Grundsätze in dem neuen Kommentar zum Alten Testament befolgt werden, oder wie weit sind sie in der Auslegung der Genesis von Procksch befolgt? Sellin hat eine eingehende Voranzeige des Bandes geschrieben, aus der wir zu unserm Erstaunen sehen, daß der vorliegende Kommentar zur Genesis überhaupt gar kein Kommentar zu der Genesis ist, die wir in unsern Bibeln haben und die ein Bestandteil des Kanons gewesen ist, solange es einen Kanon gegeben hat, sondern Procksch hat die drei Quellschriften, aus denen seiner Meinung nach die Genesis entstanden ist, vollständig voneinander zu lösen und hintereinander gesondert zu erklären versucht. Demnach segelt sein Buch unter verkehrter Flagge, es löst eine andere Aufgabe, als die ihm nach dem Titel gestellte. Mag immerhin ein Gelehrter derartige Untersuchungen anstellen, mag er die von ihm entdeckten Quellschriften voneinander lösen und gesondert zu erklären suchen, mag er zusehen, wie weit er seine Fachgenossen von der Wichtigkeit seiner Beobachtungen überzeugen kann, aber wer in einem für Pfarrer, Kandidaten und Studenten bestimmten Kommentar einen solchen methodologischen Fehler macht, der darf sich nicht wundern, wenn selbst der Herausgeber des ganzen Werkes, D. Sellin, seine vorsichtigen Bedenken ausspricht, und wenn andere sich sagen, wir hätten wohl für das ganze Werk 200 Mark geopfert — denn so teuer wird es wohl werden —, aber wenn schon der erste Band ein so seltsames Quid pro quo bringt, so wollen wir doch lieber unter Geld sparen und uns bei der Genesis lieber an Delitzsch und Keil weiter halten. . . . Wie bemerkt, hat auch Sellin seine schweren Bedenken gegen die von Procksch befolgte Methode. Ich glaube, es ist zum Schaden des ganzen

Kommentarwerkes, daß er trotzdem diesen Band als ersten hat erscheinen lassen. Mancher wird nach dem alten Worte *Ex ungue leonem* Bedenken tragen, auf das Wort überhaupt zu subscribieren.“ Ist aber gleich der vorliegende Kommentar zur Genesis vom theologischen Gesichtspunkte aus in verschiedener Beziehung entschieden zu verurteilen, so bleiben doch andere Gesichtspunkte übrig, die ihn wertvoll machen für jeden Bibelforscher, der sich auch mit den neuesten Sätzen und Gegenständen vertraut machen und auseinandersehen will. F. P.

Christentum und moderne Weltanschauung. Karl Stange. Verlag von H. Deichert, Leipzig. M. 2; geb. M. 2.50.

D. Stange bietet hier die von ihm 1910 auf dem vierten Apologetischen Instruktionkursus in Berlin gehaltenen Vorlesungen in etwas erweiterter Form. Ihr Zweck ist Kritik der religionsphilosophischen Anschauungen Rants und Schleiermachers und der Nachweis, daß der Gottesglaube eine Sache der Anschauung ist, gegeben mit jeder einzelnen Erfahrung, weil diese eben immer unvollständig ist. „Die Existenz Gottes ist in derselben Weise wie die Existenz der Welt mit der Tatsache unsers Bewußtseins unzertrennlich verknüpft.“ (48.) „Denn darin besteht das übereinstimmende Merkmal aller religiösen Vorstellungen, daß sie die Überzeugung von der Unvollständigkeit der uns gegebenen Erfahrung zum Ausdruck bringen. Wie immer im einzelnen der Inhalt der religiösen Vorstellungen beschaffen sein mag, so ist doch in allen religiösen Vorstellungen dies das Gemeinsame, daß sie die Welt, die vor unsern Sinnen liegt, nur als einen Ausschnitt oder auch als einen Spiegel der Wirklichkeit begreifen. Das Wesen aller religiösen Weltanschauung besteht in der Gewißheit, daß die Welt der sinnlichen Erfahrung den Inbegriff der Wirklichkeit nicht erschöpft, daß vielmehr die Welt der sinnlichen Erfahrung die Aufgabe stellt, den Inbegriff der Wirklichkeit zu suchen.“ (82.) „Es hängt nicht von dem Belieben des einzelnen oder von seinen zufälligen Anlagen ab, ob er das religiöse Problem anerkennen will oder nicht: die Frage, auf welche die Religion Antwort gibt, entspringt vielmehr notwendigerweise im Zusammenhang des menschlichen Bewußtseins. Sie drängt sich uns unwillkürlich und unwiderstehlich auf, sobald wir uns auf uns selbst befinden und uns deutlich zu machen versuchen, was eigentlich die Tatsache unsers Bewußtseins zu bedeuten hat. Es ist infolgedessen auch nicht möglich, daß man etwa sagt: Wir wollen die Frage nach der Vollständigkeit der Erfahrung nicht aufwerfen und wollen uns mit der Beantwortung dieser Frage nicht beschäftigen, weil man doch zu keinem Ergebnis dabei gelangen kann. Das ist um deswillen ausgeschlossen, weil alsdann der Tatbestand unsers Bewußtseins bergewaltigt würde. Denn die Frage nach der Vollständigkeit der Erfahrung ist unter allen Umständen mit der Tatsache unsers Bewußtseins gegeben, und wenn man es ablehnt, diese Frage mit Ja oder mit Nein zu beantworten, so heißt das in Wahrheit, daß man den Wirklichkeitsmaßstab der Religion und damit die Möglichkeit des Überfinnlichen negiert. Es kann infolgedessen gegenüber dem religiösen Problem überhaupt keine Indifferenz geben.“ (83 f.) „Wie Erfahrung nicht möglich ist ohne die sinnliche Anschauung und ohne das Selbstbewußtsein, so ist Erfahrung auch nicht möglich ohne eine Antwort auf das religiöse Problem.“ (87.) „Indem also die Religion auf die Anschauung zurückgeführt wird, soll nicht gesagt werden, daß die Religion eine besondere Art von Bewußtseinsvorgängen ist, sondern daß sie als ein Moment an jedem Bewußtsein und als ein Koeffizient aller Erfahrung anzusehen ist. Diese Beurteilung der Religion, wie sie aus dem realistischen Erfahrungsbegriff mit Notwendigkeit sich ergibt, schließt dann aber auch jeden Skeptizismus endgültig aus. Wenn wir es bei der Religion bloß mit einzelnen Gedanken und Vorstellungen zu tun haben, so wäre die Religion dem reflektierenden Verstande preisgegeben; aber überall da, wo die Reflexion eine Rolle spielt, herrscht der Zweifel und die Ungewißheit. Aber die Religion ist vielmehr eine Form der Anschauung; die Anschauung aber ist überall der Grund der Gewißheit und schließt immer das Gefühl der Zuversicht und Sicherheit in sich.“ (87 f.) Aus dieser Tatsache aber, daß im Grunde mit jeder Erfahrung zugleich auch die religiöse Wahrheit, daß es einen Gott gibt, gesetzt ist, folgert Stange mit Unrecht, daß solch ein Gottesglaube schon wirkliche Religion sei, da doch nur das Kindesverhältnis der Menschen zu Gott, das einzig und allein entsteht durch den Glauben an die durch Christum erzwungene Vergebung der Sünden, als eigentliche, wirkliche, wahre Religion bezeichnet werden kann. F. P.

Grundriß der theologischen Ethik. Von D. Otto Kirn. Dritte Auflage. Nach dem Tod des Verfassers herausgegeben von Lic. D. Hans Preuß. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 1.50; geb. M. 2.10.

Diese Ethik zeichnet sich aus durch Klarheit, übersichtlichkeit und Kürze der Darstellung. Die Einleitung behandelt 1. Begriff und Aufgabe der theologischen Ethik, 2. philosophische und theologische Ethik, 3. die Quellen der theologischen Ethik, 4. den konfessionellen Charakter der theologischen Ethik, 5. die Methode der Ethik. Der erste Teil beschäftigt sich mit der ethischen Prinzipienlehre und zerfällt in folgende Kapitel: 1. Das Subjekt der Sittlichkeit. 2. Das Wesen des Sittlichen. 3. Die Begründung des Sittlichen. 4. Die ethischen Prinzipien des Christentums. Der zweite Teil bringt die systematische Darstellung des christlich-sittlichen Lebens in folgenden Abschnitten: 1. Der Ausgangspunkt der christlich-sittlichen Lebensbewegung (Sünde und Erlösung). 2. Das Werden der christlich-sittlichen Persönlichkeit. 3. Die Entfaltung der christlich-sittlichen Persönlichkeit. 4. Die Betätigung der Sittlichkeit in der Gemeinschaft (in der Ehe und Familie, im freien wirtschaftlichen Leben und geistigen Verkehr, in Staat und Kirche). — Als Quelle der Ethik bezeichnet Kirn „das vom Schriftzeugnis über Gottes Offenbarung erfüllte gläubige Selbstbewußtsein“. Die üblen Folgen dieses falschen Prinzips zeigen sich auch in der Ethik, aber längst nicht in dem Maße wie in der Dogmatik. — Über die Lüge schreibt Kirn: „Lüge ist jede absichtliche Entstellung der Wahrheit, welche darauf ausgeht, den Nächsten zu täuschen. Scherzrede, künstlerische Illusion und Kriegslist sind keine Lügen; die ersteren, weil sie sich zu ihren Täuschungen selbst bekennen, die letztere, weil zwischen Gegnern im Krieg kein Verhältnis des Vertrauens besteht. Dagegen ist es nicht statthaft, dem mündigen Nächsten um eines erstrebten guten Zwecks willen Tatsachen anders darzustellen, als sie dem eigenen Bewußtsein gegenwärtig sind. Eine berechtigte Notlüge kann es demnach nicht geben, auch wenn man sie als ‚Notrede‘ bezeichnet und durch die Berufung auf die wohlgemeinte Absicht zu schützen sucht. Die Wirklichkeit ist das Werk der göttlichen Weltregierung und untersteht nicht unserer Willkür. Wir sind darum auch in einer Notlage nicht berufen, den geistig reifen und selbstverantwortlichen Nächsten nach unserm Ermessen zu bevormunden, Vorsehung zu spielen und Unrecht durch Unrecht zu verhindern. Nur die Bemessung der Rede nach einer unabänderlichen formalen Norm kann ihrem weitverbreiteten Mißbrauch steuern. Noch weniger sind die aus vermeintlicher Höflichkeit ausgesprochenen Unwahrheiten zu entschuldigen, da es zwar oft unbequem, aber niemals unmöglich ist, in Liebe die Wahrheit zu sagen.“ (S. 56.)

J. B.

Aus dem *Northwestern Publishing House* ist uns zugegangen:

1. „Why I Am A Lutheran.“ W. Dallmann. (5 Cts.)

2. „Lebensversicherung.“ Ein Referat, vorgelegt der Dodge- und Washington Co.-Vorsteherkonferenz und auf Beschluß derselben in Druck gegeben von P. R. Schroth. Zu beziehen von P. R. Schroth. (5 Cts.)

J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Zu den Zahlen in unserm „Statistischen Jahrbuch“ macht das iowasche „Kirchenblatt“ diese Bemerkung: „Aufgefallen ist uns, daß in manchen Gemeinden in großen Städten das Verhältnis der kommunikationfähigen Glieder zu den stimmberechtigten ein ganz anderes ist als im Durchschnitt der Synode. Nimmt man die Synode als Ganzes, so ist etwa ein Viertel der kommunikationfähigen Glieder stimmberechtigt; es finden sich aber Gemeinden, in denen die Zahlen ganz anders lauten. So z. B. 2100 kommunikationfähige und nur

123 stimmberechtigte oder 1015 und 108 oder 625 und 54 oder 1000 und 55 oder 1050 und 187 usw. Ob die Erklärung, die uns einmal ein Pastor der Missouri-synode gab, daß in diesen Gemeinden viele Logenleute kommunionfähige Glieder ohne Stimmrecht seien, richtig ist, können wir nicht sagen, auffällig sind aber diese Zahlen.“ — Diese Erklärung des apokryphischen „Pastors der Missouri-synode“ wird wohl schwerlich die richtige sein. Gerade umgekehrt erklärt sich dieses Zahlenverhältnis sehr leicht. Gerade weil so viele Männer in den Logen stecken und deswegen weder stimmberechtigt noch kommunionfähig sind, ihre Frauen und Kinder aber oft sich zu Wort und Sakrament halten, ist ein unverhältnismäßiges Überwiegen der Zahl der kommunionierenden Glieder ganz natürlich. Wenn die kommunionierenden Glieder nach Geschlecht und Alter rubriziert würden, würde die Richtigkeit dieser Erklärung jedenfalls in die Augen springen. E. P.

Die Norwegische Synode hat am 16. Juni mit 394 gegen 106 Stimmen sich zu dem Vereinigungsprogramm bekannt. D. Stubbs Programm mit Bezug auf Vereinigung mit der Vereinigten Kirche und der Haugesynode bestimmt, daß das Vereinigungskomitee beibehalten werden soll, um mit den andern Kirchenkörpern über eine Basis zur Vereinigung zu beraten. Das Resultat dieser Verhandlungen soll dann der Synode vorgelegt werden, und wenn annehmbar, soll die Sache der Vereinigung an die einzelnen Gemeinden geben zur Beschlußnahme. Ehe der Beschluß gefaßt wurde, verlangten 90 Pastoren und alle Glieder der theologischen Fakultät außer D. Stub erst eine bestimmtere Auslegung der Vereinigungsartikel, die im letzten Jahre den verschiedenen Kirchenkörpern vorgelegt wurden. Es herrschten verschiedene Auslegungen, und die Darlegung der Lehre sei zu unbestimmt. D. Stub erklärte, die Ehre der Synode stehe auf dem Spiel, und es wäre nicht ehrlich, die Frage wieder aufzunehmen, die man im letzten Jahre auf den Distrikten abgeschlossen habe. Redner von der Minorität hoben hervor: man solle sie nicht so verstehen, als ob sie gegen alle Vereinigung wären; sie wollten nur, daß die Lehre, auf die man sich einigen wolle, klar dargelegt werde. Für den Majoritätsbericht traten ein: P. A. Björge, Red Wing, Präses des Minnesota-Distrikts der Synode; P. Thomas Nilsson, Decorah, Iowa; P. O. P. Bangsnes, Colton, S. Dak., Präses des Iowa-Distrikts; P. Torger G. Dahl, Minneapolis; D. Laur. Larsen; P. G. T. Lee, Glenwood, Minn.; P. E. S. B. Hoel, Jola, Wis.; O. Lund, Northwood, Iowa; P. G. Smedal, Roland, Iowa; D. G. Stub; gewesener Senator L. O. Thorpe. Für die Minorität redeten: Prof. Elling Hove; P. A. O. Brandt, McFarland, Wis.; Prof. O. E. Brandt; D. Johannes Ivisaker; P. Geo. Gulligon, Chicago; Präses E. A. Preus, Luther College, Decorah, Iowa; P. Markus Thorfen, River Falls, Wis.; P. P. A. Hendrickson, Valley City, N. Dak., Präses des Nordwestlichen Distrikts; P. E. S. Eversen, Brooklyn, N. Y.; P. A. J. Lee, Lake Mills, Iowa; P. J. A. Möller, Nelson, Wis.; Prof. J. Ordal. So der Bericht des *Minneapolis Journal*, wie wir ihn im *Lutheran Herald* fanden. Wie wir den Bericht verstehen, wird noch einige Zeit mit Verhandlungen hingehen, ehe es zur Einigung kommt. Wir hoffen, daß inzwischen das aus dem Wege geräumt wird, woran die Minorität mit Recht Anstoß nahm, nämlich die Schriftwidrigkeit und Unbestimmtheit in der Darlegung der Lehre. E. P.

Die Generalsynode verwarf den Bericht des von ihr und dem Generalkongil eingesetzten Schiedsgerichtskomitees, das die Mißbilligkeiten beilegen

sollte, die aus verschiedenem Verständniß der Verträge von 1895 und 1897 entstanden waren. Das Komitee hatte vorgeschlagen, um Konflikte zu vermeiden, daß die Staaten Iowa, Missouri, Arkansas, Oklahoma, Kansas, Nebraska, New Mexico, Arizona, Colorado, Wyoming, Utah, Nevada, California und Texas als Gebiet der Generalsynode gelten sollten, dagegen Wisconsin, Minnesota, die Dakotas, Montana, Idaho, Oregon, Washington, British Columbia dem Generalkonzil gehören, und daß Canada geteilt werden solle. Die Generalsynode lehnte es ab, sich territorieell begrenzen zu lassen.

E. P.

Daß Lehrverhandlungen auf Synoden so wenig Zeit und Ernst gewidmet wird, beklagt mit Recht Prof. Kehler im *Lutheran Church Work*. Er erinnert an einen Vorfall bei der Assembly der Presbyterianer in Atlanta. Als da eine Diskussion der Lehre sich anbahnen wollte, wurde das als ungehörig angesehen, und jemand glaubte, damit einen großen Witz gemacht zu haben, daß er sagte, die Theologen sollten unter sich Traktate verteilen. Von seiner eigenen Synode in Atchison sagt Prof. Kehler: "Now how much time was consumed at this great meeting in the debate relative to doctrine? Not much more than half an hour, all told. And yet some few men begrudged even such a brief time, and made sport of doctrine and theology, because it stirred some difference of opinion; and that, too, on what we maintain was the most vital and momentous issue before the General Synod at its last meeting — an issue involving the Biblical and evangelical faith itself. The question that lies on our conscience is, not that we gave some time to defending and upholding pure doctrine, but that we gave it so small a proportionate amount of time. If men are not posted as to the danger that do-day threatens the Bible through negative criticism, and the pure doctrines of the Church through the liberalistic theology, they should inform themselves. As a great evangelical theologian of Germany recently said, if those who hold to the true Biblical faith do not meet scholarship on its ground and with equal scholarship, the religion of Christ will soon be destroyed." — Daß man da dann schließlich in allgemeinen Ausdrücken die Erklärung abgab, man wolle mit dem Liberalismus unvertorren bleiben, damit geschah der Sache nicht Genüge. Es lag ein konkreter Fall vor, zu dem man Stellung nehmen mußte. Man hatte auch Pflichten gegen den Synodalbruder, der durch falsche Lehre Argerniß gegeben hatte, die Pflicht der Ermahnung oder der Absonderung, wenn er sich nicht ermahnen lassen wollte. Das als „persönlich“ abzuweisen, steht einer kirchlichen Versammlung übel an.

E. P.

Von einem vorgeschlagenen nationalen Luthertag hat die katholische „Amerika“ gehört. Lutheraner in New York sollen darauf hinarbeiten, daß der 31. Oktober 1917, "the 400th anniversary of the birth of Martin Luther" (?), als gesetzlicher Feiertag angelegt werde. Sie sagt, sie habe ihren Augen und Ohren nicht getraut, glaube auch noch, daß sich jemand mit den Lutheranern einen Scherz erlaube. Luther könne doch bloß aus kirchlichen Gründen gefeiert werden. "What, it may be asked of our Lutheran delegates, becomes of the constitutional separation of Church and State if the State is to recognize, by establishing a national holiday, an event which is purely ecclesiastical in its origin and in its consequences? And why, moreover, waiving the matter of the constitutional difficulty,

should the Lutherans, who number about two per cent. of the population of the United States, impose a religious festival on the ninety-eight per cent. of their fellow-citizens?" — Es wird wohl schwerlich so stehen, daß Lutheraner dem Lande ein "religious festival" auf den Raden legen wollen. Tatsache ist aber, daß auch der moderne Staat an Luther ein größeres Interesse hat, als er weiß. Und die Katholiken als Vorkämpfer der Trennung von Kirche und Staat — das wirkt geradezu tömisch. Wenn's paßt.

E. P.

Die Presbyterianer und der Liberalismus. Die neuliche General Assembly der (nördlichen) Presbyterianer mußte aufs neue Stellung nehmen zum Union Seminary in New York. Schon seit 1911 besteht ein Komitee, das über das Verhältnis dieses Seminars zur General Assembly beraten und berichten sollte. Ein Majoritäts- und zwei Minoritätsberichte wurden verlesen. Am entschiedensten redete D. Montford, Redakteur des *Herald and Presbyter*, der das Seminar beschuldigte, es lehre eine pantheistische Theologie, und seine Philosophie sei hinduistisch und stehe durchaus nicht auf dem Boden der Bekenntnisse der Kirche. D. Francis Brown, der Präsident des Seminars, trat diesen Beschuldigungen entgegen, bezeichnete sie als unwahr und erklärte, das Seminar sei überhaupt nicht auf der Anklagebank vor der Assembly, es habe derselben keine Rechenschaft zu geben, und es handle sich nur um die neue Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem Seminar und der Assembly. Schließlich wurde die Sache einem Komitee übergeben, das 1914 berichten soll. Also auch da keine energisch abschließende Linie unter den Handel mit dem Liberalismus. Der Bericht der täglichen Presse erklärt: "This action was taken in the interest of harmony after an acrimonious debate in which the temper of the Assembly was evidently against Union Seminary and its alleged teachings." Der *United Presbyterian* bedauert, daß es zu keiner Entscheidung gekommen ist. "The defenders of the seminary brought to light some facts that should temper a hasty adverse judgment; yet it is doubtful if they increased the numbers of its friends by the spirit and manner in which they presented their side of the case. It was a disappointment that no decisive action was taken. The popular demonstration favored those who opposed the Church's assuming any responsibility for the teaching of the seminary. Evidently an overwhelming percentage of the Northern Presbyterian constituency is not only orthodox, but jealous of the leavening influences of destructive criticism. The institution has friends who are earnest and astute. The end is not yet."

E. P.

D. Chas. A. Briggs ist am 8. Juni in New York im Alter von 72 Jahren gestorben. Briggs hat vor etwa zwanzig Jahren eine unbeneidete Berühmtheit erlangt als Vorkämpfer der neueren Theologie. Er wurde im Jahre 1893 vom Predigtamt der Presbyterianer suspendiert und fand dann Aufnahme in der Episkopalkirche, in der er bis zu seinem Tode verblieb. Er soll in den letzten Jahren konservativer geworden sein. In seinen letzten Büchern trat er besonders ein für die jungfräuliche Geburt und den Veröhnungstod Christi. Anlässlich des Todes Briggs' macht die *New York World* diese Betrachtung über den „Fortschritt“ der Presbyterianer: "By a coincidence, as affording a basis of comparisons in the liberalization of doctrinal tenets, only a few weeks before Dr. Briggs's death four graduates of the Seminary . . . were accepted for ordination in the Presbyterian min-

istry, notwithstanding their doubts on such cardinal points of doctrine as the literal interpretation of the Virgin birth, and the physical death of Lazarus. Dr. Van Dyke, in their defense, stated that belief in these old fundamentals of orthodoxy 'was not essential to the Christian faith.' . . . Such is the progress made in two decades in reading 'the rule of reason' into the Scriptures. There is nowadays no excommunication by book, bell, and candle for the heretic; some other Church is always ready to receive him." Das katholische *Freeman's Journal* schöpft daraus die Hoffnung, daß es mit dem Protestantismus bald zu Ende gehen werde. "This progress is of a character which foreshadows the final disintegration of Presbyterianism. What seemed radicalism, as represented by Dr. Briggs in 1892, has now assumed the form of conservatism. Twenty years hence the views of the four young men whom Dr. Van Dyke championed, undoubtedly will also appear to be of a conservative character. The old landmarks of Presbyterianism and of other Protestant sects are disappearing rapidly. All the signs point to their total disappearance in the course of time. There is nothing in Protestantism itself to stay the work of destruction."

E. P.

Von den internationalen gradierten Lektionen für Sonntagsschulen sagt die „Evangelische Zeitschrift“: „In einem Artikel, der in *Everybody's Magazine* für Oktober 1911 unter dem Titel: 'The Insurgent Sunday-School' veröffentlicht wurde, befand sich eine interessante und anregende Beschreibung dieser „großen Bewegung“. Unter anderem sagt der Schreiber des Artikels: „Aus wohlbegründeter Hoffnung sprechend, läßt sich mit Sicherheit sagen, daß die Sonntagsschule der Zukunft Christentum und gute Bürgerschaft zu abwechselnden Ausdrücken machen wird.“ Mit andern Worten, was künftighin als ‚Christentum‘ in Sonntagsschulen verstanden wird, ist ein System, welches sich allein mit der Politik dieser gegenwärtigen Welt abgibt. Dieser Schreiber spricht mit Verachtung und in gemeiner Sprache von der alten Unterrichtsmethode der Kinder, wenn er sagt: „Anstatt die hilflosen Kleinen zu belehren, stopft man es in sie hinein. Die Bibel wurde ihnen in einem großen, unbegreiflichen Klumpen vorgeworfen; und man zwang sie, Kapitel nach Kapitel auswendig zu lernen, bis sie Jeremias schwoigten und Hesekeel husteten.“ Alles dies soll nun geändert werden. „Die Bibel soll nicht mehr in mechanischer und willkürlicher Weise in jede Lektion und in jeden Vortrag hineingezwungen werden, noch soll sie das alleinige Lehrbuch sein. Alle Wahrheit soll als Teil und Stück religiösen Unterrichts betrachtet werden, einerlei von welcher Quelle sie herrührt.“ „Das Ziel der Schule wird die Erzeugung gesunden Charakters sein; demzufolge werden Menschen und Dinge, welche dazu geschickt sind, Charakter aufzubauen, benutzt werden ohne Bezug auf ihren Inbegriff in der Bibel.“ Es liegt klar am Tage, daß dann das Evangelium von der Rettung von Sündern durch das Opfer des fleischgemordenen Sohnes Gottes am Kreuz ‚ausgeschlossen‘ werden soll und anstatt dessen die hilflosen Kleinen über ‚soziale Verhältnisse, die Bedürfnisse und Mittel zur Besserung, die Verpflichtungen eines Bürgers, politische, industrielle und soziale Pflichten und Verantwortlichkeiten‘ u. dgl. m. unterrichtet werden sollen. Eine Anzahl von Editoren und Kirchenkörpern hat sich gegen diese gradierten Lektionen ausgesprochen. Einige von den Argumenten wider dieselben sind, wie folgt: 1. Sie verdrängen die Schrift aus dem Platze, welchen dieselbe immer als die Unter-

richtsgrundlage in der Sonntagschule inngeliebt hat. 2. Sie sind naturalistisch und unterlassen es, das Erlösungswerk Christi und des Heiligen Geistes zu betonen. Einige von ihnen setzen die rationalistische Spekulation der neuen Theologie an Stelle der autoritativen Lehre von Gottes Erlösungsoffenbarung. 3. Etliche von ihnen gebrauchen außerbiblisches Material, wie Biographien und Naturstudien, und stellen dieselben auf die gleiche Stufe mit dem Worte Gottes. 4. Ihre Neigung zur höheren Kritik. 5. Eine falsche Theorie von dem Leben eines Kindes. 6. Die Untunlichkeit des Versuches, irgendwelche von unsern Schulen in siebzehn Grade, einen für jedes Jahr, einzuteilen.“ — Prof. C. W. Hodge, D. D., von Princeton sagt: „Tatsache ist, daß die gradierten Lektionen ein reiflich überlegter Versuch zu sein scheinen, an Stelle von Christentum moralische Wahrheiten und Wahrheiten der Naturreligion zu setzen und dann in der Bibel nach Illustrationen für diese Wahrheiten zu suchen. Was die zugrunde liegenden Ideen anbetrifft, welche den Ton zu den gradierten Lektionen angeben, so sind dieselben grundsätzlich verschieden von denen der Religion der Bibel und gehen von der Voraussetzung aus, daß alles, was ein Kind braucht, Unterricht, nicht Erlösung ist. In dieser Weise wird die ganze Bibel verdreht.“ Das läßt sich ja natürlicherweise gar nicht anders erwarten bei Lektionen, die allen möglichen Kirchen und Sekten recht sein sollen.

E. F.

Der Einrichtung von „Catholic Lobbies“, „using that word in its best sense, of course“, bei Staatslegislaturen redet der *Pittsburg Observer* das Wort. Es würden fortwährend „bills framed by bitter anti-Catholics“ eingebracht. Er macht ein paar solche schreckliche Exemplare namhaft: „Some of them provide for a system of insulting inspection of the private dwellings of the pure and saintly members of our sisterhoods. Others aim at levying taxes upon religious and educational institutions, and still others at hampering or hindering the noble work of our charitable establishments through vexatious inquisitorial methods of investigation and registration.“ Die *New World* stimmt dem bei, daß genügend Bedürfnis für eine solche Einrichtung vorhanden sei. Auch in Illinois habe man böse Erfahrungen gemacht, gerade auch mit der letzten Legislatur. Aber da gab es einen Trost: man hat diese Einrichtung schon. „But in this connection we are glad to mention that the need complained of by our Pittsburg contemporary was intelligently and fully supplied at the Illinois legislature all last winter and spring through the German State Federation of Catholic Societies, whose splendid work in this regard has been fully chronicled in our columns from week to week.“

E. F.

Das **Ne Tomere-Dekret**. In einem Artikel, „Our Easter Duty“, erwähnt die *New World* zur Osterkommunion und beantwortet allerlei Einwürfe, die laue Katholiken machen. Dabei kommt er auch auf die zu reden, die um ihrer Eheverhältnisse willen sich vor dem Priester nicht sehen lassen dürfen, und ermahnt sie, sich vom Priester beraten zu lassen. „Again there are those who, perhaps in an ill-advised moment, have married out of the Church, and do not clearly know how to set matters right. They know they have committed a great sin; perhaps they think they are beyond redemption. The devil is very glad to keep them thinking so. Their life suits him very well. Such should go at once to their parish priest, or to some other priest, explain their case, and follow his directions. If you

have married out of the Church since April 19, 1908, your marriage is certainly invalid; you are simply living in sin; you are not married at all, and this is the case whether your partner be a Catholic or a Protestant. If you were married before the decree of April, 1908, your marriage, though very sinful and a sacrilege, may or may not be a true, valid marriage. It depends on certain conditions: Where were you married? Was your Protestant partner ever baptized? etc. The priest will inquire into this and give you proper advice." — Da wird denen, die Protestanten geheiratet haben oder sich anders als vom Priester haben trauen lassen, auf den Kopf gesagt, daß sie gar nicht in der Ehe leben. Vor dem 19. April 1908 haben sie damit keine besondere Sünde getan; von Stund' an aber war es Sünde, weil ein alter Mann in Rom einen Zettel hat ausgehen lassen. Und mit den Proben von Fragen, die der Priester an die richten wird, die vor dem angegebenen Datum ein solches verbotenes Eheverhältnis eingegangen sind, wird deutlich genug ausgedrückt, wo er mit ihnen hinaus will.

E. P.

Rat an katholische Apologeten. Einen solchen gibt ein Jesuit am Schluß eines langen, auch in der *New World* abgedruckten Artikels über den Handel mit Galileo. Er faßt den Rat unter vier Hauptpunkte: 1. Meidet den Fehler, die offizielle Betätigung der kirchlichen Behörden in Abrede zu stellen oder die Begründung des Verdammungsurteils abzuschwächen. Da läßt sich nichts machen. Ganz deutlich wird gesagt, die kopernikanische Theorie sei nicht nur „falsch“, sondern auch „kezerisch, weil durchaus im Widerspruch mit der Schrift“; und Galileo wurde verurteilt als „im höchsten Grade der Kezerei verdächtig“; und die Kezerei wird genannt: „weil er dafür hält, daß die Erde sich bewegt und die Sonne stillsteht“. “It is precisely in this dogmatical pronouncement on the heretical character of the new astronomy that their blunder consisted.” 2. Versucht nicht, den Schmeißer (blunder) dadurch zu verhüllen, daß ihr sagt, Galileo habe seine Verurteilung dadurch zuwegegebracht, daß er in die Theologie hineingefuscht habe, und durch sein aggressives Auftreten. Der Zusammenstoß mit der Theologie war unvermeidlich und wurde ihm aufgedrängt; seine Verteidigung war in diesem Punkte gesund und einwandfrei. 3. Legt nicht zu viel Gewicht darauf, daß Galileo sich unbotmäßig zeigte gegen die Kirchenbehörden. Seine Unbotmäßigkeit konnte wohl ein Disziplinarverfahren rechtfertigen, aber “once more, it does not cloak the blunder of charging his doctrines with heresy”. 4. Es hilft nicht, daß man versucht, die Päpste von aller Beteiligung an der Handlungsweise der Kongregationen freizusprechen. Ihre Namen erscheinen freilich nicht in irgendwelcher amtlichen Kapazität; aber es ist kein Zweifel, daß sie sehr genau wußten, was getan wurde, daß sie die Verhandlungen zum Teil leiteten; sie billigten und erkannten das gefällte Urteil an. “Our defense on this point lies simply in the fact that the Pope's approval of the acts of a congregation does not raise them to *ex cathedra* definitions.” Es ist doch ein ergötzliches und geheimnisvolles Ding um die Infallibilität und das *ex cathedra*.

E. P.

Ebenso interessant ist uns der Unterricht, den der Jesuit in demselben Zusammenhang den „liberalen“ Katholiken gibt. Der Handel mit Galileo gebe keinen Grund, ein allgemeines Mißtrauen gegen Entscheide römischer Kongregationen in neuerer Zeit zu insinuieren. “In the first place, it is

not a bad record for the congregations that they should have been working for now three centuries, and yet their worst enemies can discover only one really big, obvious, and undebatable blunder in their whole history." Zweitens charakterisiere eine großartige Vorsicht die amtliche Tätigkeit der Kongregationen in neuerer Zeit. "Moreover, the Holy Office and the Index have had several opportunities in recent times of repeating the Galileo incident by the overhasty condemnation of novel scientific views bearing on theology or Scripture, — for example, the arguments from geology against the universality of the deluge or in favor of the antiquity of man; the evolutionary theory of creation, or the dynamic theory of matter, or the origin of life, or the nature of spiritism, etc., — and have escaped the snare." Die Herren scheinen ja sehr zahm zu werden und sich das damnamus noch ganz abzugewöhnen. An so groben Broden kann man würgen; aber die lutherisch genannte Lehre des Evangeliums liegt unter dem Fluch, und den Fluch gedenkt man auch gar nicht aufzuheben.

E. P.

II. Ausland.

Eine neue Evangelienhandschrift. Vor etwa sechs Jahren wurde in einem Grabe in Akhna (Ägypten) eine alte Evangelienhandschrift gefunden, die von einem Händler des Ortes erworben und von diesem an den amerikanischen Sammler C. L. Freer verkauft wurde. Jetzt befindet sie sich im Museum zu Washington, und im Auftrage der Universität von Michigan hat Prof. G. A. Sanders die jetzt vorliegende Veröffentlichung besorgt. Die Handschrift ist nicht auf Papyrus, sondern auf Pergament außerordentlich sauber geschrieben und wunderbar erhalten. Nach der Schrift zu urteilen, stammt sie spätestens aus der Zeit um 450, möglicherweise aber schon aus dem vierten Jahrhundert. Die Handschrift des Genochbuches, die 1886 in Akhna gefunden wurde und jetzt in Kairo ist, zeigt große Ähnlichkeit mit der neuen Handschrift. Die Reihenfolge der Evangelien ist: Matthäus, Johannes, Lukas und Markus. Es sind offenbar mehrere Hände bei der Abschrift beschäftigt gewesen, und das Verhältnis zu den verschiedenen Gruppen der Textüberlieferung ist außerordentlich verschieden. In Matthäus stimmt Freers Kodex mit der späteren byzantinischen Textform der Regel nach überein. In der ersten Lage des Johannesevangeliums (bis B. 12) unterstützt er den im Vaticanus vorliegenden sogenannten ägyptischen Typus, nennt z. B. im 5. Kapitel das Wasser nicht Bethesda, sondern Bethsaida und erwähnt den Engel nicht. In den späteren Kapiteln des Johannesevangeliums ist die Verwandtschaft mit dem Vaticanus noch enger, z. B. auch Kap. 19, 39; ebenso in den ersten sieben Kapiteln des Lukas, während von Luk. 8, 12 an die neue Handschrift mit dem Codex Alexandrinus geht. Im Markustext bildet sie geradezu eine Gruppe für sich und hat einen Schluß, der sich in keiner uns bisher bekannten Handschrift findet, obwohl er Hieronymus bekannt war. Es heißt hier nach B. 14: „Und sie entschuldigten sich, indem sie sagten, daß diese Zeit der Gesetzlosigkeit und des Unglaubens unter Satan stehe, der durch die Vermittlung der unsauberen Geister nicht zulasse, daß die wahre Kraft Gottes begriffen werde. Deswegen sprachen sie zu Christus: Offenbare uns jetzt deine Gerechtigkeit. Und Christus sprach zu ihnen: Das Maß der Jahre der Macht Satans ist (nicht) voll, aber es naht; um derer willen, die gesündigt haben, wurde ich

in den Tod gegeben, damit sie zur Wahrheit zurückkehren und nicht mehr sündigen, sondern die geistliche und unvergängliche Herrlichkeit der Gerechtigkeit im Himmel ererben. Ihr aber gehet“ usw. So haben uns die Gräber Ägyptens wieder einmal einen Schatz geschenkt, der sich mit dem Codex Alexandrinus an Wert wohl messen kann. (E. L. S. 3.)

Über die neue Hamburger Bekenntnisformel, der Generalsuperintendent D. Staftan das Prädikat „christlich-religiös“ abspricht, weil sie in der entscheidenden Frage, ob Gottessohnschaft, Kreuzigung und Auferstehung Jesu zum Evangelium gehört oder nicht, völlig versagt, veröffentlicht er bedeutungsvolle Auslassungen. Er schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Wer die Dinge zu sehen trachtet, wie sie in der rauhen Wirklichkeit liegen, und sein Wünschen nicht Einfluß üben läßt auf sein Urteilen, der wird sich schwer dem entziehen, daß die Landeskirche, so wie wir sie von den Vätern ererbten, in Frage gestellt ist; mehr sage ich nicht, aber dies. Auf die Dauer können nicht zwei Religionen, eine so eigenartige wie die, deren Kern vom Ursprung her Christusglaube ist, und eine Religion, die sich selbst so wenig festbestimmt weiß, daß ihr die Schwarmgeisterei eines Jatho ins Amt der Kirche gehört, in einer Kirche zusammenbleiben. Nun kann man Gründe haben, ehrenwerte Gründe, die ein gewisses äußeres Zusammenbleiben erzwünscht erscheinen lassen. Ist es aber dann nicht richtiger, statt die Verbindung in einer Formel zu suchen, welche die zwei großen Gruppen, die der Christusgläubigen und die der Jesusverehrer, verschieden verstehen, die bisherige Landeskirche zu einer Art religiösem Zweckverband zu gestalten, der dann niemand zu bedenkl. geleisteten lehramtlichen Verpflichtungen zwingt, auch nicht ordiniert und nicht (geistlich) visitiert, andererseits aber den Christusgläubigen ermöglicht, so oder so eine Kirche zu bilden? Christgläubige können auf eine Kirche nicht verzichten.“ (E. L. S.)

Die Evangelisch-Lutherische Konferenz der Provinz Brandenburg tagte am 14. und 15. April. Prof. D. Dr. Kunze-Greifswald hielt einen trefflichen Vortrag über das Thema: „Das Apostolische Glaubensbekenntnis, im Feuer der Kritik bewährt.“ Die Versammlung gab ihren lebhaften Beifall kund und vereinigte sich auf folgende Sätze: „Anlässlich der in unsern Tagen lebhaft geführten Verhandlungen über den Wert des Apostolischen Glaubensbekenntnisses erklärt die Evangelisch-Lutherische Konferenz der Provinz Brandenburg auf ihrer Tagung zu Prenzlaw am 15. April 1913: 1. Wir halten fest am Apostolischen Glaubensbekenntnis als dem schriftgemäßen Ausdruck der grundlegenden Heilstatfachen. 2. Wir bitten unsere Glaubensgenossen, die in den Heilstatfachen beschlossenen Gnadenkräfte im Glauben zu erfassen und im Leben auszuwirken. 3. Wir richten an alle, denen die Wahrung des Bekenntnisstandes in der Kirche befohlen ist, die Bitte, das Apostolische Glaubensbekenntnis, und zwar mit der Erklärung D. Martin Luthers, als das grundlegende Gemeindebekenntnis und die Norm für jede evangelische Verkündigung und Lehre bestehen zu lassen.“ (A. E. L. S.)

Zum Streit über den Gebrauch des Apostolikums in Baden bringt die „Preussische Kirchentz.“ vom 27. April einen längeren Artikel. Verfasser ist der liberale, aber durch ruhige Anschauungsweise sich auszeichnende Wölffhard aus Durlach. Er stimmt denen nicht zu, die das vorgeschlagene Parallelformular als „minderwertig“ ansehten. Dennoch bekennt er: „Aber von allen Übertreibungen der Presse abgesehen, muß konstatiert werden, daß

weiteste Kreise der „positiven“ Gemeindeglieder die Einführung apostoliumsloser Formulare aufs allerschmerzlichste empfinden würden, und daß auch sehr, sehr viele treue Kirchenglieder, die man als „liberal“ anzusprechen gewohnt ist, an das Apostolikum unbedingt nicht gerührt haben wollen. Diesen Tatbestand kann nur der verkennen, der die Augen der Wirklichkeit gegenüber schließt, der nicht in Fühlung mit dem evangelischen Volk, soweit es kirchlich ist, steht, oder der gewohnt ist, den Leuten seinen Standpunkt aufzureden, nicht aber ihre eigentliche Meinung zu fühlen. Darum hätte ich es gern gesehen, wenn die schrofferen „Liberalen“ auf ihren Lieblingswunsch verzichtet und durch eine große, edle Selbstverleugnung ein bedeutendes Friedenswerk hätten schaffen helfen und namenlose Verbitterung vermieden hätten. Ich bin noch immer der Meinung, die referierende Einführung des Apostolikums bei Taufe und Konfirmation — bei andern Gottesdiensten muß kein hadischer Pfarrer es benutzen — salbirt jedes Gewissen.“ Dann schreibt er weiter: „Freilich, davon kann keine Rede sein, daß die beklagten Schwierigkeiten mit Einführung der neuen Formulare gehoben wären; im Gegenteil, mir will vorkommen, als fingen sie jenseits dieser Linie erst recht an. Angenommen, die neuen Formulare werden akzeptiert, wer wird über ihren Gebrauch zu bestimmen haben? Der Pfarrer? Darf er etwa die Gemeinde vergewaltigen? Wir haben doch keine Pastorenkirche! Oder die Gemeinde? Aber darf sie denn dem Pfarrer in der oder jener Richtung einen Zwang auflegen? Oder angenommen, Pfarrer und Gemeinde kommen da und dort gemeinsam zu Beschlüssen über Gebrauch oder Nichtgebrauch der neuen Formulare, was ist dann mit den fast in allen Fällen vorhandenen Gemeindeminoritäten? Mit wenigen Ausnahmen gibt es doch keine fast durchweg „positiven“ oder „liberalen“ Gemeinden; die große Mehrzahl unserer Gemeindeglieder paßt in keins dieser Schemata. Fassen wir ein Beispiel ins Auge: Ein „liberaler“ Pfarrer verständigt sich mit seiner „liberalen“ Gemeindevertretung, daß ohne Apostolikum getauft werde; nun aber hat diese „liberale“ Gemeinde eine sehr große „positive“ Minorität oder eine bedeutende „Gemeinschaft“; deren Glieder werden dann durch den Pfarrer eines benachbarten Dorfes taufen lassen; gewiß, das dürfen sie heute schon; das Dimissoriale kann nicht versagt werden. Aber werden nicht in Zukunft diese Fälle sich häufen bis zur Zerstörung der Parochialverbände und des seelsorgerlichen Vertrauensverhältnisses? Am ehesten noch kann ich mir die neuen Formulare, namentlich das für die Taufe, als Ausnahme-, nicht als Parallelformular denken, als Ausnahmeformular für besonders elagerte Fälle, wo ein Pfarrer, ohne daß ihn jemand zwingen dürfte, ersten Gemeindegliedern, die begründete Bedenken gegen das Apostolikum haben, mit dem neuen Formular dient. Aber auch da habe ich das Bedenken, ob es nicht leichter ist, solchen Gemeindegliedern das Apostolikum referierend vorzutragen, als in ihrem Namen feierlich zu bezeugen: „Auch in Leiden und Tod sind wir getrost als die Gesegneten des Herrn und warten des himmlischen Erbteils.“ Es ist in manchen Fällen leichter, Gemeindegliedern ein objektives Bekenntnis referierend vorzulesen, als sie in ein zwar dogmatisch gemildertes, aber subjektiv warmes Glaubenszeugnis als Mitglaubende einzuschließen.“ Er schließt damit, daß er über das Bedenken nicht hinauskomme, „daß eine Freigabe des Apostolikums sich nicht ohne große Schwierigkeiten und Verbitterungen durchsetzen wird“.

(A. E. L. R.)

Jathos Sohn veröffentlichte kürzlich in der „Christlichen Freiheit“ einen Brief über den Tod seines Vaters, in dem er den Nachrichten über dessen angebliche Bekehrung entgegentritt. Er schreibt: „Um der Legendenbildung, als sei mein Vater im Angesichte des Todes zum ‚reinen Sünder‘ geworden, ein für allemal vorzubeugen, bitte ich mitzuteilen, daß er nur einmal in einer trüben Stunde sich die Frage stellte, ob bei der noch intensiveren Anspannung aller ihm innewohnenden Kräfte die große Sache, als deren Diener er sich fühlte, das heißt, das Werk der religiösen Befreiung, vielleicht noch weiter hätte gefördert werden können. Als er das Bewußtsein verloren hatte, sprach er noch immer von der großen heiligen Sache, von der ‚Religion der Freiheit, der Güte und der Kraft‘. Um die ‚Person Jesu‘ kreisten häufig seine Vorstellungen, insbesondere um ‚den Christus‘, also die Christusidee; dann verloren sie sich in die musikalische Welt Richard Wagners; ‚Wotan und Brunhild‘ waren seine letzten verständlichen Worte.“ — Nach einer Mitteilung Dr. Schnellers in Köln an den „Deutschen Lutheraner“ wurden nur liberale Gesinnungsgeoffenen am Kranken- und Sterbelager Jathos zugelassen. Nicht einmal die eigenen Verwandten, sofern sie noch gläubig sind, sein eigener Schwager, ein gläubiger Kölner Pfarrer, eingeschlossen, konnten Zutritt finden. (E. K. Z.)

Die **Evangelisch-kirchliche Vereinigung in Württemberg** hat Stellung genommen zu der Eingabe der 420 Pastoren an die Landesynode um eine Änderung in der Konfirmationsordnung. Fast einstimmig wurde beschlossen, der Eingabe entgegenzuwirken, und gesagt: „Wir erkennen hierin einen Angriff auf die Lehr- und Gottesdienstordnung unserer Landeskirche und einen Versuch, das Bekenntnis der evangelischen Kirche aus seiner Stellung zu verdrängen.“ Dabei wurde es ausgesprochen: „Es ist eine Bewegung in der Öffentlichkeit eingeleitet, deren Ziel, bewußt oder unbewußt, kein anderes ist, als eine sogenannte Volkskirche anzubahnen, in der jeder Pfarrer auf der Kanzel predigen und im Religionsunterricht lehren dürfe, was er vor seinem Gewissen und vor der Mehrheit seiner Gemeinde verantworten kann, und jedermann sich ohne alles weitere als vollberechtigtes Mitglied dieser Kirche ansehen dürfe, möge er in Glaubenssachen denken, was er wolle. Wir vertrauen dem Kirchenregiment und der Landesynode, daß sie entschiedenen Widerstand gegen solche Bestrebungen leisten werden, welche das Ende unserer evangelischen Kirche herbeiführen würden. Es ist aber nötig, daß auch unsere Gemeindeglieder wissen und zu Herzen nehmen, welche Gefahr unserer Kirche droht. Gehen die Angriffe auf unsere kirchliche Ordnung und die Geltung des biblisch-evangelischen Bekenntnisses in der Kirche weiter, so würde es zu einer Pflicht der Glaubensgenossen, mit einheitlichem Protest sich dagegen zu wehren. Öffentlich wird dies nicht notwendig; aber auf den Ernst der Lage und die drohende Gefahr hinzuweisen, ist es jetzt hohe Zeit.“ — Es ist betäubend, welche wunderliche Vorstellung ernste, aufrichtige Leute von der Freikirche haben, daß da die Pastoren elende Menschenknechte sein müßten und predigen, nach dem dem Herrn Omnes die Ohren jucken, und daß Gottes Wort nicht erhalten werden und die Kirche nicht bleiben könne, wenn nicht ein staatliches Kirchenregiment schütze und stütze.

Die **Autorität der Bibel und die „Reformation“**. „Nicht die Bibel hat die Kirche gestiftet, sondern die Kirche die Bibel. Man kann es begreifen, daß es dem Protestanten vom alten Schlage fast ebenso schwer wird, von

der göttlichen Autorität des Buchstabens sich loszumachen, wie dem Römisch-gefinnten von der Kirche. Es scheint eine so feste Basis, wenn da ein von Gott ganz inspiriertes Buch vor uns liegt, das alle Wahrheit lehrt, allen Irrtum widerlegt, alle Streitfragen löst.“ — Es ist die alte Irrung, welche die „Reformation“, die doch positiv sein will, immer wieder wie eine Galeerenkugel mit sich schleppt, daß sie meint, die Autorität der Bibel bewahren zu können — obgleich sie (nämlich die „Reformation“) ihre Inspiration verwirft. Im Irrtum befindet sie sich, wenn sie glaubt, mit ihrer wackelnden Position die Autorität der Bibel so bemahrt zu haben, „wie sie unsere Reformatoren festgestellt haben“. Nein, unsere Reformatoren haben sich ganz anders zum Schriftwort gestellt. (Th. Bl.)

Autoritätsglaube und persönlicher Glaube (von D. Th. Bachmann in „Neue kirchliche Zeitschrift“, Dez. 1912): „Ein unfehlbares Lehramt der Kirche wird die Autorität, auf der der Glaube fußt, für uns nicht sein, auch nicht das Dogma, das die Kirche in der Vergangenheit geschaffen hat. Wir zweifeln nicht, daß es aus einer wahren Lebensbewegung der Kirche hervorgegangen ist. Aber es darf doch nicht die Gegenwart unterjochen, sondern kann von ihr nicht anders als in freier Aneignung [so drücken sich auch die Modernen aus! Bachmann will „positiv“ sein! Red.] aufgenommen werden. Die Schrift — das Neue Testament — ist das erste und grundlegende Zeugnis des an Christus und von ihm her erwachten Lebens in Gott. Aber [wieder ein Aber! Red.] sie gehört als solches doch auch der Vergangenheit an [also wieder die Leugnung der eigentlichen Inspiration der Heiligen Schrift! Red.] . . . So bleibt uns nichts und niemand als Christus selbst [sein Wort nicht?! Red.]“! So schwanken unsere „Positiven“ hin und her.

(Th. Bl.)

Aus Anlaß der von dem „Komitee Konfessionslos“ organisierten Massenausstritte schreibt D. Philipps in der „Reformation“: „Vom Standpunkte des Volkes aus ist es gewiß tief zu bedauern, nicht aber vom Standpunkte der Kirche. Es entspricht der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit, daß die, die nicht zu ihr gehören und gehören wollen, auch von ihr gehen. Die Massenausstritte sind nicht die Krankheit, sondern die Symptome oder Folgen der Krankheit, ja unter Umständen sogar Symptome ihrer Gefundung, nämlich dann, wenn der Kirche die Augen aufgehen und sie ihren Krankheitszustand erkennt; und dann, wenn sie sofort nach dem Austritt derer, die ihr nur äußerlich zugehörten, sich dessen bewußt wird, daß solche niemals hätten Subjekte ihrer Arbeit (bei Übernahme von Patentstellen, kirchlichen Ämtern, Leitung von Vereinen und Anstalten u. dgl.) sein dürfen, sondern stets nur Objekte derselben, und daß sie das nun nach dem Austritt um so mehr werden müssen. Wir wollen Gott danken, wenn wir durch solche Erfahrungen in unserer Volkskirche dem Ziele und der Aufgabe einer Missionskirche für unser eigenes Volk näher kommen. Läßt die Kirche die Ausgetretenen laufen, ohne sie zu Objekten ihrer Missionsstätigkeit wie in der Heidenwelt zu machen, dann werden die Austritte ihr zum Fluch werden; besinnt sie sich aber auf ihre Missionsaufgabe, dann können sie ihr zum Segen werden. Darum sprechen wir es ganz offen als unsere Überzeugung aus, daß es für unsere Volkskirche als ein Zeichen ihrer inneren Gesundung angesehen werden darf und muß, wenn die von ihr ziehen, die nicht zu ihr gehören. Das wird ihr nicht gefährlich werden, selbst wenn Hunderttausende, ja Millionen von Austritten erfolgen sollten. Die Sache

Christi hat nie auf Massen und Zahlen gestanden. Und wenn die Kirche Christi erst klar erkennt, was sie versäumt hat und welche Aufgabe der Herr ihr in der Gegenwart stellt; wenn sie sich nicht weiter darüber täuschen will, daß sie, die sie so gern als Subjekte ihrer Arbeit ansehen möchte, nichts anderes als nur Objekte ihrer Arbeit sein dürfen, dann kann durch Gottes Gnade und Beistand ein Genesungsprozeß seinen Anfang nehmen.“ — Den besten Dienst täte das „Komitee Konfessionslos“ der Kirche, wenn es die Konfessionslosen Theologen zum Austritt bewegen könnte. E. P.

Die von der bayerischen Generalsynode 1909 aufgestellte Verpflichtungsformel für die in den Dienst der protestantischen Landeskirche Bayerns rechts des Rheins tretenden Predigamtskandidaten ist jetzt durch landesherrlichen Bescheid sanktioniert worden. Sie lautet: „Ich N. N. verspreche, daß ich in den mir übertragenen oder von mir übernommenen Predigten, Unterrichtsstunden und sonstigen mir zustehenden Funktionen, welcher Art sie seien, sorgfältig die geoffenbarte Lehre des heiligen Evangeliums nach dem Bekenntnis unserer evangelisch-lutherischen Kirche rein und lauter verkündigen, in keinem Stück mit Wissen von ihr abzuweichen, geschweige ihr widersprechen oder durch unsichere und zweifelhafte Lehren, die dem Bekenntnis meiner Kirche nicht gemäß sind, Anstoß geben will. Dabei will ich nichts unterlassen, um mich in der Erkenntnis der schriftgemäßen Wahrheit und in dem Bekenntnis meiner Kirche immer tiefer zu begründen und zu voller Glaubensgewißheit darüber zu gelangen, wonach ich mit Wort und Tat, in meinem Studium und meinem Wandel eifrig zu trachten auch hiermit ausdrücklich und mit Namensunterschrift mich verpflichte.“ — Hoffentlich finden unlautere Geister nicht doch noch die erwünschten Schlupflöcher. Und schließlich nützt auch das beste Gelöbniß nichts, wenn über dessen Einhaltung nicht energisch gewacht wird. E. P.

In der bayerischen Presse macht un widersprochen die Mitteilung die Kunde, daß Prinzregent Ludwig von der zwischen der Reichsregierung und dem Zentrum bestehenden Spannung sehr unangenehm berührt sei. Gleichzeitig wird eine Äußerung des Regenten verbreitet, welche beweisen soll, wo er die Schuld an dem gespannten Verhältnis sucht. Gelegentlich eines Gesprächs zwischen dem Prinzen und einer „hohen Persönlichkeit“, das die Möglichkeit der Ablehnung der Militärvorlage durch die Ultramontanen behandelte, soll diese Persönlichkeit gesagt haben: „Königliche Hoheit, das alles ist die Folge des bayerischen Jesuitenerlasses.“ Darauf habe der Regent geantwortet: „Das weiß ich, und es ist mir peinlich genug; mit meinem Willen wäre es nicht geschehen.“ So käme zur fast allgemeinen Verurteilung des Hertlingschen Vorstoßes, der nur beim Zentrum Gegenliebe gefunden hat, auch noch die aus so hohem Munde. Jetzt ist es auch erklärlich, warum die „Bayerische Staatszeitung“ mit solcher Inbrunst für die Militärvorlage eintritt und nicht Worte genug findet, um vor der Ablehnung zu warnen. Hertling fürchtet, die Verantwortung tragen zu müssen, wenn sich das Zentrum nicht belehren läßt und in seinem Zorn den Ausbau der nationalen Wehrkraft zum Scheitern bringt. (Wbg.)

Ein neues Dogma. Der alle Symptome geistiger Altersschwäche infolge Verklattung der haarfeinen Blutgefäße im Großhirn aufweisende Papst Pius X. hat anlässlich seines 78jährigen Geburtstages am 2. Juni seiner Umgebung den Entschluß kundgetan, daß er nicht ins Grab steigen

wolle, ohne zuvor die Himmelfahrt Mariä feierlich als Glaubenssatz ex cathedra der Christenwelt verkündet zu haben. Die römische Kirche feiert seit den Tagen Pius' II. (Aeneas Sylvius Piccolomini) das Rosenkranzfest und die Legende der Auffahrt Marias zum Himmel. Nicht auf dem Grundstück in Jerusalem, das als „dormition de la vierge“ dem Kaiser Wilhelm II. um teures Geld verkauft worden ist, starb nach der Lehre der Kirche die Madonna, sondern bei Jesu Lieblingsjünger Johannes auf Patmos. (Siehe „Die Gesichte der seligen Katharina Emmerich“, S. 82 ff.) Die poetische Sage lautet dahin, daß Johannes den Leichnam Marias in einen Sarkophag gelegt habe, daß jedoch am andern Tag die tote verschwunden und ihr Steinsarg dafür bis zum Rand mit duftenden Rosen angefüllt gewesen sei. Tizian hat diese Legende in seinem weltberühmten Gemälde „Assunta“ zu Venedig dargestellt. Diesen mythischen Vorgang feiert die Kirche durch das Marienfest am 15. August. Nachdem Paps Pius IX. Mastai-Ferretti am 8. Dezember 1854 das Dogma der unbefleckten Empfängnis der ohne Erbsünde gebornen Gottesmutter verkündigt und am 6. August 1870 das seiner eigenen und aller Päpste Unfehlbarkeit ausgesprochen hat, will jetzt Papa Sarto das künstliche von der Gesellschaft Jesu gegen die Tradition des Dominikanerordens aufgerichtete Lehrgebäude des femininen Marienkultus durch die feierliche Verkündung des alle Gläubigen bindenden Glaubenssatzes von Mariä Himmelfahrt krönen. (Vbg.)

Ein energisches Einschreiten gegen den Lourdes-Unfug fordern aus Anlaß des letzten Lourdesprozesses in München, in dem die Pfarrer Frid und Fink wegen schwerer Beleidigung des bekannten Vorkämpfers gegen Lourdes, Dr. Aigners, zu 300 und 200 Mark Geldstrafe verurteilt wurden, die „Münchener Neuesten Nachrichten“ mit Recht. Der Staat habe die Pflicht, die Lourdesheilungen eingehend zu untersuchen, um das Volk vor derartigen Ausbeutereien zu bewahren. Wie oft warnt die Polizei öffentlich vor ausländischen, besonders amerikanischen Heilmittelschwindlern! Und bei uns darf immerfort unbeanstandet Lourdeswasser, die Flasche zu 1 Mark, verkauft werden. Ungezählte Tausende Schwerverkrankter reisen jährlich nach Lourdes, wo sie in ihren Hoffnungen bitter enttäuscht werden und wohl in weitaus den meisten Fällen nur kränker zurückkehren. Viele Millionen Mark fließen so jedes Jahr nach Frankreich — zu wessen Nutzen? Es ist wirklich höchste Zeit, daß der Staat hier einmal nach dem Rechten sieht und für die bitter nötige Aufklärung sorgt, da die katholische Geistlichkeit, die die nächste dazu wäre, wie dieser letzte Prozeß aufs neue bewiesen hat, in der Beziehung völlig versagt. (Vbg.)

Daß im Kollegium der Kardinäle Uneinigkeit bestehe, meldet eine Kabelnachricht von Rom an die *New York Tribune*. Die Unzufriedenheit richtet sich gegen die Kardinäle Merry del Val und de Lai, die sehr selbstherrlich wirtschaften. Auch seien viele der Kardinäle der Meinung, daß man die Unterdrückung des Modernismus zu energisch und rücksichtslos betreibe, daß man neue Verwicklungen mit Frankreich, Portugal und Spanien heraufbeschwöre. Als an der Spitze der Opposition stehend wird Kardinal Rampolla genannt. Das *New York Freeman's Journal* nennt die ganze Geschichte eine freche Kabellüge und spricht einen Satz aus, den wir auch glauben: „The Father of Lies has many apt pupils in the Eternal City.“ E. P.

Paps Pius hat wieder eine Enzyklika in Arbeit, und zwar dieses Mal über die Arbeiterfrage. Nach Nachrichten, die die *New World* aus Rom

hat, will er den Katholiken einschränken, wie nötig es ist, daß die Prinzipien befolgt werden, die Papst Leo XIII. in seiner Enzyklika „Rerum Novarum“ vom 18. Mai 1891 gegen die sozialistische Propaganda dargelegt hat.

E. P.

Im „Katholischen Deutschland“ stellt Pfarrer D. Nieborowski fest, daß der Zentrumsführer Dr. Borsch einen Priester wegen eines Preßangriffs verklagt habe, und knüpft daran die Frage: „Ist Herr Justizrat Dr. Borsch nicht die päpstliche Bulle ‚Quantavis diligentia‘ bekannt, welche diejenigen mit Exkommunikation bedroht, welche Priester vor weltliche Gerichte zitieren? Ich werde diese Frage wiederholen, bis Herr Dr. Borsch den Mut findet, als ehrlicher Katholik sie zu beantworten.“ So fassen unsere ganz Frommen die Erklärung auf, daß jenes Motuproprio für Deutschland ungültig sei. Und: so sieht römische Nachgiebigkeit tatsächlich aus. (Wbg.)

Brasilien. Der Polizeipräsident von Rio, der als ein eifriger katholischer Kirchenmann bekannt ist, hatte nach dem Bericht einer hiesigen Tageszeitung allen seinen Untergebenen befohlen, in der Karwoche einen Trauerflor zu tragen; gleichzeitig ließ er alle Häftlinge frei, die noch nicht im Prozeß standen. Mit Recht schreibt dazu die uns vorliegende Zeitung: „Beide Maßnahmen stellen zweifellos Übergriffe dar. . . . Niemals darf er in unserer Republik, in der Staat und Kirche getrennt sind, einen derartigen Zwang auf seine Angestellten ausüben. Noch schärfer als ungesetzlich ist seine zweite Anordnung zu bezeichnen; er kann die noch nicht angeklagten Sträflinge nur unter Beobachtung der Rechtsformen und Rechtsnormen freilassen, nicht aber aus einem kirchlichen Anlasse. Der Landpfeleger in Juda gab zwar zum jüdischen Osterfeste dem Volke einen Verbrecher frei, doch wir wollen das lieber nicht nachahmen, Herr Velisario, zumal Sie vielleicht nicht einen ‚Barabbas‘, sondern eine ganze Anzahl solcher dunklen Existenzen wieder auf das Volk losgelassen haben dürften.“ Der Polizeipräsident hat mit der eigenmächtigen Freigebung der Gefangenen weder Gott noch den Menschen einen Dienst erwiesen. Dieses Verkommen ist wieder ein Beweis, wie wenig Verständnis das so gegenwärtige Geseß der Trennung von Kirche und Staat in unserm Lande selbst bei den höheren Beamten findet. (Ev.=Luth. Abl. f. S.=A.)

In welcher Weise die höheren realistischen Schulen (Realgymnasium und Oberrealschule) jetzt vor dem humanistischen Gymnasium bevorzugt werden, zeigt folgende Statistik der Jahre 1908 bis 1912. In Preußen ist während dieser fünf Jahre die Zahl der neugegründeten humanistischen Gymnasien nur um drei Prozent gestiegen (und das bedeutet im Vergleich zu dem allgemeinen Bevölkerungszuwachs einen Rückschritt), dagegen die Anzahl der Realgymnasien um 35.5 Prozent und die der Oberrealschulen um 36 Prozent, also 12mal so stark. Noch etwas ungünstiger stehen die Gymnasien hinsichtlich der Besuchsziffern. Die Anzahl der Schüler ist gewachsen: bei den Gymnasien um 2.1 Prozent, bei den Realgymnasien um 33.5 Prozent und bei den Oberrealschulen um 36.7 Prozent. Ebenso auffällige Unterschiede zeigen die Reifeprüfungen; die Anzahl der Abiturienten ist gewachsen: bei den Gymnasien um 4.7 Prozent, bei den Realgymnasien um 65.4 Prozent (also 14mal so stark als bei den Gymnasien), bei den Oberrealschulen aber sogar um 69.6 Prozent. Am allerauffallendsten aber ist der Unterschied bei den sogenannten Extraneern, das heißt,

bei denjenigen, die, ohne Schüler einer höheren Lehranstalt gewesen zu sein, die Reifeprüfung ablegen; die Angst dieser Prüflinge hat in der angegebenen Zeit bei den humanistischen Gymnasien um 33.2 abgenommen, dagegen bei den Oberrealschulen um 26.9 Prozent zugenommen und bei den Realgymnasien sogar um 138.2 Prozent! (D. A. G.)

Das Wesen des liberalen Judentums charakterisiert Dr. Joseph Wohl- gemuth, Dozent am Rabbinerseminar in Berlin, in seinen „Richtlinien zu einem Programm für das liberale Judentum“ in folgender Weise: 1) Das liberale Judentum steht, was seine religiöse Lehre anbelangt, dem liberalen Christentum näher als dem geschichtlichen Judentum. a) Es hat die gleiche Auffassung von den geschichtlichen Grundlagen und der geschichtlichen Ent- wicklung der Religion im allgemeinen und des Judentums im besonderen. b) Es teilt mit ihm im wesentlichen die Dogmatik. c) Es stimmt mit ihm in der Verwerfung des alles beherrschenden und grundlegenden Prinzips des geschichtlichen Judentums überein. 2) Das liberale Judentum kann, was das religiöse Leben anbelangt, nicht als eine religiöse Gemeinschaft betrachtet werden, die nach Prinzipien ihr Leben regelt. Diese religions- geschichtliche Auffassung habe das liberale Judentum nicht in eigener Arbeit sich errungen, sondern einfach aus den Ergebnissen der religionsgeschichtlichen Forschungen der liberalen protestantischen Theologie übernommen. Das liberale Judentum stehe darum dem liberalen Christentum sehr nahe. Wer auch nur eins der in Betracht kommenden Bücher, wie z. B. Harnacks „Wesen des Christentums“, kenne, wisse, daß alle in seinen „Richtlinien zu einem Programm für das liberale Judentum“ vorgetragenen jüdischen Lehren der christlichen Religion zugesprochen werden, wobei es gleichgültig sei, ob Har- nad dem Christentum alles spezifisch Dogmatische genommen und ein Chri- stentum konstruiert habe, das in den 19 Jahrhunderten der Geschichte der christlichen Kirche nie Wirklichkeit gewesen sei. Dr. Wohlgemuth nennt dieses „judo-liberal-protestantische Christentum“ eine neue Religion. — Was Harnad und die liberalen christlichen Theologen wohl zu diesem Ur- teile ihres jüdischen Gesinnungsgegnen sagen werden. (E. A. 3.)

Ein bisher unbekannter Brief Niecksches. Folgenden am 11. Dezember 1888 kurz vor dem Ausbruche des Wahnsinns in Turin geschriebenen, an den Musikchriftsteller Dr. Fuchs in Danzig gerichteten Brief teilte kürzlich die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ mit: „Ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Leichtigkeit herauskommend. Ich mag nicht erz- ählen, was alles fertig wurde: alles ist fertig. Im nächsten Jahre steht die Welt auf dem Kopfe: nachdem der alte Gott abgedankt ist, werde ich von nun an die Welt regieren. . . . Sätten Sie nicht eine kleine kriegerische Laune? Es wäre mir äußerst erwünscht, wenn jetzt einer der geistvollen Musiker öffentlich Partei für mich als Antivagnerianer nähme und den Bayreuthern den Handschuh hinwürfel! Eine kleine Broschüre, in der über mich lauter Neues und Entscheidendes gesagt würde, mit einer Nutzenven- dung im Einzelfall? Musik, was denken Sie dazu? . . . Erzählen Sie mir von sich selbst, lieber Freund — ich habe Zeit, ich habe Ohren. . . . Es grüßt Sie aufs herzlichste . . . das Antier.“ — Aus diesem Brief spricht sehr deutlich schon der Wahnsinn heraus. (E. B.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

August 1913.

Nr. 8.

Etwas über die Gleichnisse unsers Herrn, sonderlich über ihren dreifachen Zweck.

Was in unserer deutschen Bibel ganz passend ein Gleichnis genannt wird, weil in einer solchen Rede eine Sache mit einer andern verglichen wird; heißt im Grundtext *παραβολή* (dabon in der englischen Bibel *parable*), das ist, eine Zusammenstellung. "It is often assumed that the purpose for which two things are set side by side is, that they may be *compared* one with the other. . . . This notion of *comparison* is not necessarily included in the word. . . . The notion of *putting forth* is retained in the whole family of cognate words, as *παράβολος*, *παραβόλος*, but not for the purpose of comparison, which is only the accident, not of the essence of the word. . . . The chief Latin writers are not agreed in their rendering of *παραβολή*. Cicero represents it by *collatio*; Seneca, by *imago*; Quintilian, by *similitudo*." (Trench, Notes on the Parables of our Lord, p. 1.) Im Evangelium Johannis kommt das Wort *παραβολή* nicht vor; es enthält auch keine der Gleichnisreden Jesu, die unter dieser Bezeichnung von Matthäus, Markus und Lukas berichtet werden. Aber auch Johannes hat eine ganze Anzahl gleichnisartiger Ausdrücke, Ansätze, die sich leicht zu vollen Gleichnissen entwickeln lassen. Eine solche Rede, das Gleichnis von dem guten Hirten, nennt Johannes 10, 6 *παροιμία*. Dieses Wort wird von den drei ersten Evangelisten nicht gebraucht, ist aber wenigstens an dieser Stelle geradezu als ein Synonymon von *παραβολή* aufzufassen. In der englischen Bibel steht denn auch: "This *parable* spake Jesus"; in unserer Bibel: „Diesen Spruch sagte Jesus.“ In ähnlichem Zusammenhang und Sinne steht *παροιμία* noch 16, 25 (zweimal) und 29, wo Luther es mit Sprichwort, die englische Bibel mit "proverb" übersetzt.

Es sind wohl nicht alle Gleichnisreden des Herrn von den Evangelisten aufgezeichnet worden. Was Johannes 20, 30 von den Wun-

dern Jesu sagt: „Auch viele andere Zeichen tat Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch“, dürfen wir auch auf die Reden, auch auf die Gleichnisreden Jesu, anwenden. Am Schlusse seines Evangeliums (21, 25) sagt ja Johannes ausdrücklich, daß seine Bemerkung im vorigen Kapitel nicht bloß von den Wundern, sondern von der ganzen Tätigkeit Jesu gelte. „Es sind auch viele andere Dinge, die Jesus getan hat, welche, so sie sollten einz nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären.“ Das sind die Schlußworte des Evangeliums St. Johannis und damit der Evangelien überhaupt, denn Johannes hat zuletzt geschrieben und setzt überall die drei ersten Evangelien voraus. In das Gebiet des Tuns Jesu gehören auch seine Reden. Joh. 8, 28: „Ich tue nichts von mir selber, sondern wie mich mein Vater gelehret hat, so rede ich.“ Der Sinn jener Schlußbemerkung Joh. 21 ist daher: Jesus hat vieles getan und geredet, was wir vier Evangelisten nicht aufgeschrieben haben. — Daß die Evangelisten nur eine Auswahl, allerdings eine reichliche und treffliche Auswahl, der Parabeln geliefert haben, deuten solche Stellen an wie Matth. 13, 34: „Solches alles redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volk und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen“, und Matth. 22, 1: „Und Jesus antwortete und redete abermal durch Gleichnisse zu ihnen.“ Eingetragen wird dann aber nur eins, das von der königlichen Hochzeit. Markus schließt Kap. 4 eine Serie, die nicht so viele Gleichnisse enthält wie die entsprechende Reihe bei Matthäus, in welcher er aber auch eins berichtet, das sich weder bei Matthäus noch Lukas findet, B. 33 f. mit den Worten ab: „Und durch viele solche Gleichnisse sagte er ihnen das Wort, nachdem sie es hören konnten; und ohne Gleichnis redete er nichts zu ihnen.“ Er will also nur etliche treffliche Proben geliefert haben.¹⁾

Manche Gleichnisse hat der Herr auch bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt, und zwar hier und da mit kleinen Veränderungen im Bilde oder in der Deutung oder in beiden Stücken. Das Gleichnis z. B. von dem Manne, der eine Herde von hundert Schafen eignete und nun einem einzigen verirrtten Schafe nachging, während er 99 auf den Bergen (nach Matthäus) oder in der Wüste (nach Lukas) ließ, hat der Herr nach Matth. 18 an seine Jünger gerichtet, um ihnen klar zu machen, daß Gott an der Rettung eines kleinen Kindes viel gelegen sei, daß sie darum sich wohl davor hüten sollten, durch gegebenes Argerniß ein Kind zum Bösen zu verführen; hingegen nach Luk. 15 hat Christus dasselbe Gleichnis in Verbindung mit dem andern vom

1) "In addition to our recorded parables, Papias, a hearer of St. John, professed to have received by tradition certain other parables of our Lord's (*ξέναις παραβολαίς*, Eusebius H. E. 3, 39, calls them) which he recorded in his lost book: An Account of the Lord's Sayings." (Trenth, S. 29.)

verlorenen Groschen an Feinde gerichtet, um ihnen die Freude Gottes über die Buße eines einzigen Sünders, irgendeines Bölners und Lasterknechtes zu veranschaulichen und so den Tadel zurückzuweisen, den sie mit den Worten: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen“ gegen Christum ausgesprochen hatten.

Es ist nicht ganz leicht, eine genaue und vollständige Definition der Gleichnisse Jesu zu formulieren. „Writers who have had occasion to define a parable have found it no easy task to give such a satisfying definition as should omit none of its distinctive marks, and at the same time include nothing superfluous and merely accidental.“ (Trench, S. 1.) Trench zieht es dann vor, keine Definition aufzustellen, sondern nur anzugeben, wie sich das Gleichnis von der Fabel, dem Mythos, dem Sprichwort und von der Allegorie unterscheidet. Aber eine Begriffsbestimmung ist doch erwünscht. Man sollte sich aber bei Aufstellung einer solchen nur an die in der Schrift vorliegenden Gleichnisse des Herrn halten. Die *Encyclopedia Britannica* (sub tit. Fable), welche die von Bischof Trench angegebenen Unterscheidungsmerkmale nicht alle gelten läßt, hat sicherlich recht, wenn sie, nachdem sie ausgeführt hat, daß es schwierig sei, in der Profanliteratur und bei kirchlichen Schreibern eine genaue Grenze zwischen Parabel und Fabel zu ziehen, von den Gleichnissen in den Evangelien schreibt: „The parables of the New Testament may well be set in a class by themselves.“ Trench beschränkt S. 48 ff. „parables besides those in the Scripture“, z. B. die der jüdischen Rabbinen und der Kirchenväter, fügt auch eine Anzahl Proben ein und macht damit klar, daß sich in menschlichen Schriften nichts findet, was man mit den Gleichnissen Jesu in eine Klasse zusammenstellen (also auch nicht zusammen definieren) kann. Die schon bei den Kirchenvätern, auch bei den Lehrern unserer Kirche, sich vielfach findende Definition: „Parabola est, si qua res verisimilis ut gesta narratur, quae tamen vere gesta non est, ad illustrandam rem spiritualem“, oder: „Artificiosa rei quasi gestae narratio ad aliud quid significandum“ deckt bei weitem nicht alle die Reden, welche der Herr Jesus selbst oder einer der Evangelisten als Gleichnisse bezeichnet hat; sie paßt nicht einmal genau auf den engen Kreis von Gleichnissen, an die man zunächst bei der Aufstellung jener Begriffsbestimmung gedacht hat. Man kann doch z. B. das Säen des Säemannes auf viererlei Ader nicht für ein nur probables, tatsächlich nie geschöhenes Ding erklären. Der Herr hatte zwar nicht einen bestimmten Farmer und ein gewisses Landstück im Auge, aber was er im Gleichnis erzählt, war nicht bloß wahrscheinlich, sondern war in allen seinen Teilen ohne Zweifel öfter vor den Augen seiner Zuhörer wirklich geschöhene. — Eine Zusammenstellung aller Gleichnisse unsers Herrn ist an sich schon interessant genug; sie zeigt uns, wie beliebt gerade diese Unterrichtsweise bei dem Herrn war, stellt auch den vom Herrn selbst und von den Evangelisten angegebenen

Zwed dieser Lehrweise ins Licht und ermöglicht uns am ersten, eine zutreffende Definition zu formulieren. Vergewenwärtigen wir uns also zunächst durch kurze Titel alle Gleichnisse des Herrn und suchen dann nach einer alle bededenden Beschreibung.

A. Die größeren Gleichnisse, die vom Herrn selbst als solche angekündigt oder von dem betreffenden Evangelisten als solche eingeleitet oder, wenn beides nicht geschieht, durch die Art der Berichterstattung doch als solche gekennzeichnet werden: 1. Von viererlei Ader, Matth. 13, 1—23; Mark. 4, 1—20; Luk. 8, 4—18. 2. Vom Unkraut unter dem Weizen, Matth. 13, 24—30, mit der Deutung, W. 36—43. 3. Vom Senfkorn, Matth. 13, 31. 32; Mark. 4, 30—32; Luk. 13, 18. 19. 4. Vom Sauerteig, Matth. 13, 33; Luk. 13, 20. 21. 5. Vom Schatz, der im Ader verborgen war, Matth. 13, 44. 6. Von der kostbaren Perle, Matth. 13, 45. 46. 7. Vom Netz voll guter und fauler Fische, Matth. 13, 47—50. 8. Vom Samenkorn, das ohne Zutun des Menschen keimt, Mark. 4, 26—29. 9. Vom verlorenen Schaf, Matth. 18, 12—14; Luk. 15, 3—7. 10. Vom verlorenen Groschen, Luk. 15, 8—10. 11. Vom Schalksknecht, Matth. 18, 23—35. 12. Von den Arbeitern im Weinberg, Matth. 20, 1—16. 13. Von den beiden Söhnen, die im Weinberg arbeiten sollten, Matth. 21, 28—31. 14. Von den bösen Weingärtnern, Matth. 21, 33—46; Mark. 12, 1—12; Luk. 20, 9—19. 15. Von der königlichen Hochzeit, Matth. 22, 1—14. 16. Vom großen Abendmahl, Luk. 14, 15—24. 17. Von den zehn Jungfrauen, Matth. 25, 1—13. 18. Von den drei Knechten, welchen der Herr sein Geld anvertraute, Matth. 25, 14—30. 19. Von den zehn Knechten, welchen ein Edler sein Geld anvertraute, Luk. 19, 11—27. 20. Eine Serie von kurzen Gleichnissen, in welchen die Jünger ermahnt werden zur steten Bereitschaft auf Christi Wiederkunft unter Bildern von Knechten, welchen der Herr sein Haus, seine Güter anvertraute, Mark. 13, 34—37; Luk. 12, 35 ff.; 13, 24 ff.; Matth. 24, 45—51. 21. Zwei Gleichnisse, die eine Mahnung zur Demut (nicht obenan sitzen wollen) und eine Warnung vor Selbstsucht (nicht bloß reiche Leute einladen) enthalten, Luk. 14, 7—14. 22. Vom Herrn, der von der Arbeit kommt und seinem Knecht die Bereitung der Mahlzeit befiehlt, ohne ihm für die Ausführung des Befehls zu danken, Luk. 17, 7—10.

Die folgenden Gleichnisse, die sich alle bei Lukas finden, enthalten die Geschichte eines Individuums, Skizzen aus dem Leben eines Menschen, auch die Darstellung des Seelenzustandes eines Menschen, so daß bei vielen derartigen Parabeln an Stelle der Deutung des Gleichnisses eine Anwendung, eine allgemeine, und sonderlich die auf die eigene Person erfordert wird. Nicht in allen Fällen wird das Gleichnis vom Evangelisten als solches eingeleitet, in jedem Falle wird aber angezeigt, daß eine Deutung oder Anwendung intendiert ist; wo auch das letztere fehlt, ist es kein Gleichnis, sondern einfache geschicht-

liche Erzählung, die freilich, wie alle Schrift, uns zur Lehre geschrieben ist. Es ist auch nicht verboten, bei der Auslegung eines Textes eine Geschichte, ein Wunder des Herrn zu deuten und anzuwenden, z. B. die Geschichte von der Stillung des Sturmes auf dem Meere auf die Kirche, die Reinigung des Ausfägigen auf die Reinigung von Sünden zu deuten; aber man darf diese Geschichten nicht zu den Parabeln rechnen, sie sind nicht als solche intendiert und gekennzeichnet. — 23. Von zwei Schuldner, welchen beiden der Wucherer ihre Schuld erläßt, Luk. 7, 41—43. Wird nicht als Gleichnis angekündigt, aber durch den Zusammenhang als solches gekennzeichnet. 24. Vom barmherzigen Samariter, Luk. 10, 30—37. Von ihm gilt daselbe wie von Nr. 23. 25. Von dem Mann, dessen Feld reichlich getragen hatte, Luk. 12, 16—21. Wird eingeleitet: „Er sagte ihnen ein Gleichnis.“ 26. Von dem Herrn des Weinbergs, der einen Feigenbaum abhauen lassen wollte, aber sich erbitten ließ, ihn noch ein Jahr stehen zu lassen, Luk. 13, 6—9. V. 6: „Er sagte ihnen aber dies Gleichnis.“ 27. Vom verlorenen Sohn, Luk. 15, 11—32. Von ihm gilt daselbe wie von Nr. 23. 28. Vom ungerechten Haushalter, Luk. 16, 1—15. Es wird nicht gesagt, daß es ein Gleichnis sei, aber V. 8 und 9 geben die Deutung und V. 10—15, die nicht zur Peritope des 9. Sonntags nach Trinitatis gehören, trotzdem aber in der Predigt herangezogen werden können, enthalten eine wichtige Anwendung. 29. Vom reichen Mann und armen Lazarus, Luk. 16, 19—31. Wird ohne irgendeine einleitende oder abschließende Bemerkung erzählt. Der Schlüssel für die Anwendung liegt aber in dem Schluß der Geschichte selbst, in den Worten Abrahams, V. 29. 31. 30. Vom Richter, der sich durch das anhaltende Flehen einer Witwe bewegen ließ, ihren Wunsch zu erfüllen, Luk. 18, 1—8. V. 1 leitet ein: „Er sagte ihnen aber ein Gleichnis davon, daß man allezeit beten und nicht laß werden sollte.“ Dazu noch eine allgemeine Anwendung vom Herrn selbst in den Schlußworten. 31. Vom Pharisäer und Zöllner, Luk. 18, 9—14. V. 9: „Er sagte aber . . . ein solch Gleichnis.“ Zu dieser besondern Art von Gleichnissen, wie sie sonderlich bei Lukas sich finden, gehört auch das unter Nr. 19 wegen seiner Ähnlichkeit mit Nr. 18 schon dort erwähnte, Luk. 19, 11—27. Viele Ausleger finden hier ein Stück Zeitgeschichte, eine Begebenheit aus dem Leben des Archelaus.²⁾ Die Erzählung wird V. 11 eingeleitet: „Da sie nun zuhörten, sagte er weiter ein Gleichnis.“

B. Kurze Andeutungen von Gleichnissen. Außer den größeren und vollständigen Gleichnisreden finden sich in den Evangelien viele einem Gleichnis ähnliche, ein Gleichnis andeutende Aus-

2) "Spoken as this parable was at or in the neighborhood of Jericho, where stood the magnificent palace which Archelaus built, his example may very easily have presented itself to the Lord." (Trench, S. 514.)

brücke und Wendungen, gleichsam kurze Ansätze zu Gleichnissen, wie sie ähnlich auch bei Profanschriftstellern vorkommen. Der römische Rhetoriker Quintilianus spricht darum von einer *fabella brevior*. Ein Beispiel, wie solche kurze Gleichnisse vom Volk in der Konversation aus dem Stegreif angewandt werden, liefert uns der Hauptmann zu Kapernaum Matth. 8, 9, wo er die Kraft des Wortes Christi an der Kraft seiner eigenen Befehlsworte veranschaulicht. Öfter nennen die Evangelisten auch solche kurze, gleichnißartige Wendungen geradezu Parabeln. Matth. 13, 52 vergleicht z. B. der HErr einen tauglichen Schriftgelehrten mit einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt; und darauf schreibt dann der Evangelist B. 53: „Da Jesus diese Gleichnisse vollendet hatte.“ Es mag sein, daß der HErr in seiner Rede das Bild weiter ausgeführt und gedeutet hat, aber hier wird doch auch der kurze Ansaß mit zu den Parabeln gezählt. Besonders auffällig ist Matth. 15, 11. In der Rede des HErrn: „Was zum Munde eingehet, das verunreinigt den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgehet, das verunreinigt den Menschen“ würden wir kaum auch nur einen Ansaß zu einem Gleichniß finden. Unverständlich scheint uns die Rede des HErrn nicht zu sein. Aber es liegt doch ein Bild darin, daß der HErr, wie Luther sagt, „die zwei Worte ‚ausgehen‘ und ‚eingehen‘ sehr schön und artig einander entgegensezt“. Und Petrus findet darin eine Parabel, deren Deutung er im Namen aller Jünger sich vom HErrn erbittet. Der HErr tadelt zwar die Jünger, daß sie hier noch um eine Auslegung bitten müssen. „Seid ihr denn auch noch unverständlich?“ spricht er; aber er läßt dann doch eine ausführliche Deutung folgen, eine Deutung, für welche wir noch heute dem HErrn danken müssen. In dieser Auslegung stehen die bekannten, wichtigen Worte: „Aus dem Herzen kommen“ usw. Vgl. die Parallele Mark. 7, 14—23, wo B. 16 die gerade bei Gleichnissen öfter angewandte Aufforderung zur Aufmerksamkeit steht: „Hat jemand Ohren zu hören, der höre!“

Wir lassen, wie vorhin von den längeren und vollständigen Gleichnissen, nun auch von diesen *parabolae breviores* eine möglichst vollzählige Zusammenstellung folgen; das eine oder andere mag dabei doch übersehen worden sein: Daß ein Reich nicht bestehen könne, wenn es mit ihm selbst uneins wird, Matth. 12, 25 f.; Luk. 11, 17 f.; Mark. 3, 23 ff. Daß man einem Starken den Hausrat nicht wegnehmen könne, wenn man ihn nicht zuvor überwältigt hat, Matth. 12, 29; Mark. 3, 27; Luk. 11, 21 f. Daß man den Baum an seinen Früchten erkenne, Matth. 7, 16 ff.; 12, 33 ff.; Luk. 6, 43 f. Daß Jesu Jünger seine eigentlichen Verwandten seien, Matth. 12, 49, mit der Deutung, B. 50; Mark. 3, 31—35; Luk. 8, 20 f. Es wird gesagt von Pflanzen, die der himmlische Vater gepflanzt oder nicht gepflanzt hat, Matth. 15, 13, von blinden Blindenleitern, Matth. 15, 14; Luk. 6, 39; von einem Kamele, das leichter durch ein Nadelöhr gehen

könne, als daß ein Reich in das Reich Gottes komme, Matth. 19, 24; Luk. 18, 25. Der Herr redet von seinem Leiden als von einem Kelch, den er trinken, von einer Taufe, mit welcher er sich taufen lassen werde, Matth. 20, 22 f.; Luk. 12, 50; Mark. 10, 38 f.; Matth. 26, 39. 42; Joh. 18, 11. Die Kinder Jerusalems hat er versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, Matth. 23, 37; Luk. 13, 34. Wer einen Turm bauen will, soll zuvor die Kosten überschlagen; wenn ein Fürst in den Krieg ziehen will, soll er sich's überlegen, ob er dem Gegner gewachsen sei, Luk. 14, 28 ff. Die Deutung ergibt der Zusammenhang, daß man nämlich sich die Beschwerden der Jüngerschaft überlegen soll, ehe man sich für Christum entscheidet. Den Aposteln macht der Herr ihre Aufgabe anschaulich durch den Ausdruck: „Ich will euch zu Menschenfischern machen“, Matth. 4, 19; Mark. 1, 17. „Du wirst Menschen fassen“, Luk. 5, 10. Seinen Jüngern sagt der Herr: „Ihr seid das Salz der Erde“, „das Licht der Welt“. „Ein Licht stellt man nicht unter den Scheffel oder unter einen Tisch oder unter ein Gefäß oder unter eine Bank oder an einen heimlichen Ort, sondern auf den Leuchter“, Matth. 5, 13 ff.; Mark. 4, 21; Luk. 8, 16; 11, 33; 14, 34 f. Die ewige Verdammnis vergleicht Christus mit einer Schuldhaft, zu welcher der Mensch verurteilt ist, bis er den letzten Heller bezahlt hat, Matth. 5, 26; mit der äußersten Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern sein wird, Matth. 8, 12; 13, 42. 50; 24, 51; 25, 30; Luk. 13, 28. Sich selbst vergleicht Jesus mit einem Felsen, auf dem seine Gemeinde gegründet ist, Matth. 16, 18; ebenso sein Wort; wer es annimmt und tut, baut auf den Felsen, die andern bauen auf Sand, Matth. 7, 24 ff.; Luk. 6, 48 ff. Die Bekämpfung der sündlichen Lust vergleicht der Herr mit Abhauen und Ausreißen der Glieder des Leibes, Matth. 5, 29 ff.; 18, 8 f.; 19, 12; Mark. 9, 43. 45. 47. Die in diesen Reden kein Gleichnis gefunden haben, sind auf wunderliche Abwege geraten, haben Selbstverstümmelungen an ihrem Leibe vorgenommen, die keineswegs gutgeheißener werden können. Der Herr vergleicht sich mit einem Arzt, seine Patienten sind die bußfertigen Sünder, die Selbstgerechten bedürfen seiner nicht, Matth. 9, 12 f.; Mark. 2, 17; Luk. 5, 31 f. Seine Jünger vergleicht Christus mit Hochzeitsleuten, die nicht fasten, solange der Bräutigam bei ihnen ist, Matth. 9, 15; Mark. 2, 19 f.; Luk. 5, 34. Dasselbe Gleichnis wendet Johannes der Täufer an, Joh. 3, 29. Der Herr redet vom Flicken eines alten Kleides, vom Fassen des Moses in alte Schläuche als von unpassenden Unternehmungen, Matth. 9, 16 f.; Luk. 5, 36 (da wird diese Rede ein Gleichnis genannt); Mark. 2, 21. Die Missionsarbeit der Kirche ist eine Ernte, die Missionare sind Erntearbeiter, Matth. 9, 37; Luk. 10, 2. Der Herr sendet seine Jünger wie Schafe unter die Wölfe; sie sollen klug sein wie Schlangen, dabei aber ohne Falsch wie Tauben, Matth. 10, 16. Der Herr ist nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert und Zwietracht, Matth. 10, 34; Luk.

12, 51. Der Wandel im Glauben und in der Frömmigkeit ist ein Pilgern auf schmalem Wege zur engen Pforte; der Ungläubige wandelt auf breitem Wege zur weiten Pforte, Matth. 7, 13 ff.; Luk. 13, 24. — Die falschen Propheten sind Wölfe im Schafskleide, Matth. 7, 15. Johannes der Täufer ist kein Rohr, das der Wind hin und her weht, Matth. 11, 7. — Die nörgelnden Feinde vergleicht der HErr mit Kindern, die das Spiel verderben, Matth. 11, 16 f.; die Deutung B. 18 f.; Luk. 7, 31 ff. Das Eintreten in die Jüngerschaft Jesu vergleicht der HErr mit einem Auffichnehmen seines Joches, Matth. 11, 29 f. Wie man aus Erscheinungen der Atmosphäre Schlüsse zieht auf das bevorstehende Wetter, so sollen wir im Geistlichen die Zeichen der Zeit zu deuten lernen, Matth. 16, 2, 3; Luk. 12, 54—56. Seine Wiederkunft vergleicht der HErr mit der Erscheinung des Blizes, mit dem Einbruch eines Diebes, Matth. 24, 27, 43. Am Feigenbaum erkennt man die Nähe des Frühlings, so die Nähe des jüngsten Tages an dem Eintritt der angekündigten Zeichen, Matth. 24, 32 f.; Mark. 13, 28 f.; Luk. 21, 29 ff. Bei Matthäus und Markus nennt der HErr selbst, bei Lukas der Evangelist diese Rede eine Parabel. Die Scheidung der Gerechten von den Ungerechten im Gericht vergleicht Jesus mit der Scheidung der Schafe von den Böden, Matth. 25, 32 f. Um uns der Erhörung unsers Gebets gewiß zu machen, hält Christus uns einen Menschen vor, der seinem Freunde eine Bitte gewährte nur um seines unverschämten Geilens willen, Luk. 11, 5—8; und einen Vater, der seinem Sohn nicht einen Stein für Brot, eine Schlange für einen Fisch anbietet, Matth. 7, 9 f.; Luk. 11, 11—13. Vom Auge erwartet man, daß es für den ganzen Leib das Licht vermittele; wenn das Auge den Menschen im Stich läßt, so muß der ganze Leib finster sein, Matth. 6, 22 f.; Luk. 11, 34. Die heuchlerischen Pharisäer vergleicht Christus mit verdeckten oder übertünchten Totengräbern, Luk. 11, 44; Matth. 23, 27 f. Er warnt vor dem Sauerteig der Pharisäer, der falschen Lehre und der Heuchelei, Matth. 16, 6—12; Mark. 8, 15—21; Luk. 12, 1. Wir sollen uns Sädel machen, die nicht veralten, einen Schatz suchen, der nicht abnimmt, den kein Dieb rauben, kein Rost, keine Motte zerstören kann, Matth. 6, 19 ff.; Luk. 12, 33. Der HErr redet von der Klugheit des Menschen, der mit seinem Widersacher sich noch auf dem Wege zum Fürsten abfindet, sich rechtzeitig ausfähnt, Luk. 12, 58. Man kann nicht zwei Herren lieben, zwei Herren dienen, Matth. 6, 24; mit ausführlicher Deutung im folgenden, Luk. 16, 13. Das lieblose Nichten und Tadeln des Nächsten vergleicht der HErr damit, daß man einem andern einen Splitter aus dem Auge ziehen will, das übersehen der eigenen Fehler damit, daß man einen Balken im eigenen Auge sitzen läßt, Matth. 7, 3—5; Luk. 6, 41 f. Ähnlich ist es, wenn man in gleichgültigen Dingen es genau nehmen will, in nötigen Dingen aber leichtfertig, gewissenlos handelt; man „seigt Rücken und verschluckt Kamele“, Matth. 23, 24. Die Pre-

digst des Evangeliums an Sichere und Unbußfertige vergleicht der Herr damit, daß man Hundes das Heiligtum gibt und Perlen vor die Säue wirft, Matth. 7, 6. Grotius bemerkt dazu, das sei eine *fabella brevis*, wie die Rhetoriker es nenneten.³⁾ Die Worte: „Laß die Toten ihre Toten begraben“, Matth. 8, 22; Luk. 9, 60, sind auch wohl am besten als eine gleichnisartige Rede aufzufassen und so zu deuten: Wir sollen uns nicht von nötigen und wichtigen Dingen abhalten lassen durch Dinge, die nicht unsers Berufs sind, die andere besorgen können. In demselben Zusammenhang und in demselben Sinne steht noch das andere Gleichnis: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück,⁴⁾ der ist nicht geschickt zum Reich Gottes“, Luk. 9, 62. Luther bemerkt dazu: „Man darf nicht durch tote, verlorne Werke sich von der Nachfolge Christi abhalten lassen.“ Der Jünger und Knecht darf keine rücksichtsvollere Behandlung erwarten als der Herr und Meister, Matth. 10, 24 f.; Luk. 6, 40; Joh. 13, 16. Der Herr erinnert nochmals an dieses Wort Joh. 15, 20. — Ein beachtenswertes Gleichnis liegt auch in dem Wort „Kreuz“ zur Bezeichnung der Leiden, des Martyriums der Jünger Jesu. Ofter hat der Herr schon vor seiner eigenen Kreuzigung dieses Wort gleichsam als *terminus technicus* für die Benennung der Christenleiden gebraucht, Matth. 10, 38; 16, 24; Mark. 8, 34; 10, 21; Luk. 9, 23. — Durch fleischliche Sicherheit macht ein Christ es dem Teufel leicht, das Herz wieder einzunehmen; das ist, wie wenn man ihm das Haus schmückt und mit Wesen kehrt, Matth. 12, 44; Luk. 11, 25. Wenn ein Blinder einen Blinden leitet, so kann das nur einen üblen Ausgang nehmen, Luk. 6, 39 (wird da ein Gleichnis genannt); Matth. 15, 14. Hier bezieht sich aber die Bitte des Petrus, B. 15: „Deute uns dieses Gleichnis“, nicht auf B. 14, sondern auf das weiter zurückliegende Gleichnis, B. 11 (vom Aus- und Eingehen). Das Gleichnis: „Es ist nicht fein“ usw., Matth. 15, 26; Mark. 7, 27, hat das geringe Weiblein mit dem großen Glauben sehr gut verstanden und passend im Bilde beantwortet. Vgl. an beiden Stellen den folgenden Vers. Der Herr redet vom Schlüssel des Himmelreichs Matth. 16, 19; in demselben Sinn vom Binden und Lösen, Matth. 18, 18; und von den Schriftgelehrten und Pharisäern sagt er, daß sie durch ihre falsche Lehre (Matth. 23, 13) und durch falsche Auslegung des göttlichen Wortes (Luk. 11, 52: „Schlüssel der Erkenntnis“) den Menschen das Himmelreich zuschließen. Die Kraft des Glaubens über alle feindlichen Mächte vergleicht der Herr mit dem Versetzen von Bergen, Matth. 17, 20; 21, 21; Mark. 11, 23, oder mit dem Versetzen eines

3) "There is some reason for the fault which Calov finds with Grotius, though he is only too ready to find fault (?), for commonly using *fabula* and *fabella* in speaking of our Lord's parables, words which certainly have an unpleasant sound in the ear." (Trench, S. 5.)

4) So steht im Text, nicht etwa, wie oft zitiert wird: zieht sie zurück.

Maulbeerbaumes, Luk. 17, 6. Wie notwendig schnelle geistliche Flucht vor dem Verderben der letzten Zeit sei, wird an der Flucht aus der Stadt auf die Berge, vom Dach des Hauses oder vom Felde in die Ferne veranschaulicht. Daß wir dabei Gott um Beseitigung von besondern Hindernissen in bezug auf Umstände und Zeit bitten sollen, wird an Schwangeren und Säugenden, an der Flucht im Winter oder am Sabbat deutlich gemacht, Matth. 24, 16—20; Mark. 13, 15—18; Luk. 17, 31; 21, 21—23. Alle diese Reden lassen sich leicht erklären und gut anwenden, wenn man sie als Gleichnisse betrachtet, während sonst die Auslegung schwierig ist. — Herodes, den jüdischen Mörder, nennt der Herr einen Fuchs, Luk. 13, 32.

Im Evangelium Johannis finden sich viele, sehr liebliche derartige Gleichnisse: 2, 19 nennt der Herr seinen Leib einen Tempel; 4, 10 sein Wort lebendiges Wasser; 4, 32. 34 sein von Gott ihm aufgetragenes Werk seine Speise; die Jünger ermahnt er 6, 27, sie sollten Speise wirken, die nicht vergänglich ist, die da bleibt in das ewige Leben; die Deutung gibt er selbst V. 29. — 6, 35 ff.; 48. 50 f. erklärt er sich für das Brot des Lebens, V. 55 f. sein Fleisch für die rechte Speise, sein Blut für den rechten Trank. 8, 12; 9, 5; 12, 35. 46 redet er von sich als von dem Licht der Welt. Seine Kreuzigung nennt er seine Erhöhung, 3, 14; 8, 28; 12, 32. — Er nennt sich die Tür zu den Schafen, 10, 7. 9; den guten Hirten der Schafe, 10, 12. 14; vgl. Matth. 9, 36; Mark. 6, 34; Matth. 10, 6; 15, 24. — Joh. 12, 24 vergleicht der Herr seinen Leib mit einem Weizenkorn; 15, 1—6 sich mit einem Weinstock, die Jünger mit Reben. Sein Sterben beschreibt er so, daß die Jünger ihn „nicht sehen“, seine Auferstehung, daß sie ihn „sehen“ werden, 16, 16 ff. Diese Rede nennt er selbst V. 25 (seine Jünger V. 29) *παροιμία*, ein Sprichwort, eine gleichnisartige Rede, die der Deutung bedarf. —

Bei den Gleichnissen ist also bei weitem nicht in allen Fällen die sogenannte *πρότασις*, das corpus, das Bild, oder der erste Teil ein aus dem gewöhnlichen Leben gewähltes oder nur erfundenes Ereignis, sondern oft die Geschichte eines Menschen, Züge aus seinem Leben, Darstellung seines Seelenzustandes, seines zeitlichen und ewigen Schicksals. Eine alle Fälle deckende Definition müßte daher etwa so lauten: Ein Gleichnis ist eine Rede des Herrn, in welcher er ein Ereignis aus dem gewöhnlichen Leben oder die Geschichte, den Zustand eines Menschen vorlegt, um Dinge des Reiches Gottes, des geistlichen Lebens, oder allgemein geltende himmlische Wahrheiten, Lehren, Mahnungen, Warnungen, Tröstungen in anschaulicher Weise uns vorzustellen.

Fr. Bruff.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Auftreten der römischen Kirche in Nordamerika und die Religionsfreiheit.

(Fortsetzung.)

3. Die schwedische Ansiedlung am Delaware.

Mit dem 17. Jahrhundert war die Ära der Koloniengründungen in Nordamerika angebrochen. Virginia, die Neuenglandstaaten, New York, Maryland und Delaware wurden besiedelt. Es fehlte den englischen Kolonisten leider die Erkenntnis, daß es zum Gedeihen eines Landes notwendig sei, bürgerliche und geistliche Dinge auseinanderzuhalten, Staat und Kirche zu trennen. Ihre Absicht war es deswegen auch nicht, rein bürgerliche Gemeinwesen ins Leben zu rufen, sondern christliche Kolonien zu gründen. Sie waren der Ansicht, daß der Staat nicht nur Ruhe und Ordnung im Lande zu halten habe, sondern daß er durch seine Gesetze auch dahin wirken müsse, daß die Leute fromm, christlich und rechtgläubig würden. So entstanden denn in Virginia und in Neuengland gewissenbeschwerende Anordnungen, ja Ausnahmegesetze gegen Andersgläubige. Einer der Führer der Pilgrim Fathers, Nathaniel Ward, sagt z. B. geradezu: "I dare aver that God does nowhere in His Word tolerate Christian states to give toleration to such adversaries of His Truth, if they have power in their hands to suppress them." (Cobb, *The Rise of Rel. Liberty in Am.*, p. 68.) — Da ist nun die Kolonie der lutherischen Schweden am Delaware ein Lichtbild. Luther hat nicht nur einst der Religionsfreiheit das Wort geredet, die Kirche, die seinen Namen trägt, hat dies auch in ihrer Bekenntnisschrift, dem Konkordienbuche vom Jahre 1580, bestätigt: „Deswegen wir denn auch hiermit vor Gottes des Allmächtigen Angesicht und der ganzen Christenheit bezeugen, daß unser Gemüt und Meinung gar nicht ist, durch diese christliche Vergleichung zu einiger Beschwerung und Verfolgung der armen bedrängten Christen Ursach zu geben; denn wie wir mit denselben aus christlicher Liebe ein besonderes Mitleiden tragen, also haben wir an der Verfolger Wüthen einen Abſcheu und jegliches Mißfallen, wollen uns auch dieses Bluts ganz und gar nicht theilhaftig machen, welches sonder Zweifel von der Verfolger Händen an dem großen Tag des Herrn, vor dem ernstern und gestrengen Richtersstuhl Gottes, wird gefordert, sie auch dafür eine schwere Rechenschaft geben werden müssen.“ (Müller, S. 18.) So waren die Leute gesonnen, die am Delaware eine schwedische Kolonie gründen wollten. Gustav Adolf II. hatte den Nutzen, ja die Nothwendigkeit von Kolonien für Schweden längst erkannt. Auf Rat des Niederländers Wilhelm Uffeling wurde 1624 die Schwedisch-Westindische Kompanie ins Leben gerufen und ihr 1626 ein Charter verliehen. Der große deutsche Krieg und der Tod Gustav Adolfs (1632) verhinderten die Ausführung des Planes. Ogenfierna übernahm das Projekt als ein Vermächtnis

seines verstorbenen Herrn. 1637 führte Peter Minnewit die Ansiedler nach Neu-Schweden. Israel Aurelius teilt uns aus den „Instruktionen“ vom Jahre 1639 als 26. Paragraphen mit: „Above all things shall the government consider and see to it that divine service be zealously performed according to the unaltered Augsburg Confession and the ceremonies of the Swedish Church. . . . But as far as relates the Holland colonists“ (das waren die einzigen, die damals in Betracht kamen) „that live and settle under the government of Her Majesty and the Swedish Crown, the Governor shall not disturb them in the indulgence granted them, as to the exercise of the Reformed religion according to the aforesaid Royal Charter.“ (Old South Leaf. IV, No. 96: The Founding of New Sweden, pp. 16. 18.) Ob nun das Wort „Royal Charter“ sich auf den ursprünglichen Charter Gustav Adolfs von 1624 bezieht oder auf einen neuen Charter, der damals von den Räten Christinens (1640) ausgestellt war, jedenfalls ist er um eine Dekade oder mehr älter als der vielgenannte und wenig bekannte „Act concerning Religion“ (1649) von Maryland und ist vor allem ohne die Ausnahmen und Strafbestimmungen des Marylander Schriftstücks. Zimmermann sagt: „Im ganzen 17. Jahrhundert gab es innerhalb des Gebietes der gegenwärtigen Vereinigten Staaten keine Kolonie, welche verständiger ausgewählt und lebensfähiger wäre angelegt worden als Neu-Schweden. (4000 Jahre am. Gesch., S. 76.) Die Holländer haben sich 1655 Neu-Schwedens bemächtigt. Als Reformierte hatten sie einen andern Geist als die Lutheraner. Letztere haben sie in Neu-Amsterdam mit Geld- und mit Gefängnisstrafen bedacht, bis 1684 die englische Oberhoheit diesem Wesen ein Ende bereitete.“

4. Roger Williams.

Roger Williams hat 1638 Providence gegründet „for a shelter for persons distressed for conscience“. (Bancroft, Hist. of U. St. I, 379.) Im Jahre 1644 erhielt er einen Charter für die „Providence Plantation“, und in der ersten gesetzgebenden Versammlung wurde folgendes Gesetz angenommen: „And now to the end that we may give each to other (notwithstanding our different consciences, touching the truth as in Jesus) as good and hopeful assurance as we are able touching each man's peaceable and quiet enjoyment of his lawful right and liberty“ (thereupon in the act followed the code of civil laws, which concluded with the words): „And otherwise than this (what is herein forbidden) all men may walk as their consciences persuade them, every one in the name of his God. And let the lambs of the Most High walk in this colony without molestation in the name of Jehovah, their God, for ever and ever.“ (Cobb, Rise of Rel. Lib. in Am., p. 431.) Eine ganz ausgezeichnete Schilderung des Unterschiedes von weltlichen und geistlichen Rechten findet sich in einem Briefe Roger Williams', veröffentlicht in „Narragansett Club Publi-

cations" (VI, 278) und bei Channing, "History of the United States" (I, 397). Für das benachbarte Rhode Island gelang es erst 1663, einen Charter zu erlangen: "No person within said colony, at any time hereafter, shall be anywise molested, punished, disqualified, or called in question for any differences of opinion in matters of religion. Every person may at all times freely and fully enjoy his own judgment and conscience in matters of religious discernments." (Cobb, Rise of Rel. Lib. in Am., p. 436.) Das ist freilich etwas ganz anderes als das Spießrutenlaufen im Gesetze Marylands, das von Anfang bis zu Ende von Strafbestimmungen wimmelt. Also nicht in Maryland, sondern in Delaware und in Providence haben wir die ersten Toleranzgesetze im Gebiet der Vereinigten Staaten. Mit der Religionsfreiheit ging bürgerliche Freiheit meistens Hand in Hand. (Gesetz für Pennsylvania od. Narr. of Early Am. Hist. Narr. of E. Pa., W. New Jersey, and Del., p. 379. Für West New Jersey f. S. 193.)

5. Maryland.

a. Die Gründung der Kolonie Maryland. Maryland wird gewöhnlich eine „katholische“ Kolonie genannt. Das mag in gewisser Hinsicht gelten, insofern nämlich die Gründer der Pflanzung Katholiken waren, die nur zu gern dort ein katholisches Gemeinwesen ins Leben gerufen hätten, und insofern in der ersten Zeit die Katholiken, wenngleich sie sich von Anfang an und allezeit numerisch in einer sehr beträchtlichen Minderheit befanden, doch alles zu beherrschen verstanden und dafür sorgten, daß die Protestanten nicht aufkommen konnten. Im übrigen war Maryland von andern englischen Provinzen in der Neuen Welt gar nicht besonders verschieden.

Die Gründung und Besiedelung einer amerikanischen "plantation" erforderte damals zunächst einen königlichen Charter und sodann gar nicht unbedeutende Geldmittel. An ein solches Unternehmen konnten sich nur sehr einflußreiche und sehr vermögende Leute wagen. Der Erfolg brachte dem Protettor und seiner Familie fast königliche Ehren und großen Gewinn. Georg Calvert, ein persönlicher Freund Jakobs I. und einer der beiden Staatssekretäre, wollte seiner Familie eine Domäne in Amerika gründen. Schon an der Gründung der allerersten englischen Kolonie Virginia war er beteiligt gewesen. Nunmehr erwarb er für sich Land in Newfoundland und rief eine Kolonie, Avalon, ins Leben. Sie war zuerst protestantisch, nach dem Abfall Georg Calverts 1624 zur römischen Kirche jedoch katholisch. Wohl mit infolge seines Religionswechsels legte Calvert sein Sekretariat nieder. Sein Nachfolger im Amt zahlte ihm 6000 Pfund, um ihn schadlos zu halten, und der König machte ihn nicht nur zu einem Gliede seines Geheimen Rats, sondern erhob ihn auch als Lord Baltimore in den irländischen Adel, nachdem ihm schon zuvor große Besitzungen gegeben waren, die man den entrechteten Irländern abgenommen hatte. Baltimore brachte

nun mit seiner Familie einen Winter in Abalon zu. Er mußte sich sagen, daß seine Pflanzung bei dem eifigen Klima ganz unprofitabel sein werde, und wandte sein Auge auf einen südlicheren Landstrich. Auf einmal kam er im Oktober 1629 mit seiner Familie und 40 Kolonisten in Jamestown, in der Kolonie Virginia, an. Die Virginier verfaßen sich zu ihm nichts Gutes; sie fürchteten, daß er bei ihnen ein imperium in imperio stiften wolle. Somit legten sie ihm dem Gesetze gemäß den Treueid (oath of allegiance) und den Supremitätseid (oath of supremacy) vor. Letzterer forderte die Anerkennung des Königs als "the only supreme governor in his realm and dominions in all spiritual and ecclesiastical things or causes". Dieser Eid stammte aus Elisabeths Zeit und sollte eine Waffe gegen Hochverrat sein. Lord Baltimore wollte diesen Eid nicht leisten, wohl aber einen andern, den er selbst zusammengestellt hatte. Darauf ließen sich die Behörden nicht ein und forderten, daß er die Provinz verlasse. Das geschah. Aber die Virginier freuten sich zu früh; der Lord hatte die Gelegenheit wohl ausgenutzt, um die umliegenden Küstenländer auf ihren Wert für Kolonisationszwecke zu erforschen.

Nach England zurückgekehrt, erbat er sich vom Könige einen noch unbesiedelten Teil Virginias. Nun war die Virginia Company 1624 aufgelöst worden. Alles Land, das noch nicht vergeben war, fiel an die Krone zurück. König Karl I., der seit 1625 regierte, konnte es irgend jemand schenken, der sich seine Gunst zu erwerben gemußt hatte. Ein Günstling, Sir Robert Heath, erhielt den südlichen Teil der Provinz unter dem Namen „Carolana“; den besseren, den nördlichen Teil, bekam Baltimore. Der König wollte diesen Strich zu Ehren der Königin Maria Henrietta „Mariana“ nennen; als er aber von Baltimore darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ein spanischer Geschichtsschreiber und Jesuitenfeind so heiße, wurde der Name auf Maryland abgeändert. Des Königs Landschenkung an Baltimore erstreckte sich nach allen Seiten über die Grenzen des heutigen Staates Maryland hinaus. Der König hoffte, daß im Gegensatz zu dem republikanischen Geist der Neuengländer und Virginier sich in der Mitte eine Kolonie mit monarchischen und aristokratischen Einrichtungen werde bilden lassen. Lord Baltimore erhielt mithin als Lord Proprietary des neuzugründenden Palatinats in demselben fast königliche Rechte; sein Gebiet war fast unabhängig von der Krone, es war sogar steuerfrei; nur mußte der Proprietary dem Könige als seinem Lehnsherrn jährlich zwei Indianerpfeile entrichten. Dem Lord Proprietor wurden alle Eide geleistet; er hatte das Recht, Münzen zu schlagen, und übte es auch aus; er hatte die Gerichtsbarkeit und das Kirchenpatronat. Die Einrichtung eines Kolonialadels war im Charter vorgesehen. Ehe letzterer jedoch mit den Siegeln hatte versehen werden können, starb Georg Calvert am 28. Juni 1632. Sein Sohn Cecil trat, als der zweite Lord Baltimore, sein Erbe an und erhielt alle Rechte seines Vaters bestätigt.

Cecil Calvert war ein gewiegter Politiker, in allen Sätteln gerecht. Zunächst forderte er durch öffentliche Circulare jedermann zur Teilnahme an der Kolonisation Marylands auf. Dieses Circular ist abgedruckt in den "Original Narratives of Early Am. Hist. Narr. of Early Maryland", S. 4—10. Es ist ein Irrtum, wenn behauptet wird, daß in diesen Reklameblättern den zukünftigen Ansiedlern Religionsfreiheit in Aussicht gestellt worden sei. Davon enthalten sie kein Wort. Baltimores Plan fand Gegner von beiden Seiten. Die Protestanten beschwerten sich, daß einem Papisten allzugroße Rechte über eine Provinz des Landes gegeben seien; damit vermochten sie freilich nichts gegen den Willen des Königs, der damals noch seine volle Macht besaß. Die andern Bedenken kamen von den Römischen, die in der neuen Kolonie nicht mit Kettern zusammenwohnen wollten, sondern ein rein römisches Gemeinwesen wünschten. Letzteres hätte Baltimore ohne Zweifel auch selbst sehr gerne gesehen, unter den obwaltenden Verhältnissen jedoch wäre es ein Wahnsinn gewesen, von einer protestantischen Regierung einen Charter erlangen zu wollen, der den in England dem Wortlaute des Gesetzes nach wenigstens geächteten Katholiken eine Provinz des Reiches mit Ausschluß der Protestanten gewährt hätte. Cabot Lodge sagt: "The merest whisper of Catholic domination would have wrecked his enterprise at the start." (Hist. of Engl. Col., 95.) Baltimore hatte mit seinen Glaubensgenossen seine liebe Not; er hatte sich mit den Jesuiten ins Einvernehmen gesetzt. Der Provinzial Blount mußte ihm zu Hilfe kommen mit der Erklärung: „eine erzwungene Befehung von Kettern nütze wenig“ (in diesem Falle; sonst redeten die Jesuiten ganz anders); „denn wer aus irdischen Gründen Gott die Treue bräche, würde es auch gewiß Menschen tun“. (Cobb, Rise of Rel. Lib. in Am., 368.) Damit ist das religiöse Programm des Lords und seiner jesuitischen Berater im voraus klargelegt. Die Ketzer in Maryland sollen bekehrt werden, jedoch nicht mit den sonst bewährten Zwangsmitteln — das ginge schlechterdings nicht —, sondern mit andern Mitteln. Die Folgezeit gibt diese uns kund: Überlistung der Protestanten, Beiseitsetzung des Charters, insofern er den Protestanten günstig war, ausschließliche Etablierung der römischen Kirche, Befehung der Protestanten. Diese Pläne scheiterten zunächst daran, daß die Römischen sich von Anfang an in einer bedeutenden Minderzahl befanden, sodann an dem Sturze Karls I. und dem Aufkommen der Puritaner, ferner an der Voreiligkeit der Jesuiten und vor allem an den englischen Gesetzen, die auch für die Kolonien galten. Diese Gesetze standen freilich manchmal nur auf dem Papier und wurden nicht vollstreckt, aber sie waren immerhin vorhanden. Die Gesetze gegen die Römischen wurden, wie wir sehen werden, in England nicht durchgeführt. Das Gerede, als ob Baltimore vor allem seinen verfolgten Glaubensgenossen eine Zufluchtsstätte durch seine Kolonie habe sichern wollen, ist ohne Grund; ein Nebenzweck mag es ja immer-

hin gewesen sein, denn den Römischen war es damals in England so wohl, daß sich nur äußerst wenige zur Auswanderung nach der Chesapeake-Bai entschließen konnten.

b. Der Charter Marylands. Der Charter Marylands interessiert uns vornehmlich wegen der Bestimmungen über die Religionsordnung der Kolonie. Um diesen Freibrief zu verstehen, muß man ihn mit den Paragraphen des Charters von Avalon (1623), Carolana (1629) und New Albion (1634), sofern sie sich auf die Regierung der Kolonien beziehen, vergleichen. Ließt man nun die Freibriefe von Carolana, Maryland und New Albion auch nur kurzlich durch, so muß es auffallen, wie sie untereinander in dem, was Gerichtsbarkeit und Religionsbestimmungen betrifft, praktisch ganz identisch sind. Alle diese Charters sind vom Avalonpatent kopiert, dem wohl noch ältere Formulare zugrunde lagen. Wahrscheinlich sind alle diese Charters von Sir Robert Heath ausgefertigt worden. Der Maryland-Charter enthält nichts Neues oder Außergewöhnliches vor den andern. (S. Channing, Hist. of U. S. I, 246.) über Religionsfreiheit enthält der Charter Marylands kein Wort, denn seit Elisabeths Zeit forderten die englischen Gesetze Uniformität des Gottesdienstes. So ist es denn auch ganz selbstverständlich, daß der Charter Marylands die Einrichtung der anglikanischen Kirche unter dem Protektorat des Lord Proprietary vorsieht. Nach dem Charter hatten die Katholiken keine andern Rechte in Maryland als in England. Daß sie sich besondere Rechte in Maryland nahmen, und daß überdies den Protestanten die Versprechungen des Charters nicht gehalten wurden, waren eigentlich Gesetzübertretungen. Der Charter beginnt: "Whereas . . . Cecilius Calvert . . . being excited with a laudable and pious zeale for the propagation of the Christian Faith and the enlargement of our Empire and Dominion. [Diese Redewendung findet sich in allen englischen Freibriefen.] . . . We do also grant and confirme unto said now Lord Baltimore, his heirs and assignes, all llands and Pletts within the limits aforesaid . . . and all the Soile, Lands, Fields, Woods, Mountains, Fennes, Lakes, Rivers, Bayes and Inletts . . . all Veines, Mines, and Quarries as well discovered and not discovered. . . . And furthermore the Patronages and Advowsons of all Churches which (as Christian religion shall encrease within the Country, Ples, Pletts, and limits aforesaid) shall happen hereafter to be erected, together with license and power to build and found Churches, Chappels, and Oratories in convenient and fit places within the premises, and to cause them to be dedicated and consecrated according to the Ecclesiasticall Laws of our Kingdom of England: Together with all and singular the like, and as ample rights and franchises . . . as any Bishop of Durham within the Bishoprick or County Palatinate of Durham . . . hath at any time heretofore had, held, used, or enjoyed." (Or. Narr. of E. Am. H.;

Narratives of Early Maryland, 101—112.) Der Bischof von Durham hatte in seinem an der schottischen Grenze gelegenen Sprengel außerordentliche Vorrechte. Seine Diözese war ein sogenanntes County Palatinate, in welcher der Bischof die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit hatte und wie ein Landesherr schaltete. Solche Vollmachten wurden Baltimore zugesprochen. Nun sind mit den Rechten immer auch Pflichten verknüpft. Wie wir gelesen haben, so machte der König mit demselben Atemzuge, in dem er Lord Baltimore das Land und dessen Schätze zuspricht, ihn auch zum Patron der anglikanischen Kirche der neuen Provinz. Man hat wohl obige Worte sophistischerweise so zurechtlegen wollen, als habe der Lord zwar die Macht und das Recht gehabt, das Patronatsrecht anglikanischer Kirchen auszuüben, jedoch nicht die Pflicht. Darüber sagt Petrie nach einer erschöpfenden Erörterung mit Recht, daß die betreffenden Worte des Charters gar nichts anderes heißen könnten als: "that if churches be erected, it must be according to the ecclesiastical laws of England". (Johns Hopkins Studies X, 1892.) Die Schlußworte des Charters: "*Provided always that no interpretation thereof be made whereby God's holy and true religion or the allegiance due to our heirs and successors may in any wise suffer by change, prejudice, or diminution*" (Narr. Maryl. 101—112), bestätigen dieses noch zum Überfluß. Lodge bemerkt: "The last passage goes even further and provides for the exclusive maintenance of the English Church. 'God's true and holy religion' in 1632 was in England the religion of Charles and Laud, as distinguished from that of Rome and Calvin. Other forms of Christian belief were not considered, or then recognized in England by law as 'true and holy.' To say that this clause simply meant the religion of Maryland was not to be Turkish, Jewish, or pagan is absurd. No sane man or body of men would have enacted a law against the substitution of the Koran for the Bible, the abolition of the New Testament, or the worship of an Indian Okee for the regulation of an English colony. *Under the Maryland charter there was to be but one Church recognized by the State: the Church of England.*" (Hist. of the Engl. Col. in Am., 96. 97.) Channing sagt: "Substantially the same words are used in the Avalon, the Carolana, and the New Albion patents, except that in the Avalon grant there is no clause requiring the churches to be consecrated according to the ecclesiastical laws of England, and, in the other grants, the phrase 'true Christian religion' replaces 'sacro sanctae.' *In all these patents the Church mentioned is clearly the Established Church of England.*" (Hist. of U. S. I, 246. Siehe auch dort Attorney-general Horthey's Urteil, S. 269. 270.) Daß ein römisches Edelmann oder Fürst über protestantische Kirchen gewisse Patronatsrechte und -pflichten ausübte, kam im europäischen Staatskirchenrecht öfter vor. Schön und recht war es freilich nicht. Baltimore indessen sollte in jener fernen Provinz

ganz als Karls I. Stellvertreter fungieren, auch in kirchlicher Hinsicht. Da er ein Katholik war, wollte man, so scheint es, im Charter die Rechte der anglikanischen Kirche besonders sicherstellen. — Der vierte Lord Baltimore, Benedict, der protestantisch geworden war, legte auf das Patronatsrecht der anglikanischen Kirchen, das ihm der Charter verlieh, ganz besonderes Gewicht. "Lord Baltimore appoints all the clergy, and will not consult either with the Bishop of London or the society." "The proprietor claims the sole right of patronage, and causes induction to be made without any regard of the opinions of parishioners." (Cobb, *The Rise of Rel. Lib. in Am.*, 393.)

c. Erste Ansiedlung Marylands und die römische Herrschaft in der Kolonie. Infolge der fortwährenden Konspirationen der Katholiken gegen den Thron und das Leben der Königin Elisabeth suchte sich die Regierung durch den "Act of Supremacy and Uniformity" (1559) gegen solche Verschwörungen zu schützen. Von den Beamten zumal wurde dieser Eid gefordert. Die römischen Priester wurden aus England verbannt und im Falle, daß sie es wagten zurückzukehren, mit dem Tode bedroht. (Channing I, 247. 248.) Zur Zeit der Gründung Marylands galten diese Gesetze noch in England, sie wurden jedoch nicht durchgeführt; denn dadurch wäre das Wohnen im Lande den Katholiken unmöglich gemacht worden. Trotz der Pulververschwörung fanden sie vielmehr schon unter Jakob I. immer größere Duldung. Der Erzbischof von Canterbury, Georg Abbot, schreibt hierüber: "We were wont, in the High Commission, to repress obstinate and busy Papists. In the end of King James his time, a Letter was brought me, under the hand and signet of the King, that 'We must not meddle with any such matter: nor exact the twelve pence for the Sunday of those which came not to the Church' (with which forfeit we never meddled). And this was told us to be, in contemplation of a marriage intended with the Lady Mary, the Daughter of France. After the death of King James, such another Letter was brought from King Charles, and all execution against Papists was suspended." (Stuart Tracts, 1603—1693. C. H. Firth, p. 343.) Dennoch konnte es bei der dezentralen Regierungsweise Englands geschehen, daß einzelne Beamte das Gesetz zu vollstrecken versuchten ungeachtet des königlichen Willens. So hat man es sich wohl zu erklären, daß die Expedition Baltimores bei Grabezend von Regierungsbeamten aufgehalten wurde.

Nur mit Mühe brachte der Lord Kolonisten zusammen; sie waren der Mehrzahl nach Protestanten. Im November 1633 fuhren sie auf zwei Schiffen, der *Ark* von 300 Tonnen und der *Dove*, einer Pinasse von 50 Tonnen, von Grabezend ab. Die Schiffe waren schon auf See, als sie von Regierungsbeamten angehalten wurden. Die Expedition war verdächtigt worden, und es war gesagt, daß die Schiffspapiere nicht in Ordnung seien. Hawkins, "searcher of vessels for London", kam

an Bord und nahm den Auswanderern den Eid ab, von denen 128 den oath of allegiance leisteten. Darauf wurde die Weiterfahrt gestattet. Nichtsdestoweniger wurde die Regierung überlistet; denn sobald die Beamten sich entfernt hatten, wurde der Kurs auf Comles, auf der Insel Wight, gerichtet. Dort waren diejenigen, die den Eid nicht leisten wollten. Man schmuggelte zwei Jesuiten, White und Altham, sowie etliche Laienbrüder und Dienerschaft an Bord (22. November). Die Expedition bestand aus 200 Leuten. Lord Baltimore sagt zwar in einem Schreiben an Lord Stafford, die Expedition habe aus seinen zwei Brüdern und zwanzig andern "gentlemen of very good fashion" und 300 Arbeitern bestanden, die mit allem Notdürftigen wohl versehen gewesen seien. (Lodge, 97. 98. Straffords Letters [ed. 1739] I, 178.) Die Zahl 300 in diesem Schreiben wird gewöhnlich für ein Versehen erklärt; von andern wird die Zahl 200 angegeben, was auch eher mit den Raumberhältnissen der kleinen Schiffe stimmt. (Channing, Hist. of U. S. I, 253.)

Lord Baltimore blieb zeitlebens in England, er hatte jedoch seinem Bruder Leonard, der ihn als Gouverneur vertreten sollte, folgende Instruktion mitgegeben: "I. His Lordship requires his said Governor and Commissioners, that in their voyage to Maryland, they may be very careful to preserve unity and peace among all passengers on Shipboard and that they suffer no scandall nor offence to be given to any Protestants whereby any just complaint may hereafter be made by them in Virginia and in England and that for that end they cause all Acts of Roman Catholic religion be done as privately as may be and that they instruct all Roman Catholiques to be silent on all occasions of discourse concerning matters of religion and that said Governor and Commissions treat the Protestants with as much mildness and favor as justice will permit. And this to be observed at Land as well as at Sea." (Narr. Maryl. 16. Maryl. Hist. Soc. Fund Publication, No. 28 ["Calvert Papers"], 132.) Aus diesen Instruktionen geht hervor, daß Lord Baltimore die freie Ausübung des römischen Kultus als etwas ganz Selbstverständliches erwähnt. Von den Protestanten, deren advowee und Patron er doch war, ist keine Rede, für ihre geistlichen Bedürfnisse war in keiner Hinsicht Sorge getragen; ihr Patron hatte sie ohne Geistliche in die Fremde geschickt. Doch fürchtet Baltimore, daß die römischen "gentlemen adventurers" und die Jesuiten die Protestanten, deren Rechte nach dem Charter sich die Römischen einfach angeeignet hatten, unnötigertweise provozieren möchten. Derartige konnte bei der Eifersucht der Virginier, wenn Klagen in letzterer Provinz oder gar in England laut würden, sein ganzes Unternehmen gefährden. Der vorsichtige proprietor sah das wohl ein und wollte den Jesuiten vorbeugen. Aber diese kümmerten sich sehr wenig um die Wünsche des Lords. Noch war die Küste Englands in Sicht, da weiheten der Pater White und seine Kollegen die

Hauptteile des Schiffes Ark "to the protection of God, especially of His most Holy Mother and Saint Ignatius and all the guardian angels of Maryland". (Relatio Itineris.) Die Seeleute erhoben über dieses Treiben der Jesuiten ein Gemurmel des Unwillens. Bei der Ankunft am Potomac feierten sie auf der Insel St. Clemens öffentlich die Messe und errichteten ein großes Kreuz. Sodann wurde ihnen in der ersten Ansiedlung, St. Marys (an einem kleinen Nebenflusse des Potomac, den sie St. George nannten, war ein Indianerdorf, das wurde gekauft mit allen Hütten und St. Marys genannt), die beste Hütte zum Gottesdienst eingeräumt, wobei die Priester öffentlich erklärten, sie seien gekommen "to glorify the Blood of our Redeemer in the salvation of barbarians and also to raise up a kingdom for the Savior and to create a gift to the Immaculate Virgin, His Mother". (Eggleston, The Beginning of a Nation, 243.) Während die Römischen mithin jegliche Bevorzugung genießen, sind die Protestanten wie Schafe in der Wüste, ohne Hirten, den Wölfen preisgegeben. Baltimore brach nicht nur das englische Gesetz und seinen Charter, indem er die Katholiken begünstigte, sondern auch indem er die Anglikaner abjichtlich verabsäumte. Sie waren meistens einfache Leute, Handwerker und Knechte, die die Passage erst abverdienen mußten (bond servants); sie waren es gewohnt, daß von Obrigkeit wegen für ihre Geistlichen und deren Unterhalt gesorgt wurde, und das war ihnen für Maryland auch im Charter in Aussicht gestellt worden. Es geschah jedoch nichts von diesem, und wenn nun diese armen servants wirklich in dieser Sache eigenmächtig hätten handeln wollen, so stand ihnen das nach dem Charter nicht einmal zu, sondern durchaus dem Lord Baltimore als dem Patron und dem advowee ihrer Kirche. Mithin waren die Protestanten Marylands so recht verraten und verkauft. Gegenüber dem Heroenkultus, der geflüstertlich mit Lord Baltimore getrieben wird, sollte dieser große Betrug, den er an hilflosen, vertrauensseligen Protestanten verübte, besonders betont werden. Die meisten Geschichtschreiber ignorieren ihn, weil sie für religiöse An gelegenheiten überhaupt kein Interesse haben und sonst auch sehr oberflächlich über alles hinweghuschen. Immerhin sieht sich Cobb, dieser große Bewunderer Baltimores, doch zu dem Geständnisse genötigt: "One cannot at the first glance escape the suspicion of a somewhat *disingenuous* purpose on the part of the proprietary in this allusion to the ecclesiastical laws of England. The casual reader would easily suppose that the establishment of the English Church was designed. It is possible, though not probable, that the King so supposed. At all events it looks deceptive. Anderson, who enlarges on the shamefulness of such a charter given to a Romanist, quotes Murray as saying: 'It was formed for the purpose of *blinding* the public mind.' (Hist. of the Colonial Church II, 113.) The judgment is not unjust. But the circumstances were peculiar, and if ever a

deceptive turn of words is justified, they certainly justified *this 'blinding' purpose of Baltimore.*" (Cobb, 365.) Auch Eggleston sagt: "The ambiguous charter of Maryland was a necessary hypocrisy." (Eggleston, *The Beginning of a Nation*, 251.) Allein das ist gar nicht der Fall. Die Worte des Charters sind keineswegs "ambiguous"; sie sind ganz klar und konnten gar nicht mißverstanden werden. Alle englischen Kolonialcharters enthielten dieselben Redewendungen. Jeder konnte wissen, was sie besagten. Lord Baltimore wußte es so gut und noch besser als andere. Aber der Zweck mußte das Mittel heiligen. Für eine *pia fraus* gibt es schnell Absolution. Baltimore und die Jesuiten haben sich einfach einer Schufsterei schuldig gemacht. Nicht ohne Grund klagten die Protestanten in der Folge gegen ihn beim Parlament. Seine Mahnworte, die nicht einmal respektiert wurden, es sei ratfam, die Protestanten nicht zu provozieren, konnten letztere gewiß nicht über das große ihnen zugefügte Unrecht hinwegtrösten.

Alle Ämter in der Kolonie besetzte Baltimore mit seinen Glaubensgenossen; diese, als freeholders, hatten Stimmrecht; die Anglikaner, als Handwerker, Arbeiter und Knechte, die kein Land besaßen, hatten zunächst kein Stimmrecht. Eggleston sagt, in den ersten Jahren sei Maryland eine katholische, das heißt, eine von Katholiken beherrschte Kolonie gewesen. Der Lord Proprietor regierte zunächst alles von England aus. Später wurde zwar eine Volksvertretung berufen; da jedoch nur das Unterhaus (Assembly) aus Wahlen hervorging, die Glieder des Oberhauses (Council) jedoch von Baltimore, und zwar nur aus seinen Glaubensgenossen, ernannt wurden, so konnte er zu jeder Zeit einen Beschluß der Assembly durch das Council zunichte machen oder auch dadurch, daß er selbst seine Bestätigung versagte. (Or. Narr. *Maryl.* [Virg. and *Maryl.*], 199. 200.) Obwohl die Anglikaner im Jahre 1641 an Zahl viermal so groß als die Katholiken waren, so hatten sie doch weder im bürgerlichen noch im religiösen Leben zur Geltung kommen können. Kein anglikanischer Geistlicher wohnte in der „katholischen“ Provinz. Die Jesuiten nutzten nun diese Gelegenheit, die sie selbst geschaffen hatten, kräftig aus. Aus ihren Berichten, die sie alljährlich nach Rom sandten, ist ein Teil als "Annual Letters of the English Province of the Society of Jesus" veröffentlicht worden. "And though the rulers of this colony have not yet allowed us to dwell among the savages, . . . meanwhile we devote ourselves more zealously to the English, and since there are Protestants as well as Catholics in the Colony, we have labored for *both*, and God has blessed our labors. For among the Protestants nearly all who have come from England in this year of 1638, and many others, have been converted to the faith, together with four servants, whom we purchased in Virginia (another colony of our kingdom) for necessary services, and five mechanics, whom we hired for a month and have in the meantime won to God." (Or. Narr.

Maryland, 120.) Nun war die Zuwanderung aus England in diesen Jahren äußerst gering. Man kann nicht wissen, wie viele die Jesuiten 1638 bekehrt haben mögen. Von großen Worten wie von gesponnenem Garn geht meistens ein guter Teil ab. Sehr naiv meint die *Catholic Encyclopedia*, Maryland sei Anno 1649 fast ganz katholisch gewesen, denn die Jesuiten hätten alle Protestanten in der Kolonie inzwischen bekehrt gehabt. (Cath. Enc. IX, 757 a, sub Maryland.) Wir haben jedoch das Zeugnis der Jesuiten selbst für das Gegenteil. Der Provinzial More (ein Urentel von Thomas More) schreibt 1642: "The affair was surrounded with many and great difficulties, for in leading the colony to Maryland, by far the greater part were heretics." (Johnson, Foundation of Maryland, 32.) Das gilt also vom Jahre 1633. Und 1641 schrieb Pater White, der doch an Ort und Stelle war und es wissen konnte: "Three parts of the people in four at least are heretics." (Johnson, p. 32.) Doch darüber später ausführlicher. "Sermons were preached and exposition of the catechism given on the Lord's day. Not only Catholics come in crowds, but also very many heretics, not without the reward of our labors for this year [1639] twelve in all, wearied of former errors, have returned to favor of God and the Church." (Or. Narr. Maryl., 130.)

(Fortsetzung folgt.)

§. 8 a t t.

Die trunke Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben.

(Fortsetzung.)

10. Die trunke Wissenschaft leidet an einem Mangel an Unparteilichkeit. Sie wirft sich zur Richterin über die Bibel auf. Sobald aber der Richter der Parteilichkeit überführt ist, muß er von seinem Richterstuhl herabsteigen; was die partiische Wissenschaft uns sagt, ignorieren wir. Sodann ist die wahre Wissenschaft unparteiisch. Sie hat es allein mit Tatsachen zu tun; diese sammelt und bietet sie dar, mögen sie der herrschenden Meinung zuwider oder günstig sein. Das ist ihr Ruhm. Sobald darum jemand nach seiner vorgefaßten Meinung diese Tatsachen behandelt, verzichtet er darauf, im Namen der Wissenschaft gehört zu werden, und wir ignorieren ihn.

a. Die trunke Wissenschaft ist voreingenommen gegen die Bibel. Welche Stellung nimmt sie ein, wenn ein Profanschriftsteller mit dem biblischen Bericht nicht stimmt? Die Evangelisten sind mindestens ebenso glaubwürdig wie Josephus. Wer aber von vornherein erklärt, daß die Bibel sich irren müsse, der verrät

großen Mangel an Unparteilichkeit. Markus nennt den ersten Mann der Herodias Philippus, Josephus aber Herodes. Die parteiische Wissenschaft fährt fort: „In den Markusbericht hat sich, wie es scheint, ein geschichtlicher Fehler eingeschlichen.“ (54, 420.) Warum nicht in Josephus? Weil diese Leute voreingenommen sind gegen die Bibel. — Dr. Hilprecht hat Inschriften gefunden, die über eine Sintflut berichten; flugs erklärt die *Free Press*, man habe jetzt die Quelle gefunden, woraus Moses geschöpft habe, oder, wie Delitzsch es ausdrückt, die Bibel stammt aus Babel. Hier wären an sich vier Fälle möglich: entweder stammt die Bibel aus Babel, oder die babylonischen Schreiber haben aus Mose geschöpft, oder beide aus einer früheren Quelle, oder Gott hat die Bibel inspiriert. Warum wird nur der erste Fall berücksichtigt? — Wie ist diese Welt entstanden? Entweder hat Gott sie geschaffen, oder sie hat es selbst getan. Warum wollen die Evolutionisten mit der ersten Annahme um keinen Preis rechnen? Weil sie nicht Geschöpfe des großen Gottes sein wollen. Die Lehre der Bibel behagt ihnen nicht. Das sagen sie frei und offen. Hädel: „Wenn Sie die Hypothese der Urzeugung nicht annehmen, so müssen Sie zum Wunder übernatürlicher Schöpfung Ihre Zuflucht nehmen.“ (46, 220.) Um keinen Preis wollen sie die Bibel gelten lassen. Hädel kennt seine Leute; der Hinweis darauf, daß die Bibel gewinnen könnte, ist sein stärkstes Argument. Bibelfeindschaft leitet die trunke Wissenschaft in ihren Befunden.

b. Es ist ihr nichts daran gelegen, den wahren Sachverhalt zu erforschen, daran aber alles, ihre bibelfeindlichen Sätze aufrechtzuerhalten. Für den Darwinismus hat sich keine einzige Tatsache gefunden; trotz des eifrigsten Suchens findet sich nirgends und niemals ein Übergang von niederen Arten zu höheren. (46, 46.) Hätten sie solche Tatsachen gefunden, so dürften sie an ihrem Satz festhalten. Da aber ihre eigene Forschung ihren Satz umstößt und sie ihn doch aufrechterhalten wollen, so stehen sie als rettungslose Fanatiker da. — Sie wollen die Entstehung der Welt erklären. Wenn sie aber von vornherein erklären, daß es keinen Gott, kein Wunder, keine Schöpfung geben könne, so daß sie alles, was die Natur etwa darüber sagt, ignorieren, so können sie sich nicht mehr unparteiischer Forschung rühmen. Und wenn sie zugeben, daß sie für die Urzeugung keine Beweise haben, sie aber doch festhalten werden, so bringen sie ihrer Parteilichkeit ihre Wissenschaftlichkeit zum Opfer. Diese Leute sind um ihrer Befangenheit willen nicht imstande, über die Entstehung der Welt ein Urteil abzugeben. — Sie sind allzu parteiisch. Sie sprechen den Tatsachen geradezu Hohn. Trotzdem im Hammurabi sich keine Spur vom Dekalog findet und in allen babylonischen Inschriften kein Schatten vom Evangelium, muß doch die Bibel von Babel stammen. Man lese in der babylonischen Bibel: „Die siebenköpfige Schlange gebiert aus sich heraus Ungeheuer aller Art und rüstet sich zum Kampf gegen die Götter. Alle Götter beben vor Angst. Mar-

but schneidet sie glatt wie einen Fisch durch und bildet aus der einen Hälfte den Himmel, aus der andern die Erde.“ (49, 12.) Daraus, sagt Delißch, ist Moses inspiriert worden. Wer das behaupten kann, ist von seiner vorgefaßten Meinung ganz beseffen und muß sich von Kaiser Wilhelm sagen lassen: „Der Theolog ist mit dem Historiker auf und davon gegangen, und der letztere dient nur noch als Folie für den ersteren.“ (49, 90.) — Man höre weiter das Gilgameschepos an. Gilgamesch war ein Heros gewaltiger Art. Um ihn zu besiegen, schaffen die Götter den Cobani, der langes Frauenhaar trägt und wie ein Tier in der Wüste lebt. Durch eine Dirne loden ihn die Götter zu Gilgamesch, und beide ziehen auf Abenteuer aus. Weil Gilgamesch die unzüchtigen Lodungen der Ishtar verschmäht, sendet ihr Vater einen feuerschnaubenden Stier gegen ihn, der aber von dem Helden getötet wird. Aus Schmerz über den inzwischen eingetretenen Tod Cobanis zieht er zu dem unter die Götter versetzten Xisuthros, dem babylonischen Noah, der ihn anweist, ein zauberisches Kraut aus der Tiefe zu holen, das ihm aber schließlich von einer Schlange gestohlen wird. Er kehrt dann in seine Stadt zurück, und der Bericht darüber, was aus ihm geworden ist, ist nicht erhalten. Das ist das Epos — und wer von uns kann raten, welche biblische Person diesem Helden ähnelt? Weiß es niemand, so fehlt es uns entweder an Scharfsinn oder Voreingenommenheit. Denn der Assyriolog Dr. Jensen hat ein Buch geschrieben, in dem er zu beweisen sucht, daß der ganze Inhalt der Bibel, insbesondere die Gestalt Jesu, eine bloße Abjchattung dieses Epos sei. (54, 465.) Wir haben die trunkene Wissenschaft beschrieben als den Zustand eines Menschen, der Dinge sieht, die nicht vorhanden sind; diese Dinge rechtfertigen uns. — Das Christentum muß aus Babel stammen, und wenn nicht aus Babel, dann anderswoher, nur nicht von Gott. Es ist auf dem natürlichen Boden, dem Boden des Aberglaubens, entstanden, und wer das mit aller Gewalt glauben will, der findet eine überraschende Ähnlichkeit zwischen christlicher und heidnischer Art. Ein Göttinger Theolog zieht als religionsgeschichtliche Parallele zum heiligen Abendmahl den Umstand herbei, daß die alten Azteken ihre Kriegsgefangenen erst göttlich verehrten und dann leibhaftig verzehrten. (49, 378.) Und was der Theolog kann, bringt auch die „Story of Primitive Man“ fertig. Naemans Waschung im Jordan und die der Jnder im Ganges werden auf gleiche Stufe gestellt. „The anointing of the sacred stone at Bethel by Jacob is paralleled by the Society Islander, who smears a basaltic rock with oil.“ Halten die Naturvölker Steine für heilig? Gewiß; „wenn ein Melanestier einen großen Stein mit vielen kleinen Steinchen darunter findet, wie ein Mutterschwein mit ihren Ferkeln, wird er demselben ein Opfer bringen in der Meinung, das werde seine Schweineherde vermehren“. In dieser Verbindung wird Jakobs Lun besprochen. Und wie der Indianer sich von seinem Zauberer aus den Bäumen wahr sagen läßt, wie die alten Griechen im Säufeln der Eiche

zu Dodona die Stimme des Zeus hörten, so richtete die Prophetin Debora unter einer Palme bei Bethel, und diese Palme war heilig darum, weil nahebei das Grab der Amme Rahels war (1). Eine solche Voreingenommenheit, eine solche Fähigkeit, Dinge zu sehen, die nicht vorhanden sind, eine solche Entschlossenheit, den eigenen Standpunkt zu behaupten, kann man nicht nüchtern nennen. — Werden diese Leute des Irrtums überführt, so hindert ihre Parteilichkeit sie, der Wahrheit die Ehre zu geben, vielmehr suchen sie Ausflüchte. Erst hieß es, jene alten Schädel zeigten Merkmale der Abstammung des Menschen vom Tier; schlagend wurde das von Forschern widerlegt. Wie zieht man sich aus der Klemme? "Which is exactly what may be expected, since the divergence between man and ape occurred at a period *remote enough* to bring about the difference which marks the one from the other." (Story of Prim. Man.) So machen es alle Evolutionisten; entzieht die zu Recht bestehende Wissenschaft ihnen den Boden, so flüchten sie sich in periods *remote enough*, denn dort „sind sie mit der Erfahrung nicht zu bestreiten“. Weiter: Das Gen. 14 Erzählte kann unmöglich wirklich geschehen sein; dies Kapitel ist „eine phantasiereiche Zusammenstellung entlegener, wenn nicht gar zu diesem Zweck frei erfundener Namen“. Die Keilschriftforschung hat nun bewiesen, daß solche Könige wirklich existiert haben. Was tun? Ein späterer Jude, der sich in Babylon genaue Kenntnis der ältesten Geschichte verschafft hatte, hat den Abraham in die Geschichte Kudurlagamars eingeflochten. (44, 212.) Erst hieß es: Moses hat den Pentateuch nicht geschrieben, denn der Bildungsstand jener Zeit machte eine solche Komposition unmöglich. Die Keilschriften beweisen, daß andere gleichzeitige Völker gut schreiben konnten. Aber das Volk war nicht gebildet genug, einen solchen Gesetzbuch hervorzubringen! Und als das widerlegt wurde durch die Auffindung des Hammurabi-Kodes, siehe, da fand man, daß Moses von Hammurabi abgeschrieben hat. (Fund. II, 75.) Was kümmert sich diese Wissenschaft um Tatsachen! Lügen sind bequemer. Ihnen „ist es nicht um das Wissen zu tun, sondern um die Bestätigung des Unglaubens, der sich in dem boshaften wissenschaftlichen Individuum findet“. (49, 90.)

c. Die parteiische Wissenschaft kümmert sich nicht um gleiches Recht. Was ihr vorgeblich an der Bibel anstößig ist, davon macht sie selber ausgiebigen Gebrauch. Die Bibel können sie nicht annehmen, weil sie für alles eine die Vernunft befriedigende Erklärung haben müssen. Halten wir ihnen dann Spencers Satz entgegen: "Both hypotheses [creation and evolution] imply a cause. The last, certainly as much as the first, recognizes this Cause as inscrutable", (p. 332) so heißt es: Ja, das ist ganz was anders. „Glauben“ können sie nicht, aber der Darwinismus kann nicht anders als mit blindem Glauben angenommen werden. „Er ist eine nicht verifizierbare und auch nicht verifizierbare Hypothese, sondern ein nicht-

tiges Hirngeispinjt.“ (46, 46.) Man darf seine Vernunft nicht gefangennehmen, wenn die Bibel es fordert; wenn ihr aber den Saß aufstellt, daß der Stoff ewig ist, so soll man sie knebeln, blenden und betäuben. — Aus der Bibel sollen die Wunder gestrichen werden, aber sie beanspruchen das Recht, viel größere Wunder als wissenschaftliche Tatsachen zu verkündigen. Das rückt ihnen Bettes also auf: „Daß Christus einen Menschen auferweckt, also einen schon lebendig gewesenen Organismus wieder lebendig gemacht habe, glaubt er nicht, wohl aber, daß einst aus dem toten Stoff Organismen entstanden. Daß Gott zu einem bestimmten Zweck einer Eselin den Mund auftat, daß sie einige Worte sprach, das kann er nimmermehr glauben; daß aber einst ein Affe, ohne zu wissen warum, allmählich zu sprechen anfing und sich eine menschliche Kehle aneignete, das glaubt er. Daß Gott, der das Feuer geschaffen hat und auch den Menschen, drei Männer auf einige Augenblicke feuerfest gemacht hat, dünkt ihnen eine abgeschmackte Sage; wohl aber glauben sie, daß organische Keime Millionen Jahre im glühenden Weltnebel und im geschmolzenen Granit ausgehalten haben.“ (l. c., S. 164.) Das ist die rechte Parteilichkeit, daß man zu allem, was der Widerpart sagt, Nein schreit, daselbe aber, sobald die eigene Seite es ausspricht, als große Weisheit ausruft. Ähnlich dieses: „Was kann man gegen die Schöpfung in sechs Tagen haben, wenn Ehrenburg einem einzelnen, unsichtbaren Kieselchalentierchen die Macht zuschreibt, „durch den Akt der Selbstteilung in acht Tagen zu Massen bis zum Volumen der ganzen Erde sich zu entwickeln und nach einer Stunde Ruhe, in einer folgenden einzelnen Stunde, diese Masse zu verdoppeln? Sollten diese Bestien mehr vermögen als der allmächtige Gott?“

d. Ja, so weit geht ihre Parteilichkeit, daß sie das Unrecht gutheißt, wenn es nur zu ihren Gunsten geübt wird, den entlarbten Betrüger Hädel weiter als eine wissenschaftliche Größe feiert und seinen Betrug eine „in gewissen Fällen geübte Art des Schematisierens“ nennt. Wer wird auch von der ungläubigen Wissenschaft Unparteilichkeit erwarten? Sobald jemand sich in Gegensatz zur Bibel setzt, spricht das böse Herz mit. D. Pieper: „Wer nicht Christo angehört, der gehört dem Teufel an. Und wer dem Teufel angehört, den nimmt der Teufel mit allem, was er ist und hat, gefangen. Auch die ‚hehre Göttin der Wahrheit‘ steckt der Teufel in seinen Saß und läßt sie darin zwar mancherlei, aber wenig Wahrheit sehen.“ (49, 91.) Warum verwundern wir uns darüber, daß die trunke Wissenschaft die Bibel verurteilt, da wir wissen, daß das von vornherein eine ausgemachte Sache war? Nur darüber verwundern wir uns, daß sie von uns erwartet, daß wir ihren Spruch respektieren.

Xh. Engelder.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Katalog der Lehranstalten der Missouri-Synode für das Schuljahr 1912/13.
2. Synodalbericht des Nord-Illinois-Distrikts mit einem Referat von Prof. G. Eifrig über „Die Erhaltung und Regierung Gottes“. (15 Cts.)
3. Synodalbericht des Südlichen Distrikts mit einem Referat von Prof. Böcler über den „Sündenfall“. (13 Cts.)

Evangelische Zeugnisse der Wahrheit. Von M. J. G. Braßberger; revidiert von Prof. W. S. L. Dau. Mit dem Bildnis des Verfassers. 1202 Seiten. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis (in Schutzkarton): \$2.00.

Der charakteristische volle Titel dieses Predigtbuches lautet: „Evangelische Zeugnisse der Wahrheit zur Aufmunterung im wahren Christentum, teils aus den gewöhnlichen Sonn-, Fest- und Feiertags-evangelien, teils aus der Passionsgeschichte unsers Erlösers. In einem vollständigen Predigtjahrgang zusammengetragen und mit einem Anhang einiger Kasualpredigten versehen von M. Immanuel Gottlob Braßberger, gewesenen Spezialsuperintendenten und Stadtpfarrer in Rürtingen.“ In seinem „Begleitwort“ urteilt Prof. Dau von diesen Predigten: „Keiner, der Braßbergers Predigtgabe kennt, wird sich über die Gung, in welcher sein Predigtbuch bei Christen aller Stände steht, verwundern. Braßberger ist wirklich ein gottbegnadeter Prediger gewesen, der durch seine schlichte Weise der Darstellung, durch die lichtvolle Ordnung der Gedanken, die er befolgt, durch seinen ungekünstelten Stil und seine vollstümliche Sprache, durch die glaubensfeste Gewißheit der Überzeugung, die herzliche Wärme und den zuweilen erschütternden Ernst, mit welchem er zu reden weiß, vor allen Dingen aber durch sein aufrichtiges und emsiges Bemühen, das vorliegende Schriftwort zu erklären und für die geistlichen Bedürfnisse seiner Zuhörer zu vertieren, allerdings einen nachhaltigen Eindruck auf die Herzen zu machen versteht.“ Die vorgenommene Revision besteht dem „Begleitwort“ zufolge darin, daß pietistische Wendungen durch richtige ersetzt worden sind und als zweiter Anhang (S. 1023—1202) amerikanisch-lutherische Predigten geboten werden. Wegen seines großen Druckes eignet sich dies Predigtbuch als Gabe insonderheit für betagte Christen. F. B.

Die Abendsschule. Zum sechzigsten Jubiläum. Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo. Preis: \$2.00.

Diese erste Nummer des sechzigsten Jahrgangs der allzeit geschickten redigierten „Abendsschule“ feiert in glänzendem Gewande und mit einem förmlichen Bankett von allerlei passendem und interessantem Lesestoff und Bilderschmuck „das sechzigjährige Jubiläum der „Abendsschule“ im Familientreiser.“ Herr Theo. Lange schreibt uns: „Es gibt kein deutsches Unterhaltungsblatt in Amerika, das sich eines so hohen Alters und einer so großen Leserschaft erfreut; ja, wir behaupten, daß selbst in aller Herren Ländern kein ausländisches Blatt so verbreitet ist wie die „Abendsschule“. Wo immer die deutsche Sprache klingt — selbst im Innersten von Afrika, auf Madagaskar, in Siam, in Peru und den fernsten Ländern der Erde —, wird sie gelesen. Die „Abendsschule“ ist kein Kirchenblatt, kein Synodalorgan, sondern ein durchweg christliches Unterhaltungsblatt für deutsche christliche Familien, in deren Mitte es unter jung und alt viel Segen stifftet, indem es ihnen gesunde geistige Nahrung, das ist, gebiegene Lektüre zur Belehrung und Unterhaltung, bringt. Dies allein soll auch künftighin noch immer mehr ihr Ziel und Bestreben sein.“ Wer wollte sich hierüber nicht freuen? Wie unsere feile Tagespresse sich von allen göttlichen Gesetzen schon längst emanzipiert hat, ist ja weltbekannt. Aber auch unter den Blättern, die sich der Unterhaltung widmen, gibt es wenige, die nicht am ersten trachten nach dem Dollar und danach alles andere (Leser- und Bilderschmuck) einrichten. Die „Abendsschule“ aber befolgt die Regel: „Nur vom christlichen Geist durchweht und getragene Lektüre; und was sich dabei nicht machen läßt, bleibe ungemacht.“ Möge sie dieser Magazine allzeit treu bleiben und reichlich den Segen empfangen, den ihr ihre immer zahlreicher werdenden Freunde von Herzen wünschen. F. B.

Biblische Fingerzeige für die Sorge um die eigene Seele. Von D. Johannes Hefel. 127 Seiten. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. Preis: M. 1.80; geb. M. 2.50.

D. Joh. Hefel war 24 Jahre Generalsuperintendent in Posen und hat jetzt sein Amt niedergelegt. „Der Ruhestand“ — schreibt aber Hefel — „soll nicht bloß dem alternden Körper Ruhe nach der Arbeit am Feierabend des Lebens bringen. Er soll auch der Seele dazu dienen, im Ausschauen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, zur Ruhe zu kommen. So war es mir beim Eintritt in den Ruhestand ein Bedürfnis, die Erfahrungen, Sorgen und Hoffnungen, die mich in meinem langen Leben als Pastor besonders bewegten, in das Licht des Wortes Gottes zu stellen und damit mein Amt auch innerlich zum Abschluß zu bringen. Je mehr ich dadurch auf die Fragen, die mich beschäftigten, Antwort fand, um so mehr wuchs die Zahl dieser Fragen und das Verlangen nach dem Licht, das der Herr denen, die ihm nachfolgen, verheißt hat. So entstand eine Reihe von Schriftbetrachtungen, die eigentlich nur für mich selbst bestimmt waren. Da wurde ich auf das Hauptwerk Bernhards von Clairvaux, „Über die Betrachtung“, ein herrliches Buch, aufmerksam, das auch aus dem Bedürfnis entstanden ist, im Lichte der himmlischen die irdischen Dinge und damit das Verhältnis des Glaubens zum Wissen verstehen zu lernen. Bernhard schrieb es auch im Greisenalter und gedachte mit ihm allen denen, die unter seinem gewaltigen Einfluß gestanden hatten, einen letzten Liebesdienst zu erweisen. Es ist verständlich, wenn ein Pastor wünscht, denen, die ihm in seinem Amt besonders nahe standen, ein ähnliches Andenken zu hinterlassen. So habe ich jene schlichten Ruhestandsbetrachtungen drucken lassen und sende sie zunächst dem kleinen Kreise von Pastoren, die ich in den 24 Jahren meiner Amtstätigkeit in ihr Amt einführen durfte, als einen herzlichen Abschiedsgruß mit einem innigen Segenswunsch.“ Es sind 19 feine, gedankenreiche Betrachtungen, die hier der Verfasser bietet. F. B.

Herr, ich warte auf dein Heil! Eine Erzählung aus den Tagen vor der Geburt unsers Herrn Jesu. Zweite Auflage. 197 Seiten. Verlag von G. E. Vogel, Seehcim, Hessen. Preis: M. 2; geb. M. 2.50.

Von dieser Erzählung schreibt uns der Verleger: „Das Buch ist nicht allein der Unterhaltung gewidmet, sondern verfolgt die erste Aufgabe, das Forschen in der Heiligen Schrift zu vertiefen, die damalige Zeit und Volksverhältnisse in bezug auf das Kommen des Herrn zu klären, die Sehnsucht nach dem zweiten Kommen des Herrn Jesu zu stärken, von Menschengedanken und Menschenwegen ab zur Stunde Gottes hinzuweisen und die Hingabe im Gehorsam des Glaubens zu bauen.“ Das trifft zu. Pastoren, Lehrer und gebildete Laien werden die Lektüre dieses Buches ebenso glaubenstärkend als instruktiv und spannend finden. In Deutschland war die erste Auflage in acht Wochen vergriffen, und noch vor Weihnachten wird die dritte erscheinen. F. B.

Monistische und christliche Ethik im Kampf. Von N. H. Grümacher. 76 Seiten. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. M. 1.60.

Seit etlichen Jahren macht in Deutschland viel von sich reden der Monismus, dessen Hauptgründer Hädel ist, und dessen gegenwärtige Exponenten vornehmlich Ostwald, Arnold, Hornesser, Maurenbrecher, Kleinpeter, Zobl und ähnliche radikale Geister sind. Das Interesse weiterer Kreise hat der Monismus auf sich gezogen insonderheit durch sein Versprechen, eine neue, zeitgemäße Ethik zu schaffen. Die Hohlheit dieses Versprechens und Nichtigkeit aller monistischen Versuche in dieser Richtung weist schlagend nach die vorliegende Schrift Grümachers, deren drei Abschnitte folgende Überschriften tragen: „1. Die materiellen Ziele der monistischen Ethik; 2. Die formale Bestimmung der Sittlichkeit in der monistischen Ethik; 3. Die monistischen Einreden gegen die christliche Sittlichkeit.“ Die Darstellung ist allgemein verständlich gehalten und setzt Fachkenntnisse nicht voraus. F. B.

Religionspsychologie und Apologetik. Von Lic. E. Pfennigsdorf.
96 Seiten. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.
Preis: M. 2; geb. M. 2.50.

Diese höchst interessante und in vieler Beziehung instruktive Schrift zerfällt in zwei Teile. Der erste handelt vom Wert der Religionspsychologie für die apologetische Theorie und setzt sich zugleich kritisch auseinander mit Tröltzsch, Wobbermin, James, Starbuck, Wundt und Ebbinghaus und ihren religionspsychologischen Methoden und Versuchen. Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem Wert der religiösen Individualpsychologie für die apologetische Praxis. Von der sogenannten „Lüge des Bewußtseins“ schreibt der Verfasser: „Hätten wir es nur mit den völlig Aufrichtigen zu tun, dann brauchte uns um den Erfolg unserer Arbeit nicht bange zu sein. Aber die weitaus meisten Menschen werden auch in den Weltanschauungsfragen von unterirdischen Motiven geschoben, von Motiven, die sie oft selbst als solche nicht kennen und die sie nicht Wort haben möchten, wenn andere auf sie hinweisen. Was den widerchristlichen Weltanschauungen trotz ihrer Trostlosigkeit und Ode, trotz ihrer unwissenschaftlichen Begründung, trotz ihrer sittlichen Schwäche doch einen gewaltigen Vorsprung bei der großen Masse sichert, das ist ihre Verbindung mit jenen dunklen selbstlichen Instinkten der Menschennatur, die schließlich in dem Gegensatz und Widerwillen gegen Gott selbst als den Heiligen und Gerechten ihre Wurzel haben. Man will leben und bleiben, wie man ist. Man will sich keinerlei Schranke ziehen lassen im Lebensgenuss. Man will vor allen Dingen von einer Verantwortung nach diesem Leben nichts wissen. Man möchte aber auch auf das Bewußtsein, ein guter Mensch zu sein, auf keinen Fall verzichten. Und um dies letztere festhalten zu können, vollzieht sich nun eine Art von Selbstbetrug. Der Intellekt tritt in den Dienst der starken sinnlich-egoistischen Triebe und läßt die idealen Motive als die bei der Bildung der Weltanschauung allein wirksamen erscheinen. Dieser Vorgang ist uns allen aus eigener Erfahrung bekannt. Wir wissen manchmal selbst nicht, von welchen Motiven wir eigentlich getrieben werden. Wir sind immer in Gefahr, uns andere, höhere Motive anzulügen, als die wirklich sind, die unsere Handlungen bestimmen. Gerade unsere besten Taten unterliegen fort und fort der Gefahr, durch unlauntere egoistische Motive verunreinigt zu werden. Man denke etwa an die Wohltätigkeit! Wie oft ist es da nicht die Rücksicht auf den guten Namen oder auch die Bequemlichkeit, die sich mit irgendeiner Summe loskauft, das treibende Motiv, wenn nicht gar, Titel, Orden und Ehrenzeichen, während der Intellekt ganz andere, edele Motive vorpiegelt. Ist diese Einbildung falscher Beweggründe selbst wieder von dem Wunsche geleitet, sich den wahren Grund oder Zweck des Willens zu verdecken, dann haben wir die „Lüge des Bewußtseins“ (der Ausdruck stammt von H. Schwarz, der in seiner Psychologie des Willens meines Wissens zum ersten Male den betreffenden Vorgang scharf analysiert), das heißt, die Lüge des Vorstellens oder Denkens über das, was dieses Vorstellen oder Denken als Wert oder Wille tatsächlich lenkt. Diese Lüge droht dem Menschen immer nur dann, wenn er Ursache hat, über die Art seines Willens sich selbst zu täuschen, wenn er also Motiven folgt, die, wenn sie als solche bewußt werden, das Gefühl der Mißbilligung ihm eintragen. Das Widerstreben gegen das Selbstgericht ist es, was uns bestimmt, minderwertige oder uns beschämende Motive uns zu verbergen, dagegen höhere und bessere Motive uns anzulügen. Wie ver schlagen zeigt sich das Menschenherz, wenn es gilt, die eigenen Fehler zu entschuldigen, zu bemänteln oder gar im Lichte von Vorzügen erscheinen zu lassen! Wie gern nennt man Menschenfurcht Rücksicht, Härte Festigkeit, sittliche Trägheit Gottvertrauen, Engherzigkeit Überzeugungstreue! Wie leicht verdeckt sich hinter dem, was wir Liebe nennen, Selbstsucht und hinter hohen idealen Zielen egoistische Streberei. Jede tiefer dringende Selbsterkenntnis zeigt uns immer von neuem, wie sehr wir der Gefahr unterliegen, uns höhere, bessere Absichten vorzutauschen, wo wir tatsächlich von niederen, selbstlichen Neigungen uns leiten lassen. Es braucht kaum gesagt zu werden, von welcher Bedeutung dieser Vorgang für das sittliche und religiöse Leben und daher auch für die Frage der Weltanschauung ist. Denn offenbar haben solche Weltanschauungen am meisten Aussicht auf Erfolg, welche es dem Menschen leicht machen, an den sinnlich-egoistischen Motiven tatsächlich festzuhalten, sich aber höhere, ideale vorzutauschen. Die christliche Weltanschauung tut das nicht. Sie setzt das Bewußtsein innerer

Verlorenheit voraus und ist daher der Todfeind aller sittlichen Selbstbeschwönigung. Der Gedanke des persönlichen Gottes, als des unbedingt Guten, der im Mittelpunkt der christlichen Weltanschauung steht, weckt das Gefühl der Verantwortlichkeit und nötigt zu immer neuer Selbstprüfung und rückhaltloser Selbstkritik. Die heilige Liebe Gottes, wie sie in der Hingabe Jesu Christi sich der Welt kundtut, offenbart zugleich die furchtbare Macht der Sünde und trifft dadurch die Lust an ihr tödlich. Das alles sind Momente, die dem natürlichen Menschen zuwider sind, weil sie ihn zum Selbstgerichte treiben. Um diesem Selbstgerichte zu entgehen, gibt es für ihn nur ein Mittel, die Lüge des Bewußtseins, den Versuch, höhere, ideale Gründe für die Ablehnung der christlichen Weltanschauung in Anspruch zu nehmen, etwa Motive wissenschaftlicher, sittlicher, ästhetischer oder auch religiöser Art.“ (S. 55 ff.) Pfennigsdorf ist, wie auch die uns vorliegende Schrift zeigt, ein Vertreter der modernen positiven Theologie, die bekanntlich im Interesse der Apologetik dem Zeitgeiste allerlei verderbliche Konzessionen macht. F. D.

Der Brief an die Hebräer, ausgelegt von D. Eduard Riggensbach, a. o. Professor der Theologie in Basel. LI und 460 Seiten. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 12; geb. M. 13.50.

Zur Charakterisierung der theologischen Stellung des vorliegenden Kommentars (Band XIV des Jahnschen „Kommentars zum Neuen Testament“), der philologisch auf der Höhe der Forschung steht, mögen hier einige Aussprüche des Verfassers folgen, zunächst die Person Jesu betreffend. S. XXXVII: „Wenn der Hebräerbrief vom Sohne Gottes redet, geht er von der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu Christi aus (1, 1 f.), faßt diese aber nach ihrem übergeschichtlichen Verhältnis zu Gott ins Auge und schreibt ihr vollen Anteil an Gottes Wesen und Walten, also auch nach vorwärts und rückwärts an Gottes Ewigkeit zu.“ S. 9 ff.: „Der Sohn steht somit in einem Verhältnis enger Zugehörigkeit zu Gott. Er hat seinen Ursprung in Gott wie der Glanz im Lichte und der Siegelabdruck im Stempel. Er bringt in Wesen und Erscheinung die Eigenart Gottes zum Ausdruck. An ihm kommt nicht bloß, wie an der Kreatur, eine Seite des göttlichen Wesens zur Veranschaulichung. Er vermittelt auch nicht nur wie ein undeutliches Spiegelbild einen mangelhaften Eindruck von dem, was Gott ist, vielmehr ist er in seiner Person eine adäquate, einheitliche und allseitige Selbstdarstellung Gottes. Die Frage nach Zeit und Art der Entstehung dieses Verhältnisses wird gar nicht aufgeworfen. Ein spekulatives Interesse liegt dem Verfasser fern. Ihm ist es nur darum zu tun, verständlich zu machen, wie erhoben die Person des Mittleres der Offenbarung ist, und wie vollkommen sich in ihr Gott der Welt erschließt. Der Sohn ist nämlich nicht nur Mittler der Schöpfung, sondern vermöge seines Verhältnisses zu Gott dauernd der lebendige Grund und Halt des Alls; conf. Kol. 1, 17. Mit einem auch der jüdischen Theologie geläufigen Ausdruck nennt der Verfasser dies ein *πέποι* τὰ πάντα, wobei sich mit der Vorstellung des Tragens, also der Überwindung aller den Bestand gefährdenden Kräfte, diejenige der Hinföntung zu dem ins Auge gefaßten Ziele verbindet. Zu diesem *πέποι* bedarf es nur der Willensäußerung des Sohnes, da seinem Worte dieselbe Kraft eignet, die seiner Person innewohnt, und es also an Wirkungskraft nicht hinter dem göttlichen Schöpferwort (11, 3) zurücksteht.“ S. 15: „Der Sohnesname, der nach B. 5 und 8 mit dem *διοφωτιστον ὄνομα* allein gemeint sein kann, eignet zwar dem geschichtlichen Christus und benennt das einzigartige Verhältnis, in welchem der messianische König zu Gott steht. Aber in der Person Jesu hat er eine neue Beziehung erhalten, insofern es sich hier zeigte, daß jenes Verhältnis der Zugehörigkeit erst in der Wesensgemeinschaft mit Gott, welche dem Sohn in seinem übergeschichtlichen Dasein zukommt (B. 3), seine vollkommene Erklärung findet. Demgemäß ist dem Sohn der ihm auszeichnende Name nicht erst bei der Auferstehung zuteil geworden, auf welche seit Theodoret viele Erklärer das Perfect *κατήρησάνθησαν* beziehen, sondern eignet ihm als dauerndes Bestium, seitdem die alttestamentliche Weissagung (2 Sam. 7, 16; Ps. 2, 7; 89, 27 f.) den Sohnesnamen promulgiert hat. Mit seiner menschlichen Geburt ist also der Sohn nur in den tatsächlichen Besitz des ihm längst zugefallenen Erbes getreten.“ S. 264: „Als der in vollkommener Wesensgemeinschaft

mit dem *θεός αιώνιος* (Röm. 16, 26; Hiob 33, 12; Jes. 26, 4; 40, 28) stehende Sohn Gottes (Hebr. 1, 1—3) besaß Christus auch während seiner Erdentage ein *πνεῦμα αἰών*, als wirksamen Grund seines Personlebens und damit die *δύναμις* einer *ζωῆ ἀκατάλυτος* (7, 16).“ S. 22: „War schon der Herrscherthum des davidischen Königs im Grunde Gottes Thron (cf. 1 Chron. 29, 23; 28, 5) und der König nur der Stellvertreter Gottes, so darf der Thron des erhöhten Christus mit noch viel mehr Recht der ‚Thron Gottes‘ heißen, so gewiß Christus an Gottes Wesen und Herrlichkeit Anteil hat (B. 3) und also geradezu mit ‚Gott‘ angeredet werden kann.“ Vom Opfer Christi lesen wir S. 288 f.: „Die israelitische Volksgemeinde bekennt durch den Mund des Propheten im Gegensatz zu ihrem früheren Urteil, daß das schwere Leiden des Knechtes Jahves nicht die Strafe für eigene Verfehlungen, sondern die Folge der Verschuldigungen seines Volkes sei. Mit dem, was er erduldet, büßt er die Verschuldung der Gemeinde. Ob der Verfasser des Hebräerbrieves den Ausdruck ganz in demselben Sinn verwendet, wie er im Alten Testament gemeint ist, läßt sich allerdings fragen, zumal nicht ein eigentliches Tüdel vorliegt. Auf der andern Seite widerstrebt im Zusammenhang des Hebräerbrieves nichts dem Verständnis der Worte nach Maßgabe der alttestamentlichen Stelle. Im Gegenteil empfiehlt sich dieses als das dem Kontext am meisten entsprechende. Der eine Christus hat damit die Sünden vieler getragen, daß er in seinem Sterben die Straffolge der Sünde erduldet. Sein Leiden hat stellvertretende Bedeutung, und zwar gerade als Opfer. Die beiläufige Bemerkung läßt erkennen, worin für den Verfasser die sühnende Wirkung des Opfers begründet liegt. Mag er auch lange nicht überall, wo er den Kanon (9, 22) handhabt, daß Sündenvergebung nicht ohne Blutvergießen zu erlangen ist, sich darüber Rechenschaft geben, warum die *αἵματοςχρυσία* die Vergebung ermöglicht, sondern sich mit der durch das Alte Testament und die Opferpraxis gegebenen Tatsache begnügen, so zeigt sich hier doch, daß sofort der Gedanke an die Stellvertretung aufsteigt, sobald die Reflexion über den Grund der Opfersühne erwacht.“ S. 288: „Der Gedanke, daß der Knecht Jahves die Sünden der Gemeinde trage, lehrt in Jes. 53 (LXX) dreimal wieder, nämlich außer B. 12 noch B. 4: *οὗτος τὰς ἀμαρτίας ἡμῶν* (hebräisch: וְזֶה; cf. Matth. 8, 17) *φέρεי* = *ἔσθῃ* wie B. 12; ferner B. 11: *καὶ τὰς ἀμαρτίας αὐτῶν αὐτὸς ἀνοίσει* = *ἴδο*. Die Meinung des Propheten ist namentlich B. 12 gar nicht zu verkennen: *ἀνθ' ὧν παρεδόθη εἰς θάνατον ἡ ψυχὴ αὐτοῦ καὶ ἐν τοῖς ἀνόμοις ἐλογίσθη, καὶ αὐτὸς ἀμαρτίας πολλῶν ἀνήνεγκε καὶ διὰ τὰς ἀνομίας αὐτῶν παρεδόθη*. Es beruht auf absichtlicher Umdeutung, wenn im Targum des Pseudo-Jonathan Jes. 53, 11 f. das Tragen der Sünde durch ein Fürbitteten für die Sünden' ersetzt wird.“ (Cf. 260. 266. 270. 284. 285. 301. 304. 307.) Über die *Inspiration* läßt sich Riggenbach nicht ex professo vernehmen. Aus gelegentlichen Andeutungen aber geht hervor, daß er die Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift nicht vertritt. So läßt er z. B. nicht als messianisch gelten Ps. 2. 45. 102. 95. 110 (S. 17. 21. 22. 77. 192), und mit Bezug auf den Hebräerbrieff selbst bemerkt er S. 276: „Bei der Wiedergabe des Schriftworts schließt sich der Verfasser nur im Allgemeinen an den Text der LXX an, wogegen er im einzelnen mehrfach ohne erkennbaren Grund von ihm abweicht. Das erklärt sich sehr einfach, wenn er die Stelle aus dem Gedächtnis zitiert. Hierfür spricht auch der Umstand, daß er der Erzählung einige im Alten Testament nicht überlieferte Züge beifügt, die er entweder der Tradition entnimmt oder vermöge ungenauer Erinnerung aus parallelen Schriftstellen einsieht.“ (Cf. S. 4. 72. 82. 110. 276.) Riggenbach bezeichnet Barnabas als den Verfasser des Hebräerbrieves und bestreitet seine sachliche Abhängigkeit von Philo. (Cf. S. XXXVIII. 110. 120.) F. B.

Mein Leben unter den Blaujaden. Von Agnes Weston. Mit Genehmigung der Verfasserin nach der siebenten englischen Auflage bearbeitet von Almutz Gödel. Zweite Auflage. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. Preis: M. 4.

Agnes Weston hat nun schon länger als ein viertel Jahrhundert eine großartige Arbeit in der englischen und amerikanischen Kriegsmarine geleistet. Sie ist die Begründerin der englischen Seemannshäuser, für die sie gegen fünf Millionen

Dollars gesammelt hat. Ihr Bestreben war dabei vornehmlich gerichtet auf die Hebung der Religion und Sittlichkeit (insonderheit der Mäßigkeit und Abstinenz) in der Marine. Die religiöse Stellung Miss Wexons, die sich selbstverständlich auch ihrem Buche stark aufgedrängt hat, wird am besten charakterisiert als non-sectarian, doch so, daß dabei ein methodistischer Zug stark hervortritt. Die Schilderung ist anschaulich und lebendig; die Übersetzung gelungen. F. B.

Herrscher, herrsche! Rufe und Skizzen von Paul Le Sœur. Verlag von Martin Barmack, Berlin.

Es ist dies ein feuriger Appell an das deutsche Volk zur tatkräftigen Arbeit im Reiche Gottes, insonderheit in der Mission, und zur baldigen Aufrichtung der Herrschaft Christi über die Welt. Die Schrift atmet ganz den Geist John Rotts und der von ihm ins Leben gerufenen Missionsbewegungen, die undogmatisch und gleichgültig gegen die Lehrenterschiede und auch nicht frei von Schwärmerei alles Gewicht legen auf praktisches Christentum und soziale Missionstätigkeit. Die Verbalinspiration gibt der Verfasser mit folgenden Worten preis: „Sie [die Dogmatiker] umgaben die Bibel mit dem schützenden Ball des Dogmas von der Verbalinspiration, der buchstäblichen Irrtumslosigkeit. Aber seit Lessings Tagen ist diese Mauer unaufhaltsam abgetragen. In der Theologie ist jenes Dogma, das nachweisbar falsch und unbiblisch (vgl. z. B. Lut. 1, 1—4; 1 Kor. 1, 16; 13, 9. 12) ist, endgültig erledigt, wenn es auch in der Gemeinde noch durch manche schmerzliche Zudungen geht. Wollen wir das beklagen? Man kann die Wahrheit nie beklagen, denn sie ist von Gott. Die neugewonnene Erkenntnis macht uns nicht ärmer, sondern reicher, wenn wir sie recht benutzen. Sie löst uns von einem öden, mechanischen Gebrauch der Bibel, sie macht uns vom tödenden Buchstaben frei und offen für den lebensschaffenden Geist, den Heiligen Geist, der in den biblischen Schriftstellern wirksam ist.“ (S. 107.) Über die Zustände in den Landeskirchen lesen wir: „Es scheint mir einer der schwersten Mängel in der Erziehung der werdenden Pfarrer zu sein, daß die Kirche weder solche Belehrung gründlich fordert, noch sich um sie bemüht. Gewiß ist es nicht überall gleich schlimm. Es hängt vieles von örtlichen Verhältnissen und alles von Persönlichkeiten ab. Aber daß man Gymnasium und Universität samt den Kandidatenjahren bis zur Ordination durchlaufen kann, ohne daß die Kirche auch nur den leisesten Versuch macht, dem zukünftigen Pastor in seinem inneren Leben zu helfen, weist auf einen tiefen Schaden hin.“ (S. 111.) „Schaut man auf die andern kirchlichen Ämter, so wird es gar schlimm. Wie unendlich bescheiden sind die Ansprüche, die man an das innere Leben von Gemeindevorstehern, Synodalen usw. stellt! Herrliche Christen gibt es darunter, aber daneben so manchen, dessen Hauptbeziehung zur Kirche seine Unkirchlichkeit ist.“ (S. 111.) „Das heiligste innere Recht, das die Kirche verleihen kann, die Teilnahme am Tisch des Herrn — wie billig wird es hergegeben! Großstadtkinder, die heute noch den „Pfaffen“ ins Angeficht verhöhnen, über das Heilige spotten, werden morgen konfirmiert und zum Abendmahl zugelassen! Ein Berliner Pastor pflegte den Kirchendiener mit in die Konfirmandenkunde zu nehmen, um sich vor Prügel seitens seiner Konfirmanden zu retten. Ein Hamburger zog den Schutzmann vor. Ist nicht da die neueste Kinderkommunion der römischen Kirche noch besser? Man kann doch eher einem harmlosen Knaben oder Mädchen von sieben Jahren das Abendmahl reichen, wenn sie auch gar kein Verständnis davon haben, als einem, der es verpöthet! Dann wird am Abend geraucht und getrunken und getanzt, und nun ist man der kirchlichen Pflichten ledig — ein mündiges Glied der Kirche! Das höchste äußere Recht, das aktive und passive Wahrheit, hat jeder, der nicht gerade im Zuchthaus war, wenn er nur die Kirchensteuer zahlt. Was schelten wir über römischen Ablasshandel? Es dürfte kaum einen Regelklub geben, der so geringe Anforderungen an seine Mitglieder stellt. Kann man sich wundern, daß die Welt die Achtung vor einer Kirche verliert, die so wenig Selbstachtung zeigt? Eine menschliche Gemeinschaft, die keine Kraft hat, im eigenen Kreise Zucht zu üben, muß ja verpumpten.“ (S. 112.) F. B.

Theodor Benzingers Lichtbilderverlag, Stuttgart, hat uns zugesandt:

1. „Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—1815.“ Lichtbildervortrag von O. Dambach.
2. „Im alten Ägypten.“ Lichtbildervortrag von Dr. Fr. Kösch.

3. „Bilder aus der Reformationsgeschichte Deutschlands.“ Lichtbildervortrag zu 56 Bildern. Auf Veranlassung des Evangelischen Bundes herausgegeben von Konfistorialrat Dr. Hermens.

4. „Volkleben im Lande der Bibel.“ Lichtbildervortrag von Dr. J. Benzinger.

5. „Auf Jesu Spuren durchs Heilige Land.“ Lichtbildervortrag von Lic. theol. Paul Volz.

6. „Die neuesten Ausgrabungen in Palästina.“ Lichtbildervortrag von Dr. J. Benzinger.

7. „Geschichte Israels.“ Lichtbildervortrag (vorzugsweise nach den Denkmälern) von Dr. J. Benzinger.

8. „Die Entwicklung des Flugwesens.“ Lichtbildervortrag von A. Hilbrandt.

9. „Graf Zeppelin und sein Luftschiff.“ Lichtbildervortrag von Dr. Hugo Edener.

10. „Das Leben Jesu vorwiegend nach der deutschen Kunst.“ Lichtbildervortrag von D. Koch.

11. „D. Martin Luther.“ Lichtbildervortrag von D. G. Buchwald.

12. „Die Geschichte von der Geburt unsers Herrn.“ Christandacht mit 20 Lichtbildern nach W. Steinhäufen. F. B.

THE BIBLE AND THE PUBLIC SCHOOLS. Educational League, Box 328, Elgin, Ill. Price, 25 cts.

Dieses Pamphlet bietet das unverfälschte Urteil des Obergerichts in Illinois gegen das Lesen der Bibel in den öffentlichen Schulen und zugleich die Aktion der Staatslehrer zur Aufhebung dieses Urteils. Hieraus geht schon hervor, daß die Verfasser dieses Pamphlets eine klare Erkenntnis von dem Unterschied zwischen Staat und Kirche nicht haben, wie das leider unter Papisten und Sekten allgemein ist. Das Pamphlet liefert zugleich Material (römische und andere Aussprüche) dafür, wie die Hierarchie unsere Staatschulen haßt, verleumdet und zu ruinieren trachtet, und wie kühn, aufbringlich und tenax propositi sie ist mit ihrer Forderung von Staatsgeldern für ihre Kirchenschulen, die im letzten Grunde keinen andern Zweck haben, als die von Gott gesetzte Obrigkeit aus dem Staate und Christum aus der Kirche zu verdrängen, und das alles unter der heuchlerischen Maske der Frömmigkeit und des Patriotismus. Bezogen werden kann das Pamphlet auch vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. F. B.

Wartburg Publishing House, Chicago, hat uns zugesandt:

1. „Christology, or the Doctrine of the Person of Christ.“ Outline Notes Based on Luthardt, by Revere Franklin Weidner, D. D., LL. D., Professor of Theology in the Chicago Lutheran Theological Seminary. (\$1.00.)

2. „Die Augsburgische Konfession in kurzem Überblick.“ Referat von Prof. J. E. Nebe, D. D., Wittenberg-College, Springfield, O. Separatdruck aus der „Kirchlichen Zeitschrift“ der Iowa-Synode. (10 Cts.) F. B.

A BRIEF HISTORY OF MODERN PHILOSOPHY. By Dr. Harold Höffding. Authorized Translation by Charles Finley Sanders. The Macmillan Co., New York. Price, \$1.50.

Dr. Harold Höffding ist Professor der Philosophie an der Universität in Kopenhagen. Seine philosophischen Schriften zeichnen sich aus durch Klarheit, Kürze und relativ nüchternes Urteil. Auch in America haben sie Anklang gefunden, und außer der uns vorliegenden „Brief History of Modern Philosophy“ sind ins Englische übertragen worden seine Psychologie, Ethik, Probleme der Philosophie und Religionsphilosophie. Die vorliegende Geschichte beginnt mit der Renaissance und führt herab bis in die Gegenwart: Avenarius, Nietzsche, Eucken und James. Wer ein Buch über diese Periode der Philosophie wünscht in fleißiger Darstellung ohne unterbrechende Fußnoten und die Lektüre störende Quellenangaben, dem kann Höffdings Schrift empfohlen werden. Die englische Übersetzung liest sich glatt wie's Original. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Dem Wisconsin-Distrikt unserer Synode lagen mehrere Eingaben vor betreffend Vereinigung mit der Wisconsin-Synode. Etliche befürworteten eine Vereinigung mit der Wisconsin-Synode, soweit sie ihre Glieder in diesem Staate hat, zu einer Staats-Synode, zur Synode von Wisconsin. Andere gehen weiter und wollen eine Verschmelzung zunächst der ganzen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten mit der ganzen Synode von Wisconsin, dann aber auch aller rechtgläubigen Synoden unser Landes zu einem großen Synodalkörper. Ersteren Plan hielt die Synode nicht für erfpriehlich. In bezug auf den zweiten Plan wurde dieser Teil des Komitee-berichts angenommen: „Was endlich drittens eine Vereinigung aller zur Synodalkonferenz gehörigen Synoden zu einem großen Synodalkörper betrifft, so ist Ihr Komitee der Ansicht, daß wir ein solches Bestreben nicht brünstig genug wünschen und nicht eifrig genug fördern können. Dann, bei Vereinigung aller rechtgläubigen Synoden, würden, das hoffen wir, alle Sonderinteressen aufhören, wenigstens auf ein Minimum herabsinken. Alle würden nur ein großes Ziel im Auge haben, die Ausbreitung der wahren lutherischen Kirche. Eine solche Vereinigung in die Wege zu leiten, können wir, der Wisconsin-Distrikt, jedoch nur veranlassen, nicht bewerkstelligen, denn wir sind nur ein Teil eines großen Körpers. Wir empfehlen daher drittens, daß unser Distrikt die im nächsten Jahre tagende Delegatensynode ersuche, die Frage der Vereinigung aller rechtgläubigen Synoden unser Landes zu einem großen Körper in die Hand zu nehmen und durch geeignete Personen so bald als tunlich mit den andern Synoden in Unterhandlung zu treten. Will endlich unser Distrikt noch ein übriges tun, so kann er insofern schon vorbereiten, daß er diese Beschlüsse in Form eines Zirkulars an alle Pastoren unserer Synode und der andern Synoden der Synodalkonferenz sende. Durch die Pastoren wird ja die Sache an die Gemeinden gelangen, die ihrerseits dann Stellung nehmen können, so daß im nächsten Jahre alle Delegaten instruiert auf die Allgemeine Synode ziehen können.“

E. P.

Der Wisconsin-Synode lag dieselbe Frage vor und außerdem noch ein Vorschlag eines von der Allgemeinen Synode beauftragten Gesamtkomitees der Synoden von Wisconsin, Minnesota, Michigan und Nebraska über Verschmelzung der genannten Synoden. Dieses Komitee berichtete: „1. Die jetzt bestehenden Synoden vereinigen sich zu einer Synode durch Übertragung aller ihrer Rechte an die Allgemeine Synode, welche sich dann in einzelne Distrikte teilt. 2. Wir empfehlen, daß diese Allgemeine Synode in geographische Distrikte eingeteilt werde, und daß die jetzt bestehenden Synodalgrenzen bei der Neueinteilung nicht berücksichtigt zu werden brauchen. 3. Alle Anstalten der einzelnen Synoden sowie alles andere Eigentum soll der Allgemeinen Synode übertragen werden. 4. Wir halten dafür, daß jede Synode für ihre jetzigen Schulden verantwortlich ist und sie abtragen sollte.“ Dieser Bericht wurde angenommen. Betreffs der Vereinigung mit der Missouri-Synode, resp. dem Wisconsin-Distrikt der Missouri-Synode nahm die Synode folgenden Komiteebericht an: „Die Synode erkennt den vielfach ausgesprochenen Wunsch nach Vereinigung unserer Synode mit der Missouri-

Synode, zunächst in unserm Staate, als berechtigt an, weil er eine verständige Abgrenzung der synodalen Arbeitsgebiete in dem ursprünglichen Sinne der Synodalkonferenz bezweckt. Weil wir aber in der Allgemeinen Synode in Verbindung stehen mit mehreren andern Synoden, deren äußere Verhältnisse wir durch einseitiges Handeln in dieser Frage schädigen würden, so müssen wir zuerst mit diesen Synoden über die bewegte Sache ins Einzelne kommen. Es sei deshalb beschlossen, daß ein Komitee eingesetzt werde, das 1. über die angeregte Vereinigungsfrage mit den Synoden von Minnesota, Michigan und Nebraska verhandle; 2. das dann auf der also gewonnenen Basis in Verbindung mit den Komitees der mit uns verbundenen Synoden mit der Synode von Missouri oder dem Wisconsin-Distrikt derselben, oder wie es sonst die Lage erfordert, in Verbindung trete und verhandle und 3. unserer Synode so bald als möglich darüber berichte.“
E. P.

Daß die norwegische Vereinigungssache noch nicht zum Abschluß reif ist, zeigt auch dieser Ausspruch des *United Lutheran*: “We hope there will be no rush work in this union matter. The United Church has much work yet to be done before she is ready to dissolve her organization and consolidate with the Norwegian Synod and the Hauge’s Synod, or even to federate with them. And as for the Synod, it would seem that the very respectable minority in opposition to the committee mandate for preparatory plans would serve as a wholesome check on hasty or ill-advised action in the union matter. If there are still many men in the Synod who are convinced that there is good ground for diverse interpretation of the Madison Agreement, there is no reason why they should be disregarded in the further steps toward union. We of the United Church desire union with no man or set of men who do not unqualifiedly admit the historical validity of the two forms of the doctrine of Election. That is well understood. The ‘Opgjøer’ is our platform in this matter, and sooner than a union based *a priori* upon discord and disharmony, we infinitely prefer to stand alone as hitherto. We sincerely hope that the men of the Synod minority may come to a like view with their majority brethren, and that at the cost of no conviction. Absolute oneness in every detail of interpretation cannot be expected of independent minds, nor would such mental atrophy be a good basis for union. The individual mind must be allowed some freedom of range and vision. When agreed in doctrines that are fundamental and essential, a mutual respect for others’ mentality is always in order.” — Er weiß, es sind verschiedene Auffassungen da von dem „Opgjøer“; aber das soll nicht hinderlich sein. Er besteht auf Anerkennung der sogenannten zwei Lehrformen. Er will unbedingt das *intuitu fidei* gewahrt haben. Und was sich da alles dranhängt, lehrt die Erfahrung. Und daß man sich im allgemeinen geeinigt hat, allen Synergismus zu verwerfen, macht das *intuitu fidei* noch nicht harmlos, da die Definition von Synergismus bei verschiedenen Leuten eine verschiedene ist. Die Minorität hat durchaus recht in ihrer Forderung, daß erst eine klarere Basis geschaffen werden muß, als das „Opgjøer“ sie bietet. — Nachdem dies bereits geschrieben war, sahen wir in der ohioischen „Kirchenzeitung“ folgende Betrachtung zu der Abstimmung in der Norwegischen Synode, die oben Gesagtes noch bestätigt: „Diese Abstimmung dürfen wir alle mit Freuden begrüßen; denn sie stellt einen großen Sieg der Wahr-

heit dar. Die Thesen, die zwischen den drei norwegischen Synoden nun das Einigungsband bilden, vertreten die alte Wahrheit unserer lutherischen Kirche bezüglich der Lehren von der Befehrung und Gnadenwahl. Mit diesen Thesen stellen sich die Norweger samt und sonders auf die Seite aller treuen lutherischen Väter, auch derer in ihrem eigenen Vaterlande. Die Lehren, für die wir so lange gegen Missouri gefochten haben, sind also auch von fast dem gesamten norwegischen Flügel unserer Kirche hierzulande anerkannt worden. Gott sei Dank dafür! Missouris Bemühungen sind nicht gelungen, werden hoffentlich auch fernerhin in dieser Richtung weder bei den Norwegern noch sonst jemand gelingen.“ E. P.

Zu dem in Aussicht stehenden Reformationsjubiläum macht der *Lutheran Standard* eine doppelte Bemerkung. "One of them emanates from the General Synod, which, at its convention recently held at Atchison, Kans., seemed to favor a pan-Protestant celebration of the mighty event." Da macht er mit Recht geltend, daß das nicht geht; der Name "Protestant" deckt zu heterogene Elemente. Da müsse man den Billy Sunday, Washington Gladden und P. Russell auch mit hineinnehmen. Mit vollem Recht sagt er: "A Lutheran celebration for Lutherans! That one thing ought to be decided in advance of the centennial. If the looser element in the General Synod cares anything at all for the Lutheran union of which it so often prates, let it sit down and allow the Lutheran Lutherans of the land to plan this centennial. The strongest blow we could deal to Romanism and to Liberalism both would be to let whatever is done among us to commemorate the Reformation centennial be controlled by very conservative Lutheran spirit." — Die andere Anmerkung ist die: Es sollten aber auch alle wirklichen Lutheraner zusammenfeiern. Er hat gehört, daß man innerhalb der Missourisynode davon redet, zum Gedächtnis der Reformation eine lutherische Universität zu gründen. Da meint er, das gehe ganz gut. Die lutherische Kirche habe alles reichlich, was dazu nötig sei. Nur solle das nicht eine Synode allein unternehmen. "Whether we can secure sufficient unanimity is the only question. We do not think that even so strong a body as the Synodical Conference ought to undertake this work single-handed. All of us real Lutherans ought to get together for such a project. And if we did nothing else in a material way than launch this university, we would have well marked the centennial anniversary." Nun hat die Missourisynode als solche noch kein Wort von einer zu gründenden Universität gesagt. Aber wir wollen gern mit allen wahren Lutheranern zusammenarbeiten, nicht nur eine Universität, sondern, was viel mehr ist, Gottes Reich und Kirche mit ihnen gemeinsam bauen. Die Voraussetzung ist natürlich Einhelligkeit in Lehre und Bekenntnis. Sonst wäre nur ein gradueller Unterschied zwischen diesem Zusammenwirken und dem andern, das er selbst als ungehörig abgewiesen hat. Der *Standard* sprach sich kürzlich so aus, daß er eine Lehre perhorresziere, nach der das bessere Verhalten gegenüber der berufenden Gnade den Erklärungsgrund abgebe, warum die einen vor den andern befehrt werden. Das sei allerdings Synergismus und schände die sola gratia. Aber das lehre ihre Synode nicht. Und wenn einzelne so geredet hätten, dann sei das einmal nicht die Stimme der Synode, und zum andern verständen wir diese Leute nicht. Wenn der *Standard* uns darüber Aufklärung und Beruhigung geben kann, daß es hier zur Verständigung kommt, dann ist

das eigentliche Hindernis der Einigkeit weggeräumt. Am guten Willen, sie recht zu verstehen, soll es uns nicht fehlen. E. P.

„*The American Lutheran Survey.*“ Mit diesem Titel gedenkt eine Gesellschaft in Columbia, S. C., an deren Spitze D. Greever steht, ein neues theologisches Blatt herauszugeben. Es soll wöchentlich erscheinen im Format des *Literary Digest*. Die Gesellschaft gibt Aktien heraus im Betrage von \$250,000, von denen \$125,000 schon untergebracht sind. Der Plan des Blattes ist so gedacht, daß es die folgenden sechs Abteilungen umfaßt: 1. The Editorial Department. „This department will steer it always toward the definite purposes for which the magazine is published, and will provide and determine its spirit and personality.“ 2. The Forum. „This will be the heart of the publication. All other departments will center in this one, and will yield space to it according to need. Here the great, vital questions of the day will be discussed in the ablest and most adequate way possible, by picked men from the world-wide field of thinkers and writers, to whom the questions, scheduled by the combined editorial staff, will be assigned.“ 3. Current Periodical Reviews. „In this department the gist of the thought of editors and contributors to other Church publications will be given from week to week.“ 4. Book Reviews. „This department will provide for genuine reviews of books of real merit. . . . All such books will be bought so as to make the magazine independent, and reviewers will be required to do their work according to the most thorough methods and the highest standards. Books of unusual importance will be reviewed by more than one expert at the same time, so as to present interpretations from different standpoints.“ 5. Biography. Es soll wenigstens eine Biographie im Jahr erscheinen; der Anfang soll gemacht werden mit Luther. 6. News and Statistics. „This department will present and interpret the life of the Church as shown in its activities, the third department showing the life of the Church as it appears in its thought.“ über die ganze Anlage wird im Prospekt noch gesagt: „It is to draw especially upon Lutheran talent and scholarship for its matter; its viewpoint will be Lutheran in the strict sense of the word, conservative and confessional.“ Der Preis soll \$3.00 pro Jahr betragen. E. P.

Der „*Churchman*“ hat einen Redaktionswechsel erfahren. Der *Churchman* ist gegen die Bewegung, den Namen der Episkopalkirche zu ändern, und vertritt die protestantische Sektion. Sein Redakteur trat den Eigentümern des Blattes nicht energisch genug auf, und so sucht man einen neuen Redakteur. Der Streit über Namenveränderung wird mit jeder Woche bitterer. Der *Churchman* brachte diese bittere Satire: „Can it be that some strange epidemic has infected the Protestant Episcopal Church? According to the press reports, Archdeacon Stuck, who recently excited the wonder and admiration of the country by successfully negotiating the all, but impassable steeps of Mount McKinley in Alaska, plans to appeal to the authorities for ‘a change of name.’ He wants Mount McKinley to be called Mount ‘Denali,’ which is an Indian word meaning ‘the great one.’“ Es werden Drohungen laut, daß es zum Bruch kommen werde. Selbst einzelne Gemeinden spalten sich über der Frage. Ein konservativer Führer der Episkopalen in New York sprach sich so aus: „The present is one of the most critical periods in the history of the Episcopal Church. The general convention is less than three months off, when the attempt

will be made in it to force us to become the American Catholic Church. If the measure carries, it will split the Episcopal Church without a doubt. From Milwaukee come weekly able blasts from the High Church side. We have depended upon the *Churchman*. If it breaks down at this juncture, I hardly know where we are. Our side must have some organ to present its cause, or the change will come sure." Der *Presbyterian Banner* macht zu der Situation die zeitgemäße Anmerkung: "All this portends a falling off in, if not the failure of, the movement initiated by the Protestant Episcopal Church for a conference on faith and order in the interest of Church unity. Other Churches are likely to be shy of a union movement that originates in such a hotbed of schism, and will say to the Episcopal Church, Physician, heal thyself, and pluck out the beam of thine own eye before presuming to pluck motes out of thy brethren's eyes."

E. P.

Die **Student Volunteer Movement** erhält sich und ist im Zunehmen begriffen. Der *United Presbyterian* berichtet: "The Student Volunteer Movement has a persistence and potency which at one time was not counted on for it. When the World Federation was formed in 1895, there were 599 local organizations with 33,275 members. These have grown in number to 2,320 with 156,063 members. In the United States there are now twenty student secretaries of the International Committee, twenty-one belonging to State committees, and 138 local secretaries giving their whole time to this work. Successful evangelistic meetings have been held in the State Universities of Michigan, Wisconsin, Iowa, Pennsylvania, Oregon, and Washington. The Federation was at the start organized only in North America, Great Britain, Germany, Scandinavia, and in mission colleges. Now it is well rooted in Holland, Belgium, France, Italy, Switzerland, Australasia, and South Africa."

E. P.

Über den kürzlich verstorbenen D. Briggs berichteten verschiedene Blätter, daß er in den letzten Jahren seinen Liberalismus habe fahren lassen und wieder konservativ geworden sei. Sie führten als Beweis für diese Annahme die Tatsache an, daß er in seinen letzten Schriften energisch eingetreten ist für die jungfräuliche Geburt und den Versöhnungstod Christi. Presbyterianische Blätter machen die Verächtigung, daß dieser Schluß irrig sei. Die genannten Lehren habe Briggs nie angetastet. Sein Irrtum war seine Befürwortung der „höheren Kritik“ und die verkehrte Stellung, die er der menschlichen Vernunft in Glaubenssachen anwies. Und darin habe er seine Stellung nicht geändert, wie seine letzte Hauptarbeit, sein Kommentar zu den Psalmen, zeige.

E. P.

Eine verdiente harte Abfertigung hat sich der Golbontel Carnegie geholt. Die Vanderbilt University of Tennessee gehört der Südlischen Methodistischen Kirche. Vor kurzem mußte die Frage, wem die Universität eigentlich gehöre, gerichtlich entschieden werden; und das Gericht entschied zugunsten der Methodistischen. Darauf wurde an das Staatsobergericht appelliert. Während der Fall noch in der Schwebe war, bot Carnegie der Vanderbilt University an, eine Stiftung für die medizinische Abteilung zu machen im Betrage von \$1,000,000 unter der Bedingung, daß sie sich von dem kirchlichen Einfluß losmache, da er „nicht an kirchlichen Einfluß auf Erziehung und Bildung glaube“. Carnegie wollte damit zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Die University of the South, unter der Kontrolle der

Episkopalkirche, ging damit um, in Nashville, Tenn., eine medizinische Schule einzurichten. Die Annahme der \$1,000,000 hätte die Vanderbilt University dem methodistischen Einfluß entzogen und die Gründung der Schule unter dem Einfluß der Episkopalen verhindert. Aber das College of Bishops der Methodisten wies mit Entzückung das Angebot Carnegies, des "agnostic steelmonger", wie Bischof Chandler ihn nannte, ab. Die Bischöfe sprachen die männlichen Worte aus: "We know how to endure poverty, but we have not learned, nor are we ready to be taught, how to accept gifts to which are annexed conditions that require the sacrifice of our self-respect, the defeat of the founders of the University, the renunciation of principles which we hold in common with all the churches, and the abdication of the mission of the Church of God in the field of Christian education." — Nachträglich wird nun gemeldet, daß die Board of Trustees der Vanderbilt University sich doch entschlossen habe, die angebotene Summe anzunehmen. Der *Nashville Christian Advocate*, ein methodistisches Blatt, sagt: "There are many people in the world, and some in the Church, who find it as difficult to justify the refusal of a dollar, especially of a million dollars, as to square the circle." — Das katholische *New York Freeman's Journal* sagt: "It is the first time in the history of the United States that an individual has so flagrantly affronted one of the Protestant Churches by assuming that it is in his power to induce it to abandon its principles in return for cash paid. It is a sample of what Carnegieism stands for. Carnegieism should be held up to public scorn in the interest of Christian civilization, which is so intimately bound up with Christian education."

E. P.

Die anglikanische Kirche will weder mit Heinrich VIII. noch mit der Reformation etwas zu tun haben. Vor einigen Monaten hatte Mrs. Young, Superintendentin der Chicagoer Schulen, beordert, daß aus den Lehrbüchern der Geschichte die Angabe herauslorryiert werde, daß Heinrich VIII. die anglikanische Kirche gestiftet habe. Damit ist der Chicagoer *Churchman* sehr einverstanden. Und das Standing Committee der Diözese veröffentlichte einen Aufsatz: "The English Church and the Reformation." Es erklärt, die gegenwärtige Church of England sei nicht im 16. Jahrhundert gegründet worden, weder von Heinrich VIII. noch von sonst jemand, sondern sei die alte Kirche, die seit alters in England bestanden habe. "What happened in the sixteenth century was a rejection of the supremacy over the English Church of the foreign bishop of Rome, a partial readjustment of the relations of the national Church to the English Crown, a rejection of certain medieval beliefs, and a removal of certain medieval practices which were regarded as abuses. The same Church remained, having essentially the same worship and sacraments, preserving with them direct the ancient episcopate, retaining its property and church buildings, and claiming to retain the Catholic faith, freed only from what were regarded as medieval conditions. Consequently, the English Church did not become a Protestant Church in the sense now commonly understood by the word 'Protestant' — that is, it did not become anti-Catholic, but continued to profess belief in the Catholic Church, and to accept the doctrine and practice of the ancient Catholic Councils and Fathers. It did, indeed, protest against papal claims, and what it regarded as corruptions. In this respect, it bound, and felt itself generally to be in a certain kind of alliance (though not

in close agreement), with Protestants on the Continent, and in that sense the word 'Protestant' was sometimes used by English Churchmen to describe their attitude. But the Church of England never adopted Protestantism as its essential name, and that word has now come to have a different meaning than it has either in English literature or in the legal name which the Protestant Episcopal Church in this country adopted after the Revolutionary War." Der Aufsatz schließt damit: "In 1534, the convocation declared that 'the bishop of Rome hath not by Scripture any greater authority in England than any other foreign bishop.' This completed the process of casting off papal government over the English Church, but it left the Church the same, which still claimed to be the ancient Catholic Church of England." — Nach dieser neuen Darstellung würde die Reformationsgeschichte Englands bedeutend vereinfacht werden. Die alte angelsächsische Kirche ist ungestört ihre Wege gegangen, das Papsttum ist nie in England gewesen. Weil man aber hörte, daß es anderswo sein Wesen treibt, so beschloß man 1534: Wir können es nicht brauchen. Das war alles, was man mit dem Papsttum zu tun hatte. Heinrich VIII. hat auch nie in Theologie gemacht, sondern hat bei allem sittsamem Wandel und exemplarischen Eheleben sein Volk weislich regiert usw. Eine ganz bedeutende Kürzung! Aber facts are stubborn things. Der *Churchman* bemerkt noch: diese Verordnung der Mrs. Young sei besonders "significant", da sie ein Glied der römischen Kirche sei. E. P.

Über christliche Erziehung sagt D. J. W. Cochran, Sekretär des Presbyterian Board of Education: "We turn our children loose in the public schools with broken-down family altars and a smattering of Bible instruction, and then expect them to grow up to be sturdy champions of the cross. The Protestant Church can never win with its present method of Christian education in homeopathic doses. The Roman Church does not suffer for priests and nuns, because her policy is to secure her supply of missionaries when of tender years. We have abandoned the parochial school and shall never return to such a policy, but we must do something to make up for the deficiency. If our ministers were fit to provide a program of Christian education in church, home, and school, a new day would be dawning in the Church. We are playing at the business of recruiting. The Presbyterian Board is reaching 10,000 Presbyterian students in state universities. We have 14 university pastors; 800 Presbyterian students united with the Church; 56 students will become ministers, and 66, missionaries. The Board has put 50 per cent. more money into the work this year." — Das heißt: So geht es nicht mehr, Gemeindefchule wollen wir nicht, wir müssen an unsern Kindern intensiver Mission treiben! E. P.

Zur römischen Heuchelei in der Ehescheidungsfrage erzählt der *Continent*: "A case in Quebec, already celebrated and promising to become still more famous, illustrates this. Napoleon Tremblay, whose wife and himself had been strict Catholics all their lives, being married in regular church form by the proper parish priest, got tired of Mrs. Tremblay after six years of wedlock and wished to divorce her. A fact unknown to either of them when they were married, but discovered afterwards as they compared their ancestral trees, furnished his way of escape; they were fourth cousins. Yes, the church authorities admitted that was an impediment to the marriage, but a dispensation from the bishop would have fixed it

all right if they had asked for it. And that they could have yet, provided they would pay the required fee. But Tremblay wasn't wanting the marriage regularized, and so he refused to pass over the cash desired. Well, the priests concerned were willing to accommodate; it would have been nicer if the man would pay, but since he wouldn't, they weren't small enough to show any hard feelings, and so they told him he was free from his wife — in fact, never had been married at all. But Mrs. Tremblay didn't want it that way. She had some reputation at stake, to say the least. So she has been fighting the case from one court to another in Quebec, and now proposes to carry it over seas to the final court of appeal in the British empire — the king's privy council in London. It is likely there to become as notable a matter as the McCann 'Ne Temere' case in Ulster, and the Roman casuists won't have any better chance than they had in the McCann case to make the official attitude of their church look either fair, decent, or honest." — Darob fällt die *New World* über den *Continent* her in einem Schimpfartikel, nennt ihn ein verlogenes Blatt und appelliert an Mr. und Mrs. McCormick, wie sie mit einem solchen Blatt Zusammenhang haben könnten. Das wird wohl alles sein, was sich zur Rechtfertigung des Falles sagen läßt. E. P.

Jeremiah J. Crowley, gewesener katholischer Priester, der nun gegen das Papsttum schreibt und Vorträge hält, wurde in Delweir, Iowa, wo er einen Vortrag über katholische Pfarrschulen gehalten hatte, von katholischem Janhagel angegriffen und verwundet. Der *Menace* behauptet, daß der Ortspriester vor Crowley's Ankunft seine Leute gegen ihn fanatisiert habe und also an dem Auftritt schuld sei, und daß ein Richter des Obergerichts, ein Bruder des Priesters, von vornherein bekanntgegeben habe, es würde nichts darauf folgen, wenn sie Crowley töteten. Wie sich die Tatsachen auch verhalten mögen, das ist ja Tatsache, daß Gewalttätigkeit je und je das Lieblingsargument der Päpstlinge gewesen ist. Der Mann, der das Papsttum weit besser kannte als Crowley und es auch viel energischer und mit besserem Griff angepackt hat, D. Luther, sagt in den Schmaltsaldischen Artikeln: „Denn Lügen und Mord, Leib und Seel' zu verderben ewiglich, das ist sein päpstlich Regiment eigentlich, wie ich dasselbe in vielen Büchern betweisert habe.“ Mit solchen Argumenten helfen sie aber ihrer Sache nicht in den Augen des Publikums. Das Recht der freien Rede und der freien Versammlung sind doch Dinge, die der Amerikaner schätzt und gewahrt haben will. Die Rotte von Delweir hat dem *Menace* nur willkommenen Stoff geliefert, den er weidlich ausnußt. Römische Blätter fahren fort, auf den *Menace* zu schimpfen, als auf "that vile sheet", "that dirty sheet" usw., drohen auch mit gerichtlicher Verfolgung, aber es kommt nie dazu. Sie scheinen sich dessen nicht zu getrauen. Ihre Hauptanstrengung konzentriert sich auf alle möglichen Versuche, es dahin zu bringen, daß das Blatt von der Postbeförderung ausgeschlossen werde. E. P.

Ein ähnlicher Vorfall wie in Delweir, Iowa, ereignete sich in Pittsburg, Pa. In der Carnegie Hall wollte Rev. Tharp einen Vortrag über Martin Luther und die Reformation halten. Eine organisierte Bande Janhagel hatte sich vorgenommen, daß aus dem Vortrag nichts werden sollte. 2000 Einlaßkarten wurden nachgedruckt, und mit solchen versehen, gelangte eine Anzahl Ständalmacher in den Saal. Als die Leitung den Schwindel entdeckte, ließ sie durch die Polizei den Saal säubern. Nun

ging draußen das Gejohle und Geheul los, um den Redner zu stören und seinen Vortrag unverständlich zu machen. Dr. Tharp hielt aber seinen Vortrag und wurde dann per Automobil in Sicherheit gebracht. Ein einziger Mann wurde arretiert und am nächsten Tag aus Bürgerschaft des Assistant Superintendent of Police Bartlett freigelassen. Der widerliche Auftritt in Pittsburg ereignete sich bald nach einer Protestversammlung von Katholiken in Philadelphia, auf der die Delegaten gegen „die schändlichen Angriffe auf die römische Kirche“ gebonnert hatten. Die *Pittsburg Post* fordert in einem editorial exemplarische Bestrafung für die Verkürzung der Redefreiheit.

E. P.

II. Ausland.

Die positiven Minoritäten in Berlin haben auf ihre Eingabe vom 23. Mai vorigen Jahres vom Evangelischen Oberkirchenrat unter dem 30. April dieses Jahres die nachfolgende Antwort erhalten: „Auf die erneute Eingabe vom 20. Februar d. J. Wir haben über Ihre Eingabe vom 23. Mai v. J. das hiesige königliche Konsistorium sowie den zuständigen Herrn Generalsuperintendenten zum Bericht aufgefordert. Aus dem uns erstatteten Bericht geht hervor, daß das königliche Konsistorium schon vor der schriftlichen Bescheidung Ihrer am 22. März v. J. an dasselbe gerichteten Eingabe in eingehender mündlicher Verhandlung den Antragstellern aus der Trinitatisgemeinde die rechtliche Lage dargelegt und gezeigt hat, daß eine Erfüllung Ihres Antrages auf regelmäßige Heranziehung außerparochialer Geistlicher zu den Gemeindegottesdiensten nach Lage der Gesetzgebung nicht zulässig sei. Auch wird ausdrücklich bezeugt, daß hierüber die Antragsteller sich bereits klar gewesen seien. Der schriftliche Bescheid des Konsistoriums vom 9. Mai v. J. hat dann nochmals auf die in der mündlichen Verhandlung dargelegte und Ihrerseits nicht bestrittene gesetzliche Lage hingewiesen. Ihre Eingabe an uns vom 23. Mai erklärt, bei diesem Bescheid des königlichen Konsistoriums sich nicht beruhigen zu können, ohne indes auch nur den Nachweis zu versuchen, daß eine Erfüllung Ihres an die Behörde gerichteten Antrages auf Grund der bestehenden kirchlichen Ordnung möglich sei. Bei dieser völlig klaren und den Antragstellern selbst, wie wir wiederholen, bekannten Sachlage konnten wir die Eingabe vom 23. Mai v. J. nur als eine Anregung zu einer Abänderung der verfassungsmäßigen Grundlagen des gegenwärtigen Bestandes unserer Landeskirche ansehen. Diese Abänderung vorzunehmen, steht, wie Ihnen ebenfalls bekannt ist, uns nicht zu. Vielmehr wird es den von der Verfassung dazu geordneten Organen vorbehalten bleiben müssen, ob die gegebene Anregung aufzunehmen sein wird. Für den Präsidenten gez. Rölller.“ Man wird an dieser Antwort nichts auszusetzen haben als etwa das eine: Wenn der Oberkirchenrat selbst das Gesetz nicht ändern kann, so müßte doch er, als die oberste Aufsichtsbehörde der preussischen Kirche, es aussprechen, wie bitter er die gegenwärtige Not empfinde, und daß er selbst in ernste Erwägung ziehen wolle, auf welchem Wege die „geordneten Organe“ zu einer gesetzlichen Änderung bewegen werden könnten. Man versteht nicht ganz diese mehr als objektive Haltung, womit der Oberkirchenrat eine brennende Kirchenangelegenheit den „geordneten Organen“ in fast kühler Ruhe überläßt.

(E. L. R. 3.)

Die hamburgische Verpflichtungsformel. D. Edmund Hoppe urteilt in den „Mitteilungen vom „Ev.-luth. Gotteskasten“ in Hamburg: Man hat

(auf der Generalsynode zu Hamburg am 19. 12. 12) eine Verpflichtungsformel gefunden, die jeder Protestantenvereiner unterschreiben kann, ohne sein Gewissen belastet zu fühlen, ohne daß die Gemeinde hinfort noch sagen könnte, du erfüllst deine Verpflichtung nicht. Die Verpflichtung auf die Bekenntnisse (der lutherischen Kirche) war doch etwas Konkretes; sobald der Pastor von diesen abwich, konnte die Gemeinde ihn zur Rede stellen. Jetzt ist das anders. Die Gemeinde ist dem Pastor rechtlos ausgeliefert! Der Pastor braucht sich nur an das zu halten, was er persönlich als Offenbarung in der Bibel anerkennt, und das ist bei manchem gewiß recht wenig. Allerdings hat man innerhalb der theologischen Wissenschaft schon am Ende des 16. Jahrhunderts den wesentlichen Inhalt lutherischer Lehre in die beiden Prinzipien: Quelle und Norm der Lehre ist die Offenbarung in der Heiligen Schrift, und das Heil wird allein durch die freie Gnade Gottes in Christo Jesu erworben, zusammengefaßt. Allein damals war eben die Offenbarung die ganze Heilige Schrift. Damals bedeutete „die freie, seligmachende Gnade in Christo Jesu“ aber ganz allgemein die durch Jesu Person, sein Leiden und Sterben erworbene Gnade. Wenn man heute nun dieselben Worte gebrauchen will, wo doch die Liberalen von solcher erworbenen Gnade nichts wissen wollen, sondern Jesus nur zu einem Propheten machen, der uns verkündigt, daß Gott die Gnade jedermann schenke, so ist das die Politik des Vogels Strauß. Denn der Kampf in der Kirche dreht sich eben um diese beiden Auffassungen; die Verpflichtung auf die Worte bedeutet also für die gegenwärtige Lage völlige Freiheit der Pastoren. So hat die Hamburgische Kirche es fertiggebracht, den Gemeinden jeden Schutz aus den Händen zu winden, zumal auch die Erklärung zur Unterschrift unter die symbolischen Bücher ausdrücklich jedes Bekenntnis ablehnt. (Th. VI.)

Als letzte Berliner Kreissynode hat Friedrichswerder II getagt. Aber dank ihrer liberalen Mehrheit kann man nicht von ihr sagen: „Ende gut, alles gut.“ Wenn ein Pfarrer in dem Referat über den amtlichen Beratungsgegenstand „Die kirchliche Pflege des Kindes“ den bisherigen Religionsunterricht aufgewärmten Kohl nennt und nur einen Unterricht über Religionsgeschichte wünscht, wenn seine Warnung vor der kirchlichen Jugenpflege in dem Vorwurf gipfelt: „es melde sich darin der geistliche Hochmut in Reinkultur an“, so ist damit nach Inhalt und Form das Niveau verlassen, auf welchem eine gesegnete Beratung stattfinden kann. Was Wunder, wenn bei Erörterung persönlicher Vorkommnisse, wie des bekannten „Falles Kraab“, der Ton noch weniger erbaulich war und die durchaus unsynodalmäßigen Zurufe eines Synodalen nur dadurch zurückgewiesen werden konnten, daß man ihm das zweite Gebot nachdrücklich entgegenhielt! Reisen hier nicht Gegensätze aus, welche jede innere Gemeinschaft miteinander verloren haben? — So der „Alte Glaube“. Gegensätze, die schon so lange und so energisch reifen, sollten doch wohl bald reif genug sein, daß Stellen wie 2 Kor. 6, 14 ff. Anwendung finden. E. P.

über die Stellung zum Bekenntnis teilt die „A. G. L. K.“ aus dem allerhöchsten (das heißt, vom Landesherrn, also in diesem Falle dem katholischen Prinzregenten) ergangenen Bescheid auf die Verhandlungen der Generalsynode der bayerischen Landeskirche vom Jahre 1909 folgenden Abschnitt mit. Er lautet: „Die Generalsynode hat erklärt, sie hege das Vertrauen, daß das Kirchenregiment sich des heiligen Ernstes und der ganzen Schwierigkeit seiner Aufgabe, den Gemeinden in gegenwärtiger Zeit

die gedeihliche und dem Bekenntnis der Kirche entsprechende Handhabung des Wortes in Predigt und Unterricht zu sichern, vollkommen bewußt ist, und daß das Kirchenregiment mit Klarheit, mit seelsorgerlicher Liebe und Treue und mit schonender Berücksichtigung der Umstände und der Persönlichkeiten dieses ihm zustehenden Amtes warten werde. Wir haben von dieser ebenso ernsten wie maßvollen Erklärung der Generalsynode gern Kenntnis genommen und sind der Zuversicht, daß das Oberkonsistorium und die ihm unterstellten Konsistorien dem ihm in dieser Erklärung entgegengebrachten Vertrauen auch ferner in vollem Maße werden gerecht werden.“ Dazu bemerken die „Theologischen Blätter“: „Danach hat also die bairische Kirchenregierung die Staatsregierung und ihr Oberhaupt hinter sich, wenn sie mit Ernst darauf hält, daß den Gemeinden die bekennnismäßige Lehre erhalten bleibt.“ — Ja, wenn nicht zu viel „schonende Berücksichtigung der Umstände und der Persönlichkeiten“ geübt wird.

E. P.

Die theologische Schule in Bethel, die letzte und vielleicht liebste Stiftung des D. von Bodelschwingh, wird im laufenden Semester, dem 18. nach seiner Gründung, von 50 Studenten besucht. Die bisher noch nicht erreichte Zahl ist so groß, daß an Erweiterung des Studentenheims gedacht werden mußte, da weitere geeignete Familien zur Unterbringung dieser jungen Leute nicht vorhanden sind. Im ganzen sind bisher durch die theologische Schule über 300 Studenten gegangen, obwohl das oder die dort zugebrachten Semester nicht angerechnet werden. (E. K. Z.)

Neuestes von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Die Revision der Bibel in der slowenischen Sprache macht erfreuliche Fortschritte. Sie wird von Anton Chraska in Laibach, P. Gürtler in Graustadt und dem Publizisten Mikus, die alle tüchtige Kenner der slowenischen Literatur sowie der slowenischen Dialekte sind, besorgt. Die Gesellschaft hofft, daß die neue Bibel bald in Umlauf kommen kann. In dem slowenischen Sprachgebiet gibt es eine noch verhältnismäßig zahlreiche protestantische Bevölkerung. Als die Reformation ihre Wellenschläge auch hierher sandte, schuf Georg Dalmatinus eine gute Bibelübersetzung ins Slowenische. Im 16. Jahrhundert wurden dann eine ganze Anzahl evangelischer Traktate, Katechismen und Gesangbuchlieder übersetzt. In der Gegenreformation unter Ferdinand II. erlitt der slowenische Protestantismus schwere Schläge, und viele der besten Familien verließen ihre Heimat. Die übriggebliebenen Teile haben sich im Verlauf der Jahrhunderte, so gut es ging, zu behaupten gesucht, und gerade im letzten Jahrzehnt webte durch das kirchliche Leben ein frischer Hauch. Vor vierzig Jahren schon veranstaltete die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft eine slowenische Ausgabe des Neuen Testaments, der nun die ganze revidierte Bibel folgt. — Der Absatz heiliger Schriften in Spanien ist im Jahre 1911 um 11,000 Exemplare gestiegen. Im ganzen wurden in dem streng katholischen Land zumeist durch Kolportage 96,671 Exemplare verbreitet. Die Geschäftsstelle in Madras in Indien berichtet einen Absatz von 268,000. Von Singapur gehen die malayischen Bibeln und Bibelteile aus. Es waren 1911 mehr als 100,000. In Sibirien kamen 76,000 Exemplare zur Verbreitung, 17,000 mehr als vorher. In Birma (Hinterindien) betrug die Zahl 91,416 und in Italien vermehrte sich der Absatz durch die Kolporteurs um nahezu 8000 Exemplare.

(D. A. G.)

Richard Wagner und das Christentum. Es ist bekannt, daß Nietzsche hauptsächlich darum sich von Wagner trennte, weil dieser, wie Otto von Leizner in seiner „Literaturgeschichte“ feststellt, am Ende seines Lebens „den Weg ins Christentum zurückfand“. „Von der erlösenden Liebe des Weibes, in deren Gut der unrastige Mann sich selbst wiederfindet, durch viele Zwischenstufen hinauf zur allumfassenden Gnade des Mittlers wissen die Dramen Wagners zu singen und zu sagen.“ So Leizner. Aber wir haben auch von Wagner selbst ein bedeutames Bekenntnis zum Christentum. In den „Erinnerungen an Richard Wagner“ von Hans von Wolzogen sagt der große Meister nach der Vollendung des „Parsifal“ in herber Verurteilung eines soeben erschienenen Buches von materialistischer Grundstimmung: „Man sollte doch froh sein, von Kindheit an mit den religiösen Traditionen verwachsen zu sein. Sie sind durch gar nichts zu ersetzen. Sie enthüllen nur immer mehr und immer beglückender ihren tiefen Sinn. Zu wissen, daß ein Erlöser einst dagewesen ist, bleibt das höchste Gut eines Menschen. Dies alles wegwerfen zu wollen, zeugt von großer Unfreiheit, von einer Sklaverei des Geistes durch unsinnige demagogische Einflüsse, ja, und es ist schließlich nichts als Renommage.“ Und an anderer Stelle: „Man könnte meinen, es habe ja doch so viel Männer und Heilige gegeben, warum sollte gerade Jesus der Göttliche unter ihnen sein? Aber alle jenen heiligen Männer und Frauen wurden es erst durch göttliche Gnade, durch eine Erleuchtung, eine Erfahrung, eine innere Umkehr, die sie aus sündigen Menschen zu übermenschlichen werden ließ, die uns nun beinahe wie un menschlich berühren. Auch Buddha war ein tollkühner König mit seinem Harem, ehe ihm die Erleuchtung kam. Es war sittlich groß, erhaben von ihm, aller Weltlust zu entsagen; aber es war nicht göttlich. Bei Jesus dagegen ist von Anfang an völlige Sündlosigkeit ohne jede Leidenschaftlichkeit, göttliche Reinheit von Natur und dabei diese reinste Göttlichkeit gänzlich von reinsten Menschlichkeit, die uns durch Leiden und Mitleiden all gemein menschlich ergreifen muß, ein unvergleichliche einzige Erscheinung.“ Wagners Bekenntnis zu Christus schließt mit den schönen Worten: „Alle andern bedürfen des Heilands, er ist der Heiland.“ (D. A. G.)

Einfluß des Liberalismus auf das theologische Studium. Lic. D. Mittelmeher schrieb in „Christentum und Gegenwart“: „Wir sehen mit Schrecken, wie unser theologischer Nachwuchs in seiner ganzen geistigen Höhe zurückzugehen scheint.“ Dazu bemerkt die „A. E. L. R.“ unter anderem: „Das ist ein so offenes Geheimnis, daß man darüber gar nicht streiten kann. Wenn aber freilich D. Mittelmeher in seinem obigen Urteil fortfährt: ‚Daß daran der Druck, der auf der freien Richtung liegt, großen Anteil hat, steht außer Frage‘, so dürfte er sich in großem Irrtum befinden. Er sehe sich in liberalen Landeskirchen um, wo ‚kein Druck‘ auf der freieren Richtung liegt, dort ist die Abnahme der ‚geistigen Höhe‘ nicht geringer, vielleicht noch größer. Der liberale Student dispensiert sich in der Regel von jeder Kenntnisnahme der Arbeiten der positiven Theologie, er hat keine Ahnung von den Fortschritten, die beständig gemacht werden; und weil nun einmal bei der liberalen Theologie die Schrift nicht mehr als das Fundament des Glaubens gilt, hat er für deren Studium auch nicht allzuviel übrig, höchstens für die kritischen Fragen, etwa daß das Johannes-evangelium unecht sei, die Geburtsgeschichte Jesu eine Legende und dergleichen mehr. Da er zudem auch nicht immer mit gerade enormem Fleiß

seine unkirchliche Theologie studiert, so bleibt bei vielen nicht viel Höhe übrig. Will man das nicht glauben, so befrage man sich bei Kirchenleitungen, die nichts weniger als ‚rigoros‘ sind; man ist dort entsetzt, wie es mit der jüngeren theologischen Generation in wissenschaftlicher Hinsicht abwärts gegangen ist. Nein, es ist nicht der orthodoxe ‚Druck‘ von oben, wenn ein Kandidat im Examen auf die Frage, woher er seine Kenntnisse über die Jesustrage habe, zur Antwort gibt: ‚Aus Frensens Hülligenlei.‘ Es ist nicht so, daß man im liberalen Lager die Auslese von ‚ruhigen, besonnenen, nach der wissenschaftlichen Tüchtigkeit zum besten Fünftel unferes Nachwuchses zählenden Theologen‘ hätte und bei denen am Bekennnis haltenden nur die gentes minores. Wer das ausspricht, kennt die Gegenwart nicht. . . . Der Schaden unserer Studierenden liegt ganz woanders, als in einem ‚Druck‘ auf der freieren Richtung. Mehr studieren, mehr eindringen in die Goldschächte der Theologie, nicht im Namen des frommen Gefühls über die Wissenschaft zur Tagesordnung übergehen, sondern sich von ihr belehren lassen und vor allem die kirchliche Theologie mit Ernst und Fleiß wieder anhören, sie wirklich ‚studieren‘, das würde manchen Schaden heilen. Und der Schaden beginnt auch bereits zu heilen, seitdem unsere jungen Theologen sich wieder mehr der fides, quae creditur, zuwenden, ohne die eine gesunde fides, qua creditur, nicht aufwachsen kann.“ E. P.

Ein Streik im Vatikan. Des Papstes Schweizergarde ist am Streik über die neuesten Statuten dieses Streiks berichtet der „Katholische Glaubensbote“: „Die unzufriedene Schweizergarde im Vatikan unterbreitete dem päpstlichen Staatssekretär Merry del Val die Bedingungen, unter denen sie gewillt ist, weiter im Dienste zu bleiben. Die Mannschaften verlangen die Entlassung ihres Kommandeurs, die Vermehrung der Garde von 80 auf 100 Mann, die Wahl des Kommandeurs und aller andern Offiziere aus ihren eigenen Reihen, die Abschaffung des Verbots betreffs des Besuchs der Läden am rechten Tiberufer seitens der Gardisten, die Erlaubnis, Weinlokale zu besuchen, die Rückkehr zum ursprünglichen Instruktionsdienst und die Abschaffung der Bajonettübungen, des Schießens auf Scheiben und des Erkletterns von Dächern, um den Vatikan vor angenommenen Angriffen zu schützen. Außerdem wird Straflosigkeit wegen der gegenwärtigen Revolte verlangt. Der Staatssekretär trat in eine lange Unterredung mit dem Papste über den Fall ein. Die Schweizergarde wurde 1505 von Papst Julius II. errichtet. Die Mannschaften stammen aus den Schweizer Kantonen Zürich und Luzern und verpflichten sich auf fünf Jahre. Die Gardisten müssen wenigstens sechs Fuß hoch sein und Familien angehören, bei denen der Dienst im Vatikan bereits erblich geworden ist. Damit schwere Insubordinationen verhütet werden können, ist die Schweizergarde entwaffnet worden. Die italienische Polizei ist bereit eingzugreifen, wenn der Vatikan im Falle von Unordnungen ihrer Hilfe bedürfen sollte und darum nachsucht.“ — Das gäbe ja Stoff für ein neues „Passional Christi und Antichristi“. Man stelle sich Christum vor, mit einer bewaffneten Garde umgeben, die täglich Instruktion kriegt, Bajonettübungen macht, Dächer erklettert usw., um geübt zu sein, wenn in Gethsemane oder sonstwo etwas passieren sollte! Und dann kommt der menschenfreundliche Pilatus und sagt: Wenn die dich im Stich lassen, dann stelle ich dir römische Soldaten zur Verfügung. Die verstehen das Binden, Geißeln, Kreuzigen und Töten doch besser; das sollst du ausfinden. — Ein ziemlicher Abstand!

E. P.

Wie gelegen bösen „Geistlichen“ die Verordnung des Papstes kommen kann, daß Laien gegen Geistliche nicht klagbar werden dürfen, zeigt ein Vorfall, den die „Wartburg“ aus Osterreich berichtet: „Der römisch-katholische Katechet Vater Szuscif in Teschen wurde am 3. Mai wegen Schändung von acht- bis zwölfjährigen Schulmädchen zu einer Kerkerstrafe von vier Monaten verurteilt. Die Verfehlungen des Szuscif waren in Teschen seit Jahren bekannt, ja es wurden schon in früheren Jahren Anzeigen gegen ihn erstattet. Trotzdem ließ man diesen Priester weiter seines Amtes walten; ja er blieb noch wie vor die Seele der kirchlichen Parteibewegung in Teschen, Obmann des Piusvereins, Präses des katholischen Jünglingsvereins, Leiter der kirchlichen Presse usw. Als der Vater eines der geschändeten Kinder, ein Hauptmann, die Strafanzeige erstattete, suchte man ihn zur Zurückziehung der Strafanzeige zu bestimmen. Ja, einer der Amtsbrüder des Verbrechers hatte die Stirn, getreu dem Erlaß Pius' X., dem schwer betroffenen Vater mit dem Kirchenbann zu drohen!“ — über die Lehre richten dürfen die Laien schon lange nicht mehr. Und wenn auch nicht mehr über den Wandel der Geistlichkeit, dann ist die Freiheit des Klerus doch eine vollständige. E. P.

Wie im Papsttum die Einigkeit erhalten wird, hat kürzlich Bischof Vaughan von Manchester, England, bei Gelegenheit einer Grundsteinlegung ausgesprochen. „With the Catholic Church there is no compromise, there is no private judgment, there is nothing left to the individual peculiarities of certain men and women. The Catholic Church teaches; she does not argue, she does not enter into long controversies, she does not bandy words with her children, she stands as witness and says: 'This is what Christ taught, and this is truth; that is false and that is true'; and because she speaks as one speaking with authority the divine words expressed through His infallible vicar on earth, that is the reason why Catholics are absolutely united with the Church, and in consequence of that unity with the Church, Catholics are united with one another. And from that reason of Catholic unity may be inferred the reason why non-Catholics are not united.“ — Ein überaus einfaches Mittel — dem Widersprecher das Maul verbieten. Noch wirksamer ist es natürlich, wenn das brachium saeculare auch seine Pflicht tut und dem, der das Maul nicht halten kann oder will, mit Feuer und Strang etwas nachhilft. E. P.

Der Jesuitenorden gedenkt nach einer Mitteilung des gut unterrichteten *Nuovo Giornale* in Florenz einstweilen in Deutschland noch Ruhe zu halten, da man trotz der letzten Reichstagsabstimmung doch noch nicht genügend festen Boden unter den Füßen zu haben glaubt. „Er bereitet jedoch für später eine langsame und allmähliche Entsendung der Ordensmitglieder nach dem Deutschen Reiche vor. Der Anfang wird mit Bayern gemacht werden, das man für am besten disponiert hält, um die Jesuiten aufzunehmen.“ — Das sind ja erfreuliche Ausichten, besonders für Bayern, das durch das Ministerium Hertling inzwischen ja schon einigermaßen auf den hohen Besuch vorbereitet ist. (Wbg.)

Daß der liberale Geist auch unter den japanischen Christen sich geltend macht, und daß die moderne liberale Theologie mit ihrer Verflüchtigung und Umdeutung der Heilstatsachen und ihrem Subjektivismus bei den modernen Japanern leichter Eingang findet als das alte apostolische Evangelium mit seiner „göttlichen Torheit“, ist nicht zu verwundern. Die

anglikanische *Church Mission Review* (1910, 378) urteilt darüber: „Unsicheres Denken und unsichere Lehre in Hauptpunkten des Christentums ist auch häufig ein Grund für die geringen Fortschritte der Kirchen. Die Toleranz des Durchschnittsjapaners, . . . die Tendenz, allem vom Abendland übernommenen eine japanische Wendung und einen japanischen Einschlag zu geben, alles das macht, daß viele japanische Christen und sogar ganze Gemeinden leicht den heimtückischen Angriffen der neuen Theologie unterliegen.“ Auch die christlichen Vereine junger Männer sind der liberalen Denkweise durchaus zugänglich. Ihr Organ „*Kaitakusha*“ brachte am 1. März 1909 das Bild Prof. D. Harnacks mit dem in deutscher, englischer und japanischer Sprache wiedergegebenen Votum, welches Harnack den jungen Männern Japans gewidmet hat: „Der Kern und der eigentliche Inhalt der christlichen Religion hat nichts zu tun mit den Fragen, über welche sich die konservativen und die liberalen Theologen streiten müssen. In dem Bekenntnis: ‚Jesus ist der Herr‘ ist der ganze Inhalt der christlichen Religion zusammengefaßt, und ihr praktisches Gebet lautet: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Es ist zu bedauern, daß in Japan, wie die „*Theol. Bl.*“ bereits bemerkt haben, eine spezifisch lutherische Mission von Deutschland aus noch nicht getrieben wird. Nicht daß es zu spät wird!

(Th. Bl.)

Aber die bedenklichen Fortschritte des Islams in Deutsch-Ostafrika schrieb Missionsinspektor Klamroth kürzlich: „Die Wendung der Dinge, die die neue Zeit auf politischem, kulturellem und modernem Gebiete gebracht hat, sichert dem Islam mühelose Erfolge. Die Mittelpersonen im Verkehr zwischen Europäern und Eingebornen: Diener, Dolmetscher, Soldaten, Unterbeamte, sind Mohammedaner. Wohin der Weiße kommt, dahin drängt auch der Islam. Wer mitzuschreiten will mit der Zeit, wer heraus will aus der großen Masse und als gebildet gelten will, und erst recht, wer Angestellter der Regierung werden will, der wird Mohammedaner. Dabei hebt der Islam das Niveau der Eingebornen nach keiner Richtung. Er wendet sich gegen Vielgötterei, die findet er in Ostafrika nicht; den Geisterdienst und Aberglauben, auf den er stützt, hegt und pflegt er selber. Der Kern des ostafrikanischen Islams ist das animistische Heidentum geblieben; nur verschärft ist es nach der hoffnungslosen Seite hin und mit bunten Flittern angetan. Auch die Polygamie bleibt. Ja, auf sittlichem Gebiete wirkt er geradezu korrumpierend. Furchtbar ist es, wenn man in unserm Schutzgebiete hören muß: die eigentliche öffentliche Prostitution gibt es erst seit der Europäerzeit. Von der Päderastie aber heißt es an der Küste wie am Njassa: Von der wissen wir erst, seit die Araber im Lande sind. In den Jahrhunderten, die der Islam in Ostafrika haust, hat er kulturell so gut wie nichts geleistet. Höchst gefährlich aber ist seine Propaganda in politischer Hinsicht. Da bedeutet sie Wühlen gegen die deutsche Schutzherrschaft. Wohin der Islam gelangt, dahin kommt die Mahdilehre, nach der der Mahdi kommen wird, um die gläubigen Mohammedaner von dem Joch der ungläubigen Obrigkeit zu befreien. Im Aufstande von 1910 hat diese Lehre eine verhängnisvolle Rolle gespielt. ‚Africa den Africanern!‘ Die Kraft dieses Schlagwortes hat der Islam erlernet und durchgeführt. Den Kampf gegen diese Bewegung führen in erster Linie die Missionen. Die Unterstützung ihrer Arbeit bedeutet also auch Stärkung der deutschen Schutzherrschaft in Ostafrika.“

(D. A. G.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

September 1913.

Nr. 9.

D. Walthers über Behandlung der Logenfrage.

Im Winter des Jahres 1877 auf 1878 hielt D. Walthers uns Studenten in den sogenannten Lutherstunden eine Reihe von Vorträgen über das Logenwesen an Hand des Referats über geheime Gesellschaften im Bericht des Stlichen Distrikts vom Jahre 1873, und zwar zu dem ausgesprochenen Zwecke, uns durch Anleitung und Belehrung in stand zu setzen, später im Amte in der Logenfrage gewisse Schritte zu tun und die unserer Seelsorge Anvertrauten recht zu beraten.

Aus diesen Vorlesungen möge hier zufolge eines geäußerten Wunsches auf Grund von stenographischen Aufzeichnungen nachstehendes Platz finden.

1. Wie gefährlich die geheimen Gesellschaften der Kirche sind, schilderte D. Walthers seinen Studenten also: „Die geheimen Gesellschaften sind zwar die jüngsten unter den organisierten Feinden der Kirche, denn sie sind ja erst vor einem und einem halben Jahrhundert aufgetreten, aber sie gehören zu den allergefährlichsten, mit denen je die Kirche und ihr Dasein zu kämpfen hatte. Unter dem Deckmantel, daß sie einen jeden bei seiner Kirche lieben, legen sie es doch darauf an, der Kirche ihre Glieder nach und nach zu entfremden. Unter dem Vorwande, daß sie mit Religion gar nichts zu schaffen hätten, da sie nur jene allgemeine Religion aller sittlichen Völker förderten, und daß sie nur darauf ausgingen, allgemeine Menschenliebe und leibliche Wohlfahrt zu befördern, ziehen sie unzählige Haufen unwissender Menschen in ihre Neze. Durch Aussicht auf Ehre, Ansehen und Macht in der Welt gewinnen sie selbst viele hochgestellte Personen, gelehrte Männer und reiche Leute, die dadurch bewogen werden, sich ihnen anzuschließen. Durch einen furchtbaren Eid suchen sie auch diejenigen, welche sich ihnen gliedlich anschließen, festzuhalten, damit sie, wenn sie sich endlich nach ihrem Eintritt bitter getäuscht sehen, nicht wagen, das Band zu zerreißen, das sie angeknüpft haben, theils um ihres Eides willen, theils weil sie dann erwarten müssen, ein ganzes Heer bitterer Feinde zu bekommen. Durch die innige Verbindung der Christen mit den Fein-

den Christi in der Loge bewirken sie, daß die Scheidewand zwischen Kirche und Welt niedergerissen wird, und daß der arme gefangene Christ nun genötigt wird, und zwar durch einen eiblich bekräftigten Kontrakt, seinen Glauben und seinen Heiland zu verleugnen. Die geheimen Gesellschaften unserer Tage sind die rechten Vampire, welche der Kirche der letzten Zeit sozusagen das letzte Blut abzapfen. Sie sind ein wahres geistliches Krebsgeschwür, das, wenn es nicht durch Treue der Wächter Zions ausgeschnitten und ausgebrannt wird, immer weiter um sich frißt und zuletzt den ganzen Leib der Kirche der geistlichen Fäulnis überliefert. Die geheimen Gesellschaften sind ein schleichendes Gift, welches nichts anderes wirken kann, als den, der davon trinkt, dem ewigen Tode entgegenzuführen. Sie sind, wie es scheint, die letzte Erfindung des Teufels, der letzte listige Anlauf dieses alt' bösen Feindes, und zwar mit der Absicht, die äußere Form der Kirche stehen zu lassen, aber sie unvermerkt in eine leere, hohle Brandstätte zu verwandeln. Ist es Ihnen nun, meine Freunde, ein Ernst, einst der Kirche und ihrem Heile und damit dem Heile der Welt zu dienen, so müssen Sie freilich unter anderm auf diesen schrecklichen Feind des Reiches Gottes Ihr vollkommenes Augenmerk richten."

2. Die Vorlesung darüber, daß ein Prediger das Logentwesen zu strafen hat, leitete Walthër mit folgenden Worten ein: „Wer ein Prediger werden will, hat hohe Ursachen, die Kosten zu überschlagen; denn das Predigtamt legt dem, der es übernimmt, eine furchtbare Last aufs Gewissen, und wer diese Last zu tragen sich weigert, dem bringt es doppelte Verdammnis. Was das Predigtamt zu einer so schweren Last macht, ist vor allem dieses, daß der Prediger sowohl der Welt im allgemeinen als auch jedem Gliede seiner Gemeinde die Wahrheit sagen muß; denn was der Herr dem Propheten Hesekiel sagt, das gilt allen Predigern: ‚Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben, und du warnest ihn nicht und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe, so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern.‘ Die Erfahrung lehrt, wenn ein Mensch im Irdischen etwas tut, was ihm Schaden bringt, oder wenn er mit seinem Leibe auf einem gefährlichen Wege geht, und man sagt es ihm, so erwirbt das einem Freunde, Gunst und Dank; aber im Moralischen ist das nicht so. Da wirkt Warnung und Strafe das gerade Gegenteil. Schon der alte Terenz sagt: ‚Veritas odium parit‘, und Cicero sagt: ‚Veritas est molesta.‘ Solange daher Johannes der Täufer dem Könige Herodes nur die süße Lehre vom Messias predigte, hörte ihn der gottlose König gern, aber als Johannes als sein treuer Hofprediger ihm ins Gesicht sagte: ‚Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest‘, da war die Freundschaft zu Ende. Diese Rede kostete Johannes den Kopf. So ist es noch heute. Zwar kostet es nicht gleich den Kopf, wenn der Prediger straft, aber in der Regel kostet es ihm einen

Freund und fügt ihm Feinde zu, wenn auch nicht offenbare, so doch heimliche, die es dem Prediger im Leben nicht vergessen, daß er sie einmal gestraft hat. Dieses köstliche Ding sehen sie für Feindschaft an. Paulus aber sagt: „Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht.“ Gerade deswegen hat ja Gott ein lebendiges, persönliches Predigtamt eingesetzt, und das ist das Amt der Prediger, die Leute zu strafen und sie in Gottes Wort dahin zu führen, wo dieses Wort einen jeden trifft. Und wehe dem Prediger, der das zu tun unterläßt, wäre es aus Menschengefälligkeit oder gar, weil er bestochen wäre! Einen solchen nennt Christus ein dummes Salz, das hinfort zu nichts nütze ist, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten. Das sind jene Mietlinge, von denen der Apostel Paulus bezeugt, sie dienen nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Wauche, deren Ehre aber auch zuschanden wird. Das sind jene stummen Hunde, die nicht bellen, das ist, nicht strafen können. — Also es gilt, meine Freunde, die Welt und jeden einzelnen zu strafen und das, was der Herr in seinem Worte im-allgemeinen sagt, auf die Individuen anzuwenden; sonst wäre es besser, es gäbe kein Predigtamt; denn lesen kann jeder selbst in der Schrift, aber die Prediger sollen strafen und nicht danach fragen, ob sie dadurch Günst oder Ungünst sich erwerben.“

3. In bezug auf Zulassung zum Abendmahl belehrte uns D. Walther, daß wir Logenleute weder rundweg als Unchristen vom Abendmahl abweisen noch zulassen sollten, sondern sie zunächst vom Abendmahl zu suspendieren hätten. Seine Ausführung lautet also: „Durch nichts macht sich, meine Freunde, ein lutherischer Prediger mehr unbeliebt nicht nur bei der Welt, sondern auch bei gar vielen, welche gute Christen sein wollen, als dadurch, daß er diejenigen, welche keine Lutheraner sein wollen, nicht zum heiligen Abendmahl in der lutherischen Kirche zuläßt. Das sei, sagt man, das Non plus ultra der Lieblosigkeit, der Exklusivität, der Intoleranz, der Bigotterie und eines kirchlich religiösen Priester-Pharisäismus. Durch diese Abweisung vom heiligen Abendmahl erkläre ein lutherischer Prediger alle Nichtlutheraner für Unchristen. Durch diese Praxis tue er alle Glieder nicht-lutherischer Kirchengemeinschaften, wenn auch nicht öffentlich und feierlich, so doch tatsächlich in den Bann und mache seine sichtbare lutherische Kirche zur einen heiligen christlichen Kirche, außer welcher kein Heil sei. — Das sind in der That sehr schwere, ja ganz furchtbare Anklagen. Und gerade weil ein rechtgläubiger lutherischer Prediger selbst bekennt, daß es auch außerhalb der lutherischen Kirche wahre Gläubige, wahre Kinder Gottes, gebe, daß nämlich die unsichtbare Gemeinde der Heiligen sich über den ganzen Erdkreis erstreckt, so würde freilich ein lutherischer Prediger, wenn jene Anklage begründet wäre, viel mehr sündigen als ein römisch-katholischer Priester, der in seiner Verblendung meint, seine römisch-katholische Sekte sei die alleinseligmachende Kirche.“

Aber Gott sei Lob und Dank, jene Anklagen entbehren jeglichen Grundes. Denn man bedenke erstlich: Weil die Wahrheit nur eine ist, so kann aus der Wahrheit nie etwas Falsches folgen. Sobald daher jemand zu viel beweist, so hat er gar nichts bewiesen. Wer daher behauptet, es sei unrecht, einem Nichtlutheraner innerhalb der lutherischen Kirche den Zugang zum heiligen Abendmahl zu verwehren, der beweist zu viel und damit nichts; denn wäre das unrecht, so müßte es unrecht sein, daß es überhaupt voneinander getrennte Kirchen gibt, so müßte es auch unrecht sein, daß einst die Lutheraner nicht in der römischen Kirche geblieben, sondern ausgegangen sind, obwohl darin ebenfowohl wahrhaft gläubige Kinder Gottes waren als in irgendeiner andern Kirche. Ist es aber recht, daß die lutherische Kirche einen gesonderten Bestand hat, so ist es auch klar, daß man mit Unrecht einen Prediger beschuldigt, wenn er diejenigen, welche keine Lutheraner sein wollen, vom heiligen Abendmahl abweist. Bedenken Sie, dadurch, daß ein lutherischer Prediger Nichtlutheraner vom heiligen Abendmahl zurückweist, erklärt er sie keineswegs für Unchristen, viel weniger tut er sie in den Bann. Wir lassen ja auch Kinder noch nicht zum heiligen Abendmahl zu. Erklären wir sie damit für Unchristen, oder tun wir sie damit in den Bann? Ganz und gar nicht. Wir verweigern das heilige Abendmahl ferner Leuten, welche wahnsinnig geworden sind. Erklären wir sie damit für Unchristen, tun wir sie damit in den Bann? Das sei ferne! Wir geben ferner Kranken und Sterbenden nicht das heilige Abendmahl, solange sie im Schlafe liegen, oder solange sie bewusstlos sind. Erklären wir sie damit für Unchristen, oder tun wir sie damit in den Bann? Gott behüte! Zu diesem allem kommt aber noch, daß unser Herr Jesus Matth. 5 spricht: 'Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und verfühne dich mit deinem Bruder und alsdann komm und opfere deine Gabe.' Hat damit Christus alle diejenigen für Unchristen erklärt, gegen die irgendein Bruder etwas hat, oder hat er sie gar damit nur von der Darbringung ihrer öffentlichen Opfer suspendiert, das heißt, sie nötigen wollen, das Darbringen ihrer Opfer aufzuschieben, bis sie das Hindernis an der gottwohlgefälligen Darbringung ihrer Opfer beseitigt hatten, bis sie sich versöhnt hätten mit dem entweder mit Recht oder mit Unrecht zürnenden Bruder. So erklärt auch ein lutherischer Prediger einen Nichtlutheraner keineswegs für einen Unchristen oder tut ihn in den Bann, weil er ihn nicht gleich zum heiligen Abendmahl zulassen will. Er suspendiert ihn dadurch nur von demselben und erklärt ihm, daß er erst ein gewisses Hindernis aus dem Wege räumen, eine gewisse Bedingung erst erfüllen müsse, bevor er das Sakrament zum Segen genießen könne. Und diese Bedingung, die er erst zu erfüllen hat, ist eben nichts anderes, als daß er sich loszu-

sagen hat von der Gemeinschaft mit den falschen Propheten, die in seiner Kirche herrschen. Eben dieselbe Bewandnis hat es denn auch mit solchen Seelen, welche sich an widerchristliche Gemeinschaften angeschlossen haben. Auch sie können wir nicht ohne weiteres für Unchristen erklären, auch sie können wir nicht ohne weiteres in den Bann tun, aber wir können sie von der Genießung des heiligen Abendmahls suspendieren, und davon handelt denn heute der Schluß unsers Protokolls, zu dem wir jetzt übergehen wollen.“ (S. 44 ff.) F. Pf.

Der Vollständigkeit wegen lassen wir aus dem Synodalbericht des Diltlichen Distrikts vom Jahre 1873, der obigen Ausführungen Walthers zugrunde lag, etliche Abschnitte folgen, insonderheit über die Behandlung der Logenglieder. Die Thesen lauten, wie folgt: „Die geheimen Gesellschaften sind dem Evangelio zuwider. 1. Die geheimen Gesellschaften unserer Tage zerfallen in zwei Klassen, nämlich in solche, welche religiöse Zeremonien und religiöse Tendenzen haben, und in solche, die dergleichen nicht haben. 2. Zur erstern Klasse gehören die Freimaurer, Sonderbaren Brüder, Guten Brüder, Rotmänner, Sieben=Weisen=Männer, die Knights of Pythias usw., übrigens wohl alle englisch=amerikanischen Logen. 3. Zu der zweiten Klasse gehören allerlei, lediglich leibliche Unterstützung im Auge habende Gesellschaften.

„A. Lehren und Grundsätze der Logen. Die Logen erster Klasse sind dem Evangelio zuwider: 1. weil sie die falsche deistische Lehre von Gott führen und sich dazu bekennen; 2. weil alle ihre vorgeschriebenen Gebete an diesen deistischen Gott gerichtet sind und von Christi Verdienst und Mittleramt nichts wissen; 3. weil sie die pelagianische Kezerei vom freien Willen des Menschen nach dem Sündenfalle und die Verdienstlichkeit der guten Werke lehren und damit das göttliche Wohlgefallen und die ewige Seligkeit verdienen wollen; 4. weil sie die Heilige Schrift aufs schmählischste mißbrauchen, indem sie dieselbe zu einem bloßen Symbol der menschlichen Wahrhaftigkeit und zum Kodex sittlicher Verhaltensregeln erniedrigen; 5. weil sie das Heilige profanieren (gemein machen) und Gott lästern, indem sie die heiligen Namen und Ämter des Herrn Christi auf die Spielereien der Logen beziehen; 6. weil sie einen dem Worte Gottes widerstreitenden Eid fordern und annehmen. 7. Beide Klassen von Logen sind dem Evangelio zuwider, weil sie wider Gottes Wort entweder ihre Zwecke oder doch ihre Mittel geheimhalten. Vgl. Joh. 3, 20, 21 und 1 Thess. 4, 22.

„B. Der geforderte schriftgemäße Kampf gegen die Logen, welche religiöse Zeremonien und Tendenzen haben. 1. Da die Irrlehren, die in den Logen ohne Widerspruch laut werden dürfen, grundstürzende sind, so ist der Kampf dagegen überall sogleich aufzunehmen, auch in einer neuen und noch erkenntnißschwachen Gemeinde. 2. Dieser Kampf

soll vor allem mit dem göttlichen Worte geführt werden, und zwar, wo immer möglich, mit klaren, ausdrücklichen Worten Heiliger Schrift. 3. Vor allem geschehe dies öffentlich in Gemeindeversammlungen und auf der Kanzel, theils des nötigen öffentlichen Zeugnisses wegen, theils zur Warnung für diejenigen, welche noch nicht dazu gehören, aber täglich Gefahr laufen, verführt zu werden. 4. Nicht minder muß dieses privatim und unter vier Augen an den in der Loge Befindlichen stattfinden, um sie von der Sündlichkeit und Verderblichkeit ihrer Gemeinschaft mit den Logen zu überzeugen. 5. Auch ist es der Kirche Pflicht, des armen Volkes im allgemeinen sich anzunehmen und in ihren öffentlichen Blättern, auch in ausführlichen Schriften und Traktaten, die gottwidrigen Grundsätze der geheimen Gesellschaften aus Gottes Wort zu beleuchten und vor ihnen zu warnen. 6. Zum heiligen Abendmahl ist ein Logenmann, der die Loge besucht und das götzdienerische Wesen nicht verwirft, wohl gar daran teilnimmt, nicht zuzulassen; ebenso wenig ist ihm das Stimmrecht in der Gemeinde zu geben. 7. Nimmt hingegen ein Logenmann nicht mehr an dem götzdienerischen Wesen der Loge teil, verwirft dasselbe vielmehr und zeugt dagegen, besucht auch wohl die Loge gar nicht mehr, so ist er zwar mit aller Geduld und Lehre zu vermahnen, jedoch so lange zu tragen, als er sich sonst als einen rechtschaffenen Christen erweist.“ (S. 17 f.)

Zu Satz B, 3 wird bemerkt: „Ein Prediger als solcher hat das Amt, öffentlich zu lehren und zu wehren, daher darf er nicht nur privatim, sondern muß auch öffentlich gegen die Logen zeugen. Wir haben es daher solchen Gemeinden, in denen Logenbrüder sich befinden, und die von uns Prediger begehren, immer erst zu sagen, daß wir sie nur unter der Bedingung bedienen können, daß sie uns von vornherein gestatten, öffentlich und privatim gegen das Logenwesen zu reden. So haben wir es auch in andern Stücken gehalten, die die Leute nicht gerne hörten; wir haben stets frei heraus gesagt, wer wir sind und was wir wollen; und obgleich die abgefallenen englischen Lutheraner schon bei der Entstehung unserer Synode auf dieses oder jenes Stück unserer lutherischen Praxis hinwiesen und sagten: Wenn ihr so fahren wollt, so werdet ihr nicht weit kommen, so hat doch der Herr unser Wort gesegnet und die Treue gegen sein Wort und das Vertrauen auf seine Hilfe nicht zuschanden werden lassen. Wir wissen: Wer aus der Wahrheit ist, der höret Gottes Wort; wenn wir daher in einer Gemeinde die Wahrheit predigen, und es fallen deswegen etliche ab, so darf uns dies nicht erschrecken; es ist ihre Schuld, nicht die unsere; solche mögen Gottes Wort nicht leiden, wir aber können um ihretwillen dem Worte Gottes nichts vergeben; denn es ist eben nicht unser, sondern Gottes Wort. Wahr ist es ja, daß man in schwachen, neuen Gemeinden die göttliche Wahrheit mit christlicher Weisheit vortragen, daß man erst Milch geben muß, ehe sie harte Speise vertragen lernen. Ein rechter Prediger wartet auch mit Geduld auf die Früchte und weiß, daß er

nicht schon morgen ernten kann, wenn er heute sät. Er darf aber nie eine Wahrheit verschweigen; denn das wäre Verleugnung.“ (S. 42.) „Hier wurde auch gewarnt vor der Redensart: ‚Dies ist dem Gewissen des Predigers zu überlassen‘, auch wo es sich um Grundsätze göttlichen Wortes handelt; denn solche Rede wird heutzutage in Deutschland und Amerika vielfach dazu mißbraucht, sich auf die faule Seite zu legen und gar nichts zu tun. Wehe den Gemeinden, die das erst vom Gewissen ihrer Prediger abhängig machen wollen, was Gottes Wort klar vorschreibt! Nicht auf dem Gewissen des Predigers, sondern auf dem klaren Worte ihres Gottes muß eine Gemeinde stehen.“ (S. 43.)

Unter Thejis B, 4 befinden sich auch folgende Ausführungen: „In einer neuen Gemeinde, in der viele Logenbrüder sind, hat ein Pastor allerdings besondere Vorsicht zu gebrauchen, damit er nicht von vornherein sich selbst alle Amtswirksamkeit zerstöre. Er hat es zunächst klar und deutlich zu sagen, daß er ernstlich gegen die Logen sei. Ist er fromm, so wird dies schon viel wirken, und stirbt er, ehe er den eigentlichen Kampf aufnehmen konnte, so ist er doch ohne Schuld. Das ist ohne Zweifel das erste; denn daß man in einer solchen Gemeinde, die vielleicht bisher zum großen Teil aus Logenbrüdern bestand und Gottes Wort bisher nicht rein und lauter hatte, auch noch nie ein Zeugnis gegen die Logen hörte, gleich mit der Tür ins Haus fällt und ohne besondere Veranlassung gleich mit dem Kampf gegen die Logen seine Amtstätigkeit beginnt, das geht nicht an; denn wenn man sie ohne weiteres für Unchristen erklärt und sozusagen in den Bann tut, indem man sie nicht in der Gemeinde dulden will, so schließt man sich selbst die Tür zu ihren Herzen zu, die sie doch durch die Verufung eines solchen Predigers dem göttlichen Wort geöffnet haben. Nein, man darf solche Leute nicht gleich verstoßen, man muß ihnen erst Gelegenheit geben haben, das Wort Gottes zu hören, an Erkenntnis zu wachsen und so selbst nach Gottes Wort die Logen zu beurteilen. Man denke nicht, daß ein gelindes Zeugnis kein Zeugnis sei. Johannes sagte bloß zu Herodes: ‚Es ist nicht recht, daß du sie [deines Bruders Weib] habest‘, Matth. 14, 3 ff. Er hat ihn nicht gleich gescholten: Du bist ein Mörder, Ehebrecher usw. Obwohl aber seine Strafe gelinde und mild ausgedrückt war, so drang sie doch tief ein, bezeugte sich am Gewissen der Sünder und kostete ihm den Kopf. Man hat sich vorzusehen, nicht in Carlstadtischer Weise reformieren zu wollen und die Leute nicht auf die Gedanken zu bringen, als sei das Abgehen von der Loge schon ein Beweis, daß man ein Christ geworden ist. Die Frage, ob man beim Eintritt in eine ältere Gemeinde inquirieren sollte, ob nicht vielleicht jemand ein Logenbruder wäre, wurde dahin beantwortet, daß, wenn man nicht besonders Grund zu solcher Vermutung habe, man nach der Liebe das Beste von Jedem glauben und sich daher des Forschens enthalten müsse.“ (S. 43 f.)

Die beiden letzten Sätze (B 6 und 7) werden also erläutert: „Ein Pastor ist verantwortlich dafür, wem er das Abendmahl gibt. Aber der Zustand eines Logenbruders, als solchen, ist dem Pastor bekannt. Es ist ja wahr, ein solcher kann ja noch ein Christ sein; aber Kinder sind auch Christen, ein Reformierter, ein Methodist auch, dennoch nehmen wir sie nicht zum Abendmahl an; denn es muß ein Mensch sich so prüfen können, daß er auch für Irrtum und Sünde erkennt, was Gottes Wort dafür erklärt. Ist nun ein Logenmann so schwach, daß er es nicht für Sünde erkennt, in einer Loge zu sein, wo Christus verleugnet und die Seligkeit den Werken zugeschrieben wird, so muß man ihm den Rat geben zu warten, bis er stärker werde. Denn Paulus sagt, man könne nicht zugleich des Herrn Kelch und des Teufels Kelch trinken, man könne nicht zugleich theilhaftig sein des Herrn Tisches und der Teufel Tisches. 1 Kor. 8, verglichen mit 1 Kor. 10, 14 ff., zeige, daß es ein Opferfleisch gab, welches die Christen essen konnten, und ein solches, das ihnen verboten war, nämlich ein solches, wobei sie sich des Götzendienstes theilhaftig machten. Gab es Christen, die an diesem letzteren teilnahmen, so zeigt dies, daß sie dachten, es mit unbeflecktem Gewissen tun zu können, ohne sich des Götzendienstes schuldig zu machen; das wird aber von Paulus verworfen und mit obigen Worten hart getadelt. Kann ein Logenmann nicht erkennen, daß er in der Loge durch seine Anwesenheit an falschem Gottesdienste teilnimmt, so ist er zu schwach, um zu des Herrn Tisch zugelassen zu werden. Dies ist die Regel; doch wird zugegeben, daß es eben Ausnahmen von der Regel gibt; denn es folgt ja mit absoluter Notwendigkeit, daß jeder, der noch hie und da die Loge besucht, sich ihres götzdienerischen Wesens theilhaftig mache. Es kann ja sein, daß er dagegen zeugt; aber das kann man jedem klar machen, und auch der schwächste Verstand muß es erkennen, daß ein solcher endlich einen bösen Schein gibt, sodann, daß ihn Gott verantwortlich mache für alles Böse, was in der Loge geschieht, auch wenn er nicht an allem für seine Person teilnimmt; es heißt auch hier: mitgegangen, mitgefangen. Welche Schmach ist es auch, wenn ein solcher endlich als ‚Logenbruder‘ verstirbt, und die Loge schleift ihn auf den Kirchhof, um noch an seinem Grabe ihre gotteslästerlichen Gebete und Reden nebst ihrem kindischen, närrischen Firtlesanz abzuorgeln und abzuwickeln, während seine Gemeinde und sein Pastor betrübt weichen und zurückbleiben müssen; denn sie können gewissenshalber solchen Fokuspokus nicht mitmachen, und die Loge in ihrer frechen Anmaßung weicht der Kirche nicht, am allerwenigsten in einem solchen Falle. Man hat auch einem solchen die große Seelengefahr vorzustellen, in der er schwebt: er dünkt sich wohl zu fest zu stehen, als daß die Loge ihn in seinem Christentum irremachen könnte; aber wer so in Sicherheit sich wiegt, der hat schon angefangen zu fallen; und wie kann ein solcher aufrichtig beten: ‚Führe uns nicht in Versuchung‘, wenn er sich zugleich mutwillig in Versuchung stürzt? ‚Böse Geschwätze verderben gute Sitten.‘ — Es wurde gefragt,

ob man denn einen solchen, welchen man noch für einen lutherischen Christen halten müsse, von unserm Abendmahle zurückweisen dürfe. Darauf wurde geantwortet: Nein, nicht absolut. Aber Matth. 5, 23 ff., wo es heißt: ‚Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirfst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß dir allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und verfühne dich mit deinem Bruder und alsdann komm und opfere deine Gabe‘, wird ein Fall beschrieben, der die Menschen des heiligen Abendmahls zwar nicht absolut unwürdig macht; dennoch darf ein solcher nicht angenommen werden, bis er sich verfühnt hat; denn es ist ein Hindernis da; ein solcher ist also zu suspendieren. Kame z. B. ein übrigens unbescholtener Christ zur Anmeldung, der aber Streit mit seinem Nachbar gehabt hätte, und ersterer wäre dabei unschuldig geblieben, so müßte man ihn gleichwohl fragen, ob er verfühnt sei. Antwortet er nun: Ich habe meinem Bruder nichts getan, bin auch bereit, ihm zu vergeben, wenn er kommt, so müßte man von ihm verlangen, daß er erst hingehe und sich verfühne; will er das nicht tun, so ist er vom Abendmahl zu suspendieren. Er ist des Abendmahls nicht absolut unwürdig, aber relativ (beziehungsweise), solange nämlich dieses Hindernis nicht beseitigt ist; man spricht ihm also damit noch nicht das Christentum ab. Hätte er aber einen ernstlichen Versuch gemacht, sich zu verfühnen, so wäre er in seinem Gewissen frei und zum Abendmahl zuzulassen. So sage ich einem Logenbruder: Du bist des Abendmahls nicht fähig, sowenig wie ein Uniierter oder Reformierter. Verspricht er aber, zunächst die Loge nicht mehr zu besuchen und sich weiter belehren zu lassen, so lasse ich ihn fürs erste zu. Verschließt sich ein Logenbruder der Belehrung, so ist man mit ihm fertig; ist er aber nur schwach und hat ein offenes Ohr für Gottes Wort, kann aber gleichwohl die Gründe wider das Logenwesen nicht durchschauen, so muß man ihn noch tragen; denn man darf noch hoffen, ihn zu gewinnen. Es ist aber dabei immer im Auge zu behalten, daß der Grundsatz: *Salus populi lex suprema*, das heißt, daß die Seligkeit der Leute unser höchstes Gesetz sein soll, an sich wohl recht und wahr ist; aber es wird der spezifisch unionistische Grundsatz daraus, wenn man dies so versteht, daß man darum auch wohl etwas von Gottes Wort nachlassen könne und solle, wenn es gelte, Leute für das Reich Christi zu gewinnen. Nein; von dem Worte Gottes können wir nicht weichen, es falle Himmel und Erde, und was nicht bleiben will. Erst beten wir: ‚Geheiliget werde dein Name!‘ und dann erst: ‚Dein Reich komme!‘ Gottes Ehre steht unendlich weit über der Menschen Seligkeit. Man lasse sich um Gottes willen nicht von seinem Herzen verführen, dem Worte Gottes auch nur das Geringste abzubrechen. Bekannt ein Logenmann, daß er die falschen Gebete und religiösen Tendenzen der Loge verwerfe, so ist das freilich genug. Nach Gottes Wort gibt es nur zwei Ursachen, warum jemand vom heiligen Abendmahl schlechterdings zurückzuweisen ist (denn Suspension ist etwas anderes),

nämlich 1. falsche Lehre und 2. Todssünde. Einem Logenbruder muß ich zeigen, daß er erstlich teilnimmt an falschem Gottesdienst; zum andern, daß er sich fremder Sünden theilhaftig macht. Ersteres schließt ihn vom heiligen Abendmahl aus; letzteres noch nicht, weil er es nicht erkennt; denn das ist mir keine Todssünde, was ich überhaupt noch nicht als Sünde erkenne. Auch Christen können wohl so schwach sein, daß sie eine Sünde, die erst durch einen Schluß als solche klar wird, lange Zeit nicht einsehen.“ (S. 44 ff.)

Wie D. Walther die Behandlung von Logengliedern betreffend zehn Jahre früher stand, davon legt folgendes Gutachten Zeugnis ab: „St. Louis, 16. August 1864. Mein teurer Bruder! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit einigem Widerstreben darangehe, Ihren lieben Brief zu beantworten. Die Ursache ist diese, daß meine Überzeugung in der vorgelegten Frage von der von mir sehr geachteter Männer in unserer Synode abgeht. Beträfe es nun eine klare Lehre, so würde das mich freilich nicht irren, denn da heißt es: Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas. Aber hier handelt es sich nicht sowohl um eine Lehre (denn in der Beurteilung der geheimen Gesellschaften nach Gottes Wort sind wir vollkommen einig), sondern um die praktische Anwendung derselben auf einen konkreten Fall. Hierbei gehe ich aber von dem Grundsatz aus, wem ich nicht beweisen kann, daß er ein Unchrist sei, und wer mit mir denselben Glauben bekennt, den weise ich weder vom heiligen Abendmahl noch von der Gliedschaft der Gemeinde ab, wenn er auch noch in manchen Sünden der Unwissenheit und Schwachheit steht. Denn sollte das letztere Ursache der Abweisung sein, wen wollte ich dann annehmen? Und wenn es gewiß ist, daß jemanden Christus annimmt, wer bin ich, daß ich ihn hinausstoßen sollte? Mache ich hier in betreff der geheimen Gesellschaften einen Unterschied, so schwindet mir das Prinzip, der Grund jeder andern An- und Aufnahme, unter meinen Füßen. Allerdings würde ich einem solchen Kandidaten der Gemeindegliedschaft sein unrichtiges Verhältnis nachweisen und ihn zu bewegen suchen, daß er's aufgebe; wenn ich ihn aber offenbar nicht überzeugen könnte, würde ich es für meine Pflicht halten, ihn dennoch als einen Schwachen aufzunehmen, nur mit Protest gegen seine Verbindung und mit der Erklärung, daß ich es in der Hoffnung tue, er werde die Sache schon noch einsehen, wenn er Gottes Wort werde tiefer kennen gelernt haben. Wenn eine Gemeinde in ihrer Konstitution die Bestimmung hat, daß kein Glied einer geheimen Gesellschaft Glied der Gemeinde sein könne, so halte ich das für verfehlt und für sehr verderblich, namentlich in Gegenden, wo jene Gesellschaften herrschend sind. Damit verschließt sie ohne Zweifel vielen Seelen die Thür zum Evangelio, die erst durch das Evangelium zu rechter, klarer Erkenntnis kommen und errettet werden können. Wieviel Geduld hat Luther mit denen gehabt, welche noch in papistischen Irrthümern staken, und wie säuberlich hat er sie herumzuholen gesucht! In dem Unter-

richt für die Visitatoren will er, daß denen, die sich noch nicht von der Wichtigkeit der beiden Gestalten im heiligen Abendmahl überzeugen konnten, eine Zeitlang eine Gestalt gereicht, nur daß die Lehre bekannt und salbiert werde, auch den Halsstarrigen nicht nachgegeben werde. Die ganze Auseinandersetzung ist höchst wichtig für gegenwärtigen und viele andere Fälle. Vgl. Walchs Ausgabe, Band 10, Seite 1934—37, der Erlanger Ausgabe, Band 23, Seite 31—34. Ich sehe recht wohl, welche Gefahr uns droht, wenn wir den „Logenbrüdern“ die Kirche öffnen, aber besser, die Liebe übernimmt eine Gefahr, als daß sie unrecht tut und den Kindern Gottes versagt, wozu sie durch den Glauben recht haben, ja, anstatt zum Hereinkommen zu nötigen, wie ein Cherub vor der Kirche steht, der mit hauendem Schwerte von dem Eingange zurüdtreibt. Ich halte die Sache für eine schwere Versuchung, um uns durch falsches Gewissen Einfluß auf die Massen abzuschneiden und die Seelen teils bei der groben Welt zu erhalten, teils den Sekten zuzuführen. Sollte Rigorosität hierin nicht auch leicht zu einer anabaptistischen Vorstellung von der notwendigen Reinheit der sichtbaren Kirche führen? Kurz, ich bleibe dabei, man scheide Lehre und Leben, Rechtfertigung und Heiligung; man eifere daher wohl öffentlich und privatim gegen die geheimen Gesellschaften (wiewohl auch dies so, daß man aus einer Schwachheitsünde bei vielen nicht eine Todesünde machen und die Sünde nicht nach dem Werk, sondern nach der Person beurteile), aber stoße die nicht zurück, die noch darin stecken, sich auch nicht sogleich von der Sündlichkeit derselben überzeugen und davon losmachen können, aber sonst sich als bußfertige Christen offenbaren. — Ich möchte aber nicht, lieber Bruder, daß Sie sich je hierbei auf mich beriefen. Ich möchte um alles nicht, daß eine praktische Frage vom Teufel benußt würde, einen Feuerbrand in unsere Mitte zu werfen. Nehmen Sie mit diesem wenigen vorlieb. Der Herr sei mit Ihnen und Ihrem C. F. W. Walther.“

F. W.

Das erste Auftreten der römischen Kirche in Nordamerika und die Religionsfreiheit.

(Fortsetzung.)

Die Volksvertretung war zuerst 1635 zusammengekommen, zum andernmal zwei Jahre später. Sie bestand damals noch ganz aus Katholiken. (Cobb, 370.) Die drei Priester nahmen ihren Sitz unter den Laien nicht ein. „An Act for Church Liberties“ wurde beschloffen, worin es heißt: „Holy Church within this province shall have and enjoy all her rights, liberties, and franchises wholly and without blemish.“ (Johnson, Foundation of Maryland, p. 39.) Wenn eine ganz katholische Versammlung von der „heiligen Kirche“ redet, so ist

es selbstverständlich, daß sie darunter nicht, wie Fisher (Colonial Era, p. 68) uns weismachen möchte, die keperische Kirche der Anglikaner, die in Maryland noch dazu gar nicht einmal existierte, sondern die Kirche, die damals allein in der Provinz organisiert war, ihre eigene Kirche, die römisch-katholische, versteht. Diese soll in allen ihren Rechten und Freiheiten vom Staate anerkannt werden. Das ist der Wille des Papstes. Wo sie alle ihre „Rechte und Freiheiten“ hat, duldet sie keine Kepererei neben sich. Dieselbe Assembly erließ auch ein Fastengebot für gewisse Tage, das für alle Einwohner der Provinz bindend sein sollte. (Fisher, Colonial Era, p. 68.) Es erübrigte nur, daß man auch in andern, wichtigeren Dingen das kanonische Recht statt des englischen einführt, um der Kirche zu allen ihren Rechten und Freiheiten zu verhelfen. Der Ocean war dreitausend Meilen breit, die Verbindung mit dem Mutterlande schlecht, da glaubten die Söhne Poholas, schon etwas wagen zu können. Zunächst erwarben sie sich auf gesetzmäßige Weise großen Landbesitz, dann aber ließen sie sich von den Indianern ganze Länderstrecken schenken und nun beanspruchten sie für diesen ihren Besitz Immunität mit Berufung auf die Bulle „In Coena Domini“, die von Bonifazius III. herrührte, von verschiedenen Päpsten erweitert worden war und etliche Jahre zuvor (1627) durch Urban VIII. ihre vollendete Form erhalten hatte und als Kirchengesetz proklamiert worden war. In dieser berühmten Bulle werden alle Rechte und Machtansprüche der römischen Kirche aufgezählt, alle Keper, deren vornehmste mit Namen genannt werden, werden verflucht, und sodann werden auch alle diejenigen verflucht, die die Rechte der römischen Kirche anzweifeln, leugnen und beeinträchtigen. „15. Qui ex eorum praetense officio . . . personas ecclesiasticas . . . coram se ad suum tribunal . . . vel Parlamentum praeter juris canonici dispositionem trahunt. . . . 18. Qui . . . onera clericis . . . ac eorum et ecclesiarum bonis . . . absque Romani Pontificis speciali et expressa licentia imponunt . . . cujusque sint eminentiae . . . etiamsi imperiali aut regali perfulgent dignitate.“ (Gieseler, Kircheng. III, 2, 593.) Diese Bulle ist durch Pius IX. „Const. Apostolicae Sedis“ vom 12. Oktober 1869 aufgehoben worden, indessen nur formell. Immunität für Kirchenbesitz und für geistliche Personen ist ein Vestigatium der Römischen bei uns noch heute. Der päpstlichen Bulle gemäß erklärten nun die Jesuiten, daß das kanonische Recht der Kirche über dem Parlament, dem proprietary, der Assembly und deren Beschlüssen stehe, und daß alle Widersacher sich den Zorn Gottes zuziehen würden.

Als Baltimore von diesen Vorgängen erfuhr, wurde er sehr besorgt; denn die Handlung der Jesuiten war eine flagrante Übertretung des englischen Gesetzes über mortmain (Besitz der toten Hand), Übertragung von Land an kirchliche Körperschaften. Wenn dieses Treiben der Jesuiten in England recht bekannt wurde, so war der Charter

Lord Baltimore's das Papier nicht wert, worauf er stand; damit wären alle die großen Geldsummen, die dieser an seine Pflanzung gewandt hatte, verloren und seine Glaubensgenossen hätten sich der einzigen englischen Kolonie, wo sie willkommen waren, selbst beraubt. Endlich war die Handlungsweise der Jesuiten auch gegen Baltimore's Gerechtfame; er hatte nach dem Charter "full and absolute license, power, and authority . . . forever . . . to grant . . . parts and parcels" (of land) "to him or them as shall be willing to purchase the same". (Or. Narr. Maryl., 110.) So sandte er seinen Freund, John Lewger, einen römischen Konvertiten, als seinen Agenten und zugleich als Sekretär der Provinz (1637) nach Maryland. Lewger war ein sehr fähiger Mann. Er berief zunächst die Assembly, in der diesmal die so zahlreichen Protestanten der Kolonie vertreten waren. (Die bondservants konnten nämlich in drei oder in fünf Jahren ihre Passage abarbeiten und freeholders und damit stimmberichtigt werden.)

Folgendes berichten nun die Patres über die Assembly: "Therefore, this Secretary having summoned the Parliament of Maryland, composed with a few exceptions of heretics and presided over by himself, in the name of the Lord Baltimore himself, he attempted to pass the following laws repugnant to the Catholic faith and ecclesiastical immunities: That no virgin can inherit unless she marries before 29 years of age; that no ecclesiastic shall be summoned in cause civil or criminal before any other than a secular judge; that no ecclesiastic shall enjoy any privilege, except such as he is able to show *ex Scriptura*, nor to gain anything for the Church, except by gift of a prince, nor to accept any site for a church or cemetery, nor any foundation from a convert Indian king" usw. (Petrie, Church and State in Early Maryl., p. 18; in Johns Hopkins University Studies, tenth series, 1892.) Die Beschlüsse dieser Assembly wurden jedoch nicht Gesetz; man findet sie nicht in den Protokollen. Auf der andern Seite waren die Patres auch nicht müßig, das Gesetz der Kirche zu verteidigen: "Occasion of suffering has not been wanting from those from whom it was natural to expect aid" (so lautet ihre Klage nach Rom über die Kolonialregierung), "and rather protection, who, too intent upon their own affairs, have not feared to violate the immunities of the Church by using their endeavors that laws of the kind formerly passed in England and unjustly observed there may obtain force here, to wit: that it shall not be lawful for any person or community, even ecclesiastical, in any wise, even by gift, to acquire or possess any land, unless the permission of the civil magistrate first be obtained. When ours declared this to be repugnant to the laws of the Church, two priests were sent from England to teach the contrary. But the reverse of what was expected, happened; for our reasons being heard, and the thing itself being more clearly understood, they easily fell in with our opinion

and most of the laity." (Or. Narr. Maryl., 140.) Mithin war die Kolonialregierung den Jesuiten gegenüber, die das Volk beherrschten, machtlos. Während der Sekretär Lemger es betont, daß nach englischem Rechte die Privilegien der Kirche von den Staatsgesetzen abhängig seien, fragten ihn hingegen die Jesuiten, ob nicht jemand, der die Freiheit der Kirche einschränke, nach der Bulle „In Coena Domini“ der Exkommunikation verfallen sei.

Baltimore äußerte sich: die Drohung der Jesuiten sei „very extravagant“. In seiner vorsichtigen Weise wartete er jedoch auf einen günstigen Zeitpunkt und stellte im Jahre 1641 Grundsätze auf, die bei der Übertragung von Land beobachtet werden sollten. Darin befand sich auch eine Anerkennung des Prinzips des englischen Gesetzes über *mortmain*. Dann wandte sich der Lord kurzerhand an die *Congregatio de Propaganda Fide* und forderte die Entfernung der Jesuiten und ihre Ersetzung durch Weltgeistliche. „The said baron, with others favorable to his opinions, began to turn his attention to the expulsion of the Fathers and the introducing others in their stead who would be more pliable to his secretary. Therefore he proceeded last year to petition the Sacred Congregation of the Propagation of the Faith in the name of the Catholics of Maryland to grant a prefect and priests of the secular clergy for the same mission, making no mention in the meantime of the labors of the Fathers undertaken in that harvest, nor expressing the motives which induced him to substitute new priests. . . . But the Sacred Congregation, being entirely ignorant of these matters, granted the Petition.“ (Records of the Soc. of Jesus, in Johnson, p. 82. Johns Hopkins University Series, tenth: Church and State of Early Maryl., p. 20.) Die Propaganda sandte vier Franziskaner, um die Jesuiten abzulösen. Letztere jedoch waren gar nicht geneigt, so aus der Neuen Welt zu scheiden. Sie knüpften neue Verhandlungen mit den Kolonialbehörden an, und die ganze Sache wurde nun zu guter Letzt dem Provinzial Henry More unterbreitet. Dieser entschied: Neue Kolonien und ihre Verhältnisse seien Ausnahmen; die Verhältnisse Marylands stünden deswegen nicht im Widerspruche mit der päpstlichen Bulle. Die Ordensbrüder mußten dem *proprior* die Ländereien zurückgeben. Henry More erklärte ferner, daß, wenn Lord Baltimore oder Lemger die englischen Gesetze im Palatinat durchführten, sie von dem Anathema der Bulle nicht getroffen würden. Henry More sah weiter als seine Brüder am Potomac. Karl I. war flüchtig, das puritanische Parlament herrschte; entfremdete man sich nun gar den Lord Baltimore, so waren die Katholiken Marylands ohne Schutz.

Baltimore hielt es, scheint's, für nötig, sich seinem Bruder gegenüber wegen dieser Vorfälle zu rechtfertigen. Er erklärte mithin in einem Briefe Leonard Calvert seine Politik. Er klagt, daß die Jesuiten seinen Ruin geplant und zu diesem Zwecke die Dienste von Engländern

und Indianern in Anspruch genommen hätten, und daß alles unter dem Vorwande der Ehre Gottes und der Ausbreitung des christlichen Glaubens. Es seien dies jedoch nur Masken und Visiere, um ihre Pläne dahinter zu verbergen: "If all things that clergymen should do on these pretenses should be accounted just and to proceed from God, laymen were the basest slaves and most wretched creatures upon the earth." (Maryl. Hist. Soc. Fund Publications, No. 28. Calvert Papers I, p. 217.) Der Lord erklärte ferner: wenn der größte Heilige sich in sein Haus eindränge, um die Seelen seiner Familienangehörigen zu retten, und er zur selben Zeit seinen politischen Ruin verursachen wolle, so würde er einen solchen Feind vertreiben und sich andere Geistliche verschaffen, die die nötigen Amtspflichten besorgten. "Those that will be impudent must be impudently dealt withal." Er erlaubte den Jesuiten, daß sie in seiner Kolonie weiter arbeiten durften; allein er sorgte von nun an auch dafür, daß sein Palatinat vor ihnen sicher sei, indem er Protestanten ansiedelte.

Haben die Jesuiten ihren Wohltäter, den mächtigen Lord Proprietary, nicht geschont, so mag man sich vorstellen, wie sie mit den protestantischen Arbeitern und bond servants umgegangen sein werden. Diese wurden mit allen jesuitischen Mitteln, die man anwenden durfte, befehrt, wie wir gehört haben. Vor 1649 war kein protestantischer Geistlicher in der Kolonie ansässig. Es wird auch nicht berichtet, daß Wanderprediger von Zeit zu Zeit aus Virginia sich eingestellt hätten. Eine Kapelle, die die Protestanten, wohl zum Privatgottesdienst, benutzten, wurde ihnen von einem Römling zugeschlössen, und die Bücher wurden fortgenommen. Da das obendrein ein offener Diebstahl war, so mußte der Betreffende, ein gewisser Lewis, natürlich um etliche hundert Pfund Tabak gestraft werden. (Eggleston, Beg. of a Col., 253. Channing, Hist. of U. S. I, 264.) Anno 1638 verbot ein Aufseher des fanatischen Cornwallis zweien seiner Arbeiter das Lesen eines protestantischen Buches; dabei äußerte er, was sie läsen, „käme vom Teufel“, und alle protestantischen Prediger seien „Teufelsdiener“. Dies wäre nun wohl mit andern so hingegangen, wenn nicht die Arbeiter eine Petition an die Regierung von Virginia mit der Bitte um Intervention aufgesetzt hätten, in der sie sich auf das englische Gesetz beziefen. Nun mischten sich die Leiter der Kolonie rasch ein; denn es mußte ihnen sehr daran liegen, daß die Petition nicht abging, weil das bei der Eifersucht Virginias zumal sehr gefährlich werden konnte. So wurde denn Lewis um so und so viele Pfund Tabak gebüßt und verwahrt, seine Zunge für die Zukunft im Baum zu halten. (Cf. Maryl. Arch. [Provincial Court, 1637—'50, p. 35 ff.] Chandler, Hist. of U. S. I, 263.) Mit der Toleranz, die die Protestanten in Maryland genossen haben, war es nicht weit her. Diese jesuitische Toleranz kann man gar nicht Religionsfreiheit nennen. Es war die Toleranz der Bulle „In Coena Domini“. Eine gewisse Toleranz haben selbst die

schlimmsten Christenverfolger zulassen müssen. Dagegen liegt der Religionsfreiheit ein ganz anderes Prinzip zugrunde als Toleranz. Religionsfreiheit setzt eine Gleichheit der Betreffenden vor dem Gesetze voraus, Toleranz eine Ungleichheit. Religionsfreiheit sagt, daß im Staate alle Bekenntnisse gleiches Recht haben; Toleranz deutet an, daß eine bestimmte Religion eine höhere Berechtigung habe, dagegen eine andere Religion eine geringere Berechtigung oder eigentlich gar keine, und daß sie nur aus andern Gründen, z. B. politischen, zeitweilig geduldet werde. In Maryland war keine Religionsfreiheit, hingegen eine Art Toleranz aus politischen Gründen. Als ein Mann, Thomas Smith, ein Anhänger Claibornes, der für eine gerechte Sache eintrat, gefangengenommen wurde, wurde er unter Leitung des bigotten Kapitäns Thomas Cornwallis, von dem wir schon gehört haben und noch hören werden, und der in diesem Prozeß Ankläger, Richter und Urteilstvollstrecker in einer Person war, wegen Seeraubs zum Tode verurteilt (1638). Smith bat um einen protestantischen Geistlichen, der ihn zum Tode vorbereiten solle; dies wurde ihm abge schlagen. (Channing, Hist. of U. S. I, 256.)

Karl I. hatte Leonard Calvert aufgefordert, alle Schiffe des Parlaments zu kapern. Das Parlament gab nun seinerseits dem Kapitän Ingle Kaperbrieve gegen die Monarchisten Marylands (1644). Ingle berichtete dem Parlament, er habe „die Papisten und Übeltäter geplündert, um die bedrängten Protestanten zu befreien“. Als Ingle 1645 die Beschwerden der Protestanten Marylands vor das englische Parlament brachte, kam zugleich vor dasselbe besonders die Klage einer Frau Maria Ford über Cornwallis, daß dieser ihr zwei ihrer Kinder gestohlen und sie nach Maryland geschleppt hätte in der Absicht „of seducing them to popery“, um damit „Lord Baltimore’s poisoned purposes“ zu fördern. (Channing, Hist. of U. S. I, 500.) Günstig sind die Beschwerden, Maryland sei ein „hotbed of popery“. In einer Schrift, die 1655 erschien, sich jedoch auf vorhergehende Ereignisse zurückbezieht, heißt es von der Jesuitenwirtschaft Baltimores: *“And professing an establishment of the Romish Religion onely, they suppressed the poor Protestants among them, and carried on the whole frame of their Government in the Lord Proprietary’s name, all their Proceedings, Judicature, Tryals, and Warrants in his name, Power and Dignity, and from him onely: not the least mention of Sovereign Authority of England in all their Government; to that purpose forcibly imposing Oaths . . . to protect the Roman Catholic Religion”* usw. (Or. Narr. Maryl. [Virginia and Maryland], p. 191.) *“His country, till he employed Captain Stone, never had but Papist Governors and Councillors, dedicated to St. Ignatius, as they call him, and his Chappel and Holyday kept solemnly: The Protestants for the most time miserably disturbed in the exercise of their Religion by many wayes plainly enforced, or by subtil practises or hope of*

preferment to turn Papists, of which a very sad account may from time to time be given, even from their first arrival to this very day." (Or. Narr. Maryland [Virginia and Maryl.], p. 200.)

Das ist die Rehrseite der prählerischen Berichte nach Rom! Der katholische Lehrer der Kirchengeschichte O. Gorman redet einfach die Unwahrheit in den Worten: "The practice of the proprietary, the governor, and inhabitants, while the Catholics were in a majority" (da die Katholiken numerisch nie in der Majorität waren, so soll das wohl heißen: while the Catholics were dominant), "was always against persecution and in favor of equal liberty." (O. Gorman, The Rom. Cath. Church in Am. [Church Series IX], pp. 226. 227.) Autodafes wurden zwar in Maryland nicht gehalten; das war alles. Nicht für „gleiche Rechte“, sondern für das kanonische Recht und die Bulle „In Coena Domini“ sind die Katholiken Marylands eingetreten. Nun muß man ja nicht meinen, daß die Protestanten den Treubruch Baltimores nicht gewußt noch beklagt hätten. "His son [George Calvert's son Cecil], this Lord Baltamore, now publishes him a Recusant and avers contrarily that the laws against Papists and Recusants extend not thither; yet his Patent says: No interpretation shall be admitted thereof by which God's holy and true Religion or the allegiance due to the Successors of the State of England should suffer any prejudice or diminution. *By all which surely it's most evident, This County Palatine aimed and coveted by him appears disagreeable to Law and to his own Patent.*" (Or. Narr. Maryl. [Virg. and Maryl.], pp. 205. 206.) Ehe wir weitergehen, müssen wir uns das Zahlenverhältnis der Protestanten zu den Katholiken in dem Palatinat Baltimores vergegenwärtigen.

d. Die Bevölkerung Marylands der Religion nach. Die Kolonisten, die 1633 von England nach Maryland auswanderten, zerfielen in zwei Klassen, in solche, die dort Land in Besitz nehmen wollten, um "lords of manor" zu werden, und aus "indentured servants", Arbeiter, die die Kosten der Überfahrt durch einen Dienst von mehreren Jahren gutzumachen hatten und erst dann über hundert Acker Land erhielten und "freeholders" und stimmberechtigt wurden. (Or. Narr. Maryl., 91. 99. 100.) Die große Mehrheit ersterer war römisch-katholisch; die Mehrzahl der letzteren war protestantisch, und da diese letzteren zahlreicher waren als die "gentlemen adventurers", so war die Mehrzahl der Auswanderer protestantisch. In dem schon erwähnten Schreiben an den Grafen Strafford sagt Baltimore, es seien 22 Edelleute und 300 Arbeiter in der ersten Expedition gewesen. Man hält diese Zahl 300 für ein Versetzen anstatt 200. Letztere entspricht den Größenverhältnissen der Schiffe und andern Angaben. Bei Gravesend schwuren 128 von den Kolonisten, die damals an Bord waren, den oath of allegiance, den nur ein Protestant leisten konnte. "In a letter to Lord Strafford, written at the time, Lord Baltimore

says that about twenty gentlemen and three hundred laboring men had embarked for Maryland. (Strafford's Letters, I, 178.) The three hundred in this letter is usually regarded as a mistake for two hundred, which number is more in accord with other accounts and also with the size of the vessels. The religious conviction of these colonists is uncertain; if oaths had any efficacy in those days, one hundred and twenty-eight of them were Protestants. Another indication of the religious proportions of this first band of emigrants to Maryland is contained in the *Relatio Itineris* of Father White. He tells us that of the dozen who died on the passage to the Chesapeake two only were Roman Catholics. It can by no means be argued from this statement that five-sixths of the colonists were Protestants, because, undoubtedly, most of the leaders were Roman Catholics. The bulk of the passengers, among whom most of the Protestants would be found, were laboring men and women, who must have been fearfully crowded on the narrow decks of vessels no larger than the *Ark* and *Dove*. Among these mortality would have been the greatest. *It is probable that in the first few decades three out of every four persons in Maryland were not of the faith of the Lord Proprietor.*" (Channing, Hist. of U. S. I, 253. 254. Ähnlich urteilt Cabot Lodge.) Diese Ansicht wird durch den Jesuitenprovinzial More in einem Schreiben vom Jahre 1642 bestätigt: "In leading the colony to Maryland, by far the greater part were heretics." (Foley, Records of the Engl. Prov. of the Soc. of Jesus, III, sec. 7, 364. Johnson, 32.) Man hat dieses Zeugnis abschwächen wollen, indem man trotz des Vorlautes behauptete, es beziehe sich auf das Jahr der Abfassung des Briefes. So Eggleston (Beginning, etc., 263). Allein sehr bedeutende Geschichtsschreiber betonen mit Recht, daß dies ein entscheidender Beweis über die Religion der ersten Ansiedler sei, denn More mußte in seinem Amte doch genau unterrichtet sein. Endlich liegt vor das Zeugnis Pater Whites, der an Ort und Stelle war und die Wahrheit wissen konnte. Er schrieb im Jahre 1641: "Three parts of the people in four at least are heretics." (Foley, Records, III, sec. 7, 362. Johnson, 32.)

Mag nun die Zahl der Auswanderer 200 oder 300 betragen haben, immerhin waren von Anfang an die Protestanten in überwiegender Majorität. Dieses Zahlenverhältnis änderte sich im Laufe der Zeit immer mehr zuungunsten der Katholiken. Cobb bemerkt: "For some reason Baltimore's asylum for his coreligionists did not attract very many of them, a fact that may well seem strange." (374.) Während die römische Bevölkerung wenig zunahm, zogen im Jahre 1645 während der Wirren zwischen Monarchisten und Parlamentariern so viele Virginier nach Maryland, daß die virginische Assembly die Kapitäne Hill und Willoughby hinsandte, um die Ausgewanderten zur Rückkehr zu nötigen. (Henning, Statutes, I, 321.) Endlich siedelten

sich auf Baltimores Einladung gegen das Jahr 1649 allein aus Virginia tausend Puritaner in Providence (jetzt Annapolis) in Anne Arundel County an. Man schätzte die Bevölkerung Marylands 1652 auf 8000 Personen. Somit war 1675 die Zahl der Protestanten zu der der Katholiken wie 12 zu 1. Baltimore selbst sagte, daß die Nonkonformisten dreimal so stark gewesen seien als Anglikaner und Katholiken zusammengenommen. (Eggleston, 257.) Ein Brief vom Jahre 1681 gibt das Verhältnis sogar auf 30 zu 1 an. (Brown, Hist. of a Palatinate, 128; Cobb, 380.) Der offizielle Zensus von 1754 zählt 145.000 Protestanten und 8000 Katholiken! Das war also die „katholische“ Kolonie Maryland! Da nun Baltimore beständig auch alle Ämter mit seinen Verwandten und Glaubensgenossen besetzte, so liegt es auf der Hand, daß eine solche Entrechtung der Mehrheit der Kolonisten in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht sich nicht auf die Dauer aufrechterhalten lasse. Verschiedene Ursachen wirkten zusammen, eine Änderung herbeizuführen.

S. Natt.

(Schluß folgt.)

Die trunkene Wissenschaft; was sie will, und warum wir wenig Respekt vor ihr haben.

(Schluß.)

11. Die Systeme der Wissenschaft sind unbeständig. „Freilich sind sie das, und das ist der Ruhm der Wissenschaft, daß sie nicht stillstehen kann, sondern in der Erkenntnis fortschreitet.“ Darin sind wir uns also einig, daß ihre Systeme verbesserungsbedürftig sind, und die Wissenschaft, die danach handelt, respektieren wir. Die trunkene Wissenschaft aber möchten wir fragen: Auf welche Systeme geht das? Bloß auf die, die bis zum Jahre 1912 aufgestellt sind? Habt ihr im Jahre 1912 ein vollkommenes aufgestellt und auf weiteres Forschen verzichtet? Solange sie uns also nicht ein System bringen, von dem sie sich getrauen zu sagen, daß es vollkommen ist, können sie nicht im Ernst von uns erwarten, daß wir danach unsere Bibel korrigieren. Sie können uns ja nicht garantieren, daß, wenn wir das zeitweilig herrschende System annehmen, es nicht schon nächstes Jahr zu den rückständigen gerechnet werden wird. Wir wollen aber doch diese Unbeständigkeit ein wenig illustrieren, um darzutun, wie unzuverlässig und haltlos alles gewesen ist, was die Wissenschaft gegen die Bibel aufgebracht hat — bis zum Jahre 1912. Bringt uns die Wissenschaft jetzt ein System, das unverbesserlich ist, so wird es auch wirklich derart sein.

1. Die Königin der Wissenschaft ist die Philosophie. Die hat sich die Aufgabe gestellt, die ganze Materie des menschlichen Wissens nach

strengsten Denkfeszen zu verarbeiten und uns klare Auskunft zu geben über Gott, die Welt und den Menschen. Sie will nebenbei auch den Bericht der Bibel verbessern. Wenn aber irgendwo in der Welt Unbeständigkeit und Wechsel herrscht, so ist es in der Philosophie. Wer kann all die Systeme aufzählen, die seit Thales aufgestellt und umgestoßen worden sind? Heute herrscht der Pantheismus. Sollen wir den annehmen? Aber welchen? Da ist der pantheismus materialis, p. Stoicus, p. realisticus seu Spinozisticus, p. idealisticus seu Fichtianus, p. identitalisticus seu Schellingianus, p. panlogisticus seu Hegelianus. So viele Systeme des einen Systems gab es schon zu Moses Zeit. (Baier, I, 28.) Wie viele ihrer jetzt sind, weiß ich nicht. Bei jedem neuen System heißt es: Jetzt haben wir die Wahrheit, und über kurz oder lang wird es zum alten Eisen geworfen.

2. Moses hat den Pentateuch nicht geschrieben. Wer denn? Darüber gab einst die ältere Urkundenhypothese Aufschluß. Bald aber wechselte die Methode, und man operierte mit der Fragmentenhypothese. Wieder wechselte die Mode, und man hatte die Ergänzungshypothese. Bekanntlich hat es aber mit der Mode keinen Bestand, und man mußte die neuere Urkundenhypothese annehmen. Was jetzt auf diesem Gebiet Mode ist, habe ich, weil meine Zeit kostbar ist, nicht erkundet.

3. Es hat sich jemand die Mühe gemacht, die Angriffe aufzuzählen, die innerhalb fünfzig Jahren auf die Inspiration gemacht wurden. Es ist schier unglauublich, was da zutage gekommen ist; aber, wie Luther uns gesagt hat, die unruhige Vernunft mag nicht stillbleiben, sondern wechselt mit affenartiger Geschwindigkeit die Operationsbasis. „Seit dem Jahre 1850 sind gegen die göttliche Eingebung des Alten Testaments 539 verschiedenartige Angriffe gemacht worden und gegen die des Neuen Testaments 208. Jetzt aber sehen selbst die Bibelfeinde 603 von diesen Angriffen als verfehlt an, und die übrigen bekämpfen sich selbst untereinander.“ (Weseloß, Buch des Herrn, S. 136.)

4. Erst nahm man an, alle Evangelien seien aus einem Urtextum entstanden. Dann entschied man sich dafür, daß die Synoptiker voneinander abgeschrieben hätten. Welches war nun die Reihenfolge? Die einen sagen, Matthäus war der erste, Markus der zweite, Lukas der dritte. Nein, sagen die zweiten: Mt. 1, L. 2, Mk. 3. Stimmt nicht, sagen die dritten: Mk. 1, Mt. 2, L. 3. Die vierten wissen es besser: Mk. 1, L. 2, Mt. 3. Die fünften kämpfen für diese Reihenfolge: L. 1, Mt. 2, Mk. 3. Ihr irrt euch alle, sagen die sechsten: So war es: L. 1, Mk. 2, Mt. 3. Eine andere Gruppierung gibt es nicht, weil keine andere möglich ist. (44, 105.)

5. Das Christentum ist nicht eine göttliche Stiftung. Wie ist es denn entstanden? Zuerst versuchte man es mit der Betrugshypothese. Wer war der Betrüger? Die Systeme wechseln. Ignorante Spötter behaupten wohl, die Geschichte von Christo sei ein „Pfaffenbetrug“. (Sie lassen es auch drucken. „Saladin“ nennt in seiner Lästerschrift

über die Auferstehung die Evangelien ein Falsifikat aus dem 2. Jahrhundert. Die Kirchenväter jener Zeit waren die Betrüger. Und Hädel greift das natürlich begierig auf.) Das ist aber zu grob gelogen, darum schieben andere es den Aposteln in die Schuhe, die, als der Plan Christi, der nach den Wolfenbüttler Fragmenten ein religiöser Schwärmer war und ein irdisches Reich gründen wollte, bereitet wurde, das Unternehmen aufgriffen und ein geistliches Reich daraus machten. Wieder andern war das aber nicht grob genug, darum stellte Wahrdt Christum als einen Betrüger hin, der seinen eigentlichen Plan, alle Religion zu zerstören, verborgen hielt, aber eine geheime Gesellschaft gründete, um seinen Zweck zu erreichen. Andere haben diese Betrugs-hypothese als trügerisch erkannt und finden in der Evolutionstheorie die Wahrheit. Wie alle andern Religionen, so hat sich auch die christliche von der untersten Stufe des Fetischismus zum ethischen Monotheismus entwickelt. (49, 19.) Hier jagt nun aber ein System das andere. Bald ist Jahve ursprünglich ein Feuergott gewesen, bald der Moloch, der Menschenopfer forderte, bald ein Nationalgott, bald ein Gott des Lichts und der Sonne. (49, 19.) Wie ist das alttestamentliche Gesetz entstanden? Es hat sich allmählich vom bloßen Brauch zum autorisierten göttlichen Gesetz erhoben. Nein, Moses hat es geschrieben. Jethro war sein Lehrmeister. Nein, Hammurabi. Nein, Esra hat es nach dem Exil verfaßt. (49, 79.) Wer war der Stifter des Christentums? Lange Zeit nahm man an, Jesus habe, gleichviel wo er sie gefunden hat, diese Religion aufgebracht; jetzt aber weiß man, daß der eigentliche Stifter Paulus war. (52, 333.) Woher ist die Taufe? Sie hat sich aus den jüdischen Waschungen natürlich entwickelt. „Der Mutterboden der christlichen Tauffakramente ist in dem primitiven Zauber glauben zu finden, wonach die Nennung eines bedeutungsvollen Namens als Abwehrmittel feindlicher Gewalten diente.“ Paulus hat sie der Mithrasreligion entlehnt, die Aufnahmeweihen hatte, die als mystisches Sterben und Wiedergeborenwerden dargestellt wurden. (52, 333.) Pfleiderer weiß hier genau Bescheid. Vor 2000 Jahren hat sich jüdischer Messiasglaube, orientalische Gnosis, paulinisch-orphische Mystik und hellenistische Popularphilosophie im Christentum zusammengefunden. (52, 184.) Man sieht, diese Theorie macht viel Kopfzerbrechens. Zum Glück gibt es ein viel einfacheres System, das der historisch-kritischen Methode. Wie das Christentum entstand, ist eine eitle Frage, denn nach dieser Theorie entsteht das Christentum immer erst in dem einzelnen Individuum. Jesu Autorität ist zu werten nach dem Maßstab eines möglichen Mitempfindens, das heißt, nur so viel ist am Christentum wahr, als man an sich selbst erfährt. (52, 236; 49, 379.) Harnad sagt, das Wesen des Christentums bestehe darin, daß man sich Gott gnädig denkt außer Christo. (47, 322.) Er nimmt darum aus den Evangelien so viel, wie ihm paßt. Jeder Christ, wenigstens jeder Theolog, hat das Recht, sich selbst das Christentum

zu entwickeln. Das stimmt auch mit dem Satz der wissenschaftlichen Theologie: „Ich, der Christ, bin mir, dem Theologen, der eigenste Stoff meiner Wissenschaft.“ Wie ist das Christentum entstanden? Nach dieser verblüffend einfachen Theorie so, daß jeder es sich selbst zurechtmacht. — Und welches ist denn nun das wahre Bild Christi? Diese Leute sagen: Jetzt erst wird Jesu hehre Gestalt recht erkannt, jetzt nach 20 Jahrhunderten, nachdem wir so genaue Studien über den Gegenstand angestellt haben. (51, 467.) Das Frühere war falsch. Wollt ihr denn von nun an nicht weiter studieren? Das legt euch doch die Wissenschaft auf! Werdet ihr dann nicht nächstes Jahr ein anderes Bild von Jesu gewinnen? Ist also nicht das Bild, das ihr uns dieses Jahr zeichnet, falsch? Harnack spricht das Dilemma auch ganz unverföhren aus: „Ich meine, nach einigen hundert Jahren wird man auch in den Gedankenbildern, die wir zurückgelassen haben, viel Widerspruchsvolles entdecken und wird sich wundern, daß wir uns dabei beruhigt haben.“ (47, 322.) — Das ist's, was wir in diesem Abschnitt zeigen wollten, daß man doch nicht vernünftigerweise von uns verlangen sollte, an Stelle der Bibel Systeme anzunehmen, die, sobald sie ans Tageslicht treten, den Gestank der Verwesung verbreiten.

6. Die Welt ist nicht in sechs Tagen von Gott erschaffen. Wie ist es denn dabei zugegangen? Nach der Theorie der dualistischen Kreation hat Gott sich auf zwei Schöpfungsakte beschränkt, die Substanz geschaffen und gewissen Kräften Intelligenz mitgeteilt zwecks Weiterentwicklung. Nach der Theorie der periodischen Kreation wurde immer zu Anfang einer neuen Periode die vorher zerstörte Tier- und Pflanzenwelt wieder neu geschaffen. Nach Kant-Laplace hat der Urnebel, der zu rotieren anfing, das alles zuwege gebracht. Und Hädel setzt dafür die Theorie, daß Kant und Laplace einen verhängnisvollen Irrtum begangen haben, indem sie einen Anfang annahmen; vielmehr sei die Weltzeit unbegrenzt, ohne Anfang und Ende. (l. c., S. 147.) Ein Glück ist's, daß er für die Laplacesche Theorie eine bessere gefunden hat, denn neulich ist ihre Unhaltbarkeit von Prof. Emden in seinem Werk „Gaslugeln“ nachgewiesen worden. (54, 565.) Der Astronom N. Riem, der von Berufs wegen sich mit diesen Dingen beschäftigen muß, wird das Ding müde und sagt: „Alle paar Jahre kommt eine neue Weltbildungstheorie heraus. Sie alle haben das gemeinsam, daß der Verfasser zunächst beweist, daß und warum seine Vorgänger das Problem falsch erfaßt haben; er bringt dann mit großem Scharfsinn seine neue Hypothese und muß es dann über kurz oder lang erfahren, daß man es mit ihm macht wie er mit seinen Vorgängern.“ (55, 469.)

7. Hat die Geologie Grund und Boden unter den Füßen? Die neptunistische Theorie, nach der das Wasser die Gebirgsschichten bildete, mußte der plutonistischen weichen, die die Gebirge durch Feuer gehoben sein ließ, welche Meinung aber in neuerer Zeit durch die chemische

Schule abgetan wurde. Cuvier und Agassiz glaubten die Bildung der Erdrinde nur durch die Theorie der gewaltigen Erdumwälzungen, die durch andere als die gegenwärtigen Kräfte hervorgerufen wurden, erklären zu können. Das wird aber wohl gegen das berühmte Gesetz der Analogie sein. So hält man es jetzt meistens mit Lyell, der dieselben Gesetze in derselben Weise wie jetzt von Anfang an tätig sein läßt, dafür aber ungeheure Zeiträume beansprucht und sich in dem Urnebel verliert. (Luthardt, l. c., S. 105. 340.) Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde im französischen Institut die Erklärung abgegeben, daß es achtzig geologische Theorien gäbe, die der Bibel widersprächen, und von diesen allen, sagt Prof. Lyell, war fünfzig Jahre später keine einzige mehr vertreten. (10. Jll., 55.) Welche Seiltänzerkunst gehört dazu, in dieser Situation sattelfest zu bleiben, oder vielmehr jeden Augenblick umzufatteln, ohne die Bibel zu verlieren! Ähnlich geht's in der Astronomie zu. Nur ein Beispiel. Laplace erklärte, der Mond befände sich nicht an der rechten Stelle, er mühte eigentlich vier Meilen weiter von der Erde entfernt sein. Jetzt kommt Lionville und beweist, daß gerade seine wirkliche Stellung die richtige Harmonie herstelle. Wenn die Wissenschaft gleich von Anfang an die physikalischen, astronomischen usw. Notizen der Bibel akzeptieren würde, würde sie viel Zeit sparen.

8. Die Evolution. Die soll ja die Stelle der Bibel einnehmen. Aber welche Evolution sollen wir annehmen? Die atheistische, die agnostische oder die theistische, wonach Gott den Anfang gemacht, aber dann der Evolution das Feld überlassen hat? (46, 11.) Um nicht zu viel Verwirrung anzurichten, wollen wir zusehen, ob die Wissenschaft uns gestatten wird, es mit Darwin zu halten, der alle vorhandenen Arten von etlichen Urarten abstammen läßt. Ihm zulieb haben ja viele Theologen ihre Bibel revidiert. Aber, siehe da, seine Herrschaft dauerte nur zwanzig Jahre. In Deutschland soll sich mit einer Ausnahme kein einziger hervorragender Forscher voll und ganz zu ihm bekennen. (54, 566.) Also die Bibel muß abermals durchgesehen und verbessert werden. Jetzt glaubt man an die Urzeugung. Was 1913 aufkommen wird, weiß weder Häckel noch ich. Mit Vernunftgründen sollte die Unzuverlässigkeit und Haltlosigkeit der bibel feindlichen Aufstellungen dargetan werden. Ein solcher Grund ist das Verhalten der Wissenschaft selbst ihren Systemen gegenüber. Sie selbst respektiert sie nicht. "With such an upsetting of all the calculations of the physicists in five years, what is likely to happen to their fine theories in a 'thousand million years'? And what is the use of getting out a new book every spring and fall to tell the world that science is upsetting religion? When science gets through upsetting itself, it will be time enough to take stock of the remains."

12. Die trunkene Wissenschaft untergräbt die Sittlichkeit. Sie ist derart, daß wir aus wissenschaftlichen Grün-

den keinen Respekt vor ihr zu haben brauchen; aber auch aus moralischen Gründen müssen wir uns von ihr lossagen, sonst befänden wir uns nicht in respektabler Gesellschaft. 1. Wer den Glauben an Gott zerstört, untergräbt die wahre Sittlichkeit. Der Christ hält die Gebote aus Liebe zu Gott; der natürliche Mensch führt einen moralischen Wandel, weil er weiß, daß der große Gott das Böse bestraft und das Gute belohnt. Die trunkene Wissenschaft geht aber darauf aus, den Glauben, die Liebe und die Furcht Gottes zu zerstören. „Kein wissenschaftlicher Mann kann an Gott glauben“, sagt Stern und unzählige andere. (53, 28.) Der Pantheismus lehrt, daß es keinen persönlichen Gott gibt. Es gibt keinen allmächtigen Richter, dem wir verantwortlich sind, keinen Heiland, der durch seine Liebe unsere Gegenliebe erweckt. Geflissentlich wird die Stimme der natürlichen Theologie zum Schweigen gebracht, wenn z. B. der französische „Moralkatechismus“ auf die Fragen: „Was ist Gott? Wer hat die Welt geschaffen? Wohin geht die Menschheit? Was geschieht nach dem Tode?“ jedesmal antwortet: „Ich weiß nicht.“ „Schämst du dich nicht deiner Unwissenheit?“ „Man braucht sich nicht zu schämen, wenn man nicht weiß, was noch niemand hat wissen können.“ Hat die Wissenschaft dann noch eine Grundlage für die Moral? O ja, denn es heißt dort weiter: „Es kam eine Periode, in welcher der Saurier von Ekel über sein elendes Dasein im Morast erfaßt wurde. Der Traum unter dieser platten Hirnschale war so hartnäckig, daß die Natur ihm schließlich gehorchen mußte.“ (39, 192.) Gehorcht der Mensch nur seiner eigenen Natur, so wird ihn das aus dem Morast emporheben. Nicht der Gehorsam gegen Gott, sondern gegen die natürlichen Triebe, etwa die Achtung vor sich selbst, ist die Triebfeder zum Guten. Es ist aber nicht weit her mit diesem self-respect; dazu kennt sich der Mensch zu gut. In welchen Morast der Mensch versinkt, der die Erkenntnis Gottes verkehrt oder gar vernichtet, und dem nichts als sein self-respect geblieben ist, zeigt Röm. 1. — 2. Und dieses verkommene Wesen hält sich für Gott. Nach dem Pantheismus ist der Mensch eine Erscheinungsform von Gott. Nach der Evolution ist er sein eigener Schöpfer; seinen schön geformten Körper, seinen wundervollen Geist hat er sich selbst angeschafft. Nach den Grundsätzen der trunkenen Wissenschaft darf er sich über die Offenbarung Gottes hinwegsetzen und alles verwerfen, was nicht mit seinem Dünkel stimmt. Wie unausstehlich wird aber der Hochmut des Menschen, der das wirklich glaubt, wie leer das Herz, das mit solchem Eigendünkel aufgeblasen ist! Hat der Teufel die Menschen dahin gebracht, daß sie seiner Weisagung glauben und sich selbst für Gott halten, dann hat er sie, wo er sie haben will. — 3. Er macht ihnen das Gebet lächerlich, als ob „Gott die sich millionenfach kreuzenden Gebete und frommen Wünsche berücksichtigen könne“. (Hädel.) Gott ist ein toter oder wenigstens ein ohnmächtiger Göze, der an das eiserne Walten der Naturgesetze gebunden ist. Ein Gebot der Wissenschaft lautet: Du

solßt nicht beten! So soll der Mensch abgehalten werden, Gemeinschaft mit dem heiligen Gott zu suchen; er soll der Not entgegenzutreten entweder mit Verzweiflung oder eitlem Selbstbewußtsein. Aber weder Verzweiflung noch Selbstüberhebung ist sittlich. — 4. Sie vernichtet den Glauben an das ewige Leben. Hädel sagt: „Nur selten tritt ein sachkundiger und ehrlicher Biolog noch ein für die Unsterblichkeit.“ (55, 547.) Lebt aber der Mensch wie das Vieh nur für diese Welt, so ist das Motto der sittenlosen Sinnenlust wissenschaftlich begründet: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Wohl her nun und laßt uns wohlleben, weil es da ist, und unsers Leibes brauchen, weil er jung ist. Wir wollen uns mit dem besten Wein und Salben füllen. Wir haben doch nicht mehr davon denn das!“ Und wenn ihre Jünger den Becher geleert haben und in ihrer Trunkenheit sich selbst zum Ekel geworden sind, dann hat die Rede von self-respect ein Ende, und es heißt: „Waldigster Selbstmord der Menschheit ist erwünscht.“ (E. v. Hartmann.) — 5. Sie macht es unmöglich, den Sünder zu trösten. Sie hat keinen Gott und keinen Heiland, keine Erlösung und darum auch keine Kraft, ihn vor Verzweiflung zu bewahren und zum Guten zurückzubringen. Als ein Vertreter der höheren Kritik aufgefördert wurde, einen Verbrecher auf den Tod vorzubereiten, sprach er: „Ruft einen andern; ich habe ihm nichts zu sagen.“ (Fund. IV, 87.) — 6. So hält die trunzene Wissenschaft die Menschen von den Quellen der Sittlichkeit fern; sie hebt aber auch den ganzen Begriff auf. Sie sieht die Sünde als bloßen Fehler, Schwachheit und Unvollkommenheit an. Bouffet sagt: „Es mag freilich nötig sein, den Modernen das sittliche Ideal vorzuhalten und in ihnen das Bewußtsein ihrer Unvollkommenheit zu wecken. Jenen Gedanken an die allgemeine Verderbtheit der menschlichen Natur müssen wir aber streichen.“ (50, 129.) Auch lehrt jetzt die Wissenschaft, daß das Verbrechen nicht aus dem bösen Herzen, sondern aus fehlerhafter Körperkonstruktion, nach Lombroso aus einem kleinen, zurückgebliebenen oder verkümmerten Gehirn komme. (56, 336.) So kann die Wissenschaft nicht den Weg ans Gewissen des Menschen finden. Der Sünder wird nicht vor der Sünde und Gottes Zorn erschrecken, sondern höchstens sich bemitleiden und dann dem strafenden Gott grollen. — 7. Sie läßt die sittlichen Gefühle aus Nützlichkeitsrücksichten entstehen. Spencer: „Experience of utility organized and consolidated during all past generations have become in us faculties of moral intuition, certain emotions responding to right and wrong conduct.“ (46, 14.) „Der Materialismus sagt: Aus Egoismus sind alle Tugenden entstanden. Schläge deinen Nächsten nicht tot, damit andere dich nicht totschiagen! Wie ärmlich, diese polizeiliche Menschenliebe!“ (Wetter, l. c., S. 316.) Die eheliche Treue fließt aus der Erfahrung, daß man dabei am besten fährt; wenn nun aber einer merkt, daß Ehebruch für ihn vorteilhafter wäre, warum darf er nicht nach dem Gesetz der Nützlichkeit handeln? — 8. Sie vertwißt

den Unterschied zwischen gut und böse. Nach Punkt 7 und erst recht für den Pantheismus gibt es diesen Unterschied nicht. Es ist ja alles Erscheinung des einen Absoluten. Das Böse stammt aus derselben Quelle wie das Gute. Man kann, wenn man sich von den engen Vorurteilen losgemacht hat, es mit gutem Gewissen treiben. Wenn daher Expastor Jrenßen einen schmutzigen Roman, „Sittigenlei“, schreibt, in welchem die Heldin sich in ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann einläßt, der sein Liebesgeständnis durch das Wort einleitet: „Weißt du, daß ich durch dein Kleid deine süßen Glieder sehe?“ und auf vier Seiten beschrieben wird, wie sie sich badet, was sie alles anzieht und was sie dabei denkt — das Buch verfolgt den Zweck, die Sinnenlust in Schutz zu nehmen —, so können liberale Theologen das Studium desselben warm empfehlen. (52, 175.) — 9. Sie hebt das Gebot der Nächstenliebe auf. Die Pflichten gegen Gott werden kaum in der Ethik dieser Leute behandelt; dann doch wohl um so mehr die Nächstenliebe? Das Wort ist kaum bekannt bei den Menschen, die grundsätzlich zum Hochmut erzogen werden und die sittlichen Gefühle als verhüllten Egoismus betrachten. Es wird aber auch direkt gestrichen. Nietzsche, der die Lehren Darwins und Spencers „idealisiert“ hat (die *News* gebraucht das Wort), fordert anstatt Liebe und Mitleid Entfaltung schonungsloser Kraft. Wörtlich: „Im Feuer der ungebändigten Leidenschaften müssen wir unsern Willen härten. Deshalb muß der Mensch immer besser und böser werden. Das Böse ist des Menschen beste Kunst. Fast alles, was wir höhere Kultur nennen, beruht auf der Vergeistigung und Vertiefung der Grausamkeit.“ (58, 221.) Die meisten scheuen sich, es so platt herauszusagen, aber es sind das die richtigen Konsequenzen des Evolutionismus. Neben dem großen Gesetz des survival of the fittest ist kein Raum vorhanden für Liebe, Mitleid, Gerechtigkeit. Hädel hat ein Kapitel über „Unsere monistische Sittenlehre“. Es hebt also an: „Der Mensch gehört zu den sozialen Wirbeltieren und hat daher, wie alle sozialen Tiere, zweierlei verschiedene Pflichten, erstens gegen sich selbst und zweitens gegen die Gesellschaft. Als obersten und wichtigsten Mißgriff der christlichen Ethik, welcher die goldene Regel geradezu aufhebt, müssen wir die Übertreibung der Nächstenliebe auf Kosten der Selbstliebe betrachten. Nichts Großes, nichts Erhabenes ist jemals ohne Egoismus geschehen.“ Feindesliebe sei bedenklich und die Anweisung betreffs des Rocks und Mantels lächerlich. (I. e., S. 221.) Der Südeinsulaner, der das Recht des Stärkeren geltend macht und den Trieben seiner Natur freien Lauf läßt, ist das Vorbild und der Träger der wissenschaftlichen Sittenlehre. Die Weltanschauung, daß alles recht ist, wozu die Natur antreibt, und alles erlaubt, was das Selbstinteresse fordert, verdient die Kritik D. Walthers: „Wenn die Schweine schreiben könnten, würden sie ungefähr eine solche Philosophie liefern.“ — 10. Die trunke Wissenschaft geht darauf aus, die Sittlichkeit direkt zu untergraben.

Sie geht aber auf dasselbe Ziel auch indirekterweise los. Wer den Glauben an die Bibel zerstört, untergräbt die Sittlichkeit. Viele Ausfagen der Wissenschaft, z. B. daß die Welt nicht sechstausend, sondern viele Millionen Jahre alt sei, haben an sich mit der Sittlichkeit nichts zu tun; wenn aber die Menschen um solcher Ausfagen willen an der Heiligen Schrift irrewerden und schließlich um der Wissenschaft willen die Schrift preisgeben, so geht ihnen auch die heiligende Kraft der Heiligen Schrift verloren. Meist wird man ja sagen, daß man weit davon enifernt sei, die Sittenlehre der Bibel bekämpfen zu wollen, wenn man die Göttlichkeit derselben bestreitet; aber beides läßt sich nicht trennen. „Wer das Schriftprinzip fahren läßt, der verliert nicht bloß den christlichen Glauben, sondern auch die christliche Moral. Selbst wenn diese Leute die Bibel philosophisch begründen könnten, so fehlte es ihnen an der Kraft, die sittlichen Lehren in das Leben zu übersezen.“ (52, 176.) Die Bibel ist die einzige Quelle der wahren Sittlichkeit. Was Gottesfurcht und Menschenliebe ist, Mitleid und Gerechtigkeit, Demut und Charakterfestigkeit, das zeigt uns und gibt uns Gottes Wort. Und wer die Menschen dahin bringt, daß sie Gottes Wort verlieren, der bekämpft die Sittlichkeit bis auf den Tod. Freilich bestreiten das die Anhänger der trunkenen Wissenschaft und behaupten, daß die von ihr gepflegte Moral die einzige sei, die den Namen verdiene. Wollen sie die Probe machen? Wenn es eine Gesellschaft gäbe, in der die wissenschaftliche Sittenlehre voll und ganz praktiziert würde — auf den Südeinseln ist sie noch nicht wissenschaftlich raffiniert —, wo kein christlicher Einfluß sich geltend machte, sondern anstatt Gottesfurcht und Nächstenliebe Hochmut, Selbstsucht und die fleischlichen Lüfte, stimuliert durch alle Künste der Zivilisation, frei herrschten, wenn sie sich wirklich dieser Gesellschaft anschließen wollten, so könnten wir uns nicht länger mit ihnen über moralische Begriffe streiten.

Untergräbt aber die trunkene Wissenschaft die Sittlichkeit, so dürfen wir ihre Lehren nicht annehmen. Luk. 6, 43—45: Die Wissenschaft, die Böses hervorbringt, ist ein fauler Baum. 1 Joh. 3, 4: Sie sagt wohl, daß sie erst zur rechten Erkenntnis „Gottes“ führe, aber weil sie die Gebote übertreten lehrt, ist keine Wahrheit in ihr. Jes. 29, 20 ff.: Gottes Zorn entbrennt wider die, die „durch eitle Dinge neigen den Gerechten“. Jak. 3, 17: „Die Weisheit von oben her ist aufs erste keusch, danach friedsam, gelinde, läßt ihr sagen, voller Barmherzigkeit und guter Früchte.“ Die Weisheit, die das Gegenteil tut, ist nicht von oben her, sondern ist irdisch, menschlich, teuflisch. Das ist das Urteil der Bibel, und weil die Wissenschaft dann erst recht gewiß wird, wenn sie durch die Bibel bestätigt wird, wollten wir bei diesem wichtigen Punkt erst die Bibel zu Worte kommen lassen. Das lehrt nun auch der gemeine Menschenverstand. Auch die Heiden, die das Gesetz nicht haben, wissen, daß, was das Böse befördert, nicht von Gott ist, nicht auf Wahrheit beruht. Die Wahrheit auf philosophischem Gebiet kann

nicht die Wahrheit auf moralischem Gebiet bekämpfen. Und die Wissenschaft, die die Menschen lehrt, Gott zu verachten, ihnen das Recht gibt, ihre Mitmenschen zu verachten, und sie so erzieht, daß sie sich selbst verachten, ist eine Lüge. Wer eine solche Moral verwirft, der verurteilt damit auch die Wissenschaft, die sie lehrt. Daher kommt es, daß die Wissenschaft oft von ihren wärmsten Verehrern verdammt wird. Wenn die ungläubigen Zeitungsschreiber den Monopolisten verdammen, der seine Mitbewerber erdrückt hat, das Volk aussaugt und die geraubten Güter unsinnig verprägt, so haben sie für den Augenblick vergesen, daß die hochgerühmte Wissenschaft ihn dazu angeleitet hat. Als der junge Rodefeller jenes Gleichnis gebrauchte, daß, um eine köstliche Rose zu erzeugen, Millionen von minderwertigen vernichtet werden müßten, da entsetzten sich darüber die Zeitungen, dieselben, die sonst für die Evolution schwärmen, und doch hat der junge Mann da nur the survival of the fittest gepredigt, wenn er anders in dem von den Zeitungen beanstandeten Sinn geredet hat. Was die Sittlichkeit untergräbt, ist falsch. Das wissen auch diese Männer und schreiben darum Kapitel über „Unsere monistische Sittenlehre“. Aber diese Sittlichkeit und darum auch ihre Mutter ist gerichtet und verworfen in dem Urteil aller derjenigen, die nicht gesonnen sind, den Südeinsulaner als vollkommensten Typus der Menschheit anzuerkennen.

Die Wissenschaft, die die Sittlichkeit untergräbt, ist nicht existenzberechtigt; und das sagt die Wissenschaft selber. Sie soll schließlich selber die Antwort darauf geben, warum wir keinen Respekt vor ihr haben können. Bekanntlich ist die Erkenntnis des Gesetzes der Evolution die höchste Errungenschaft des menschlichen Geistes. So muß es auch hier angewandt werden. Welche Moral steht aber auf einem höheren Standpunkt, die der Bibel, die keusche, barmherzige, demütige Menschen erzieht, Menschen, die Gott fürchten und der Welt zum Heil gereichen, oder die des Südeinsulaners, die das Recht des Stärkeren zur Geltung bringt, die Selbstsucht rechtfertigt und den unreinen natürlichen Trieben freien Lauf läßt? Nach dem Gesetz der Evolution hat nur das jeweilig am höchsten Entwickelte Existenzberechtigung. Ein Mann der Wissenschaft muß das, was früheren Perioden angehört, verachten und verworfen. Die Evolutionslehre treibt und zwingt uns, die truntene Wissenschaft mit ihrer Südeinsulaner-Moral als rückständig beiseitezulegen. Ihr eigenes Prinzip macht es der trunkenen Wissenschaft unmöglich, irgendwelchen Respekt vor sich selber zu haben. — Summa: „Keiner wird zuschanden, der dein harret. Aber zuschanden müssen sie werden, die losen Verächter“, Ps. 25, 3.

E. h. Engelber.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

Synodalbericht des South Dakota-Distrikts mit einem Referat von Prof. A. W. Dorn über „Die falschen Lehren der Baptisten von der Taufe und die Widerlegung dieser Irrtümer“. (15 Cts.) F. W.

Der Ev.-Luth. Hausfreund. Kalender auf das Jahr 1914. Herausgegeben von O. H. T. h. Willkomm. Verlag von J. Herrmann, Bivdau i. C. 144 Seiten. 15 Cts.

Diesen Kalender möchten wir in allen lutherischen Familien sehen; einen besseren kennen wir nicht. Aus dem reichen Lesestoff heben wir nur zwei Titel hervor: „Im Dienste eines großen Königs“, eine praktische, illustrierte Auslegung von Matth. 25, 40 und „Held Blücher“, eine kurze Biographie dieses Unitums aus den Freiheitskriegen, deren Gedächtnis auch in St. Louis im Oktober dieses Jahres in großem Maßstab gefeiert werden soll. In die rechte christliche Stimmung dazu versetzt die Lektüre dieser Lebensbeschreibung Blüchers, wie z. B. folgender Abschnitt zeigt: „Ja, eine schwere Zeit war über Deutschland hereingebrochen. Die Not, besonders des niederen Volkes, war grenzenlos. Infolge der beständigen Einquartierungen und unaufhörlichen Kontributionsforderungen konnten zuletzt viele Hausbesitzer in den Städten die Unterhaltungskosten der Gebäude nicht mehr erschwingen; sie übergaben die Schlüssel der städtischen Obrigkeit und wanderten aus. Die ‚kontinentalen Sperre‘, das von Napoleon zur Schwächung des Inselreiches England erlassene Verbot, englische Waren auf dem Festland einzuführen, legte allenthalben den Handel lahm; die Landwirtschaft lag darnieder; das ganze Volk verarmte. Seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hatte Deutschland solch Elend nicht mehr erlebt. Die Einwohnerzahl schmolz furchtbar zusammen. Aber kann es uns wundern? Das deutsche Volk, einst so hoch begnadet von Gott, ein Volk, dem Gott einen Luther geschenkt, in dessen Mitte das Licht des reinen, unverfälschten Evangeliums einst hoch und leuchtend wie bei keinem andern Volke auf dem Leuchter gestanden hatte, war abgefallen von Gott, abgefallen von dem Glauben der Väter, hatte in hoffärtigem Weisheitsdünkel das Licht, das ihm leuchtete, das himmlische Licht der ewigen Wahrheit, verlassen und einen Irrwisch, das Sumpfsücht des Rationalismus (Vernunftglaubens), einer sogenannten ‚Aufklärung‘, dafür eingetauscht, sein löstliches Erstgeburtsrecht um ein schales Vinsengericht, den Goldschatz der reinen Lehre um den wertlosen Fliedertram einer losen Philosophie, einer öden Moral- und Tugendlehre, einer im Kunstgewande klassischer Dichtung prunkenden, aber weder im Leben noch im Sterben Halt und Trost gewährenden Ästhetik verkauft. Trunken von dem Giftbecher französischer Aufklärung, nach dem blendenden Vorbild eines Ludwig XIV. in ‚selbsherrlichem‘ Glanze sich sonnend, in üppiger prunkvoller Hofhaltung einander überbietend, hatten Fürsten und Herren es verlernt, sich als verantwortliche Diener und Amtsleute Gottes des Herrn zu betrachten. Bei der herrschenden und stetig zunehmenden Verquickung von Kirche und Staat hatten selbst die besten unter ihnen, hatten selbst solche Fürsten, denen das Wohl und Weh des Volkes am Herzen lag, den richtigen Maßstab für ihr Handeln verloren; ohne Erkenntnis der dem obrigkeitlichen Amte gesetzten Schranken; ohne tiefere Einsicht in dessen Aufgaben, Pflichten und Rechte nur zu sehr zu eigenmächtigem Handeln, zu gewalttätigen Ein- und Übergriffen in kirchliche Angelegenheiten geneigt, durften selbst sie nur in sehr beschränktem Maße sich rühmen, ihren Völkern noch das zu sein, was der ihnen so gern vom Volksmund vergönnte schöne Name ‚Landesvater‘ besagte. Die große Mehrzahl vollends sah den Besitz der Herrschaft im Grunde nur als einen Freibrief zur Befriedigung einer ungezügelten Sinnenlust und maßlos übertriebener Privatbedürfnisse an. Unter den schimmernden, die innere Fäulnis kaum notdürftig verhüllenden Formen einer aufs peinlichste geregelten Etikette boten die Höfe fast durchweg ein Bild sittlicher Versumpfung dar. Und das Beispiel wirkte ansteckend. Die französisch gebildete vornehme Welt nahm sich die Höfe zum Muster. In weltlichem Kunst- und Sinnengenuss, in rauschen-

dem, wirbelndem Tanz um das goldene Kalb spielte sich das Leben der sogenannten ‚Gesellschaft‘ ab. War es ein Wunder, wenn endlich auch das niedere Volk, wenn Bürger und Bauer die Genußsucht der höheren Stände, das schranken- und sittenlose Treiben zumal an den Höfen vor Augen, seufzend unter dem Druck einer übermächtigen, bürokratisch verknöcherten Beamtenschaft und nur zu oft schutzlos der Willkür, dem gewalttätigen Übergriffen eines seine Vorrechte mißbrauchenden Adels preisgegeben, anfang, den Vokationen zu lauschen, die nach der Melodie ‚Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit‘ von Frankreich herüberklangen? Des einzigen Heilmittels für alle Schäden durch den herrschenden Rationalismus beraubt, der heilsamen Zucht, dem Einfluß des göttlichen Wortes entwachsen, hatte das Volk den Untergrund unter den Füßen verloren, und so war, geistig besiegt, Deutschland schon eine Beute der Fremden geworden, noch ehe die Faust des Eroberers es auch in seinem äußeren Bestande zerschlug. ‚Wer Wind säet, wird Sturm ernten‘ — diese Wahrheit hat unser Volk in all seinen Ständen damals am eigenen Leibe zu seinem Schreden erfahren müssen! Ja, es war Gottes furchtbares, aber gerechtes Strafgericht, das in Gestalt dieser Fremdherrschaft über Deutschland erging, und dennoch ein Strafgericht, hinter dessen Sturm- und Wetterwolken sich gleichzeitig Gottes unbegrenztes Erbarmen verbarg, ein Gericht, durch das Gott Fürsten und Volk, hoch und niedrig zur Buße leiten wollte. Ein Sichtung- und Läuterungsfeuer hat gerade die Trübsal jener Zeit vielen in unfremdlicher Volke die Augen geöffnet, daß sie mit Schreden den Abgrund erkannten, an dessen Rande man so lange mit verbundenen Augen dahingetaumelt, ihnen die Schalkheit und Hohlheit der herrschenden atheïstischen und pantheïstischen Zeitrichtung, die ganze Verlogenheit all der Bräfen von Aufklärung, Jugend, Freiheit und Völkerglück zum Bewußtsein gebracht, mir denen die Apostel des Unglaubens, einheimische und fremde, das leichtgläubige Volk seither betört und geñift hatten; sie hat es bewirkt, daß die Herzen, mürbe gemacht durch die Not und an irdischer Hilfe verzweifelnd, sich wieder auf den besannenden und hilfesehend auf den ihr Angeficht richteten, in dessen Hand allein Glück und Unglück, Tod und Leben, die Wohlfahrt der Völker wie der einzelnen in Zeit und Ewigkeit ruht, auf den allmächtigen, heiligen und barmherzigen Gott. Wie ein reinigendes Gewitter hat diese Zeit der Fremdherrschaft die Sumpfatmosphäre zerstreut, die verpestend über dem Volksleben lagerte, die noch im Schoße des Volkes schlummernden sittlichen Kräfte geweckt und gestärkt und so endlich auch dessen politische Wiederaufrichtung möglich gemacht.“ (S. 82 ff.)

Der Wunderglaube. Von D. Hermann Mandel. 44 Seiten. Reichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 90 Pf.

In der Weise Hunzingers und anderer modernen Apologeten sucht D. Mandel die These zu beweisen, daß das Christentum notwendig und wesentlich die Religion des Wunders ist. Aus seinen Ausführungen teilen wir etliche Stellen mit. Seite 27: „Die Ablehnung des Wunders im strengen Sinn ist ein sicheres Zeichen dafür, daß man der Welt mit ihrem Kausalzusammenhang maßgebende Bedeutung für Gott beimißt, daß man Gott doch immer grundsätzlich irgendwie im Rahmen des Weltbewußtseins denkt. Wer den Zusammenhang der Welt und Gott gegenüber als unurchbrechlich hinstellt, wie er das für unser Denken und Handeln auch ist, dessen Gottesglaube und -begriff ist noch nicht grundsätzlich frei von dem Rahmen des Welterkennens, der treibt immer noch in irgendeinem Maße Kosmotheismus. Das Wesen und die Wahrheit der Religion stehen aber darin, daß man Gott grundlegend nicht im Rahmen der Welt sucht und zu finden meint, sondern daß man ihn mit gründlicher, kritizistischer Preisgabe aller kosmologischen Metaphysiken im Personenleben kennen gelernt hat. Für diesen Gott ist die Welt nicht die Wirklichkeit, an die sein Wirken gebunden wäre, die ihm Schranken und Normen entgegensetzen könnte — das wäre eine Vergötterung der Welt zu einem Gegengott —, sondern sie ist ein unselbständiges Gemächte in seiner Hand, sie ist nichts anderes als das Mittel seiner Zweck. Sein Ziel für die Schöpfung und Gestaltung der Welt ist die Begründung seiner Herrschaft in der Menschheit, das heißt, seines Reiches, wie sich aus den obigen Darlegungen von selbst ergibt. Und wenn er diesen Zweck nicht anders erreichen kann als durch Wunder, so steht ihm die Welt ohne alle Autonomie zu freiem Gebote. Somit kommt im Wunder das Wesen Gottes und sein Verhältnis zur Welt

zur Anschauung. Es kennzeichnet ihn mit greifbarer Deutlichkeit als den freien, selbständigen Herrn, der in erster Linie der persönliche Wille zur Herrschaft in den Herzen ist und der die Welt als Mittel zur Verwirklichung dieses Zweckes gesetzt hat. Das Wunder ist das Symptom des Theismus der persönlichen Frömmigkeit, das ist zugleich, wie wir sehen werden, der Offenbarungsreligion, die Ablehnung des Wunders das ebenso sichere Symptom einer weltgebundenen Gottesanschauung, eines Kosmotheismus. Jenem ist Gott der Herr, der, wie das menschliche Personleben, so auch die Welt an sich orientiert; diesem ist die Welt der Maßstab alles Erkennens, an dem sogar Gott orientiert wird. Jener bleibt im Banne der Welt und kann höchstens einen kosmologischen Idealismus begründen; dieser allein begründet einen Idealismus, der seine Orientierung an einer schlechthin weltzerhabenen Wirklichkeit hat. Die Religion kann in ihrer ungeheuren Tiefe und Tragweite aber nicht ergründet werden, wenn man auch nur irgendwie das Welterkennen in ihr wirksam werden läßt, sondern nur wenn sie uns eine schlechthin überweltliche Wirklichkeit erschließt und unserm Personleben in ihr seinen Ort und seinen Bestimmungsgrund gibt.“ Seite 40: „Damit ist der christliche Wunderglaube in sich zum Abschluß gebracht. Das Christentum ist ein Wunder erstens nach seinem überweltlichen Inhalt, dem persönlichen, lebendigen Gott, zweitens nach seiner geschichtlichen Begründung, sofern dieser wunderbare Inhalt und das von ihm bestimmte Personleben nicht vom Menschen erzeugt werden, sondern nur eine Folge der eigenen ursprünglichen Wirklichkeit des Inhaltes als Bestimmungsgrundes des Personlebens sein kann. Dieses zweite Wunder, das in den Kausalzusammenhang des Menschentums eingreift, ist wieder erstens ein inneres, nämlich die Szekung des gottbestimmten Personlebens selbst, und zweitens ein äußeres, die Durchszekung desselben nach seiner äußeren Vernichtung durch die Gegner in der Auferstehung. In diesem doppelten oder dreifachen Sinn ist das Christentum seinem Wesen nach ein Wunder. Das Christentum ist aber die Religion, die gegenüber kritizistischer Verwerfung aller Metaphysiken allein zur Gewißheit und Erkenntnis Gottes kommen kann.“ Den Mut aber, fest und voll und ganz für alle in der Schrift berichteten Wunder einzutreten, gewinnt Mandel nicht. J. B.

Aus Theologie und Leben. Vorträge von D. Erich Schäder. 191 Seiten. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 4; geb. M. 4.80.

Es ist dies ein Sammelband von Vorträgen, die D. Schäder in den beiden letzten Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat, zumeist im apologetischen Interesse. Sie tragen folgende Überschriften: „1. Der lebendige Gott, ein Wort zu den Weltanschauungslämpfen unserer Tage. 2. Wie kommen wir zur Klarheit über die Gottessohnschaft Jesu Christi? 3. Wirkliches Christentum. 4. Was ist heiliger Geist? 5. Heiliger Geist und Glaube. 6. Die Nachfolge Christi und die Kultur. 7. Kulturlosigkeit imilde eines russischen Dichters (Gorki). 8. Heiliger Geist und natürlicher Geist in der kirchlichen Krise der Gegenwart. 9. Die Volkkirche als Staatskirche: ihr Werden, ihr Wirken und ihre Zukunft. 10. Der auferstandene Herr.“ D. Schäder stimmt im wesentlichen mit der modernen positiven Theologie, wie sie von Th. Rastan und R. Seeberg vertreten wird. Seine apologetische Grundstellung bringt Schäder S. 31 ff. also zum Ausdruck: „Auf der andern Seite: die Erfahrungsstatistik, daß Jesus Christus durch sein Wort noch heute so erneuernd oder schöpferisch an uns wirkt, macht uns von den schließlich ganz aussichtslosen Versuchen frei, auf geschichtlichem Wege, durch die bloße historische Bearbeitung der biblischen Überlieferung, zu wirklichen Entscheidungen über die Stellung Jesu zu Gott zu kommen. Man kann ja freilich, wenn man guten Willens ist, sehen, daß sich gewisse Züge lebendigen Bewußtes, die Jesus an die Seite Gottes rücken, z. B. sein eigenes souveränes Gnaden- oder Liebeswalten mit seiner Vollendung am Kreuz, mit seiner Überwindung des Todes, aber auch Dinge, auf die wir näher noch kommen, mit guten historischen Gründen nicht aus der Überlieferung entfernen lassen. Mit dogmatischen Gründen, mit Gründen, die einer irgendwie entgegengesetzten Glaubensstellung angehören, natürlich, aber nicht mit historischen. Doch dies, so wertvoll es ist, gibt keine letzte Entscheidung. Und auf die kommt es an. Auch wenn wir ein historisch unerschütterliches Bekenntnis der drei ersten Evangelisten etwa oder des Paulus zur persönlichen Gottzugehörigkeit Jesu hätten, es bleibt

doch für uns insoweit immer das Wort anderer über diese Sache. Nur der Umstand, daß heute erfahrbare, schöpferische Wirkungen, Geisteswirkungen, von diesem Jesus auf uns ausgehen, nur der Umstand, daß sich von ihm aus Göttliches, heilige, machtvolle, befreiende Gnade in unser Leben senkt, und wir so in rechtverständener Notwendigkeit, die zugleich Freiheit ist, mit ihm verwohnen, nur dies hebt uns über die Unsicherheit hinaus. Man darf sich deshalb auch nicht darüber wundern, daß Menschen, die nichts von ihm vor sich haben als sein biblisches, überliefertes Bild, mit ihm nicht ins reine kommen. Denn in der That, die Züge dieses Bildes historisch, mit rein geschichtlichen Mitteln auf einen Kenner zu bringen, das ist eine Leistung, an der sich die größten Historiker, theologische und außertheologische, bis heute vergeblich bemüht haben. Es wird doch niemand unter uns von dem Wahn befangen sein, als habe die historische Kunst mit historischen Mitteln bis heute die Jesusfrage gelöst. Sie hat sie weder im sogenannten positiven noch liberalen noch etwa im Sinne von Raltzoff oder Drews gelöst. Sie hat sie trotz unendlichen Bemühungen, deren Energie Bewunderung erheischt, überhaupt nicht gelöst. Gelöst wird sie — es ist der einzige, wirkliche Weg —, wenn Jesus selber in uns lebendig wird, nicht phantastisch, nicht enthusiastisch, nicht spiritistisch oder gespensterhaft, sondern recht nüchtern durch das Wort, das sein geschichtliches, königliches Bild an uns herabringt. Wenn seine Gnade, sein sündenvergebendes Lieben, noch dazu wie es sich am Kreuz duldbend vollendet, majestätisch in uns Freiheit schafft, so daß wir Schuldbundenen — Schuld ist Bindung — glauben können in herzlicher, innerer Zuversicht, dann wird sie gelöst. Wer uns das sonst noch leistet außer Jesus, den Gott dazu in unsere Wirklichkeit gesandt hat, dem wollen wir den Gottessohn abtreten — wenn es uns Joraster, Mohammed oder Buddha leistet —, aber niemandem sonst. Das Erlebnis ist hier die Lösung. Es gibt keine andere. Es muß aus der Überlieferung von Jesus ein tiefster, letzter Lebenszug, schöpferische Gnade, in unser Leben treten; sonst werden wir hier ewig unsicher sein, ein Spielball im Hin und Her der Beobachtungen und vor allem der Meinungen. Aber wenn er uns bei aller seiner offenkundigen Menschlichkeit an diesem Punkte auf die Seite des lebendigen Gottes getreten ist, dann fügt sich das früher Erwähnte, seine Sündlosigkeit, sein unbedingtes Fordern und Gebieten, jener tiefe, absolute Anspruch an uns, dieser seiner Lebenssituation ein. Er wird dann für unser Auge in unserer Welt der Gebundenheit, der Sünde und des Todes, der Träger machtvoller, heiliger Liebe, wie Gott sie hat. Und damit findet eine Fülle von Einzelheiten der geschichtlichen Überlieferung einheitlich in seinem Bilde Platz. Wer ihn in jenem Tiefsten hat, wird überhaupt mit ihm fertig; wer ihn da nicht hat, wird gar nicht mit ihm fertig.“ F. B.

Einleitung in die Philosophie. Von Oswald Külpe. Sechste, verbesserte Auflage. X und 376 Seiten. Verlag von E. Hirzel. Leipzig. Preis: M. 5; geb. M. 6.

Külpe bringt seine Arbeit mit folgenden Gedanken zum Abschluß: „Aus einer monarchischen Verfassung der Wissenschaften ist mit der Zeit eine demokratische geworden. In unbestrittener Alleinherrschaft gebot früher die königliche Philosophie den einzelnen Disziplinen, schlichtete ihre Streitigkeiten, erteilte ihnen weise Ratschläge und öffnete freigebig ihren Schatz von Ideen und Methoden für die Bedürftigen. Und sie kamen in hellen Scharen und beiferten sich, die Anweisungen der Herrscherin zu befolgen und von ihrem Vorbild und Reichtum für ihre eigene Haltung und Ausstattung Nutzen zu ziehen. Aber dann erwachten sie wie aus bösem Traume: der Weg, den man ihnen gezeigt, war ein Irrweg gewesen, die Güter, die sie empfangen, ein wertloser Flitter und die stolze, ebenmäßige Gestalt der Königin selbst, der zu gleichen sie begehrt hatten, eine erlogene Vollkommenheit. Da wurde sie vom Throne gestoßen, und eine hastige und erfolgreiche Entwicklung aus eigener Kraft ließ die Betroffenen bald in anmaßende Selbstgerechtigkeit versinken. Von dem organisch gegliederten Reiche war nichts mehr zu spüren, in ein anarchisches Nebeneinander hatte sich der ‚Städtebau‘ des wissenschaftlichen Betriebes aufgelöst. Inzwischen war die Verstoßene und Verachtete in sich gegangen, sie hatte den hohlen Früchten dialektischer Kunst entsagen, im kleinen tüchtig und zuverlässig sein und sich der Macht der Tatsachen beugen lernen. Als nun die kurzfristige Geschäftigkeit der früheren Untertanen in ungefühltem Anlauf nach dem verlassenen Szepter griff und die

feelenlose Puppe des Materialismus zur Herrscherin erklären wollte, da trat sie in der besten Rüstung der Erkenntnistheorie wieder auf den Plan, wehrte den Sturm ab und wies mit klaren, klugen Worten die Unbesonnenen in ihre Grenzen zurück. Seitdem ist ihr Ansehen beträchtlich gewachsen, zumal da man merkte, daß keine Herrschaftsgelüste sie mehr besetzten. Ein friedliches Wechselverhältnis hat sich in der Gegenwart angebahnt. Durch die Einzelwissenschaften, mit ihnen und für sie arbeitet die Philosophie in der Metaphysik, der Wissenschaftslehre und den vorbereitenden Bemühungen. Ebenso sind jene geneigt, durch die Philosophie sich fördern zu lassen, mit ihr der Erkenntnis zu dienen und für sie Beiträge zu sammeln. Daß die Philosophie in dieser demokratischen Verfassung nichts von ihrem wahren und eigentlichen Beruf eingebüßt hat, sondern ganz im Geiste ihrer ruhmreichen Traditionen wirkt und strebt, das hofft diese Einleitung in die Philosophie gezeigt zu haben.“ Zur Schrifttheologie hat aber noch keine Philosophie die rechte Stellung zu finden gewußt. Seinen letzten Grund hat dies darin, daß die Philosophie nicht anerkennt die Tatsache des Sündenfalls, durch die das ganze Univerfum zu einem verstimten Klavier geworden ist, das ohne göttlichen Eingriff nicht zur Harmonie zurückgeführt werden kann. Den Inhalt seiner Schrift charakterisiert Kälbe also: „Demgemäß wollen wir im folgenden versuchen, eine kurze, keine besonderen Vorkenntnisse voraussetzende Orientierung über die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand der Philosophie zu geben, indem wir in einem ersten Kapitel über den Begriff und die Einteilung der Philosophie handeln, in einem zweiten Kapitel die gegenwärtig geltenden philosophischen Disziplinen durchgehen und in einem dritten die Richtungen, die innerhalb einiger dieser Disziplinen hauptsächlich hervorgetreten sind, charakterisieren. Dadurch soll auch das Verständnis für speziellere philosophische Vorlesungen und Schriften erleichtert werden. Der Hinweis auf die wichtigste Literatur für die einzelnen Gebiete wird zugleich dazu dienen, die Aufmerksamkeit des Anfängers auf die für ein eingehenderes Studium passendsten Werke zu lenken. In einem kurzen vierten Kapitel endlich über die Aufgabe und das System der Philosophie soll das Ganze der philosophischen Arbeit von einem neuen Gesichtspunkt aus, wie er sich uns aus der kritischen Überlegung ihres Tatbestandes und ihrer Bedeutung ergeben hat, zusammengefaßt werden.“ Die verschiedenen philosophischen Anschauungen bringt Kälbe zur knappen, klaren Darstellung und läßt dann eine Kritik folgen, die sich zumeist in philosophisch konformativer, nie in radikaler Richtung bewegt. Wir kennen kein Buch, das seinen Zweck in dem Maße erfüllt wie das Kälbesche. J. B.

Bilderatlas zur Bibelfunde. Ein Handbuch für den Religionslehrer und Bibelfreund, bearbeitet von Dr. Immanuel Benzinger. Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart. Preis: \$2.00.

Dem Vorwort zufolge ist das vorliegende Buch herausgewachsen aus dem 1905 im Verlag von Th. Benzinger erschienenen „Bilderatlas zur Bibelfunde“, bearbeitet von Schulrat Dr. Frohnmeyer und Dr. J. Benzinger. Das Ziel ist, das Veranschaulichungsmaterial zur Bibel möglichst vollständig darzubieten, aber doch in so enger Umgrenzung, daß alles, was nur indirekt Beziehung zur Bibel hat, wegleibt. Der Text ist auf das Notwendigste beschränkt und will nicht in selbständiger und erschöpfender Weise die einzelnen fachwissenschaftlichen Gebiete behandeln, sondern nur das Bild verständlich machen, seine Bedeutung für den fraglichen Gegenstand kurz aufzeigen, von Bild zu Bild eine Brücke schlagen und so die Einheit des scheinbar disparaten Materials herstellen. Geboten werden nicht weniger als 454 saubere und scharf ausgeprägte Abbildungen. Wir kennen kein Buch dieser Art, das dem vorliegenden zur Seite gestellt werden könnte, um den Unterricht in der Bibelfunde lebendig und anschaulich zu gestalten. Bezogen werden kann dasselbe durchs Concordia Publishing House. J. B.

Quer durch Amerika. Hansaberlag, Hamburg. Preis: \$2.50; für Leser der „Abendschule“ \$1.25.

Dieses geschmackvoll gebundene Album bietet auf 192 Seiten (14×12) vorzügliche „photographische Originalaufnahmen der berühmtesten Naturwunder und Sehenswürdigkeiten von Nordamerika“. Jeder Illustration ist ein erläuternder Text beigegeben. Das Buch erzeugt einen lebendigen Eindruck von dem großen,

reichen, wunderbaren Lande, das Gott auch so vielen deutschen Lutheranern zur Heimat gegeben hat. Zu beziehen ist dies Album von Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo. F. B.

Der Schriftenverein in Zwickau, Sachsen, hat uns zugesandt:

1. „Die Schöpfungstage.“ Von J. M. Michael. (10 Pf.; 50 Cts. für M. 3.50; 100 Gr. M. 5.)
2. „Die Heilsarmee.“ Von J. M. Michael. (15 Pf.; 50 Cts. M. 5; 100 Cts. M. 9.) — Zwei feine kleine Schriftchen, die wir gerne empfehlen.
3. „Predigt gegen die Weltliebe.“ Von P. C. Willkomm. (5 Pf.) — Eine ernste, eindringliche Predigt, die jetzt in zweiter Auflage erschienen ist. F. B.

Richard Mühlmanns Verlag (Max Große), Halle a. S., hat uns zugehen lassen:

1. Delbrück, R.: „Glaubensbekenntnis und wahres Christentum im Licht des Evangeliums Johannis“. Drei Vorträge. 80 Pf.
2. Grape, Dr. J.: „In welchem Sinne nenne ich Jesum Christum meinen Erlöser, beziehungsweise Verfühner?“ 80 Pf. F. B.

Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo., hat uns zugehen lassen:

1. „Luther-Album.“ Ein Vorläufer zur 400jährigen Gedächtnisfeier des Anschlags der 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. Oktober 1517 durch D. Martin Luther. Mit den 24 Bildern der Luthergalerie, gemalt von W. Weimar, und einem neuen Porträt, D. M. Luther, von R. Aßfald. Unserem Christenvolke dargeboten von August Lange. (\$1.00.)
2. „Bilder aus dem Heiligen Lande.“ Dargeboten von der Redaktion der „Abendschule“. 17 Kapitel Text, geschmückt mit über 160 Illustrationen. (\$1.25.)
3. „Blätter und Blüten.“ Dargeboten von der Redaktion der „Abendschule“. Neunzehnter Band. (\$1.25; für Leser der „Abendschule“ 50 Cts.)
4. „Panama — Kanal, Land und Leute.“ Von Louis Wagner, Redakteur der „Abendschule“. Mit 110 Illustrationen. (\$1.50.)
5. „Iad Kookstamb.“ Band 2. Von Hermann S. Jagel. (\$1.00.) — Diese Schriften können unserm Christenvolke mit gutem Gewissen empfohlen werden als gesunde, belebende und unterhaltende Lektüre. Für ihre Publikationen, die frei sind von allem moralischen und religiösen Gift, und durch die allerlei verderbliche Literatur ferngehalten, resp. verdrängt wird, verdient die Louis Lange Publishing Co. den aufrichtigen Dank unserer Christenhäuser. F. B.

AUXILIARIUM. Predigtentwürfe aus der fünfzigjährigen Amtszeit des seligen P. C. Groß sen. Dargeboten von seinen Söhnen C. und E. M. Groß. Fünftes Heft. Zu beziehen von Rev. C. and E. M. Gross, 1223 Jackson St., Fort Wayne, Ind. Preis: 55 Cts.

Dieses fünfte Heft, das um etwa 50 Seiten stärker ist als das vorausgehende, bietet wieder eine große Anzahl vorzüglicher Dispositionen zu Sonntagspredigten und Kasualreden, der erste Teil für die Sonntage vom achten bis zum sieben- undzwanzigsten nach Trinitatis, der zweite Teil für Reformationsfestpredigten, Schulpredigten, Traureden und Predigten über das Vaterunser. Insonderheit jüngeren Pastoren wird dies „Auxiliarium“ gute Dienste leisten. F. B.

A SYSTEM OF CHRISTIAN EVIDENCE. Compend and Guide for College and Seminary Instruction, by L. S. Keyser, D. D., 1126 N. Fountain Ave., Springfield, O. 25 Cts.

Es ist dies eine kurze (38 Seiten), ganz brauchbare Apologetik, an der wenig auszusagen ist. Die Hauptteile tragen folgende Überschriften: 1. General Principles. 2. The Bible God's Revelation. 3. Biblical and Anti-Biblical Views of the World. 4. The Doubter's Difficulties. 5. The Failure of Infidelity. Der Abschnitt auf Seite 19 scheint insonderheit auf D. Dell gemünzt zu sein, der, wie „Lehre und Wehre“ vor etlichen Monaten ausführlich dargelegt, im *Lutheran Quarterly* der Generalsynode seinen Liberalismus breit und ungeheuer ausgeframt hat. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Mit der Logenfrage beschäftigte sich ausführlich eine größere Pastoral-Konferenz der Synode, die am 23. und 24. Juli in Columbus, O., abgehalten wurde. Prof. Lenski legte mit Erklärungen und Begründungen die Beschlüsse des Westlichen Distrikts vor, die von diesem Distrikt der Pastorkonferenz vorgelegt waren. „Der erste bringt darauf, daß eine einheitliche Praxis geführt werden muß, und führt den Beweis, daß, wo solches nicht geschieht, wir tatsächlich auch im Bekenntnis in dieser Frage innerlich getrennt sein müssen. Der zweite beantragt, daß in allen Distrikten in systematischer Weise genau festgestellt werde, wie weit das Übel bei uns eingedrungen ist, damit wir desto besser feststellen können, wie und womit wir dem Übel zu begegnen haben. Im Westlichen Distrikt ist diese Feststellung schon vorgenommen und ihr Wert sofort erkannt worden. Der dritte Beschluß handelte von der Abhaltung von Pastorkonferenzen, und der Referent stellte dar, wie solche Konferenzen segensreich geführt werden können. Der vierte Beschluß zeigte, wie solche Gemeinden, in welche die Loge schon eingedrungen ist, gesäubert werden können, nämlich daß dem Pastor seitens der Synode Hilfe geboten werde.“ P. Schneider referierte über das Sündhafte an den Logen. „Er zeigte viererlei Sünde bei den Logen: die Abgötterei, einen falschen Heilsweg, Mißbrauch des Eides, falsche Wohltätigkeit.“ Der Allgemeine Präses, D. Schütte, legte Thesen vor, von denen besonders die dritte besprochen wurde, in der er die Behandlung beschrieb. Die „Kirchenzeitung“ berichtet: „Der Grundsatz unserer Synode wurde klar und bestimmt vom Allgemeinen Präses betont und auch als seine eigene persönliche Herzensüberzeugung ausgesprochen: ‚Regel unter uns muß sein und bleiben, daß Glieder geheimer Gesellschaften weder Glieder unserer Gemeinden werden, noch auf die Dauer dies bleiben und zur Feier des heiligen Abendmahls zugelassen werden können‘ (siehe Synodalhandbuch, S. 39, wo alle Beschlüsse der Allgemeinen Synode in bezug auf die Logensache bezeichnet stehen). Besonders betonte der Referent die Schwere der Logensünde; nachdrücklich legte er dar, wie auf Grund zweier oder dreier Kernwahrheiten der Schrift dem, der in diese Sünde geraten, die Sünde klar gemacht werden soll und auch schlagend und überzeugend klar gemacht werden kann. Die Frage, ob ein Pastor einem in Unterricht und Behandlung stehenden Mann während dieser Zeit ein- oder zweimal das Abendmahl reichen dürfe, falls nach seiner Überzeugung und seinem Gewissen solches nötig werden sollte, bejahte der Allgemeine Präses als seine persönliche Ansicht. Ausdrücklich aber erklärte er, daß er das nur auf solche beziehe, die in der Behandlung des Pastors stehen und mit denen der Pastor fleißig handelt. In den allermeisten Fällen wird es gar nicht nötig sein, das Abendmahl überhaupt zu reichen, ehe die Logenfrage abgemacht ist und der Betreffende die Loge verläßt. Falls aber der Pastor es nötig finden sollte, es ein- oder zweimal zu reichen, so sollte das seinem Gewissen überlassen bleiben. Daß das eine Ausdehnung auf Jahre hin erleiden und zu einem beständigen Reichen des Abendmahls werden würde, steht nicht zu befürchten; denn wenn der Pastor seine Behandlung beendet hat, muß eine Entscheidung stattfinden, entweder für oder gegen die Loge.“ Schließlich handelte P. Emdt über einen

etwaigen Unterschied in der Behandlung der verschiedenen Logen. „Er zeigte, daß ein Unterschied besteht, nämlich daß manche Logen viel offener und stärker ihr antrichristliches Wesen zeigen als andere. Obwohl nun keine Logenglieder irgendwelcher Loge Glieder bei uns werden oder auf die Dauer bleiben können, so sollte doch die Behandlung der einzelnen, die etwa ins Logenneß geraten sind, je nach der Loge, zu der sie gehören, eine strengere oder mildere sein. Man kann mehr Geduld haben mit solchen, die z. B. in eine Versicherungsloge geraten sind, als mit solchen, die sich z. B. den Freimaurern anschließen. Hierbei kam man auf die ganze Frage über die geringeren Logen, und wie auch Glieder derselben nicht Glieder bei uns werden oder bleiben dürfen. Auf's nachdrücklichste wurde von dem Allgemeinen Präses eingeschärft, daß, wenn jemand unter uns sieht und weiß, daß ein Bruder nicht treu den Grundsatz der Synode befolgt, er ihn persönlich ermahnen und, falls das nichts fruchtet, andere mit hinzunehmen sollte, besonders auch die Konferenz, und wenn alles nichts nützt, die Sache vor den Distrikt als Zuchtfall kommen muß. So allein können wir das eigene Gewissen freihalten und nicht durch Schweigen uns anderer Sünde teilhaftig machen.“

E. P.

Die jüngst auf der Synodalversammlung zu Atchison, Kan., wieder so unverhohlen hervorgetretene Zugehörigkeit vieler Pastoren der Generalsynode zur Freimaurerloge wird auch in andern Kreisen als ein böses Ürgerniß beurteilt. Die „Lutherische Kirchenzeitung“ bezeichnet „die Logenstellung dieser geistlichen Herren“ als „ein Greuel vor Gott und der Kirche“ und fügt dann die Bemerkung hinzu: „Doch in der Generalsynode gilt solche Empfindung nicht; da teilt man sogar die höchsten Ehren aus an Männer, die in der aller schlimmsten Loge die prominentesten Stellen einnehmen. Zugleich aber begehren diese Leute, wir und alle Lutheraner Amerikas sollen uns mit ihnen vereinen. Diesen Berg des Hindernisses stellen sie selber uns in den Weg und wollen, daß wir ihn übersteigen sollen, um gemeinsame Bruderschaft mit ihnen zu machen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit. Männer, die das Gottwidrige und Verdammliche an der Loge nicht einsehen, haben überhaupt kein Urteil in Sachen des Wortes Gottes, was Lehre und Bekenntnisfragen anbetrifft.“ Auf eine verhängnisvolle Inkonsequenz in der Logenstellung weist die „Kirchenzeitung“ schließlich noch hin mit den Worten: „Wir möchten aber hier auf ein anderes hinweisen. Jene sind uns und der rechten Kirche wohl ein Ürgerniß; laßt uns aber wohl zusehen, daß wir nicht auf Abwege geraten, die auch uns zu gleicher ärgerlicher Sünde hinabreißen müssen. Man stößt sich wohl daran, wenn man hört, daß Pastoren zu den Freimaurern gehören. So hat die Tennessee-Synode streng beschlossen, kein Pastor darf zu einer Loge gehören; so hat man im Generalkonzil sofort ein Komitee eingesetzt, mit einer Anzahl von Pastoren dieser Synode, die sich bei Anlaß einer Synodalversammlung in einen höheren Grad der Freimaurerloge hatten aufnehmen lassen, das Zuchtverfahren einzuleiten. Pastoren — Freimaurer? Nein, das geht nicht! Aber wenn Gemeindeglieder zur Loge gehören dürfen, warum dann nicht auch Pastoren? Gibt es eine doppelte Moral, eine für das gewöhnliche Volk, eine andere für die Prediger? Weshalb ist es unerträglich, daß ein Pastor zur Loge gehört, und doch ganz erträglich, wenn Gemeindeglieder dazu gehören? Wer hier einen Unterschied festhalten will, wird finden, daß die Konsequenz sich von selbst unerbittlich durchsetzen wird. Alle Logen-

glieder in den Gemeinden werden gerne einen Pastor haben, der auch Logenmann ist und ihnen völlig in ihrer Logenzugehörigkeit zustimmt.“

G.

Der Deutsche Katholische Zentralverein, dessen Mitgliederzahl sich auf 200,000 belaufen soll, hat auf seiner Jahresversammlung zu Buffalo, N. Y., einen Beschluß gefaßt, der sich gegen den Gebrauch des Liedes "America" ("My country, 'tis of thee") als Nationalhymne richtet. Als Grund für diese Beurteilung wird geltend gemacht, daß die Melodie des Liedes englischen Ursprungs sei, also einer Nation entlehnt sei, von welcher sich unser Land mit Waffengewalt hat lösen müssen. Der Hauptgrund für die Verwerfung des genannten Liedes wurde dann, dem Bericht im *Freeman's Journal* (katholisch) zufolge, also stilisiert: "Worse still is its attempt to identify the land of civil and religious liberty with the 'land of the Pilgrims' pride, the land of religious bigotry and intolerance, the land of blue laws, witch-burning, and persecution." Man traut seinen Augen nicht. Rom, die abgesagte Feindin aller Freiheit, Rom, dessen Oberhaupt die in diesem Beschlusse gerühmte „bürgerliche und religiöse Freiheit“ in den Abgrund der Hölle verflucht, entwickelt plötzlich ein solches amerikanisch-patriotisches Zartgefühl, daß es jede Erinnerung an die unduldsamen Puritaner des siebzehnten Jahrhunderts aus dem Volksgesang ausmerzen will. Dem Zentralverein graut vor der Bigotterie der Pilgrimväter. Die Unduldsamkeit der Kolonien gegen die Quäker wird im *Freeman's Journal* mit reichem Detail erzählt, um den Beschluß der Versammlung in Buffalo vor der öffentlichen Meinung wie auch vor dem eigenen katholischen Publikum zu rechtfertigen. Als ob die Fehler, welche die englischen Kolonisten in ihrer zugestandenen religiösen Unduldsamkeit begangen haben, auch nur entfernt an den bluttriefenden Rekord der Kirche des Antichristen heranreichen! Von dem Blatt amerikanischer Geschichte, auf dem die Niedermeßelung einer ganzen Eugenottenkolonie in Florida durch den eigens dazu abgeordneten spanischen Bluthund Menendez verzeichnet steht, ist wohl wenig in die Letztere der Zentralvereinbrüder aufgenommen worden. Man hält im Zentralverein wohl auch keine Vorträge über die "blue laws", die noch Mitte des letzten Jahrhunderts in dem Papststaat Mittelitaliens galten, die es z. B. den Bibliothekaren und Buchhändlern unter Androhung von Gefängnisstrafe zur Pflicht machten, ihre Bücherlisten vom Bischof beglaubigen zu lassen; noch über die "blue laws" des Priesterregiments, unter denen die Philippinen, Portoriko, Kuba und die südamerikanischen Staaten noch vor kurzem kulturell im Mittelalter standen. Die Leute vom Zentralverein können unmöglich wissen, wie es ihre Kirche in bezug auf populäre Freiheit zu halten pflegt, wo sie ihre Macht entfalten darf; sonst hätten sie nicht über die Bigotterie und "blue laws" der Puritaner Neuenglands in solche Wärme geraten können. Die Priester jedoch, die hinter dem genannten Beschluß stehen, wissen genau, was sie wollen. Jede Erinnerung an die protestantische Vorgeschichte unsers Landes soll ausgemerzt werden. Amerika, so heißt es, ist ja katholisch "by right of discovery and conquest". Die Geschichte der englisch-protestantischen Kolonien soll nur als Episode gelten. Das Priesterregiment ist sich zudem auch wohl bewußt, daß diese Puritaner, so mangelhaft ihre Auffassung von religiöser Freiheit auch war, dennoch die einzigen Leute der damaligen Welt waren, die von politischer Freiheit einen Begriff hatten, und daß an den "roundheads" Cromwells

die Gegenreformation in England zerfällt ist. Die römische Kirche erwartet, daß die Mittwelt vergiftet. Sie selber vergiftet nie. Beides tritt an dem Buffaloeer Beschluß, sowenig Bedeutung ihm auch sonst beizumessen ist, klar zutage. G.

Die Diözesanversammlung der Episkopalen, die im Oktober zu New York abgehalten wird, wird sich mit der Frage zu beschäftigen haben, ob der Name "Protestant Episcopal" in "American Catholic" umgeändert werden soll, wie dies von der romanisierenden Faktion innerhalb der Episkopalkirche angestrebt wird. Es scheint diese Bewegung sich vorerst auf die Klirisei zu beschränken, da die meisten Stimmen aus dem Laienstande, die soweit zu Gehör gekommen sind, gegen die beabsichtigte Namensänderung Verwahrung eingelegt haben. So schrieb leztthin der Bundes senator Thomas Nelson Page: "Not only is this Church Protestant, this country — the United States — was made by Protestants. Had it not been for the Protestantism of the English Church, this country would be flying the Spanish flag to-day. Representative government is the fruit of Protestantism, of Protestantism of England and America. Our forefathers gave their lives for both. Those who advocate changing the name of the Church are traveling on dangerous ground. The church-pews are half empty now, and before those interested in this movement get through with their tinkering, they may find much smaller congregations." G.

Über den neuesten Versuch der Römischen, den Staatsfädel anzuzapfen, hat sich der Gouverneur des Staates Tennessee sehr vernünftig ausgesprochen. Er versagte einer Gesetzbill, aus der das Home of the Good Shepherd zu Memphis jährlich \$5000.00 profitiert hätte, seine Unterschrift und begründete sein Veto, wie folgt: "Another most remarkable appropriation, not large in amount, but utterly wrong in principle, is the gift of \$5,000 to the Home of the Good Shepherd in Memphis. It is a private denominational institution belonging to the Catholic Church, and is not entitled to receive the taxes paid by the people at large. My opposition to this, it is needless to say, is not sectarian. If it were a Protestant institution of any character, my attitude would be the same. This appropriation is a violation of the constitutional doctrine of the separation of Church and State. The bill confesses the wrongfulness of this appropriation by adding these words: 'Not to establish a precedent for future appropriations.'" G.

Eine jüdische Gemeinde bot der First Congregational Church in San Francisco ihre Synagoge zu gottesdienstlichem Gebrauch an, als lezttere einen Kirchbau in Angriff nahm, und schloß die Einladung mit den Worten: "The altars of the synagogue will be more precious to the regular worshipers there after they had been solemnized anew by Christian prayers." Und darin will der Continent (presbyterianisch) einen "Jewish approach to Christianity", ja ein "wonderful mellowing of the Jew toward Christ" erkennen. Man darf annehmen, daß dem Continent, der ein Privatunternehmer presbyterianischer Geschäftsleute ist, die unitarische Richtung eines großen Teils der Kongregationalistengemeinschaft nicht bekannt ist. Er hätte sonst wohl aus dem Wortlaut der jüdischen Einladung eher geschlossen, daß es sich um die Erkenntnis einer „Annäherung“ zum jüdischen Unglauben von seiten nomineller Christen handelt anstatt umgekehrt. G.

Rabbi Kraushaar in Philadelphia hält Vorträge über das Leben Jesu von Nazareth. Ein Presbyterianer, der einem dieser Vorträge bewohnte, berichtet darüber folgendes: Der Rabbiner hatte vier Bücher vor sich. Das erste eine Auswahl von Abschnitten aus dem Neuen Testament von dem Deisten Thomas Jefferson, also mit Ausschließung aller Stellen, aus denen die göttliche Natur Christi hervorleuchtet. Zweitens ein Buch von Arthur Drews, der ja Christum als reine Mythe darstellt. Als dritte Quelle der Erkenntnis in bezug auf die Person und das Werk Jesu stellte Kraushaar das neueste Werk Prof. Fosters von der Universität Chicago vor, um dessentwillen, wie Kraushaar betonte, Foster aus der Baptistenkirche ausgeschlossen worden ist, da nämlich die Gottheit Christi darin geleugnet wird. Das vierte Buch hatte Prof. Nath. Smith von Cornell zum Verfasser; Rabbi Kraushaar wies aus Stellen desselben nach, daß es im Neuen Testament von "discrepancies" wimmle. Er ließ es dahingestellt sein, ob es je einen Menschen wie Jesum gegeben habe, und verglich seine Jüngerſchar mit "Coxey's army". Eine „Annäherung“ zum Christentum findet also auch bei dem Rabbiner Joseph Kraushaar trotz seiner Vortragsreihe über das Leben Jesu noch nicht statt. G.

Vor einigen Jahren kaufte ein reicher Detroit, Charles L. Freer, von einem Araber ein altes Manuskript, welches aus 187 Pergamentblättern bestand. Herr Freer kannte den Inhalt der Handschrift nicht, sondern erstand sich dieselbe lediglich als merkwürdige alte Schriftprobe und nahm sie mit nach Amerika. Prof. Sanders von der Universität Michigan stellte bald fest, daß das Manuskript den vollständigen Text der vier Evangelien enthält, und daß die Zeit seiner Verabfassung wahrscheinlich in das sechste, wenn nicht gar in das fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu verlegen ist. Es ist also eine der ältesten bekannten Bibelhandschriften, die uns in diesem Manuskript vorliegt, etwa gleichen Alters mit den berühmten Handschriften im Vatikan, in St. Petersburg und im Britischen Museum. Der neue Kodex enthält wenig Abweichungen vom rezipierten Text. Eigentümlich ist ihm die Reihenfolge der Evangelien: Matthäus, Johannes, Lukas, Markus. Stellenweise hat der Abschreiber Zusätze angebracht, die sich aber leicht als solche zu erkennen geben. Das Manuskript wird dem Smithsonian Institution zur Aufbewahrung überwiesen werden und wird den Namen "Washington Codex" tragen. G.

Unter den Studenten der Universität des Staates Michigan wurde kürzlich ein "quiz" (Extemporale) abgehalten, um die Bibelkenntnis der Studenten festzustellen. Das Resultat war ein über die Maßen entmutigendes für Leute, die sich von der Einrichtung von "Bible study classes" auf amerikanischen Universitäten bedeutende Erfolge versprochen haben. Eine schauerliche Unwissenheit in bezug auf die elementarsten Tatsachen biblischer Geschichte wurde durch diesen "quiz" konstatiert. Ein Student der Rechtskunde schreibt: "Jesus Christ died at a good old age." Die Ursprachen der Bibel seien "Hebrew, Greek, and Arabic" oder "Sanerit", auch "Sancript"; nach der Ansicht eines andern: "Latin, German, French, and early English." Salomos Tempel wurde in Babylon, Thrus und Kleinasien vermutet. Nebo war: ein Fluß Agyptenlands, eine Stadt, Josephs Vater, das Grab Moses; Jordan: der Nachfolger Moses als Führer des jüdischen Volks; Sinai: der Ort, wo die Arche sich niederließ; Nazareth: ein See, eine Provinz, eine ägyptische Stadt, der Vater Jesu Christi;

Nazarener: eine Rasse oder ein Volksstamm, eine Frau aus Nazareth, die Mutter Jesu. Stünden die Studenten der Universität Michigan mit diesem Ergebnis des Examinens in Bibelfunde vereinzelt da, so möchte man meinen, es handele sich um einen profanen Scherz von seiten der Klasse. Doch haben bisher alle "Bible quizzes" auf amerikanischen Colleges und Universitäten, soweit darüber Berichte in die Öffentlichkeit gedrungen sind, ganz ähnliche Resultate gezeitigt. G.

Die "Church Federation" von St. Louis hat Beobachtungen über die Frequenz des Kirchenbesuchs in dieser Stadt angestellt, die sich über eine Reihe von Monaten erstrecken, und deren Ergebnis jetzt veröffentlicht worden ist. Demgemäß sind 75 Prozent der Bevölkerung von St. Louis "church-going people", indem aus einer Gesamtbevölkerung von ungefähr 750,000 etwa 500,000 (durchschnittlich) den sonntäglichen Gottesdiensten beiwohnen, hiervon 275,100 in protestantischen Gotteshäusern und 237,273 in katholischen Kirchen. Die protestantische Bevölkerung von St. Louis betrug nach dem letzten religiösen Zensus 89,121, die katholische 208,775 konfirmierte Personen. Das Ergebnis der Berechnung fällt also zuungunsten der Römischen aus. Allerdings behaupten katholische Wortführer, es sei von seiten der "Church Federation" dem Umstande nicht Rechnung getragen worden, daß sonntäglich fünfmal Messe gefeiert wird. Aufzugroße Bedeutung ist den Zahlen der "Federation" wohl nicht beizumessen. G.

Eine Versammlung der "Commercial Travelers' Association", eines Vereins Handelsreisender, der sich die Aufgabe gestellt hat, amerikanische Gasthäuser mit Bibeln für den Gebrauch der Reisenden zu versorgen, und der besser unter dem Namen "Gideons" bekannt ist, fand diesen Sommer in Toronto, Can., statt. Die Organisation besteht jetzt sechs Jahre, zählt 15,000 Glieder und hat schon mehr als 200,000 Bibeln zu dem genannten Zweck frei verteilt. G.

Ein Bekenntnis zur Verbalinspiration der Schrift enthält eine Erklärung der Reformierten Klasis South Dakotas, welche am 9. Juni dieses Jahres in Menno, S. Dak., versammelt war. Die Erklärung lautet, wie folgt: „Eine andere als wörtliche Inspiration (Eingebung) kennt die Heilige Schrift nicht. Entweder Verbalinspiration (wörtliche Eingebung) oder gar keine. Ein Drittes ist nicht möglich. Denn Gedanken ohne Wortgebilde gibt es nicht. Die Scheidung der Inspiration in Real- (Sachen, Gedanken) und Verbalinspiration ist eine unwissenschaftliche und aus Verlegenheit entstandene. Es ist also nicht bloß eine Personalinspiration, wie sie allen gläubigen Christen zuteil wird (Erleuchtung, Trost und Kraft des Heiligen Geistes). Wir hätten dann wohl ein menschliches Buch über göttliche Dinge, dem aber das in der Gemeinde gepredigte Wort selbständig gegenüber und im Werte gleichstünde. Auch viele Bücher der Kirche ständen ihm gleich. Es ist auch nicht eine bloße Realinspiration, als ob der Heilige Geist den heiligen Männern Gottes nur das ‚Wesentliche‘ gegeben hätte und das ‚Unwesentliche‘ nicht. Wir hätten dann wohl eine Bibel, in der Gottes Wort mit enthalten ist, die aber selbst nicht ohne Abzug Gottes unfehlbares Wort wäre. Damit wäre allem Subjektivismus Tor und Tür geöffnet, und es hätte ein menschliches Prüfungsverfahren erst zu entscheiden, was in der Kirche zu gelten habe. Kein Spruch stünde mehr fest, und wir hätten keinen Galt, keine Gewißheit und keine göttliche Autorität weder für den Glauben noch für das Leben.“ G.

Verliert Rom an Gliederzahl? Darüber sagt der *Christian Herald*: In manchen Kreisen habe man die Vorstellung, und die werde von der römischen Presse geflüstertlich gewedt und gestärkt, daß die römische Kirche sich in Sprüngen vermehre, "by leaps and bounds". Das sei aber eine irrige Vorstellung. Das offizielle *Catholic Directory* verzeichnet für das letzte Jahr eine Zunahme von 138,000 Gliedern, was ein bedeutender Rückgang ist im Verhältnis zu früheren Jahren. Und dabei die stetig wachsende Einwanderung aus Südeuropa. Um sich über diese unliebsame Situation zu trösten, schlugen römische Blätter großen Lärm, wenn sie einmal einige Glieder von andern Kirchen gewönnen. "But investigation made within the last few weeks shows conclusively that 'the trend to Rome' is the other way, and that Rome's losses to Protestantism far outweigh its gains from all other faiths." Der *Boston Transcript* führt eine Reihe prominenter presbyterianischer Kirchen auf, "whose records show an average of five per cent. of their entire membership to come from the Roman Catholic Church", und macht dann den Schluß: "If the same proportion obtains throughout the Presbyterian Church, former Roman Catholics now in its active membership number 70,000." Auf Grund einer ähnlichen Untersuchung hält der *Zion's Herald* dafür, daß die Methodistenkirche zwischen 45,000 und 50,000 früherer Katholiken unter ihren Gliedern habe. Dazu bemerkt dann der *Christian Herald*: "These represent only two of the great Protestant denominations, and their figures show an increase, straight from Rome, which practically wipes out the entire gain claimed for the Roman Church in its official directory. Other Protestant Churches — the Methodist, Baptist, Lutheran, Disciples, Congregationalist, Reformed — have all had proportionate additions from the same source, and these, when fully compiled, will show that the 'trend from Rome' toward Protestantism in America has carried with it more than double the increase claimed by Rome from all sources. This is the true and logical explanation of the Catholic Church's meager gains — the fact that thousands of its adherents are forsaking the papacy and coming voluntarily into the larger light and broader freedom of the Protestant faith. Clearly, here is irrefutable evidence that there is something wrong with Rome — something which may well give it pause in its campaign to 'make America Catholic.' Gaining in wealth, power, and influence, it is losing its ancient hold upon the masses, losing not by tens and hundreds, but by thousands! Its highest hopes are threatened by such a situation, for it is a loss that is irreparable, and which seems destined to grow with the spread of education and the love of freedom. These have made shipwreck of Rome in the Old World; they now threaten to overwhelm it in the New." Bei uns liegt darüber keine genaue Statistik vor. In unserm „Statistischen Jahrbuch“ steht unter den Bemerkungen öfter die Angabe: „Aus der römischen Kirche“; aber ob da alle solche Übertritte verzeichnet sind, weiß man nicht. Aber das ist gewiß: auf jeden Fall gewinnen wir viel mehr von Rom, als wir an Rom verlieren. E. P.

Als die Grundzüge des Modernismus im römischen Lager gibt Prof. Gennaro Abolio in der Julinummer des *Bible Magazine* dies an: "I. Freedom of scientific research in all fields. II. Absolute obedience to be given to God only, inasmuch as only in its relation with God can the human conscience ever be free from all kinds of conflict. III. Separation between Church and State. IV. Abolition of compulsory celibacy and recognition

of voluntary celibacy for the clergy. V. Reform of worship. Worship must be led back to its ancient simplicity and purity. The veneration of the saints must be confined within the limits of the primitive idea, so that the abuses of the people in offering to them a superstitious kind of worship may cease. Worship is due only to God. The people must go back to the primitive significance and practice of the sacraments in order that the magic function of the priest may come to an end. The institution of confession also must undergo a reform. VI. The Gospel must be given to the people instead of the greater part of the actual books of piety on which believers are now vainly trying to feed their souls. VII. Abolition of the Latin language in the liturgy and a radical reform of the liturgy itself. VIII. The right of electing the pastors to be given back to the laity, and the pastoral function to become again not a domineering one, but a function of service. IX. Sympathy with all great, reasonable, and just social reforms, without enslaving oneself to any party, and never losing sight of the Christian ideal. X. To work with a view to bringing about a brotherly relationship between Protestants, Roman Catholics, and as many others as follow Christ's example." — Die meisten dieser Forderungen sind recht und berechtigt. Am wichtigsten und am meisten zu Berücksichtigung Anlaß gebend ist Nr. 1. Es fehlt durchaus eine Erklärung über die Stellung zur Heiligen Schrift und zu Christo. Daß man äußerlich vom Antichristen und seinen Machtprüchen sich lösmacht, ohne zu Christo und seinem Wort sich zu lehnen, damit ist nicht viel gedient. Das kann zu offenbarem Unglauben ausarten, wie es bei den meisten von diesen Leuten wohl der Fall ist. E. P.

Wenn es nur wahr wäre! Ein gutes Zeugniß gibt ihrer katholischen Kirche die *New World*. Aus Anlaß der Dienstentlassung zweier katholischer Lehrerinnen aus den öffentlichen Schulen in Charlotte, N. C., „nur weil sie katholisch waren“, sagt die *New World*: „In the matter of religious liberty we Catholics have nothing to reproach ourselves with in America. Our history is one of real glory. We were the pioneers in proclaiming liberty of conscience. No Catholic has ever spoken or written one word that could be construed against the fundamental principles of liberty enjoyed by every believer or unbeliever. We have been singularly free from bigotry. Holding fast to our faith, we have attributed to our non-Catholic fellow-citizens the same sincerity of belief that we desire them to extend to us. We have never raised the religious issue in political affairs. We have, as Catholics, no political ambitions. As Catholic citizens we have rights, rights that we shall dearly defend, because given to us by the Constitution under which we live. It is evident that we who are the strongest, most compact body in America, bear our strength with a restraint and a dignity that is admirable. What body numbering 15,000,000 would go about its own business in the serene composure that we do? We are not sleeping. We want peace with all men. When we are aroused, we have the might and the will.“ — Zwar steht geschrieben: „Laß dich einen andern loben und nicht deinen Mund, einen Fremden und nicht deine eigenen Lippen“, Spr. 27, 2. Ob der „Notfall“ vielleicht eine Ausnahme macht? Der Notfall wäre in diesem Falle der, daß man gern gelobt sein will und es niemand anders tut. Was von den Römischen als „pioneers in proclaiming liberty of conscience“ zu halten ist, hat „N. u. W.“ erst kürzlich wieder gezeigt. E. P.

II. Ausland.

Die Synode der Ev.-Luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. hielt ihre 37. Jahresversammlung vom 16. bis zum 21. Juli inmitten der St. Paulusgemeinde in Dresden ab. 22 Pastoren und 24 von den Gemeinden gewählte Vertreter aus der Hörerschaft waren als stimmberechtigte Glieder erschienen und außerdem 8 beratende Glieder. Gäste hatten sich eingestellt aus der Missouri-Synode in Nordamerika, aus der Norwegischen Synode, aus der ostindischen Mission der Missouri-Synode und aus der lutherischen Gemeinde in London. Den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete die Schriftlehre von der Verlobung, worüber P. Zahn (Kopenhagen) drei Thesen gestellt hatte, die in eingehender Weise besprochen wurden. Außerdem wurde eine ganze Anzahl geschäftlicher Angelegenheiten beraten. Zum Präses der Synode wurde P. Kunstmann (Dresden), zum Vizepräses P. S. Stallmann (Allendorf a. d. Lumba) wiedergewählt. Am Sonntag, den 20. Juli, fand vor- mittags ein Synodalfestgottesdienst mit gemeinsamem Abendmahls-gang der Pastoren und nachmittags eine Missionsfestfeier statt. Im Vormittags-gottesdienst predigte P. Lange (Hörpel) über das Evangelium vom ungerechten Haushalter; die Festpredigt am Nachmittag hielt P. Böhling (Hannover) über Matth. 24, 11—14. In der Nachversammlung, die im Saale des Hotels „Palmengarten“ stattfand, sprach Missionar Mohn über die ostindische Mission, P. v. Jutzgenka über die Mission in Südamerika und P. Michael über die lutherische Freikirche in Dänemark. Die drei an diesem Tage gesammelten Kollekten ergaben einen Betrag von nahezu 600 Mark. Die Allgemeine Pastoral-Konferenz der Sächsischen Freikirche hielt während der Tagung der Synode zwei Sitzungen ab. (D. F. K.)

Das evangelisch-lutherische „Kloster Loccum“ hat kürzlich in Anwesenheit des deutschen Kaisers das 750. Jahr seines Bestehens gefeiert. Es hat im Mittelalter langwierige Kämpfe um seine Reichsunmittelbarkeit geführt und behauptete auch unter der braunschweigisch-hannoverschen Herrschaft und nach dem Einzug des evangelischen Glaubens eine große Selbständigkeit. Sie wurde allerdings von der preussischen Regierung erheblich geschmälert. Seine tatsächliche Bedeutung für die hannoversche Landeskirche beruht auf dem in Loccum selbst bestehenden Predigerseminar, dem zugehörigen Hospiz auf Langoog, das 200 Personen Aufnahme bietet, und den beiden Alumnaten in Goslar und Minden mit je 24 Alumnen. Der bekannteste Vorsteher des Klosters in neuerer Zeit war Abt Uhlhorn. (A. G.)

Das erste öffentliche Schnapsauschankverbot in Deutschland ist in Danzig erlassen worden. Um den meist durch Alkoholgenuß vorkommenden Ausschreitungen an den Sonnabendabenden vorzubeugen, hat der Danziger Polizeipräsident eine Verfügung erlassen, nach der fortan an Sonnabend-nachmittagen von 4 Uhr an weder Branntwein noch Spiritus in offenen oder versiegelten Flaschen im Kleinhandel abgegeben werden darf. Dasselbe gilt von den Nachmittagen vor den andern Festtagen. Ausgenommen sind die Danziger Bahnhofswirtschaften. Zuwiderhandlungen ziehen Geldstrafen bis zu 30 Mark nach sich. Auf diese Weise soll dem Bertrinken des Wochenlohnes ein Riegel vorgeschoben werden, was nur zum Vorteil gerade der Arbeiterfamilien gereichen würde. (E. K. J.)

Was von der Versicherung der Sozialdemokratie, Religion sei ihr Privat-sache, zu halten ist, zeigen folgende aus der neuesten Zeit stammende Äußerungen sozialdemokratischer Blätter. Der sozialdemokratische „Deutsche

Vollskalender 1913" schreibt S. 45: „Wenn wir einmal den sozialistischen Staat haben, werden wir sehr leicht mit der Religion fertig werden. Die Beseitigung des Christentums ist eine Notwendigkeit! Das Christentum ist freiheits- und kulturfeindlich; Christentum und Sozialismus stehen sich gegenüber wie Feuer und Wasser.“ Und in dem diesjährigen Osterartikel der sozialdemokratischen „Schwäbischen Tagwari“ heißt es u. a.: „Von Auferstehung predigt man jetzt allerorts in den Kirchen, von der Auferstehung des Philosophen von Nazareth. Drei Tage soll er im Grabe gelegen sein, dann soll er von den Toten wieder auferstanden sein — ein übernatürlicher Vorgang, der der Wissenschaft nicht standhält und der darum für uns nicht existiert. . . . Und kein Gott kommt als Erlöser! Am Horizont bricht ein neues Licht durch die Götterdämmerung der christlichen Kirche. Der Sozialismus rüttelt die Schlafenden und Verzweifelnden wach und reißt sie zur Tat empor. Die Befreiung der Menschen aus der Höllepein der Erde kann nur das Werk der Menschen selbst sein.“ (E. K. Z.)

Prof. Dr. Hermann Fischer, Geheimer Medizinalrat, Verfasser der Broschüre „Die Krankheit des Apostels Paulus“ veröffentlicht unter derselben Überschrift einen Artikel in der „E. K. Z.“, worin er seine frühere Annahme verteidigt, daß Paulus an Epilepsie gelitten habe. Den Leuten, die diese Krankheit für unvereinbar erklären mit der gewaltigen körperlichen und geistigen Tätigkeit Pauli, gibt er zu bedenken: „Die Epilepsie hat, wie ein mächtiger Baum, der seine Ärme weit ausstreckt durch die Lüfte, so viele Äste und Nebenzweige, daß ein geübtes Auge, eine kritisch geläuterte klinische Erfahrung und ein sicheres literarisches Wissen dazu gehört, um sie auch als Epilepsie zu erkennen und zu verstehen, daß Paulus daran gelitten haben kann, ohne seine körperliche und geistige Leistungsfähigkeit zu gefährden.“ Die Epilepsie komme gerade bei geistig bedeutenden Personen öfter vor. Besser ist, wie er die Befürworter eines Augenleidens Pauli abfertigt. „Viele meiner theologischen Gegner sind und bleiben für ein Augenleiden beim Apostel gestimmt, weil der Apostel schreibt, daß sich die Galater die Augen ausreißen und ihm einsetzen wollten. Er habe nach seiner Erblindung vor Damaskus ein solches zurückbehalten, sich ferner bei der Steinigung des Stephanus in die vorderste Reihe gedrängt, um alles besser sehen zu können, und endlich den Hohenpriester nicht erkannt, wie er selbst sich entschuldigt. Ich finde aber nirgends einen Anhalt dafür, daß er ein Augenübel zurückbehalten habe. Er schreibt selbst Briefe und geht allein nach Assos und Athen. Des Satans Fäuste, die ihn schlugen, kann man auch in einem Augenleiden nicht erkennen. Ich bin drei Jahre Assistent Gräfers gewesen und erinnere mich keines Falles, den ich hätte bespuden mögen, was nicht getan zu haben Paulus den Galatern nachrühmt! Saulus' Haß gegen die Christen konnte ihn wohl in die vordersten Reihen bei der Steinigung des Stephanus gedrängt haben zur Augenweide. Ich bin aber mehr noch der Ansicht, daß der ‚Meister da war‘ und ihn dorthin stellte, um den ersten schweren Hammer Schlag gegen sein wildes Herz zu führen, damit er höre, wie der Himmel seit der Weihnachtsnacht offen ist, und wie der Herr zur rechten Hand Gottes steht zum gnabenreichen Empfang seiner Gläubigen. Er war von Stunde ab ein für das Judentum verlorner Mann, so heftig er auch sich sträubte und noch schnaubte. Und kann man sich wundern, daß er in den dunkeln und überfüllten Zimmern des Hohen Rates den ihm persönlich noch unbekanntem Hohenpriester nicht er-

kannte? Das vermochte auch wohl ein Mann mit hellen Augen nicht! Kurz- und Schwachsichtigkeit füllen ja auch das Bild nicht aus, das Paulus von seiner Krankheit zeichnet. Es bleibt noch der Einwurf der Augenmigräne. Er ist ganz verunglückt, denn die einfache Migräne wird schon längst als eine intime Schwester der Epilepsie angesehen und die bössartige Form der Augenmigräne als Epilepsie." — Er geht von dem Prinzip aus, das leider auch sonst in der „Wissenschaft“ so oft zur Anwendung kommt: „wenn die Wissenschaft alle anscheinend unlösbaren Fragen auf sich beruhen lassen wollte, sie dem Knechte im Evangelium gleichen würde, der sein Pfund Flug, doch feige vergrub“.

E. P.

Gegen die Ausschaltung der theologischen Fakultäten aus den neu zu gründenden Universitäten in Frankfurt und Hamburg wendet sich eine Eingabe sämtlicher Rektoren der preussischen Universitäten an das Kultusministerium. Die Hauptstelle der Kundgebung, die in der Mehrzahl von Nichttheologen beschlossen wurde, hat folgenden Wortlaut: „Von den vier Fakultäten, die die alte universitas litterarum umfaßt, streicht man die theologische Fakultät, weil für sie kein Bedürfnis vorliegt, sie auch aus natürlichen Gründen sich nicht rechtfertigen lasse. Die Meinung, daß man auf die Theologie im Rahmen der Universitäten ohne erheblichen Schaden verzichten könne, mag heute weit verbreitet sein; wir vermögen aber darin nur einen bedauerlichen Irrtum zu erkennen. Die theologischen Fakultäten sind vielfach ein notwendiges Ergebnis der staatsrechtlichen und geschichtlichen Entwicklung unserer Universitäten und deshalb ein notwendiger Bestandteil ihres Organismus. Eine Organisation der wissenschaftlichen Gesamtarbeit, die die Erforschung des Christentums aus den Quellen von ihrem Lehrplan und ihrer Forschung auszuschließen übernehme, hätte daher keine Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit, wäre vielmehr parteilich und daher schädlich. Man darf sich für die Zulässigkeit des Verzichtes auf theologische Fakultäten nicht auf gewisse amerikanische Universitäten berufen. Geschichtliche und staatsrechtliche Verhältnisse haben dort eine andere Entwicklung zur Folge gehabt. Die Zersplitterung der Bekenntnisse macht eine theologische Fakultät dort vielfach unmöglich; aber zugleich bedeutet der Verzicht weniger, weil Amerika eben keine Geschichte hat. Bei uns liegt beides anders, und der Verzicht auf die theologische Fakultät würde daher bei uns dem entschlossenen Bekenntnis zu einer wesentlich abweichenden Welt- und Geschichtsanschauung gleichkommen.“ Das Wichtigste ist in dieser Kundgebung weggelassen, nämlich die Geldfrage. Wer gibt in Frankfurt das Geld zur Universität? Meist jüdische Kapitalisten. Wer in Hamburg? Die auf das Christentum nicht mehr viel haltenden Kreise. Man wird daher hier wie dort kaum das Recht haben, eine theologische Fakultät zu fordern.

(E. L. K. Z.)

Skandalös scheint das Betragen der Turner auf dem 12. deutschen Turnfest in Leipzig gewesen zu sein. Das zweite der vier „F“, meldet der „Alte Glaube“, ist wenig zur Geltung gekommen; „im Gegenteil scheint das Fest für nicht wenige zu einem reinen Sündentage geworden, und der Sonntag wie die folgenden Tage dem Unzuchtsteufel geweiht gewesen zu sein. Die Leiter trifft nach dieser Seite hin kein Vorwurf. Sie hatten es an Warnungen nicht fehlen lassen. So waren zum mindesten doch mit ihrer Billigung allüberall Flugblätter ausgeteilt, die in eindringlicher, aber doch nicht zudringlicher Weise die Turner baten, sich ihrer Väter vor hundert Jahren zu erinnern und das Fest nicht durch schmutziges Treiben zu

entweichen und dazu auch sich vor Übermaß im Trinken zu hüten. Aber trotzdem sollen schon am hellen Tage auf dem Festplatze Dirnen in großen Massen sich gezeigt und in der auffallendsten Weise bemerkbar gemacht haben, und abends sollen die berüchtigten Gassen der Stadt einen Massen- zulauf gehabt haben wie nie zuvor. Ein christlich gesinnter Turner aus dem Rheinlande versicherte uns, er sei entsetzt gewesen über solche Scham- losigkeit; nach seiner Überzeugung sei ein großer Teil der auswärtigen Turner nur deshalb nach Leipzig gekommen, um einmal für verhältnis- mäßig billiges Geld die Freuden der Großstadt durchkosten und sich einige Tage ausleben zu können“. Ein anderes deutschländisches Blatt beschränkt seinen Bericht „auf die Mitteilung, daß an einem einzigen Abend an 2000 (1) Turner, unter ihnen sogar solche, die als Sieger aus den Wettkämpfen her- vorgegangen und noch mit ihrem Ehrenkranze geschmückt waren (1), die verrufenen Gassen und Häuser besucht haben sollen, sowie daß aus Leipzig selbst ein ‚Turner‘ dem ‚Reichsboten‘, wie dieser in Nr. 177 schreibt, seinen Schmerz darüber ausspricht, daß von den 100,000 Turnern doch so viele in jenen Tagen das ‚Gewand des deutschen Turners besudelt‘ hätten, und daß ein Schriftsteller aus Leipzig, der sich selbst als ‚Freund der Turner und Freidenker‘ bezeichnet und ausdrücklich versichert, daß er ‚den Menschen viel größere Konzessionen mache, als das gewöhnlich Geistliche tun‘, dem ‚Reichsboten‘ schreibt, er hielte sich für verpflichtet, ‚zur Steuer der Wahr- heit‘ es ihm auszusprechen, daß sein Leipziger Gewährsmann eher zu milde in seinem Urteil über die ‚geradezu haarsträubenden‘ Zustände gewesen sei“.

G.

Unwissenheit oder Schlimmeres? Im „Korrespondenzblatt für den katholischen Clerus Oesterreichs“ (25, 5) schreibt ein „Erzgebirgler“: „Gegen die streitbaren Los-von-Rom-Pastoren und Kompanie empfehle ich das Broschürchen: ‚Luther, wie er lebte, lebte und starb‘, erschienen in Graz und Wien, ‚Sthria‘, 60 Heller. Besseres kam mir nicht in die Hände gegen ‚Los von Rom‘. Ich ließ dieses Schriftchen einfach in einigen Exemplaren herum oder verzichtete auf die Rückstellung ganz, damit interessierte Leser diesen Lutherpiegel stets vor Augen haben konnten. Und mit großem Erfolge!“ — Das hier so warm empfohlene Schriftchen ist eins der übelsten Erzeugnisse der slawisch-katholischen Kaplanspresse fünfter Güte; ursprüng- lich in der in deutscher Sprache gedruckten windisch-Merikalen südböhmischen Presse erschienen, wurden die Aufsätze von den evangelischen Pfarrern Max in Billi und D. Hegemann in Laibach in würdigen Gegenschriften beant- wortet. Selbst die „Kölnische Volkszeitung“, also das größte ultramontane Blatt in deutscher Sprache, hat das Nachwerklein mit den folgenden kräf- tigen Tönen von sich abgeschüttelt: „Wir leben doch nicht mehr im sechzehn- ten und siebzehnten Jahrhundert. Mancherlei Bortwürfe, insbesondere gegen das sittliche Leben Luthers, müssen nun einmal fallen gelassen werden, so der angeblich von ihm eingestandene skandalöse Verkehr mit den drei Frauen. . . . Unsere Liste aus vorliegender Schrift müßte noch viel länger werden. In betreff des Todes von Luther ist es gegen die Geschichte, es auch nur zweifelhaft erscheinen zu lassen, daß die Sage vom Selbstmorde falsch sei. Die betreffende, ausführlich mitgeteilte Aussage des Famulus Luthers ist eine reine Fiktion. Manche Aussprüche Luthers erhalten in der Broschüre eine Deutung, die mit dem Kontexte nicht übereinstimmt“ usw. So die „Kölnische Volkszeitung“ schon im Jahre 1908. Dieselbe Schand- schrift aber wird im Jahre 1913 vom „Korrespondenzblatt für den katho-

lischen Alerus", dem Sprachrohre des Monsignore D. Scheicher, wärmstens empfohlen. Ist das nun Unwissenheit oder Schlimmeres? (Wbg.)

Aus Oesterreich. Wie der evangelische Oberkirchenrat in einem Erlaß vom 9. Mai mitteilt, sind in seinem Amtsbereich im Jahre 1912 insgesamt 4867 Personen (aus der römischen Kirche 4372) zur evangelischen Kirche übergetreten, und zwar zur evangelischen Kirche Augsburgerischen Bekenntnisses 4245 (aus der römischen Kirche 3825) und zur evangelischen Kirche Helvetischen Bekenntnisses 622 (aus der römischen Kirche 547). Dagegen sind 1572 Personen ausgetreten (zur römischen Kirche 1262), insbesondere aus der evangelischen Kirche Augsburgerischen Bekenntnisses 1229 (zur römischen Kirche 996) und aus der evangelischen Kirche Helvetischer Konfessionen 343 (zur römischen Kirche 266). Der Zuwachs beträgt demgemäß 3295 und im Verhältnis zur römischen Kirche 3110 Personen. — In Friedland (Böhmen) fand am 22. Mai die Grundsteinlegung zum evangelischen Pfarrhause statt. — Andererseits wird die Gesamtlage der evangelischen Kirche in Oesterreich grell beleuchtet durch die Verurteilung eines böhmischen Protestanten zu acht Tagen schweren Kerkers, weil er vor dem vom römischen Priester zu einem Kranken getragenen „Allerheiligsten“ (Hostie) keine Ehrenbezeugung geleistet habe. — Wehmütige Erinnerungen erweckt die begonnene Ausgrabung der vor dreihundert Jahren (1613) zerstörten alten evangelischen Kirche in Klostergrab. Möge das Fortschreiten dieses pietätvollen Werkes mit weiterer erfreulicher Entwicklung des evangelischen Bekenntnisses in den dortigen Ländern zusammenfallen! (A. G.)

Ein neuer Fall spanischer Intoleranz wird gemeldet. Ein evangelischer Oberst Sanchez sollte einem Kriegsgericht präsidieren und wies darauf hin, daß er dem „Hochamt des Heiligen Geistes“, das der Sitzung vorauszugehen pflegt, auf Grund seines evangelischen Glaubens nicht beiwohnen könne. Man forderte aber diese Teilnahme als eine militärische Pflicht, gewährte ihm eine kurze Bedenkzeit und verurteilte dann den standhaften Offizier zur Gefängnishaft. Was hilft es, wenn der König ihn im letzten Augenblick begnadigt hat, die von römischer Unduldsamkeit eingegebenen Gesetze aber bleiben bestehen? (A. G.)

Abkündigung der „Roevolution“ in England. Die Direktoren des Londoner Zentralschuldistrikts haben beschlossen, das bisher übliche System der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen in den Schulen abzuschaffen. In der Begründung heißt es, man habe erkannt, daß die Knaben einer andern Erziehung bedürften als die Mädchen; man habe geglaubt, mit dem System der gemeinsamen Erziehung den Verneiner der Kinder mehr anzuregen; das Gegenteil sei aber eingetreten: die Mädchen seien gleichgültiger geworden und hätten auch den Fortschritt der Knaben gehemmt. Für die Mädchen sei manches andere im Blick auf ihre spätere Entwicklung notwendiger und vorteilhafter als gewisse wissenschaftliche Kenntnisse; so sei die Mathematik und Geometrie für die Knaben zwar von höchster Bedeutung, für die Mädchen aber ziemlich überflüssig. (Mit. Mitt.)

Der dem Verfall nahe Zustand vieler Kirchengebäude in Frankreich ist, wie die „A. G. L. R.“ berichtet, dem französischen Abgeordnetenhause endlich zu Herzen gegangen. Ein von der Kammer beschlossenes Gesetz erlaubt die Gründung zweier Klassen. Die eine soll die Summen sammeln, die zur Erhaltung solcher Gebäude verwendet werden, die als geschichtliche Denkmäler vom Staate klassifiziert worden sind. Die andere Klasse soll die Wiederinstandsetzung nicht klassifizierter kirchlicher Gebäude ermöglichen. Die

erste Klasse kann Unterstützungen vom Staat, von den Departements und Gemeinden erhalten, die zweite kann durch Gaben und Vermächtnisse von privater Seite gespeist werden. Somit ist den Gläubigen gestattet, durch allerlei Zuwendungen Kirchen zu unterhalten. Aber dies Gesetz enthält eine klaffende Lücke. Die Gebäude, die den Kultgenossenschaften gehören, dürfen nicht teilhaben an den Summen, die in den beiden obengenannten Klassen zusammenkommen. Die zweite Klasse insonderheit darf nur solchen Gebäuden dienen, die dem Staat, den Departements, den Gemeinden gehören. Die Kultgenossenschaften sind gezwungen, ganz allein für den Unterhalt ihrer Gebäulichkeiten aufzukommen. Da ihnen aber die Annahme von Legaten und andern Gaben verwehrt ist, so werden sie nicht mehr lange imstande sein, diese Last zu tragen. Das neue Gesetz kommt lediglich dem Katholizismus zugute, der sich nicht genossenschaftlich organisierte; der Protestantismus, der sich 1905 unter die gesetzlichen Bestimmungen gebeugt hatte, muß die Zechen bezahlen. Wir hoffen, daß man Mittel und Wege finden wird, diese schreiende Ungerechtigkeiten zu beseitigen. (E. A. 3.)

über die Sprachen in Palästina schreibt P. Frank im „Zionsfreund“: „Das kleine Land ist reich an Sprachen. Die Bevölkerung wird auf 650,000 Personen geschätzt. Die meisten derselben bedienen sich der arabischen Sprache, zumal die Landleute. Die französische Sprache ist amlich neben der türkischen bei den gemischten Gerichtshöfen zugelassen. Durch die Tätigkeit der französischen Schulen ist diese Sprache im Lande recht bekannt. Die hebräische Sprache ist in den letzten Jahren mehr belebt worden, und zwar durch die Bemühungen der Zionisten. Sie ist die Lehrsprache in den meisten jüdischen Schulen; man hört sie auf den Straßen von Tiberias, in Safad und am See Genesareth. Die deutsche Sprache kommt erst an vierter Stelle; etwa 8000 bedienen sich ihrer. Von etwa 80,000 Menschen wird der sogenannte Jargon oder Jüdisch-Deutsch gesprochen. Die englische Sprache hat etwa 5000 Anhänger; man hört sie hauptsächlich auf den Missionsstationen und von Reisenden. Die türkische Sprache wird größtenteils von Beamten und Offizieren benutzt. Auch hört man da und dort Russisch und Italienisch; doch sind dies zumeist unbekannte Sprachen.“ (A. G.)

Neue Streiflichter auf den Auszug der Israeliten wirkt ein kürzlich entdeckter altägyptischer Papyrus. Der durch einen bekannten Ägyptologen übertragene Papyrus enthält ein Verzeichnis der Hauptortschaften des östlichen Nildeltas, und zwar erwähnt er die im zweiten Buch Mose aufgezählten Ortschaften in nahezu derselben Reihenfolge. Gosen wird in dem Papyrus „Gesem“ genannt. Suchoth, wo die Kinder Israel den ersten Halt machten, wirkt der Papyrus mit Pithom zusammen, das ebenfalls in der Bibel erwähnt wird; der ägyptische Name ist „Pe-Atum-Zuktu“, aus dem mit Leichtigkeit der Doppelname „Pithom-Suchoth“ herausgelesen werden kann. Dann wanderten die Israeliten südöstlich und lagerten sich „gegen das Tal Hiroth, zwischen Migdol und dem Meer gegen Baal-Zephon“, wo Pharao sie einholte, aber dann im Meere umkam. Im Papyrus ist die Rede von einem See Kiharta, anscheinend gleichbedeutend mit dem biblischen „Hiroth“. Ferner erwähnt der Papyrus einen „Migdol von Baal-Zephon“, während die Bibel von „Migdol-Baal-Zephon“ spricht. Ein Migdol war im alten Ägypten so viel wie ein Fort oder befestigter Turm, und wahrscheinlich stand dieses Migdol außerhalb der Stadtmauern von Baal-Zephon. So bestätigt dieser aufgefundenene Papyrus die geographischen Angaben des Auszugs in vollem Umfange. (A. G.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

Oktober 1913.

Nr. 10.

Die „Wahl zum Glauben“ ausdrücklich in der Schrift gelehrt.

(Eingefandt von P. S—h, Nord=Zll.)

Infolge der Vereinigungsbestrebungen in der norwegischen evangelisch-lutherischen Kirche unsers Landes ist die Frage wieder in den Vordergrund getreten: Hat Gott die Auserwählten zum Glauben erwählt, oder ist die Wahl in Ansehung des Glaubens geschehen? Welches ist die ausdrückliche Schriftlehre über diesen wichtigen, die Stellung zur Gnadenwahllehre bestimmenden und entscheidenden Lehrpunkt? Wahre Lutheraner fragen dabei nicht zuerst: Was lehrt die Kirche? oder: Was sagen unsere alten Dogmatiker darüber? sondern wie in allen andern Lehren, so halten sie auch in diesem Stück unverbrüchlich am Schriftprinzip fest: Was sagt die Schrift? Was sagt Gott selbst betreffs dieser Lehrfrage?

Nun ist ja in den Publikationen der Synodalkonferenz wohl schon oft genug der Schriftbeweis geliefert worden, daß nur die „Wahl zum Glauben“ in der Schrift gegründet ist, und daß der Satz: Gott hat erwählt intuitu fidei nichts weiter als ein verkehrter, menschlicher Gedanke sei, der als solcher in der lutherischen Theologie nicht existenzberechtigt ist; denn quod non est biblicum, non est theologicum. Wir brauchen nur auf „Lehre und Wehre“ (besonders die Jahrgänge seit 1880), D. Hönedes Dogmatik und besonders auf D. Stöckhardt's Commentare über den Römer-, Epheser- und den ersten Petribrief zu verweisen. Solche Stellen wie 1 Petr. 1, 1 f., Eph. 1, 3 f., Röm. 8, 29 ff. und Apost. 13, 48 erheben es über allen Zweifel, daß Gott nicht intuitu fidei, sondern zum Glauben erwählt hat. Da aber auch in den genannten und andern im Lehrstreit über die Gnadenwahl verwendeten Schriftstellen nicht mit ausdrücklichen Worten der Satz ausgesprochen wird: Gott hat zum Glauben erwählt, oder: Gott hat uns erwählt, auf daß wir glauben, so begegnet man mitunter der Meinung, daß dieser Lehrsatz eigentlich nur ein, wenn auch mit Notwendigkeit

sich ergebendes, Porisma sei, da selbst in der besonders klaren Stelle 1 Petr. 1, 1 f. statt *πλοῖς* das Wort *ἐνακοί* steht, so daß also, etwa mit alleiniger Ausnahme von 2 Theff. 2, 13, doch der Lehrsatz: Gott hat zum Glauben erwählt nicht *ipsis verbis* in der Schrift sich finde. Besonders dieser irrigen Meinung gegenüber soll im folgenden auf zwei Schriftstellen hingewiesen werden, in denen Gott selbst *expressis verbis* die Wahl zum Glauben lehrt. Es sind die Stellen Jes. 43, 10 und Gal. 2, 5. Sehen wir daher näher zu, was Gott uns darin sagt.

Jes. 43, 10.

„Ihr aber seid meine Zeugen, spricht der Herr, und mein Knecht, den ich erwählt habe, auf daß ihr wisset und mir glaubet und verstehet, daß ich es bin.“ Es würde hier zu weit führen, das ganze Kapitel exegetisch zu erörtern; darum beschränken wir uns auf das Nötigste. — Wenn Gott sagt: „Ihr aber seid meine Zeugen und mein Knecht“, so zeigt schon das „aber“, das im Hebräischen durch das Pronomen **אֲנִי** motiviert ist, daß hier solche Menschen angedeutet werden, die im Gegensatz zu den vorher in V. 8, 9 Genannten stehen: es sind dieselben, zu und von denen er V. 1—7 redet. Das aber sind seine Erwählten, die Kirche Gottes auf Erden. Gott verheißt, daß er seine Kirche sammeln wolle vom Morgen und Abend (V. 5), von Mitternacht und vom Mittag (V. 6). Er nennt sie seine Söhne und Töchter (V. 6); vgl. 2 Kor. 6, 18. Es sind „alle, die mit meinem Namen genannt sind, nämlich die ich zu meiner Ehre geschaffen und zubereitet und gemacht (vollendet) habe“, V. 7. Zu diesen drei Prädikaten sagt sehr schön Wittinga: „Gott schafft in der neuen Haushaltung der Gnade einen Menschen, wenn er ihn durch seine Gnade erleuchtet, wiedergebirt, heiligt, oder wenn er in ihm die Fertigkeit des wahren und lebendigen Glaubens hervorbringt, die sich durch alle seine Kräfte erstreckt, Eph. 1, 17 f. Er bildet (zubereitet, **יצר**) ihn, wenn er einem jeden sein Maß, sein Verhältnis in Ansehung des ganzen Körpers der Kirche erteilt, Röm. 12, 3; Eph. 4, 7. Er macht (**הפך**) ihn, wenn er ihn im Stande der Gnade mehr und mehr vollendet und befestigt und in der neuen Haushaltung der Gnade mit den vortrefflichen Gaben eines größeren Grades der Erkenntnis, Weisheit, des Glaubens usw. zielt, 1 Kor. 12, 8, was im Neuen Testament *καταρτίζειν* genannt wird, 1 Theff. 3, 10; Hebr. 13, 21; 1 Petr. 5, 10. Diese Erschaffung, Bildung und Machung hat die Verherrlichung Gottes zum Zweck (**הכבוד**).“ Vergleichen wir dazu außer den hier angeführten Stellen noch Röm. 9, 23, wo der Apostel offenbar aus dieser Jesaiastelle zitiert, so bleibt nicht der geringste Zweifel: hier redet Gott zu und von den Ausgewählten. — Es möchte vielleicht hier eingewendet werden, daß hier nicht von allen Ausgewählten, sondern nur von den Ausgewählten aus Israel die Rede sei. Doch würde dieser Einwand die Sache selbst, um

die es sich handelt, nicht treffen. Was von der Vollzahl aus Israel gilt, das gilt auch von dem Pleroma der Heiden. übrigen vergleiche man Röm. 9, 23. 24, wo St. Paulus die aus dem Propheten zitierten Worte auch auf die Berufenen aus den Heiden bezieht.

In V. 10 werden nun diesen Auserwählten zwei Prädikate beigelegt: Gott nennt sie „meine Zeugen“ und „mein Knecht, den ich erwählt habe“. Die Kirche soll von Gott zeugen, ihren Glauben bekennen, das Evangelium aller Kreatur predigen; das ist ihr Beruf und Aufgabe als „Knecht Gottes“. Vitringa notiert die Ansicht etlicher, daß unter den „Zeugen Gottes“ und dem „Knecht, den ich erwählt habe“, verschiedene Personen verstanden würden. Aber er fügt mit Recht hinzu: „Es kann und muß hier das ו in וְאֲנִי durch n ä m l i c h übersezt werden wie V. 7. 14; 55, 1.“ „Zeugen“ und „Knecht“ sind verschiedene Bezeichnungen, bezeichnen aber nicht verschiedene Personen, sondern sind Prädikate ein und desselben Subjekts. Mit dem Plural „Zeugen“ sieht Gott auf die einzelnen: jeder einzelne Christ ist ein Zeuge seines Gottes. Mit dem Singular „Knecht“ faßt Gott die Gesamtheit seiner Kirche, seiner Auserwählten; es ist Kollektivbegriff. Das Wort „Knecht“ zeigt an, daß das Zeugnis der Kirche im D i e n s t e Gottes, zu seiner Ehre, geschehe, und daß wahrer Gottesdienst nur in der Kirche Gottes zu finden sei; die Ungläubigen (V. 8. 9) nennt er nicht seinen Knecht. Eine Vergleichung mit Kap. 41, 8. 9 und 44, 1. 21 stellt die Kollektivbedeutung des Wortes „Knecht“ über allen Zweifel.

Von diesem „Knecht Gottes“, dem Pleroma der Auserwählten, sagt Gott nun noch zweierlei aus: einmal, daß er ihn erwählt habe, und sodann, wozu er ihn erwählt habe. Grammatisch ist die zweite Aussage der ersten subordiniert, da sie durch die Absichtspartikel וְאֲנִי an וְאֲנִי angeschlossen wird. — Es möchte eingewendet werden, daß dieser Absichtssatz noch von dem ersten Versteil, „ihr seid meine Zeugen“, abhängig sein könne, so daß darin nicht gesagt sei, wozu Gott erwählt habe, sondern wozu die Erwählten seine Zeugen seien. Aber die Nichtigkeit eines derartigen Einwandes tritt sofort hervor, wenn man die Verba dieses Absichtssatzes näher ansieht. Wäre dieser Satz von dem Wort „Zeugen“ regiert, so müßte er naturgemäß auch verba dicendi, confitendi enthalten. Nun aber enthält er nur verba sentiendi, intelligendi, das heißt, nicht Worte, die ein Bekennen und Zeugen, sondern solche, die eine innere Tätigkeit des Verstandes und Herzens bezeichnen. Dieser Umstand gibt uns Gewähr, daß wir nicht irren, wenn wir den Absichtssatz von dem ihm unmittelbar vorangestellten וְאֲנִי abhängig sein lassen: Stellung und Wortlaut (Inhalt) zwingen uns dazu.

Aber ist es auch ein Absichtssatz? Kann es nicht ein Kausalsatz sein, durch welchen gerade das intuitu fidei die so lang ersehnte und immer vergeblich gesuchte Begründung aus der Schrift erfahren würde? Kann man nicht übersetzen: . . . „erwählt habe in Rücksicht darauf,

daß ihr wisset und mir glaubet“? So möchte jemand einwenden, weil gerade durch **וּפְ** sehr oft ein Beweggrund des Handelns angezeigt wird, so daß es im Sinne von propter (um — willen) gebraucht wird. Doch dieser Einwand wird durch die Grammatik zunichte gemacht. **וּפְ** ist bekanntlich aus **וּ** und **פְ** zusammengesetzt und heißt also wörtlich „in Absicht auf; in Absicht darauf, daß; zu dem Zweck, daß“; die „Absicht“ ist Grundgedanke. Sodann lehren Sprachgebrauch und Grammatik, daß dies Wort nur in Verbindung mit einem Nomen (Substantiv, Pronomen oder Suffig), also als Präposition, im Sinne von propter gebraucht wird, z. B. Ps. 122, 8: „in Absicht auf meine Brüder“, das ist, „um meiner Brüder willen“. Wo **וּפְ** hingegen ein Verbum regiert, stehe es im Infinitiv oder als verbum finitum, da behält es stets seine rein finale Bedeutung. Letzteres aber ist hier der Fall, da es hier nicht mit einem Nomen, sondern mit drei Verbalbegriffen konstruiert ist. Auch alle Übersetzungen, von der LXX an, bestätigen diese Auffassung.

Es erübrigt nun noch, die Verba unsers Absichtssatzes etwas näher anzusehen: „auf daß ihr wisset und mir glaubet und einsehet“. Mit diesen Worten ist der Glaube (*πίστις*) vortrefflich geschildert. Gott hat seine Erwählten dazu erwählt, daß sie wissen sollen, **וַיִּדְעוּ**. Das Wort **יָדַעַ** bezeichnet besonders eine Tätigkeit des Verstandes: „innewerden, erkennen, verstehen“. Ihr sollt wissen, innewerden, erkennen, **וַיִּדְעוּ**, daß ich es bin. Damit ist der Glaube beschrieben, der eben Erkenntnis des wahren Gottes nach seinem Wesen und Willen ist und ohne Erleuchtung des Verstandes (*illuminatio intellectus*) nicht vorhanden sein kann. Gott hat ferner seine Erwählten dazu erwählt, daß sie ihm glauben, **וַיִּשְׁמְעוּ**. Wir haben hier eine der verhältnismäßig wenigen Stellen (etwa 50 im Alten Testament), an welchen das Hiphil von **שָׁמַעַ**, das *πιστεύειν* des Neuen Testaments, zur Verwendung kommt. Damit ist hier der Glaube des Heils, die *fides salvifica*, ohne Zweifel bezeichnet. Man vergleiche Kap. 28, 16 und damit Röm. 9, 33. Die Konstruktion mit **וּפְ** entspricht der Verbindung des *πιστεύειν* mit dem Dativ, wie wir sie 2 Tim. 1, 12 finden; sowohl hier wie auch 2 Tim. 1, 12 wird dem „glauben“ ein weiterer erklärender Verbalbegriff hinzugefügt: **וַיִּבְרָא** — *πέποιθαί*. Mit der in der ewigen Wahl Gottes enthaltenen Verordnung zum Glauben an den wahren Gott (**וַיִּבְרָא**) ist die Umwandlung des Herzens, das neue geistliche Leben (der *ἀγίασμός πνεύματος*, 2 Thess. 2, 13) gesetzt. Mit dem dritten Verbum, **וַיִּבְרָא**, wird sodann noch die „Einsicht“ (die *ἐπίγνωσις* bei Paulus), welche die aus rechter Erkenntnis fließende Festigkeit der Überzeugung (*πεποίθησις, πληροφροῦλα*) involviert, hinzugefügt. Gott hat uns erwählt, damit wir reich an Erkenntnis und Einsicht seien und eben dadurch fest im Glauben, so daß wir in der Überzeugung der Wahrheit nicht wankend werden, sondern beharren.

Wir haben also erkannt, daß schon bei Jesaias der Terminus „Wahl zum Glauben“ keine unbekannte Größe war; vielmehr ist es dieser trostreiche Grundgedanke, daß auch alle Zubereitung zum Heil, wozu doch vor allem der Glaube gehört, allein aus der Gnade und also aus der Gnadenwahl fließe, der (wie auch bei Paulus) die Wahllehre des Propheten durchzieht. Von einer Wahl in Ansehung des Glaubens als eines bereits vorhandenen oder doch von Gott bei den Objekten der Wahl vorausgesetzten Momentes weiß auch das Alte Testament nichts.

Jak. 2, 5.

Diese Stelle lautet in der deutschen Bibel: „Hat nicht Gott erwählt die Armen auf dieser Welt, die am Glauben reich sind und Erben des Reiches, welches er verheißen hat denen, die ihn liebhaben?“ Bei dieser Fassung werden die Verbindungen „die am Glauben reich sind“ und „Erben des Reiches“ als Appositionen zu „Armen“ angesehen und könnten als solche, wenn man von andern Schriftausagen absehen wollte, möglicherweise in dem Sinn verstanden werden, daß sie den Beweggrund zur Erwählung der „Armen“ angeben. Bei dieser Fassung vermischt man aber den terminus ad quem, wozu Gott die Armen erwählt habe. Denn wenn man die Worte „Erben des Reiches“ als Apposition zu „Armen“ nimmt, so bleibt das „Erwählen“ ein leerer Begriff; wenn sie schon „Erben des Reiches“ sind, wozu sollte Gott sie dann noch erwählen? Nun aber ist der Begriff „Erben des Reiches“ mit dem vorhergehenden, „die am Glauben reich sind“, durch die Konjunktion „und“ (*καί*) untrennbar verbunden; beide gehören zusammen, entweder als Appositionen oder als Komplemente des Verbums. Die englische Bibel läßt es auch dahingestellt, wie der Leser diese Verbindungen auffassen möge, indem sie übersetzt: „Hath not God chosen the poor of this world rich in faith and heirs of the kingdom?“ Da sie jedoch vor „rich in faith“ kein Relativ setzt, so scheint sie sich der richtigen Auffassung zuzuneigen, nach welcher beide Ausagen nicht zum Nomen („Armen“), sondern zum Verbum („erwählt“) gehören.

Eine genauere Betrachtung des griechischen Textes muß das richtige Verständnis ergeben: *Οὐχ ὁ θεὸς ἐξελέξατο τοὺς πτωχοὺς τοῦ κόσμου, πλουσίους ἐν πίστει καὶ κληρονόμους τῆς βασιλείας κ. τ. λ.* Zunächst ist es klar, daß wir hier eine Parallele zu 1 Kor. 1, 26—28 haben; was Paulus daselbst ausführlich darlegt, bringt Jakobus hier in knapper Form zum Ausdruck. Wir erkennen im Lichte der Korintherstelle wie auch durch Vergleichung mit Matth. 5, 3 (auf welches Wort des Herrn Jakobus hier offenbar Bezug nimmt), wer unter den „Armen in der Welt“ zu verstehen sei. Wir sehen ferner, was für einen Begriff Jakobus durch das *ἐκλέγεσθαι* ausdrücken will, nämlich dasselbe, was Paulus durch *κληροῖς* und *ἐκλέγεσθαι* in der Korintherstelle aussagen will: die Berufung zum Heil, die Erwählung zur Seligkeit. Und der terminus ad quem, wozu Gott die Armen erwählt hat, geht (wenn er

bei Paulus auch als selbstverständlich nicht ausdrücklich genannt wird) doch mit Gewißheit aus dem Ausspruch des Herrn (Matth. 5, 3) hervor: die βασιλεία τῶν οὐρανῶν. Da nun Jakobus das Wort des Herrn zitiert (nämlich realiter), ja durch seine fragende Form als allgemein bekannt bei seinen Lesern voraussetzt, so kann auch bei ihm unter den Worten κληρονόμος τῆς βασιλείας nicht eine Apposition zu πτωχός, sondern muß darunter eine Verbalergänzung zu ἐξελέγαστο verstanden werden.

Was wir aus dem Parallelismus erkannt haben, geht auch aus der grammatischen Analyse der fraglichen Worte hervor. Πτωχός wird durch τοῦ κόσμου näher bestimmt: in bezug auf die Welt sind sie arm, vor der Welt verachtet. Jedoch Gott hat sie nicht verachtet, er hat sie erwählt, hat sie reich gemacht im Glauben und zu Erben des Reiches. Ein Blick auf den Text überzeugt sofort, daß beide Verbindungen, πλουσίους ἐν πίστει und κληρονόμος τῆς βασιλείας, untrennbar zusammengehören, da sie durch καί verbunden und in den kritisch genaueren Ausgaben des Neuen Testaments von dem Nomen πτωχός τοῦ κόσμου durch ein Komma getrennt sind. Beide Ausdrücke besagen, wozu Gott die Armen erwählt habe. (Man kann hier εἶναι ergänzen: πλουσίους εἶναι ἐν πίστει κ. τ. λ., analog wie Paulus Eph. 1, 4 konstruiert, wo er wegen des Zwischengedankens ἐν αὐτῷ — κόσμου und des wiederholten Pronomens ἡμᾶς ein εἶναι gebraucht; sonst hätte auch er schreien können: ἐξελέγαστο ἡμᾶς ἐν αὐτῷ ἁγίους κ. τ. λ.) Nur bei der Übersetzung: „... erwählt, auf daß sie reich seien im Glauben und Erben des Reiches“ kommt das καί zu seinem Rechte, und das ἐκλέγεσθαι hat seine notwendige Näherbestimmung, resp. Ergänzung erhalten. Dazu kommt noch dies, daß bei der Auffassung des πλουσίους ἐν πίστει als Apposition zu πτωχός hinter dem πλουσίους notwendigerweise ein δέ stehen müßte, da ja dann ein Gegensatz ausgedrückt werden sollte: arm in der Welt, aber reich im Glauben. Das fehlende δέ und das verbindende καί beweisen aufs Klarste, daß beide Verbindungen grammatisch nur als Verbalergänzungen zu betrachten sind und den terminus ad quem anzeigen, wozu Gott die Armen erwählt hat. In diesem unanfechtbaren Resultat unserer Untersuchung bestätigt uns auch Luther: „Πλουσίους ἐν πίστει ist nicht Apposition zu τοὺς πτωχοὺς, sondern die zu ἐξελέγαστο gehörige Ergänzung, indem er sagt, wozu Gott die Armen erwählt hat; vgl. 2 Kor. 3, 6.“ (Meher, Kommentar, 1858.) —

So ist also die „Wahl zum Glauben“, welche der selige D. Walther in der Gnadenwahllehre wieder zum Panier erhob und trotz aller Anfeindungen und Lästerungen nicht preisgab, da er sie als göttlich geoffenbarte Wahrheit erkannt hatte, ausdrücklich in der Schrift gelehrt. Gingegegen das intuitu fidei müssen wir für ein bloßes Menschenfündlein halten, bis man uns auch nur eine Schriftstelle gezeigt hat, in welcher es ausgesprochen ist. Das wird man aber wohl vor dem Jüngsten Tage nicht tun; denn es widerspricht e contrario der Wahl zum Glauben.

Auch in der unglücklichen Deutung, die ihm in dem „Opgjör“ gegeben wird, kann es nicht passieren. Denn wenn Gott „unter der Voraussetzung des Glaubens“ erwählt hat — die „Voraussetzung“ gibt ja nur als „Bedingung“ einen vernünftigen Sinn —, so hat er nicht zum Glauben erwählt. — Die Vertreter der „Wahl zum Glauben“ sitzen wohlgegründet in der Schrift, die des intuitu fidei aber daneben. Doch: „Recht muß Recht bleiben! Und dem werden alle frommen Herzen zufallen“, Ps. 94, 15.

Etwas über die Gleichnisse unsers Herrn, sonderlich über ihren dreifachen Zweck.

(Fortsetzung.)

Bei der Beantwortung der Frage nach dem Zweck der Gleichnisse sind wir nicht auf eigene Vermutungen angewiesen, sondern wir können die Antwort der Schrift entnehmen. Der Heilige Geist hat in der Schrift sich über den Zweck der Parabeln ausgesprochen. Als der Herr anfang, in Gleichnissen zu reden, war das den Jüngern auffällig; sie erkundigten sich bei dem Meister gerade auch nach dem Zweck dieser Unterrichtsweise und sie erhielten von ihm die gewünschte Auskunft. Und beides, die Frage der Jünger wie die Antwort des Herrn, hat uns der Heilige Geist durch die Evangelisten überliefert. Wir erkennen daraus die Berechtigung der Frage nach dem Zweck der Parabeln, aber auch die Verpflichtung, diese Frage aus der Schrift zu beantworten.

Als einen Zweck dieser Lehrweise Jesu gibt uns nun der Evangelist an: daß die Schrift erfüllet würde. Weshalb wir gerade diesen Zweck obenan stellen, wird die Ausführung ergeben. Matth. 13, 34 f. schreibt der Evangelist: „Solches alles redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volk, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen,¹⁾ auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen und will aussprechen die Heimlichkeiten von Anfang der Welt.“ Die Stelle, welche der Evangelist hier zitiert, findet sich Ps. 78. Das ist ein Psalm Asaphs. In unserer Bibel wird der Inhalt des Psalms in der Überschrift angegeben: „Eine Erzählung der Wohlthaten und Strafen Gottes, seinem Volk erzeigt.“ Ausführlicher wird der Inhalt in der englischen Bibel angegeben: „1. An exhortation both to learn and to preach the Law of God. 2. The story of God's wrath against the incredulous and disobedient. 3. The Israelites“ (gemeint sind aber sonderlich die Stämme Ephraim und Benjamin, aus welcher letzterem Saul stammte) “being rejected, God chose Judah, Zion, and David.”

1) Nämlich zu der Zeit; der Herr hat sich oft dieser Lehrart und zuzeiten ausschließlich ihrer bedient.

Sengstenberg bemerkt, der Psalm sei einer von den am wenigsten poetischen Liedern, er sei eine geschichtliche Erzählung. Das zeige sich schon in der Anordnung; man könne den Psalm wohl in Abschnitte, aber nicht in Strophen einteilen; er sei dem Charakter der Erzählung gemäß nicht symmetrisch gegliedert. Aber die Historie im Psalm ist tendenziös, ist auf einen ganz bestimmten Zweck gerichtet, den der Psalmist selbst in den einleitenden Worten angibt, Ps. 1. 2: „Eine Unterweisung Assaphs. Höre, mein Volk, mein Geseß; neiget eure Ohren zu der Rede meines Mundes! Ich will meinen Mund aufthun zu Sprüchen und alte Geschichten aussprechen.“ Dann Ps. 6. 7: „Auf daß die Nachkommen lerneten . . . daß sie setzten auf Gott ihre Hoffnung, und nicht vergäßen der Taten Gottes und seine Gebote hielten.“ In der heiligen Geschichte findet sich überall ein verborgener Grund der Lehre. Das bezeugt St. Paulus, wenn er z. B. Gal. 4 aus der Geschichte der Kinder Abrahams, des Sohnes der Magd und des Sohnes der Freien, wichtige Lehren zieht, wenn er von dem Umstande, daß der eine nach dem Fleisch, der andere durch die Verheißung geboren ist, ja auch von dem Namen der Magd — Agar — versichert: „Die Worte bedeuten etwas.“ So ist auch nach 2 Kor. 3, 7, 13—18 die Klarheit des Angesichtes Moses und die Dede, welche er vor sein Angesicht hing, ein lehrreiches Bild. Und 1 Kor. 10 tut der Apostel genau dasselbe, was Assaph im 78. Psalm getan hat: er stellt uns Abschnitte aus der Geschichte Israels mit einer bestimmten Tendenz vor die Augen und sagt Ps. 6. 11: „Das ist aber uns zum Vorbilde geschehen. . . . Solches alles widerfuhr ihnen“ (aber daß es ihnen widerfuhr, geschah uns) „zum Vorbilde; es ist aber geschrieben uns zur Warnung, auf welche das Ende der Welt kommen ist.“ So will Assaph im 78. Psalm die Tatsachen der mosaischen Zeit zur Lehre und Warnung für seine Zeit und seine Zeitgenossen benutzen. Diese Tendenz kündigt er an mit den Worten: „Ich will meinen Mund aufthun zu Sprüchen.“ Es ist schade, daß hier in unserer Bibel das Wort „Sprüche“ und nicht das Wort „Gleichnisse“ steht. Das hebräische Wort *maschal* hat allerdings auch die Bedeutung: Spruch, Sentenz; in dieser Bedeutung steht es in der Überschrift des biblischen Buches „Die Sprüche Salomos“, *משלי שלמה*. Nach seiner Grundbedeutung heißt es „Vergleichung“, daß zwei Dinge symmetrisch nebeneinander gestellt oder miteinander verbunden werden. Weil das in einer Sentenz mit den Ausdrücken geschieht, hat das Wort diese Bedeutung erhalten, ebenso wie es auch zuweilen die Bedeutung „Lied, Gedicht“ hat, weil da die einzelnen Verglieder und Strophen symmetrisch abgemessen werden. Aber Ps. 78, 2 paßt die Grundbedeutung „Gleichnis“ besser als die abgeleitete, „Spruch“. Sonderlich wegen des Zitats im Evangelium, wo ja auch Luther das Wort „Gleichnis“ wählt; hätten wir dasselbe Wort gerne schon im Psalm. Die LXX übersetzen: *ἀνοίξω τὴν παραβολαίς τὸ στόμα μου*, und mit eben den Worten zitiert Matthäus diesen Teil des

Berfes, während er im zweiten Teil von der alten griechischen Übersetzung abweicht und frei, mehr sachlich als wörtlich, übersetzt. Der griechischen Übersetzung entspricht die lateinische der Vulgata. In der englischen Bibel lautet Ps. 78, 2: "I will open my mouth in a parable." Das hebräische Wort steht allerdings im Singular, aber sachlich ist der Plural, der sich in den übrigen genannten Übersetzungen, auch im Zitat des Evangelisten, findet, voll berechtigt.

Als Nachtrag zu dem früheren Abschnitt, in dem wir von der Definition der Parabel redeten, sei hier noch bemerkt, daß das Zitat des Evangelisten es uns klar macht, daß man die Definition des Gleichnisses nicht zu eng fassen darf. Es ist offenbar von keinem Belang, ob der erste Teil des Gleichnisses, das sogenannte corpus, erfunden ist, nur ein probables, nicht wirklich geschöhenes Ereignis, oder ob es wirkliche Geschichte, den Lebensgang eines einzelnen Menschen, ja die Fühungen eines ganzen Volkes enthält. Man ist nicht berechtigt, danach Parabeln im engeren und weiteren Sinne zu unterscheiden und nur die erfundenen zu den Parabeln im eigentlichen oder engeren Sinne zu zählen.²⁾ Matth. 13 werden nur solche Gleichnisse berichtet, die man zu den erfundenen zu zählen pflegt; trotzdem wendet der Evangelist auf diese die Worte des 78. Psalms, in welchem ausschließlich Skizzen aus der Geschichte Israels das corpus der Parabel bilden, an.

Affaph war als Psalmist ein Prophet, so nennt ihn der Evangelist; er war einer der Gefellen Jesu, ein Vorbild auf Christum, den großen Propheten. Daß Affaph nun in diesem Psalm die heilige Geschichte, Abschnitte aus der Geschichte Israels mit der Tendenz, zu belehren, zu warnen, zu strafen, zu vermahnen, vorhält, daß er die Geschichte als Parabel verwendet, Geschichte und Lehre nebeneinander stellt und die Lehre durch die Geschichte erläutert, veranschaulicht, einprägt, darin war er ein Vorbild auf Christum, den großen Propheten, durch den Gott am letzten in diesen Tagen zu uns geredet hat, nachdem er vorzeiten manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, Hebr. 1, 1. 2. „Darin, daß ein Prophet des Alten Bundes, das Gebiet des nackten Gedankens verlassend, durch Gleichnisse lehrt, . . . die Lehre in der Form der Geschichte vorträgt, er also diese Lehrweise als eine zweckmäßige legitimiert, erblickt der Evangelist mit Recht eine Weissagung, daß Christus, der Prophet, der beste Lehrer, der alle zweckmäßigen Lehrmittel vollständig benutzen muß, sich auch dieser Lehrweise bedienen wird.“ (Hengstenberg zur Psalmstelle.) Nach dieser Erklärung war Affaph mit seinem Psalm und gerade auch mit dem Ausspruch B. 2 eine Realweissagung auf Christum. Andere lutherische Ausleger sehen aber Ps. 78, 2 als eine Verbalweissagung an.

2) Das Wort *παράβολή* kommt freilich auch im Neuen Testament in der Bedeutung von Sprichwort vor, Luk. 4, 23; ferner in der Bedeutung von Typus, Vorbild, Hebr. 9, 9; 11, 19; aber das berührt nicht die Definition oder Klassifizierung der Parabeln im Sinne von Gleichnissen.

Sie sagen: Assaph hat wohl den Psalm geschrieben, aber der Heilige Geist hat ihm Worte des Messias in den Mund gelegt, wie das ja ohne Zweifel in den großen Weissagungen von Christo, Ps. 22, Ps. 110 u. a., geschieht. Es sei schon im Psalm nicht Assaphs, sondern Christi Rede; Assaph könne nicht sagen (V. 1): „Höre, mein Volk, mein Gesetz!“ So könne nur der König Zions, der Messias, reden. — So viel ist gewiß und auch bei dieser Stelle zu merken: Die Propheten haben geredet durch „den Geist Christi, der in ihnen war“, 1 Petr. 1, 11. Auch Assaph redet hier als Bote Gottes und schreibt als Griffel des Geistes Christi. Spiritus Christi erat in prophetis, ideo prophetae potuerunt suo modo de se praedicare, quae postea in Christo uberrime impleta sunt. (Vergl. zum Zitat des Evangelisten.)

Das war also ein Zweck dieser Lehrart Jesu: die Schrift, die Weissagung, sollte erfüllt werden. Diesen vom Heiligen Geist durch den Evangelisten angezeigten Zweck stellen wir billig obenan, denn im Lichte dieses Zeugnisses erkennen wir, daß die Gleichnisreden Jesu durchaus nötig waren. Diese Unterrichtsweise war im Räte Gottes beschlossen; der große Prophet sollte und wollte gerade nach dieser Methode seines Amtes walten. Wie der Herr Christus Wunder tun mußte, damit die Schrift erfüllt werde, so mußte er auch durch Gleichnisse unterrichten, auf daß die Schrift erfüllt werde. Durch das eine wie durch das andere hat Jesus sich als den verheißenen Heiland ausgewiesen. Wie die Wunder des Herrn, so werden auch seine Gleichnisse erst dadurch ins rechte Licht gestellt, daß wir in ihnen eine Ausführung des Rates Gottes, wie er in der Schrift geoffenbart war, erkennen. Es könnte aber auffällig erscheinen, daß der Herr selbst bei der Beantwortung der Frage seiner Jünger nach dem Zweck der Gleichnisreden, Matth. 13, 11 ff., nichts davon sagt, daß er so reden müsse um der Schrift willen, wie er das doch von seinen Wundern, von seinem Lehramt, von seinem Leiden, Sterben und Auferstehen klar herausragt, sondern daß dieser Zweck der Parabeln nur vom Evangelisten hinterdrein, V. 34 f., angegeben wird. Aber dagegen sollen wir uns erstlich merken, daß durch den Evangelisten der Geist Christi, Christus selbst, zu uns redet; und sodann hat der Herr auch bei seiner Zweckangabe die Schrift zitiert. V. 13 gibt Christus als einen Zweck seiner Gleichnisse an, daß durch sie über die verstockten Herzen das Gericht Gottes ergehe. Sie sollen „mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören“. Von diesem Zweck wird später gehandelt. Hier merken wir uns aber dieses, daß der Herr dann V. 14 fortfährt: „Und über ihnen wird die Weissagung Jesaiä erfüllt.“ Indem der Herr sagt, daß gerade durch seine Gleichnisse das vom Propheten angekündigte Gericht vollstreckt werde, zeigt er doch an, daß diese Lehrweise als ein Mittel zur Ausführung des von Gott beschlossenen Strafgerichtes selbst auch im Räte Gottes verordnet sei. Es wird hier also vom Herrn selbst angedeutet, was dann V. 35 vom Evangelisten klar bezeugt wird: die Gleichnisse waren durchaus nötig, auf daß die Schrift erfüllt würde.

Die Frage Johannis: „Bist du, der da kommen soll?“ beantwortet der Herr Jesus Matth. 11, 4 ff. durch den Hinweis auf seine Werke. Zu diesen Werken gehört aber vor allem auch das Wort, die Predigt Jesu. Ein sehr wesentlicher Teil jener Antwort ist in den letzten Worten (V. 5) enthalten: „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Und wir können nun nach Matth. 13, 34 f. und nach Ps. 78, 2 einfügen: „Das Evangelium wird durch Gleichnisse gepredigt.“ Eben das ist auch ein kräftiges Ja auf die Frage: Bist du der Verheißene? Mit jedem Gleichnis des Herrn ist die Schrift erfüllt, ist uns ein Beweis geliefert dafür, daß Jesus der Christ, der große Prophet ist, der in die Welt kommen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Fr. Brust.

Das erste Auftreten der römischen Kirche in Nordamerika und die Religionsfreiheit.

(Schluß.)

e. Die Krisis. Die Jahre 1640 bis 1660 brachten dem Lord Proprietary große Sorgen. Er hatte sich an ein Unternehmen gewagt, das seine finanziellen Mittel weit überstieg und ihn sozusagen in Armut stürzte. Anfänglich hatte er gerade nicht den finanziellen Erfolg so sehr zu berücksichtigen gehabt; aber die Folgezeit nötigte ihn dazu. Die Zahl der Kolonisten blieb gering. Die Pflanzung gedieh nicht. Die Religion des Proprietor und der Leiter seiner Pflanzung und die offenkundige Herrschaft der Jesuiten trugen dazu bei, daß sich Protestanten lieber in Neuengland und in Virginia niederließen, zumal in jenen Kolonien die Bedingungen zum Landwerb günstiger waren als im Palatinat. Wie schon bemerkt, hatte der Lord ein aristokratisches Landshystem für Maryland geplant unter einem Kolonialadel. Ein Besiß von 1000 Aclern und mehr sollte ein manor bilden und die lords of manor hatten Gerichtsbarkeit und andere Privilegien des englischen Adels über die Pächter und Mieter, die sich auf ihren Gütern ansiedelten. Zu Anfang waren die lords of manor zahlreich in der Kolonie. Allein es zeigte sich nur zu bald, daß das europäische Lehnswesen sich nicht in die Neue Welt verpflanzen lasse. Immer mehr kleine Landbesitzer kamen auf; denn die servants wurden Bürger. Nach englischem Rechte mußte Baltimore eine Assembly berufen; er sorgte jedoch dafür, daß ihre Beschlüsse nichts galten, wenn sie ihm nicht genehm waren; er brauchte nur seine Bestätigung vorzuenthalten. (Winsor, Hist. of Am., III, II, chap. XIII [English in Maryl., Brently], p. 529.) Er pflegte seine Vorlagen herüberzusenden, zu denen die Assembly dann ihre Zustimmung geben sollte. Die Assembly protestierte gegen ein solches Verfahren und sprach dem Lord Proprietor das Recht der Initiative

von Gesetzen als ein der Assembly zustehendes Privilegium gänzlich ab. Man muß dies im Auge behalten, um die Entstehung des Act concerning Religion (1649) zu verstehen. Als die Assembly von 1649 sich versammelte, war Baltimore wieder da mit einem code von 16 Gesetzen, die er gern genehmigt gehabt hätte. Die Assembly sandte ihm diesen code einfach zurück mit der Bitte, ihr in Zukunft nicht mehr zuzusenden "such bodies of laws which served to little and then to fill our heads with jealousies and suspicions of that which we verily understand not". Die Assembly von 1649 handelte mithin durchaus selbstständig.

Zu dem geringen Gedeihen der Kolonie und Geldnöten kamen für Baltimore die schlimmen politischen Verhältnisse Englands, die natürlich auch in Maryland ein Echo fanden. Karl I. war in den Händen des Parlaments. Man glaubte nun, daß mit dem Königtum der Stuarts auch das Vizekönigtum ihrer treuen Diener, der Calberts, zu Ende sei. In der Kolonie standen sich Monarchisten und Parlamentarier gegenüber. Karl I. hatte den Gouverneur Leonard Calvert angewiesen, alle Schiffe des Parlamentes wegzunehmen. So nahm dieser Besitz von dem Schiffe eines Anhängers des Parlaments, des Kapitäns Ingle. Ingle entkam und lehrte mit Kaperbriefen vom Parlament und mit mehreren Schiffen aus England zurück. Er bemächtigte sich der Regierung in St. Marks und des Staatsiegels und nahm die Jesuiten gefangen. Leonard Calvert floh nach Virginia. Lord Baltimore hielt sein Palatinat für verloren; auf den Bericht Richard Ingles sagte am 25. Dezember 1645 das englische Parlament nun einen Beschluß: "For the settling of the Plantation of Maryland under the command of a Protestant." (Lords' Journal, VIII. IX [sub Baltimore, Ingle and Maryl.], reproduced in M. L. Archives Council 1636—'67.) Der Charter Baltimores wurde annulliert. (M. L. Archives, III, 164. 165. The Am. Nation a History, Vol. V, p. 222.) Baltimore hatte in jenem Briefe seinem Bruder geschrieben, daß er den Jesuiten gegenüber, die seinen Ruin suchten, vor allem auf die Erhaltung seines Palatinats bedacht sein werde. Demgemäß handelte er von nun an. Die Verabfassung der Verordnung des Parlaments war einem Komitee übergeben worden, dessen Reporter oder Vorsitz der Graf Warwick war. Diese Fassung Warwick's hieß das Oberhaus nun am 24. November 1646 gut und verwies sie an das Unterhaus. Ehe nun das Unterhaus handeln konnte, erschien Lord Baltimore und bat um Zeit, um über die Anklagen eine Untersuchung anstellen zu können. Das konnte ihm nicht wohl abgeschlagen werden. Dies geschah nun nach der Schlacht von Marston Moor. Baltimore sah wohl, wie es mit dem Königtum zu Ende gehe. Er stellte mithin seine Segel rechtzeitig nach dem Wind und hatte sich schon längst unter den Puritaner Freunde zu erwerben bemüht. So hatte er z. B. 1643 an einen Puritaner in Boston eine Einladung nach Maryland ergehen lassen: "The Lord Bartemore (1),

owner of much land near Virginia, being himself a papist and his brother, the governor there, a papist also, but the colony consisted both of Protestants and papists, he wrote a letter to Captain Gibbons of Boston and sent him a commission wherein he made tender of land in Maryland to any of ours that would transport themselves thither, *with free liberty of religion* and all other privileges which the place afforded, paying such annual rent as should be agreed upon. But our captain had no mind to further his desire herein, nor had any of our people temptations that way." (Or. Narr. of E. Am. Hist., *Winthrop's Journal*, II, 150.) Er mußte die Untersuchung seiner Angelegenheiten vom Unterhause hinauszuschieben, bis wichtigere Zeitfragen sie einigermaßen in Vergessenheit brachten; sie waren noch auf der Geschäftsordnung, als das Parlament den König absetzte. So blieb Baltimore mehrere Jahre ruhig im Besitze seines Palatinats. Sein Bruder Leonard konnte nach Maryland zurückkehren, und als er 1646 starb, bestimmte er auf seinem Totenbette Thomas Greene, einen Katholiken und Royalisten, einstweilen zu seinem Nachfolger als Gouverneur. Obwohl Greene sonst ein fähiger Mann war, setzte Lord Baltimore ihn doch ab und ernannte dem Beschlusse des Oberhauses, daß in Maryland eine protestantische Regierung etabliert werden solle, gemäß einen Protestanten, einen virginischen Pflanzer, Kapitän William Stone, zum Gouverneur, gab ihm einen protestantischen Sekretär und ernannte ein council mit einer protestantischen Majorität. Er versuchte aufs neue, die so nötigen Kolonisten zu gewinnen, indem er die Puritaner, die sich in Virginia angesiedelt hatten und sich mit den Anglikanern, die die Staatskirche Virginias bildeten, nicht recht stellen konnten, zur Ansiedelung in Maryland einlud. Seine Werbung hatte Erfolg. Nachdem, wie schon bemerkt, in den Jahren 1645/46 mehrere Anglikaner aus Virginia sich nördlich vom Potomac angesiedelt hatten, kamen nun in kurzer Zeit tausend Puritaner nach Anne Arundel County (nach Baltimores Gattin so genannt) und gründeten Providence (Annapolis, seit 1674 Hauptstadt des Staates).

Daß die Puritaner nicht eher dahin zogen, als bis ihnen Religionsfreiheit, die ihnen in Virginia verkümmert wurde, gewährleistet war, läßt sich denken. Gerade die Beeinträchtigung des freien Kultus seitens Virginias bewog sie ja, zum Wanderstab zu greifen. Doch wir haben dafür auch geschichtliche Belege. Der dritte Lord Baltimore, Benedict, bemerkt in einem offiziellen Schreiben vom 26. März 1678 hierüber: "My father found very few who were inclined to goe and seat themselves in those parts. . . . But such as for some Reasons or other could not lyve with ease in other places. . . . Many there were of this sort of people who declared their willingness to goe and plant themselves in this Provynce so as they have a *general toleration* SETTLED THERE BY A LAW by which all of all sorts that professed Christianity in Generall might be at liberty to worship God in such

a manner as was agreeable with their respective Judgements and Consciences without being subject to any Penalties whatever for so doing." (Bancroft, U. S. H., p. 257.) Channing sagt: "These were conditions proposed by such as were willing to go and be the first planters of this province [Providence], and without the complying with these conditions in all probability this province had never been planted." (I, 252.) Baltimore mußte Kolonisten haben, konnte sie jedoch nur unter der Bedingung erhalten, daß er ihnen Kultusfreiheit gewährte. Dazu mußte ihn auch das Damoklesschwert bewegen, das im Unterhause noch immer über seinem Palatinat hing. Selbst Eggleston gibt dies zu: "This says that the Act of Toleration was a concession to Puritan demands." (265.) Ohne allen Zweifel! Im Jahre 1653 beschwerten sich 77 Personen bei einer Kommission des Parlaments über einen gewissenßbeschwerenden Eid, von dem später noch die Rede sein wird, und bemerzten dabei: "Whereas we were invited to remove ourselves to this province with promise of enjoying the liberty of our consciences in matter of religion, . . . now Lord Baltimore imposes an oath," etc. (Or. N. Maryl. [Virg. and Maryl.], 218.) Lord Baltimore war also den Puritanern gegenüber verpflichtet, dafür zu sorgen, daß ihnen auf gesetzmäßigem Wege Gewissensfreiheit sichergestellt werde. Den Lord trieb dazu seine große Not. Die Jesuitenpatres haben damit wahrlich nichts zu tun gehabt, noch die römische Kirche. — Dieser ganze Umschwung in der Politik Baltimores blieb natürlich nicht unbemerkt. Ein Bericht sagt: Baltimore "has in effect made it [Maryland] a subject of his own domination and tyranny (being his main aim). But to color it and to better get friends, first made it a receptacle for Papists and Priests and Jesuites in some extraordinary and zealous manner . . . and now admits all sorts of Religion."

Was Baltimore den Protestanten versprochen hatte, das mußte in Zukunft vornehmlich auch seinen Glaubensgenossen bei ihrer großen Minderzahl von Nutzen sein. Diese suchte er zuerst sicherzustellen, indem der Eid, den der Gouverneur, der Sekretär und die Glieder des Council zu schwören hatten, dahin erweitert wurde: "And I do further swear I will not by my selfe or any other person directly trouble, molest, or discountenance any person whatsoever in the said province professing to beleve in Jesus Christ and in particular no Roman Catholick, for or in respect of his or her Religion, nor his or her free exercise thereof within the said province." (Or. Narr. Maryl. [Virg. and Maryl.], 216.)

f. Der Act concerning Religion. Das Parlament hatte 1645 beschlossen, daß Maryland unter ein protestantisches Regime kommen sollte. Dies war 1648 durch Berufung Stones zum Gouverneur geschehen. Nun trat 1649 die Assembly zusammen, die erste Assembly unter protestantischer Verwaltung. Da die Protestanten

schon 1641 viermal so zahlreich in der Provinz waren als die Katholiken, und inzwischen die gewaltige Einwanderung aus Virginia eingesetzt hatte, da die Glieder der Assembly aus Wahlen hervorgingen, da ferner die Protestanten schon zehn Jahre zuvor unter Lewger die Mehrzahl der Assembly bildeten, auch sonst schon den Speaker hätten erwählen können, so ist gar nicht einzusehen, wie die Assembly von 1649 nicht hätte in großer Mehrzahl aus Protestanten bestehen sollen, obwohl keine Berichte über die Zusammensetzung der Legislatur von 1649 vorhanden sind. Baltimore hatte dieser Legislatur einen Code von 16 Gesetzen übersandt; allein, da man dem Lord Proprietor mit Recht das Privilegium der Initiative von Gesetzen bestritt, so wurde schon aus diesem Grunde der Code ihm sofort von der Gesetzgebung zurückgesandt unter Protest und Vertwahrung gegen fernere Zusendungen und mit der ironischen Bemerkung, Baltimores Ideen seien ihnen zu hoch. Ob nun unter den 16 Gesetzentwürfen Baltimores auch eine über Toleranz gewesen ist, weiß man nicht, noch weiß man, ob die Assembly, wenn obiges der Fall gewesen wäre, sie benutzt hat. Der Geist und die Sprache des Act concerning Religion ist ganz puritanisch. Jedenfalls ist das Gesetz durch die Bemühungen der Protestanten ins Leben gerufen und angenommen worden. Damit stimmt es auch, daß manche Katholiken sich demselben nicht unterwerfen wollten. (Channing, Hist. of U. S. I, 509.)

Den Gliedern der Gesetzgebung Marylands fehlte leider die Einsicht, daß Staat und Kirche in dem Maße gedeihen, als man sie auseinanderhält. Trennung von Kirche und Staat ist bei den Römischen ein lehrerisches Prinzip. Den Protestanten Marylands fehlte es jedoch auch noch sehr an Erkenntnis. Auch sie wollten nicht einen rein weltlichen Staat, sondern eher ein christlich-bürgerliches Gemeinwesen mit Gesetzen, die helfen sollten, die Leute nicht nur zu guten Bürgern, sondern auch zu frommen Christen zu machen. Von den Gesetzgebern der Kolonie im April 1649 zweifelte niemand, daß der Staat, resp. der Gesetzgeber selbst, ein Recht zu Zwangsmaßnahmen in religiösen Angelegenheiten besäße. Darum wimmelt das Toleranzgesetz Marylands von Strafbestimmungen wie ein Kriminalcode, z. B.: "*Forasmuch as in a well Governed and Christian commonwealth, matters concerning Religion and the Honor of God ought in the first place be taken into serious consideration and endeavoured to be settled. Be it therefore ordayned . . . that whatever Person or Persons within this Province . . . shall from henceforth Blaspheme GOD, that is, curse him, or shall deny our Savior JESUS CHRIST to be the Son of God, or shall deny the Holy Trinity, the Father, Son and Holy Ghost, or the Godhead of any of the sayd Three Persons of the Trinity, or the Unity of the Godhead, or shall use or utter any reproachful speeches, words or language concerning the Holy Trinity or any of the said three Persons thereof, shall be punished with death and confiscation or forfeiture of all his or her Land and Goods to*

the Lord Proprietary and his Heires." (Or. Narr. Maryl., 270. 271.) Ein Schmärer der Evangelisten, der Apostel, der Jungfrau Maria wird um 5 Pfund gebüßt, bei Zahlungsunfähigkeit gepeitscht, im Wiederholungsfall verbannt. Wer einen andern Ketzer, Götzendiener, Papist, Jesuit, Lutheraner, Calvinist, Anabaptist, Separatist . . . usw. schimpft, wird um 10 Schilling bestraft oder gepeitscht. Wer den Sabbat entheiligt, zahlt 2½ Schilling Strafe, oder er wird eingesperrt und geprügelt. "And whereas the informing of the Conscience in matters of Religion hath frequently fallen out to be of dangerous Consequences in those Commonwealths where it has been practised . . . be it enacted . . . except as in this present Act is before declared and set forth, *that no person . . . within this province . . . professing to believe in Jesus Christ shall from henceforth be any waies troubled, molested or discountenanced for or in respect of his or her Religion or in the free exercise thereof. . . .* And that all and every person . . . that shall presume contrary to this act . . . to wrong any person . . . for or in respect of his or her Religion or the free exercise thereof . . . shall be compelled to pay treble damages . . . and . . . shall also forfeit 20 s. sterling in Money . . . or shall be severely punished by publike whipping" usw. (273.) — Interessant ist die Erörterung dieses Gesetzes vor einem Komitee des Langen Parlaments. (Or. Narr. Maryl. [Refutation of Babylon's Fall], 274.) Das Gesetz wurde im April, drei Monate nach Karls I. Hinrichtung, angenommen, jedoch erst anderthalb Jahre danach von Baltimore durch seinen Sekretär genehmigt.

Es mag dem Lord doch nicht so leicht gewesen sein, der Lehre seiner Kirche zuwider in seinem Palatinat der Ketzeri eine Freistätte zu gewähren. Der römische Geschichtschreiber O. Gorman urteilt: "When Lord Baltimore foresaw that in the near (!) future Protestantism might predominate numerically (!) in the colony, of which he was the head, he resolved to make Protestantism continue (!) his policy (!) as far as he could do so." (Die Rolle des Lords wird wohl eher passiv als aktiv gewesen sein.) "The evils of an enforcement of any one creed" (das heißt, des römischen Glaubens) "were greater than the evil of tolerating what was false, . . . and like a practical Englishman Lord Baltimore chose the lesser evil." Das heißt, als Lord Baltimore einsah, daß er unmöglich die römische Kirche in Maryland zur Staatskirche machen könne, daß er über dem Versuch sein Palatinat verlieren mußte, erwählte er das kleinere Übel von zweien: er ließ die Protestanten zu und gewährte ihnen die von ihnen bedingte Kulturfreiheit. Das tat er jedoch nicht als Katholik, sondern als ein Engländer, nicht aus Überzeugung, sondern aus politischen Gründen, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, vornehmlich um seine Glaubensgenossen vor Vergewaltigungen seitens der protestantischen Majorität zu schützen. Ähnlich urteilt Lodge: "For the sake of self-interest and the protection of fellow-believers, Lord Baltimore got his Council

and Assembly to agree not to persecute Catholics. This is what the famous act of toleration amounted to." (102.)

Man würde nun sehr irren in der Meinung, daß dieses so mangelhafte Gesetz, nach dem ein Jude, ein Unitarier, ein Ungläubiger dem Tode geweiht war und das den Kolonisten die Duldsamkeit einprügeln wollte, daß ein Gesetz, dem noch dazu ein ganz falsches Prinzip zugrunde lag, nun wie mit einem Zauberfchlage sollte ideale Zustände in die Wildnis an der Chesapeake Bay gebracht haben. Immerhin markiert es einen Schritt in der rechten Richtung.

g. Fernere Wirren in Maryland. Nach Karls I. Tode im Januar 1649 war in Virginia Karl II. proklamiert worden, und dasselbe war auch in Maryland durch Thomas Greene, der als Stellvertreter des abwesenden Gouverneurs Stone eben fungierte, geschehen. "They did with zeal proclaim the King's son Charles II at Maryland." Stone kehrte sofort zurück und verkündigte öffentlich die Oberhoheit des Parlaments. Allein das Unglück war einmal geschehen. Wieder kam Baltimore nahe dahin, sein Palatinat zu verlieren, trotz der Opfer, die er dem Parlament schon gebracht hatte. Das Parlament ordnete eine Untersuchung an. — Da trat ein Ereignis ein, das dem Lord Baltimore zu besonderem Nutzen gereichte. Karl II., obwohl ein ohnmächtiger Exulant, der dem Lord grollte, weil er seinen Wohltäter, Karl I., so bald verlassen hatte, erließ einen Befehl mit der Absetzung Baltimores und der Übertragung der Kolonie an Sir William Davenant. Davenant wollte auf einem französischen Schiffe sich nach Maryland begeben, wurde jedoch von einem englischen Kreuzer im Kanal gefangengenommen. In der Absetzungsurkunde sagt Karl II.: Baltimore "did visibly adhere to the rebels in England and admit all kinds of schismatics and sectaries and ill-affected persons into the plantation". (Neill, Terra Mariae, 88.) Baltimore hatte seine Hände voll von Beweisen seiner Loyalität, als er vor die Parlamentskommission trat. Er wies nach, daß jene Proklamierung Karls II. ohne seine Erlaubnis, in Abwesenheit des rechtmäßigen Gouverneurs vor sich gegangen sei, und als man ihm vorwarf, er sei ein Parlamentsfeind, zog er die Proklamation Karls II. hervor, durch die er gerade deswegen von seinem Amte entsetzt sei, weil er es mit dem Parlament halte. Sodann legte er auch eine von Puritanern unterzeichnete Petition zu seinen Gunsten vor. (Siehe letztere in Or. Narr. Maryl. [Refutation of Babylon's Fall], 274.) Trotz alledem trauten die Puritaner ihm nicht recht; sie ermächtigten ein Komitee, "to reduce to obedience 'all the colonies within the Bay of Chesapeake'". Dieses Komitee kam auf einem Kriegsschiffe und forderte die Behörden in Maryland auf, sich der Autorität des Commonwealth zu unterwerfen und alle Gesetze im Namen des Keeper of Liberty in England ergehen zu lassen. Stone weigerte sich, da er Instruktionen habe, alle Gesetze im Namen Baltimores zu veröffentlichen. Er wurde abgesetzt. Als er sich später fügte,

wurde ihm das Amt jedoch aufs neue übergeben (1652). Zu dieser Zeit enthielt Maryland etwa eine Bevölkerung von 8000 Personen. Unterdessen schwand die Macht des Parlaments vor Oliver Cromwell, dessen Gunst sich Baltimore früh zu erwerben gewußt hatte. Stone verlangte nun aufs neue einen Eid "which the Puritans deemed to be 'not agreeable to the terms on which we came hither, nor to the liberty of consciences as Christians and free subjects of the Commonwealth of England'". (Channing, 504.) Der Eid war allerdings gewissenbeschwerend. Die Puritaner erboten sich, ihn in einer gemäßigteren Weise zu schwören. Das wurde abgelehnt, und jeder, der sich weigerte, mit Konfiskation seiner Güter bedroht. (Or. Narr. Maryl. [Babylon's Fall], 235—246.) Stone mochte denken, daß mit Cromwells Auftreten die Kommissäre des Parlaments ihre Autorität eingebüßt hätten. Indessen, letztere sammelten Bewaffnete, setzten Stone zum zweiten Male ab und machten William Fuller zum Gouverneur.

Baltimore spornte nun den ohnehin sehr hitzigen und gewalttätigen Stone an, sich der Herrschaft mit den Waffen wieder zu bemächtigen. Stone bewaffnete die Katholiken St. Marks und zog gegen Providence. Unter dem Geschrei: "Hey for St. Mary's!" warfen sie sich auf die Puritaner. Sie wurden geschlagen, und Stone ward gefangen. (Or. Narr. Maryl. [Babylon's Fall], 236—246.) Die Kommissäre Bennett und Claiborne beauftragten nun den Gouverneur Fuller, er solle eine Assembly aus Leuten berufen, die nicht Waffen gegen das Parlament geführt hätten. Das hätte die Katholiken faktisch ausgeschlossen; es wurde jedoch nicht genehmigt. Erst zwei Jahre nachher (1657) kam ein Vertrag zwischen Bevollmächtigten des Parlaments und dem Lord Proprietary zustande; demgemäß übernahm Baltimore wieder die Leitung der Kolonie. Dabei stellten die Protestanten ihm zwei Bedingungen: erstens, daß die Gegner Baltimores gewisses Land bekommen sollten, und zweitens, daß der Act concerning Religion vom Jahre 1649, den Stone zuerst auf Baltimores Treiben so schönhe durch einen Mordangriff gegen die Puritaner gebrochen hatte, wieder in Kraft treten sollte. (Channing, 506.) Also auch jetzt sind es die Puritaner, die für Religionsfreiheit aufgetreten sind. Als der dritte Lord Baltimore einen Besuch in der Kolonie der Puritaner machte, mußte er, ehe sie ihn zuließen, den Act concerning Religion vor ihnen feierlich beschwören.

Leider kam es später noch einmal zu Wirren in der Kolonie. Die Konspirationen der Römischen in England verursachten einen panischen Schrecken in Maryland. Da man nun in der Provinz gezögert hatte, Wilhelm und Marie 1689 als Herrscher anzuerkennen, so wurde sie in eine Kronkolonie verwandelt. Damit wurde die anglikanische Kirche als Staatskirche anerkannt. Es kam zu Ausnahmegesetzen gegen die Römischen. Der öffentliche Gottesdienst wurde ihnen untersagt, hingegen Privatgottesdienst gestattet. Das waren die Anfangszustände der

Kolonie, nur umgekehrt. Indessen konnten solche Gesetze bei dem Freiheitsfinne und Willigkeitsgefühl des Volkes im allgemeinen gar nicht vollstreckt werden. "The Roman Catholics, beyond the things noted, suffered no great hardships and no personal persecutions. The fact was that, with all the loud professions of Protestant zeal on the part of the leaders, there was too much love for liberty in the land to countenance severity. . . . Presently the Roman Catholics were able unchallenged to assume their rights, and though the colonial legislature never repealed these oppressive laws, they were able in 1763 to build their first church in Baltimore without opposition." (Cobb, 398.)

h. Rückblick. Die Gründung Marylands fiel in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in die Zeiten Gregors XV. und Urbans VIII. Gregor sandte ganze Kohorten von Jesuiten unter die Protestanten, die eine römische Obrigkeit hatten, um die Gegenreformation zu beginnen. Der Papst sorgte dafür, daß Maximilian von Bayern den Kuchhut bekam, und versicherte ihm, „daß bald alle Feinde des Thrones der Apostel in Staub verwandelt sein würden“. In Bayern terrorisirten die Jesuiten die Protestanten und zwangen sie zu Tausenden in die Messe hinein. Derselbe Papst schrieb an Ludwig XII.: „Mein lieber Sohn, du Bierde des Universums, du Ruhm unserer Zeit, verfolge stetig deinen Weg und laß die, die Gott nicht kennen, die Macht deines Armes fühlen. Habe mit den Ketzern kein Erbarmen und verdiene es dir, eines Tages zur rechten Hand Christi zu sitzen, damit, daß du ihm als ein Danlopf die Kinder des Verderbens [die Hugenotten], die dein Königreich beunruhigen, darbringst.“ Den spanischen König ermahnte er, kein Erbarmen mit den Ketzern zu haben und seinen Gouverneuren zu befehlen, die katholische Religion mit Gewalt in den Provinzen, die der Krone unterworfen seien, anzuzünden und den Calvinisten keine andere Wahl zu lassen als Messe oder Tod! In der Bulle Contra Haereticos verfügte er, daß kein Kexer unter irgendeinem Vorwande in Italien und auf den benachbarten Inseln wohnen dürfe. (Cormenin II, 295—297.) Sein Nachfolger, Urban VIII., kanonisierte den Ignaz von Loyola und sorgte dafür, daß die Protestanten wie ein gehektes Wild nirgends eine Zuflucht finden möchten. So gar lange war es auch noch nicht her, daß Sixtus V. die Inquisition für „heilig“ und „allgemein“ erklärt hatte, und da sollen nun die Jesuitenpatres White, Altham, Brod und andere nach Amerika gekommen sein, um den von ihren Ordensgenossen bis aufs Blut verfolgten, von ihrer Kirche vermaledeiten Häretikern eine Freistätte zu gründen! *Credat Judaeus Apella!*

Als Maryland gegründet war, war die Zeit des großen Völkermordes, des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648), in Europa. Die römische Kirche führte diesen Krieg mit allen Machtmitteln. Die Kriegsfurie, die von ihr entfesselt war, hatte ganz Deutschland zum Totenader und zur Wüste gemacht. Aus schierer Todesmattigkeit

mußten die Nationen den Westfälischen Frieden schließen. Diesen Friedensschluß hatte der Papst durch seinen Nuntius auf alle Weise zu hindern gesucht und er gebärdete sich nun wie unsinnig, als er vernahm, daß dem Blutvergießen ein Ende gemacht sei, und daß der Protestantismus in der Welt geduldet werden solle. Es war in demselben Jahre 1649, als der Act concerning Religion in Maryland angenommen wurde, daß der Heilige Vater den Westfälischen Frieden mit Fluchen verwünschte. In seiner ohnmächtigen Wut erließ er diesen Protest: „Sane cum intimo doloris sensu accepimus, quod . . . haereticis Augustanae, ut vocant, Confessionis liberum suae haereseos exercitium in plerisque locis permittitur . . . praedictos . . . utriusque pacis articulos, caeteraque in dictis instrumentis contenta . . . ipso jure nulla, invalida, injusta, damnanda . . . omnino fuisse, esse et in perpetuum fore . . . decernimus et declaramus. Et nihilominus ad abundantio rem cautelam . . . articulos praefatos aliaque praemissa . . . potestatis plenitudine penitus damnamus, reprobamus, cassamus, annullamus viribusque et effectu vacuumus.“ (Gieseler, Kirchengesch. III, 1, 431. 432.) Und diese Kirche, die den Völkern Europas verbietet, die Ketzer in der Welt zu dulden, und die jegliche Toleranz der Lutheraner usw. mit einem solchen Aufwand von bösen Worten verflucht, soll nun in demselben Jahre in der Neuen Welt den Ketzern Religionsfreiheit geschafft haben?

In Maryland vertraten noch dazu die Jesuiten die römische Kirche, ein Orden, der die Ausrottung der Ketzerei geradezu auf seine Fahne geschrieben hatte und darin auch grausam tätig gewesen war in Oesterreich, in Bayern und in ganz Süddeutschland. In Böhmen allein wurden von den Jesuiten 16,000 Seelen „belehrt“. Ranke bemerkt dazu: „Predigt und Lehre wirkten hierbei, aber noch bei weitem mehr Anordnung, Befehl und offene Gewalt.“ (Herzog N.-E. sub „Jesuiten“, X, 626.) Der Jesuit Klein sagt: „Denn wie der Biß der Otter nicht geheilt wird, es sei denn durch ihre Aschen, also kann die Wunde der Erzketzer (welche ein rechtes Otterngeschlecht sendend) besser nicht geheilet werden als durch ihre eigene Aschen.“ (Historie der Ketzereien von De Remond. Neu herausgegeben von Joh. Klein, S. J., 1674. Siebenter Teil, S. 234.) Dieser Mohr soll auf einmal seine Haut gewandelt haben? Man soll Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen können! Wer das glaubt, dessen Glaube ist Aberglaube, und wer angesichts der ganzen Geschichte Marylands und der prinzipiell intoleranten römischen Kirche noch behaupten kann, daß ihr der Act of Toleration in Maryland zu verdanken sei, der kann von sich sagen, daß er damit wirklich den Gipfel von Torheit erklimmen habe. Macaulay trifft den Nagel auf den Kopf mit seinem Urteil: „Whatever advance has been made in knowledge, in freedom, in wealth, and in the arts of life has been made in spite of her [the Romish Church], and has been everywhere in inverse proportion to her power.“

S. Ratt.

Vermischtes.

Die „Christliche Wissenschaft“ in Deutschland. Diese Sekte, welche in den Vereinigten Staaten ihre Anhänger nach Zehntausenden zählt, hat auch in Deutschland ihre Vertreter, nicht bloß in den großen Städten, sondern auch in manchen abgelegenen Landgemeinden. In der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ lesen wir in einem Artikel, „Die Christliche Wissenschaft“, von S. Meier: „Wie weit die Bewegung in Deutschland vorgeschritten ist, geht daraus hervor, daß seit 1907 eine besondere Zeitschrift besteht, „Der Herold der Christlichen Wissenschaft“. Scientistische Gemeinden befinden sich in einer ganzen Reihe deutscher Großstädte. Sonntags werden Gottesdienste gehalten — in der Weise, daß der ‚erste Vorleser‘ vorgeschriebene Texte aus der Bibel und dem Lehrbuch der Stifterin, die nach einem einheitlichen Gesichtspunkt geordnet sind, liest. Freie Rede ist ausgeschlossen. Daneben finden noch an den Mittwochabenden sogenannte Zeugnisversammlungen statt. In jeder Gemeinde ist wenigstens ein ausübender Vertreter der ‚christlich-wissenschaftlichen‘ Heilweise. Doch sollen alle Glieder eigentlich diese Tätigkeit ausüben. Die Verfassung der Gemeinden ist streng demokratisch, wie es bei dem amerikanischen Ursprung nicht anders zu erwarten ist. Die Anhängerschaft setzt sich zum größten Teil aus Frauen zusammen. Das ist psychologisch durchaus verständlich. Weniger verständlich ist aber die Tatsache, daß die Frauen sich für eine ‚reine Wissenschaft‘ in solchem Maße begeistern. Die ‚Christliche Wissenschaft‘ treibt eine rege Werbetätigkeit. Eine große Anzahl von kleinen, leicht verständlichen Schriften wird verbreitet, der ‚Christlichen Wahrheit‘ in dem gefälligen Gewande des Märchens und des Romans Eingang verschafft. Seit kurzer Zeit liegt aber auch das Hauptwerk der Stifterin in deutscher Übersetzung vor. Doch bezeichnet sie selbst die englische Version als ‚die allein inspirierte, welche die Norm sein soll‘. Um eine Schrift völlig zu verstehen, muß sie gewiß in der Sprache gelesen werden, in der sie nicht nur geschrieben, sondern ‚gedacht‘ ist. Aber es besteht doch keine Gefahr, daß ein Buch wie das Mrs. Eddy's in einer sorgfältig ausgeführten Übersetzung durchaus mißverstanden werden kann, selbst wenn die Terminologie Schwierigkeiten bereitet. Jene Worte der Verfasserin verraten doch mehr als nur die Sorge um die richtige Auffassung ihrer Schrift. Es ist in ihnen von Inspiration und Norm die Rede. Wir erleben hier das seltsame Schauspiel, daß eine Schrift schon zu Lebzeiten des Verfassers von diesem selbst und seiner Anhängerschaft kanonisiert wird. Diese Erscheinung findet sich eigentlich nur bei Sekten, welche, der inneren Autorität der Wahrheit ermangelnd, sich eine äußere schaffen müssen. Wie überzeugt Mrs. Eddy von der Göttlichkeit ihrer ‚Offenbarung‘ ist, beweisen folgende Aussprüche: ‚Die Christliche Wissenschaft enthüllt, was kein Auge gesehen

hat, die Ursache von allem, was existiert.' 'Keine menschliche Feder, keine menschliche Zunge hat mich die Wissenschaft gelehrt, die in diesem Buch, „Wissenschaft und Gesundheit“, enthalten ist, und weder Zunge noch Feder kann sie umstoßen.' 'Wenn eine der Behauptungen dieses Buches wahr ist, dann muß eine jede wahr sein; denn nicht eine weicht von dem aufgestellten System, von der aufgestellten Regel ab.'“ (S. 656 f.)

Die Lehre der „Christlichen Wissenschaft“. Diese stellt der Artikel, aus dem wir obiges zitiert haben, also dar: „Daß es sich bei der ‚Christlichen Wissenschaft‘ um metaphysische Spekulationen handelt, zeigt eine kurze Darstellung dieser Lehre. ‚Die fundamentalen Sätze der göttlichen Metaphysik sind: 1. Gott ist Alles-in-Allem. 2. Gott ist gut. Das Gute ist Gemüt. 3. Da Gott Geist, Alles ist, ist nichts Materie. 4. Leben, Gott, das allmächtige Gute leugnet Tod, Böses, Sünde, Krankheit.‘ Nach den ersten Sätzen könnte es scheinen, als vertrete Mrs. Eddy eine pantheistische Weltanschauung. Aber sie verwahrt sich ausdrücklich gegen den Vorwurf des Pantheismus, nicht mit Unrecht. Ihre Lehre ist vielmehr idealistischer Monismus: Es gibt nur eine Wirklichkeit — Gott. Gott ist rein geistig — Gemüt (mind). Die Materie hat ihm gegenüber keine Wirklichkeit, ist eine Täuschung der sterblichen Sinne. Infolgedessen ist auch Schmerz, Krankheit unwirklich. Denn das Gemüt kann nicht leiden, und der Körper, die Materie, hat keine Empfindung. Ebensowenig gibt es Sünde. Denn Gott, das einzig Existierende, ist gut. Krankheit und Sünde schaffen sich die Menschen selbst durch falsches Denken. Richtiges Denken, eben in dem Sinne, daß nur Gott, Geist, das Leben, das Gute wirklich ist, hebt Krankheit und Sünde beim Menschen auf. Als einziger Feind wäre also nur der Irrtum in seiner mannigfachen Gestalt zu bekämpfen. Vom Menschen wird noch gelehrt, daß er nicht getrennt von Gott, ebenso wie er nicht materiell, sondern geistig, ‚Widerspiegelung Gottes‘, ‚Gottes geistiger Sproßling‘, ‚göttliche Idee‘ ist. Diese seine göttliche Art braucht er nur zu erkennen und zu ‚demonstrieren‘, um ewiges Leben, Gesundheit und Reinheit zu erlangen: ‚Das ist das Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christ, erkennen‘. Joh. 17, 3. Alle Erlösung beruht also auf geistigem Verständnis. Sie hat nichts zu tun mit irgendwelchen Gefühlserregungen. Sie ist kein zusammengesetzter Vorgang, sondern einfache Erkenntnis der einen ‚metaphysischen Tatsache‘, der Einheit von Gott und Mensch. Auf Grund derselben werden Übel und Sünde verneint und damit beseitigt. Bezeichnend ist die Aussage einer scientiftischen Broschüre: ‚Der wahre Begriff von der göttlichen Gerechtigkeit macht gerecht.‘ Sie stimmt durchaus mit den Gedanken Mrs. Eddys überein, die in ähnlicher Weise sich ausdrückt: ‚Jesus half den Menschen mit Gott versöhnen, indem er dem Menschen den wahren Begriff von Liebe gab.‘ Daher ist es nicht zu verwundern, daß Christus nicht als Bringer der göttlichen Gerechtigkeit,

als der Quell des ewigen Lebens betrachtet wird, trotzdem seine jungfräuliche Geburt anerkannt wird, sein Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt eine gewisse Wertung erfährt. Er gilt eben nur als der erste Entdecker und Verwerter des ‚wissenschaftlichen Prinzips‘: ‚Gott Alles-in-Allem‘, als der ‚wissenschaftlichste Mensch‘. Eine persönliche Hingabe an ihn wird nicht gefordert.“

Die Heilungen der „Christlichen Wissenschaft“. Hierüber läßt sich die „N. N. Z.“ vernehmen, wie folgt: „Wie es sich nun mit den Heilungen der ‚Christlichen Wissenschaft‘ verhält, ist schwer festzustellen. Sie als ‚Schwindel‘ zu bezeichnen, geht auf keinen (?) Fall an. Bewußte Täuschung ist ausgeschlossen (?). Die Erfolge — die Mißerfolge treten in allen solchen Fällen völlig zurück — scheinen hauptsächlich durch Suggestion, bzw. Selbstsuggestion hervorgerufen zu sein. Es ist eine Tatsache, und die Verfasserin von ‚Wissenschaft und Gesundheit‘ führt selbst Beispiele dafür an, daß Menschen durch die Vorstellung von Krankheit wirklich krank werden, daß aber schon der Glaube an die Wirksamkeit eines materiellen Heilmittels eine Besserung des Zustandes zur Folge haben kann. Jeder Arzt kennt die Macht der Einbildung wie des Vertrauens. Wie sollte der Gedanke: ‚Ich bin nicht krank, es gibt überhaupt keine Krankheit‘, wenn er eine bestimmte Stärke erlangt hat, nicht ähnliche Wirkungen hervorbringen! Auch ist die Bedeutung der Ablenkung nicht zu verkennen. Der freudig Erregte, der Verzweifelte, der Soldat im Kampfe, sie alle werden von körperlichen Beschwerden, die ihnen sonst wohl zu schaffen gemacht hätten, nicht weiter berührt. Die einseitige Gedanken- und Gefühlsrichtung läßt sie darüber leicht hinwegkommen. So vermag auch gewiß die einseitige Beschäftigung mit der ‚Christlichen Wissenschaft‘ Krankheitsempfindungen zu verdrängen, ein tatsächlicher Gesundungsfaktor zu sein. Aber eine große Anzahl körperlicher Gebrechen wird nie einer bloß geistigen Beeinflussung weichen, trotz aller Zeugnisse, die das Gegenteil beweisen sollen. Mrs. Eddy gesteht selbst zu, daß die ‚Christliche Wissenschaft‘ die Chirurgie noch nicht überflüssig gemacht habe. Sie hofft jedoch, auch das würde einmal der Fall sein. Ihre Erwartungen gehen überhaupt ins Unermessliche. Wenn ich ihre ‚neue Sprache‘ nicht mißverstanden habe, sieht sie einer Zeit entgegen, in der auch die leiblichen Bedürfnisse verschwunden sind, der Tod aufgehoben ist. Aber sie wird erst kommen, wenn das ‚göttliche Prinzip‘ sich ganz durchgesetzt hat. Darin ist offenbar eine Spur von chiliaistischen Anschauungen zu finden. Für die tatsächlichen Heilungen der ‚Christlichen Wissenschaft‘ scheint mir in Suggestion und Ablenkung eine genügende Erklärung gegeben zu sein. Mrs. Eddy protestiert freilich dagegen, daß ihre Heilungsweise irgend etwas mit Magnetismus, Hypnotismus und Suggestion zu tun habe. Aber das beweist nichts.“

F. B.

Literatur.

Zum Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Michigan-Distrikts mit einem Referat über das Thema: „Den Eltern“, „Den Kindern“ und „Der gemeinen Jugend“ in der Hausstafel. (15 Cts.)

2. Synodalbericht des Atlantischen Distrikts mit einem sorgfältigen Referat von P. Rüsener über „Die Wunder der christlichen Religion“. (16 Cts.)

3. „Alma Mater“, Vol. IV. October, 1913. No. 1. (50 Cts. für den kommenden Jahrgang von 9 Nummern). — Die vorliegende erste Nummer bietet neben allerlei interessantem und belehrendem Lesestoff auch D. Piepers diesjährige Eröffnungsrede: „Die christliche Wahrheitsgewißheit.“ Wir wünschen diesem Blatt, das in seiner Weise das Einheitsband um alle Kontordianer und Studenten unserer höheren Schulen fester schlingt, viele neue, prompt zahlende Leser!

F. B.

„Bist du, der Israel verwirret?“ Zur Abwehr und Verständigung von O. G. L. H. Willkomm. 51 Seiten. Verlag des Schriftenvereins, Zwidau i. S. Preis: 30 Pf.

Es ist dies ein Abdruck eines vorzüglichen Artikels aus der „Ev.-Luth. Freikirche“, der in schlagendster Weise die sächsische Freikirche und unsere Missourisynode rechtfertigt gegen die grundlosen Vorwürfe und falschen Beschuldigungen, die man drüben und auch hier in Amerika immer wieder gegen sie erhebt. Willkomm schreibt: „Der Direktor des Oberkirchenkollegiums in Breslau, Kirchenrat Froböb, sagte in seinem Bericht über den Delegiertenkongress der lutherischen Freikirchen von uns: ‚Wo immer die Missourier aufgetreten sind, haben sie sich als ein die lutherische Kirche zersetzendes Element erwiesen.‘ Und schon lange zuvor schrieb der Herausgeber des ‚Theol. Zeitblattes‘, Kirchenrat und Superintendent a. D. Schmidt in Kassel, die Missourisynode sei ‚zu einer Gefahr geworden für das Einigungswort der lutherischen Kirche in Deutschland‘ (November 1911, S. 91).“ (S. 2.) Gegen diese Beschuldigung, deren Kolporteur in Amerika insonderheit die Iowa-synode ist, richtet sich die Willkomm'sche Schrift, indem sie zugleich den Spieß umkehrt gegen die, welche fälschlich diese alte Verleumdung in Kurs halten. Die Punkte, welche besonders erörtert werden, sind: 1. Unsere Stellung zur Staatskirche. 2. Unsere Gnadenwahrlehre. 3. Unsere Auffassung der Schrift. 4. Die Wertung der reinen Lehre als Lehrgesetz. 5. Zeugung einer berechtigten Fortentwicklung der Lehre. 6. Die absolute Selbständigkeit der Einzelgemeinde. Der „Schluß“ antwortet auf den Vorwurf, daß „Missouri einen stark reformiert-geheilig-demokratischen Zug aufweise“. Wer Willkomm's Schrift vorurteilsfrei liest, kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß die Beschuldigungen Schmidts, Froböb's und ihrer Gefinnungsgenossen ebenso lieblos wie unwahr und grundlos sind. Wie in der Willkomm'schen Schrift die Anklagen der Breslauer für sie selber zum boomerang werden, dafür bringen wir hier folgende, auch historisch interessante Stelle zum Abdruck: „Aber eine Frage möchten wir an die Breslauer richten: Hat nicht das zähe Festhalten an dem ‚Historisch-Gewordenen‘, welches sie zu der Fiktion (Einbildung) trieb, sie seien die Fortsetzung der durch Einführung der Union beseitigten lutherischen Landeskirchen in Preußen, sich als ein zerstörendes Element erwiesen für die lutherische Kirche? Denn diese Einbildung hat sie dazu verführt, mit allen ‚lutherischen‘ Landeskirchen, in denen nicht ausdrücklich die Union eingeführt wurde, wie in Preußen, Baden und Nassau, Kirchengemeinschaft zu halten, und genötigt, alles mit in den Kauf zu nehmen, was in solchen Landeskirchen gebildet wurde. Wir haben den Fall erlebt, daß einem nach Sachsen verzogenen Gliebe einer breslauerischen Gemeinde von seinem Pastor der Rat gegeben wurde, sich nicht zu unserer Gemeinde, sondern zu der landeskirchlichen Gemeinde der betreffenden Stadt zu halten, obwohl notorische Christusleugner an der betreffenden Kirche standen! Und sollte nicht dem breslauerischen Kirchenrat Schmidt das Gewissen schlagen, wenn er eine solche Anklage gegen uns erhebt, da doch er, der ehemals Pastor in der sächsischen Landeskirche war, es selbst erfahren hat, wie es ganz unmöglich ist, innerhalb dieser Landeskirche gegen die offenbaren Christusleugner mit Erfolg zu kämpfen? Er

begann ja den Kampf gegen Sulze, ging aber dann den Unannehmlichkeiten, die für ihn daraus entstanden, aus dem Wege, indem er ein Amt in der Breslauer Freikirche annahm. Und nun steht er doch noch in Kirchengemeinschaft mit denen, die er bekämpfte, und macht es uns zum Vorwurf, daß wir eine Kirche, die Christusleugner schützt, nicht als lutherisch anerkennen! Wir müssen im Gegenteil sagen: Die „prinzipielle“ Stellung Breslaus zu den Landeskirchen, nach welcher es überall da noch „lutherische Kirche“ sieht, wo nicht durch einen gesetzgeberischen Akt das lutherische Bekenntnis abgeschafft ist, ist ein Haupthindernis für die Einigung der lutherischen Kirche. Denn sie schläfert die erwarteten Gewissen ein und lähmt die Tatkraft derer, die etwa zum Austritt bereit wären! Die Breslauer haben also keine Ursache, sich ihrer prinzipiellen Stellung zu den Landeskirchen zu rühmen, und das um so weniger, als sie neuerdings — in dem Handel mit der hannoverschen Landeskirche — sogar mit ihrem alten Grundsatz, die Kirche als Ganzes anzusehen und nur von Kirche zu Kirche zu handeln, gebrochen und erklärt haben, sie hätten in Hannover nur mit denen Gemeinschaft, die wirklich Lutheraner seien! Durch diesen letzteren diplomatischen Schachzug haben sie aber nicht nur mit ihrem Grundsatz, auf welchem ihr ganzer Kampf gegen die Union beruht, gebrochen, sondern auch ihren Bekenntnisgenossen in der hannoverschen Freikirche einen Schlag ins Gesicht gegeben und erweisen sich recht als ein zeretzendes Element in der lutherischen Kirche, als eine Hinderung des Einigungswerkes! Fürwahr, wer so in einem Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen!“ (S. 9 f.) Möge die lehrreiche Schrift Willkommen auch in unsern Kreisen die weiteste Verbreitung finden! F. B.

Das Gottesproblem. Grundlegung einer Theorie der christlichen religiösen Gotteserkenntnis von Lic. theol. E. Fr. Fischer. VI und 286 Seiten. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 7.

Der Titel dieser Schrift ist irreführend, denn direkt beschäftigt sie sich von Anfang bis zu Ende mit der Frage, ob die im Neuen Testament von Jesu berichteten Tatsachen, insonderheit seine Auferstehung und Wunder, historisch zur Gewißheit gebracht werden können, was Fischer entschieden bejaht. Er richtet sich in seinen Ausführungen insonderheit gegen Schmels, Julius Raftan und Theodor Häring, welche behaupten, daß nicht bloß die Heilsbedeutung der von Christo berichteten Tatsachen, sondern auch diese selbst, auch die Auferstehung Jesu, schließlich nur zur Gewißheit gelangen können durch die christliche Erfahrung, das Erlebnis des Glaubens. Zugleich weist Fischer nach, wie sich diese Theologen auf Schritt und Tritt selbst widersprechen. Seine eigene Stellung findet Fischer ausgesprochen in einem in der „A. E. L.“ 1912, Nr. 1, S. 5—7 veröffentlichten Briefe Rutherharts, in welchem dieser ausführt: Sofern das Christentum Tatsache, Geschichte, sei, könne es auch nur auf geschichtlichem, nicht auf moralischem Wege bewiesen werden. „Mit inneren Gründen kann ich nie eine äußere Tatsache, auf moralischem Wege nie eine historische Wahrheit oder vielmehr Wirklichkeit beweisen.“ Daß Jesus Christus gelebt habe, daß er gestorben, daß er auferstanden sei — das seien historische Tatsachen, die ebenso bewiesen werden müßten, wie daß Julius Cäsar unter dem Dolch von Brutus usw. gestorben sei. Von dieser Betrachtung aber streng zu unterscheiden sei die andere, die daran denkt, daß diese Tatsachen auch Heilstatsachen seien. Und als solche würden sie allerdings nur innerlich gewiß durch die Erfahrung am eigenen Herzen. (S. 261 f.) — Jedenfalls richtig ist in den Ausführungen Fischers, denen man sonst nicht immer folgen kann, die Stellung, daß die Wirklichkeit der Wunder und der Auferstehung Jesu ebenso stringent bewiesen werden kann wie irgend ein anderes Ereignis der Weltgeschichte. F. B.

Neue Christotopie. Ein Jahrbuch, begründet von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Vaur. Herausgegeben von Adolf Bartels und Julius Kögel. XXXV. Jahrgang. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung, Halle a. d. S. Preis: M. 3; geb. M. 4; mit Goldschnitt: M. 4.50.

Aus dem mannigfaltigen, reichen Inhalt dieses 365 Seiten starken, mit 8 Abbildungen geschmückten Bandes nennen wir bloß die folgenden Artikel:

1. Das christliche Vermächtnis des alten Kaisers. 2. Ulrich von Hutten und Konr. ff. Meyer. 3. Die Schwemfelder: ein dunkles Kapitel der Kirchengeschichte. 4. Die Engelsburg. 5. Jubiläen. 6. Naturwissenschaft und Religion, von denen die beiden letzten aber *cum grano salis* gelesen sein wollen. Wir können uns nicht versagen, aus dem ersten Artikel hier folgende Stellen wiederzugeben: „Ein Wort ist noch zu sagen über des Kaisers Stellung zu den einzelnen kirchlichen Fragen, insbesondere zu den großen Streitfragen, die, wie zu allen Zeiten, so auch damals unter seiner Regierung die Gemüter aufs lebhafteste beschäftigten. Es handelte sich hauptsächlich auch um die Geltung des Apostoliums und um das Bekenntnis der Gottheit Christi. Es ist mit gutem Grunde in dieser Hinsicht das Christentum des alten Kaisers als ‚*Naienfrömmigkeit*‘ gekennzeichnet worden. Er hat über diese Fragen ganz als ‚*Nai*‘ geurteilt; theologische Gesichtspunkte und Interessen haben ihm dabei selbstverständlich ferngelegen. Für sie hatte er kaum ein Verständnis. Es mag deswegen auch so gewesen sein, daß manches seinem eigentlichen Standpunkt fremde Element hier und da auf ihn eingewirkt hat; namentlich der Einfluß der Aufklärung, die ja in seiner Jugend die Luft erfüllte, ist nicht zu verkennen. Grundvertehrt ist es aber, wenn daraus die Konsequenz gezogen und es so dargestellt wird, als sei er nun erst in diese Kämpfe um das Apostolium und die Gottheit Christi gewaltsam oder gar durch besondere Machinationen hineingezogen worden, als hätten erst Einflüsse besonderer Art ausgeübt werden müssen, um ihn gegen diese Angriffe zum Vorgehen zu veranlassen. Wer dieses behauptet, tut dem alten Kaiser bitter unrecht; er verkennt vor allem völlig, w^{elch} innerste Herzenssache ihm sein Glaube auch in dieser Beziehung war, daß es sich für ihn dabei nicht bloß um eine Formel oder einen Ausdruck handelte, sondern daß es ihm des Glaubens ureigenstes Leben und Wesen war, die Stellung zu Christus als dem erhöhten Herrn und die Anbetung vor ihm. Er hat es ja selbst einmal in einer Versammlung von rheinischen Geistlichen also ausgesprochen: ‚*Nach meiner Überzeugung müssen wir auf dem Fundament des Glaubens an Christus Jesus, unsern Herrn, den eingebornen Gottessohn, stehen bleiben, sonst gehen wir ins Verderben. Das rechte Christentum wollen viele haben, aber man macht sich verschiedene Begriffe daraus. . . . Schon im vorigen Jahre habe ich einmal daran erinnert, daß man in der Zeit der französischen Revolution Gott abgesetzt und wieder eingesetzt hat; auch heute ist man wieder auf demselben Wege, wenn auch viele der Zwischenstadien sich nicht bemerkt find.*‘ Ähnlich schreibt er an Bismard am 1. Juni 1877: ‚*Wenn alles so fortgeht — nämlich mit den Angriffen gegen das Apostolium und mit der Leugnung der Gottheit Christi — dazu genommen die überhandnehmenden Nichttaufen und Nichttrauungen, so muß die Irreligiosität erzogen werden, und dann ist von der Leugnung der Gottheit Christi bis zur Abschaffung Gottes, wie in Frankreich, und seiner Wiedereinsetzung nur noch ein Schritt!*‘ Diese Aussage ist wiederum sehr bezeichnend für den Kaiser. Die Gottheit Christi leugnen hieß für ihn im letzten Grunde nichts anderes, als Gott selbst abzusetzen. Es tritt hier hell hervor, wie selbstverständlich es ihm war, ja wie es ihm gleichsam im Blute lag, gegen diese Ausschreitungen persönlich vorzugehen. Es bedurfte da nicht erst besonderer Einmischungen, um ihn zu bestimmen. Ihn trieb sein innerstes Herzensanliegen dazu. Man hat da wohl auf den großen Umschwung hingewiesen, der sich in der Tat Ende der siebziger Jahre in des Kaisers Stellungnahme vollzog. Der Grund aber hierfür und für die schärfere Tonart, die er fortan anschlug, braucht keineswegs in Einflüssen besonderer Art gesucht zu werden; er ist schon einfach in dem Umstand gegeben, daß damals eben der Radikalismus anfang, sich immer freier und ungebundener zu gebärden. Es kamen in jener Zeit gerade die eingreifenden ‚*Fälle*‘ vor, die jedem die Augen öffnen und ihn erkennen lassen mußten, w^ohin diese Regation feuerte und wie sie schließlich zur Auflösung alles Bestehenden führte. Voll Schrecken erkannte dies auch der alte Herr; er sah sich, aufs tiefste empört und beunruhigt, an die Stirn und fragte sich, wie das möglich sei. Und fortan zog er andere Saiten auf.“ (S. 13 ff.) „Statt vieler Worte sei an das Gespräch erinnert, das Bismard mit dem damaligen Prinzen von Preußen über diese Frage geführt hat. Es ist ja schon oft wiederholt worden; es darf hier aber nicht fehlen; es charakterisiert am besten seine religiöse Stellungnahme. Der Reichszangler selbst hat es berichtet. Es handelte sich um eine Unterredung in Ostende im Jahre 1853 und knüpfte sich an den Namen des Generals von Gerlach, der verstimmt aus der Adjutantenstellung geschieden war. Der Prinz

sprach mit einer gewissen Animosität über ihn und bezeichnete ihn als einen Pietisten. B.: Was denken Ev. R. G. sich unter einem Pietisten? Prinz: „Einen Menschen, der in der Religion heuchelt, um Karriere zu machen.“ B.: „Das liegt Gerlach fern; was kann der werden? Im heutigen Sprachgebrauch versteht man unter einem Pietisten etwas anderes, nämlich einen Menschen, der orthodox an die christliche Offenbarung glaubt und aus seinem Glauben kein Geheimnis macht; und deren gibt es viele, die mit dem Staate gar nichts zu tun haben und an Karriere nicht denken.“ Prinz: „Was verstehen Sie unter orthodox?“ B.: „Beispielsweise jemanden, der ernstlich daran glaubt, daß Jesus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer zur Vergebung unserer Sünden. Ich kann es im Augenblick nicht präziser fassen, aber es ist das Wesentliche der Glaubensverschiedenheit.“ Prinz, hoch errötend: „Wer ist denn so von Gott verlassen, daß er das nicht glaubt!“ B.: „Wenn diese Äußerung öffentlich bekannt würde, so würden Ev. R. G. selbst zu den Pietisten gezählt werden.“ (S. 17 f.)

Die Kultur der Babylonier und Assyrier. Von D. P. E. Landersdorfer. Mit 31 Abbildungen und 1 Karte. Verlag der J. Köfelschen Buchhandlung, Rempten und München. 239 Seiten. Preis: M. 1.

Es ist dies wohl von allen bisher erschienenen die beste Schrift, um Laien zu orientieren über die Ausgrabungen in Babylon und Assyrien und die kaumenswerten Resultate, die sie zutage gefördert haben. Wohlthuend ist die Lektüre dieses Buches auch deshalb, weil es relativ frei ist von dem modernen antiliberalen und christentumsfeindlichen Geist, wie er z. B. in ähnlichen Schriften Delitzsch' und seiner Gefinnungsgenossen sich breitmacht. Und obgleich der Verfasser Katholik ist, so macht er direkt doch keine Propaganda für seine Kirche. Die einzelnen Kapitel tragen folgende Überschriften: 1. Der Schauplatz der babylonischen Kultur. 2. Die Wiederentdeckung der alten Kulturwelt. 3. Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. 4. Die babylonische Kultur im allgemeinen. 5. Die Landwirtschaft in Babylonien. 6. Handel und Verkehr in Babylonien. 7. Staatsform und Staatsverwaltung. 8. Das Rechtsleben der Babylonier. 9. Das Kriegswesen der Babylonier und Assyrier. 10. Die babylonisch-assyrische Gesellschaft. 11. Die babylonisch-assyrische Religion. 12. Wissenschaft und Bildung. 13. Schrift, Sprache und Literatur der Babylonier. 14. Kunst und Kunstgewerbe. — Vermißt haben wir ein besonderes Kapitel darüber, wie durch die Ausgrabungen die in der Bibel überlieferten historischen Nachrichten bestätigt werden. Den Charakter dieser Schrift zeigt u. a. folgende Stelle: „Verschwunden sind all die großartigen Schöpfungen seines Fleisches, verschwunden sind die zahlreichen blühenden Ortschaften und Städte, die einst die herrliche Ebene bedeckten und mit Leben erfüllten; verschwunden ist auch Babylon, die mächtige Kulturmetropole des Altertums, ‚der Stolz der Königreiche, der Ruhm der Chaldäer‘, ‚wie Sodoma und Gomorra, die der Hölle zugrunde gerichtet‘, ist es geworden (Jes. 13, 19), verwandelt ‚in eine Wüste, in ödes Land, in dem niemand wohnt und durch das kein Menschenkind zieht‘ (Jer. 51, 43). Und Ninive, die mächtige Weltstadt, vor deren Herrschern einst der ganze Orient gezittert, auch sie ist verschwunden. ‚Von Feuer verzehret und vom Schwerte vertilgt‘ im Jahre 606 nach der Voraussagung des Propheten (Nah. 3, 15), hat es keine neue Auferstehung erlebt wie ihre Schwesterstadt Babylon acht Jahrzehnte vorher, sondern ‚die anmutige Stadt ist zur Einöde geworden, zum unwegsamen Lande, der Wüste gleich‘ (Jeph. 2, 13).“ (S. 9.) Über die Grausamkeit der Assyrier lesen wir: „Die Kriegsführung der Assyrier war, nach den Schilderungen der Inschriften und den Darstellungen der Reliefs zu schließen, äußerst grausam. Hören wir, wie der Salmanaßar II. gegen Land und Leute des bestbesetzten Urartäerkönigs Aramu müht: ‚In meiner mannhaften Kraft trat ich sein Land nieder wie ein Wildpferd, ließ seine Städte zu Ruinen werden. Arzastu [die Hauptstadt] samt den Städten seines Gebietes verheerte und verbrannte ich mit Feuer. Pfeiler von Köpfen errichtete ich gegenüber seinem Stadttore. Die einen hing ich lebendig an den Pfeilern auf, die andern spießte ich rings um die Pfeiler auf Pfählen auf.‘ Auch die Gefangenen, denen man das Leben schenkte, wurden zuweilen recht grausam behandelt. So erzählt Assurnasirpal: ‚Viele Gefangene verbrannte ich, viele sperrte ich lebendig ein. Den einen schnitt ich Hände und

Arme ab, andern Nasen und Ohren, vielen nach ich die Augen aus.' Nicht selten wurde eine Anzahl der Gefangenen geschunden und die Haut als Siegestrophäe auf der Stadtmauer aufgehängt. Besonders erfinderisch war die blutigere Phantasie der assyrischen Könige, wenn es galt, sich an den bezwungenen Fürsten zu rächen. Sie mußten zunächst den feierlichen Einzug des Siegers in die Reichshauptstadt verherrlichen und wurden dann unter den ausgesuchtesten Qualen zu Tode gemartert. Zuweilen wurden die unglücklichen Opfer, einen Strick durch die Waden, zusammen mit Hunden und Schweinen in einen Käfig gesperrt und so dem Hohngelächter des hauptstädtischen Pöbels preisgegeben, oder sie wurden vor den Galawagen des Königs gespannt und mußten ihn unter den Peitschenhieben der rohen Wagenlenker durch die Straßen der Stadt ziehen." (S. 114 f.) Eine starke Übertreibung ist es, wenn der Verfasser schreibt: „Inhalt und Form der christlichen Religion, die Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung vermögen wir erst dann voll und ganz zu würdigen, wenn wir sie innerhalb der Welt, in der sich ihre ersten Anfänge entwickelt haben, betrachten; die lokale, kulturelle Färbung, die die heiligen Urkunden in allen ihren Teilen so unverkennbar an sich tragen, wird erst im Lichte des alten Orients voll und ganz verständlich werden." (S. 63.) Der eigentliche Inhalt der christlichen Religion, das Heil und die freie Gnade Gottes in Christo, und was damit zusammenhängt, ist besondere göttliche Offenbarung und hat mit dem Babylonismus, von dem der Verfasser sich offenbar nicht ganz hat zu befreien vermocht, rein gar nichts zu schaffen.

Der Geburtenrückgang in Deutschland. Eine sozial-ethische Studie von R. Seeberg. 76 Seiten. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 1.80.

Folgende Punkte werden in dieser Schrift behandelt: 1. Die Zunahme der europäischen Bevölkerung im 19. Jahrhundert. 2. Der Geburtenrückgang in Deutschland und im übrigen Europa; Abnahme der allgemeinen und der ehelichen Fruchtbarkeit. 3. Der Rückgang der Sterblichkeit; Vergleich von Sterblichkeit und Geburtenzahl. 4. Die nationale und politische Bedeutung des Rückganges der Bevölkerung. 5. Gründe des Rückganges: physische Degeneration, Alkoholismus, venerische Krankheiten. 6. Eheschließungen. Malthus und der Neumalthusianismus. 7. Die Erklärung des Rückganges aus der Zunahme des Wohlstandes. 8. Teuerung; Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben. 9. Stadt und Land, die Großstädte. 10. Sozialdemokratie, radikale Frauenbewegung. 11. Leben und Moral der Großstadt und der Geburtenrückgang. 12. Die „neue Moral“ und ihre Konsequenzen für die Sexualmoral. 13. Die Verhinderung der Empfängnis. Rückblick. 14. Die natürlichen und sozialen Gefahren des Neumalthusianismus. 15. Die sittlichen Gefahren des Neumalthusianismus. 16. Vorschläge zur Bekämpfung des Geburtenrückganges. 17. Der Geburtenrückgang als ethische Frage. 18. Probleme der sexuellen Notlage. 19. Die Rückkehr zur Religion. Katholizismus und Geburtenrückgang. 20. Der Protestantismus und die sozialen Probleme. Gesetz und Evangelium. Reformierte und lutherische Auffassung. 21. Der Weg zur Bekämpfung des Geburtenrückganges vom Standpunkt evangelischer Ethik aus. — Seine Ausführungen über die Ursachen des Rückganges der Geburten faßt Seeberg also zusammen: „Wir glauben nicht, daß eine physische Degeneration unsers Volkes als Ursache aufgezeigt werden kann. Aber es scheint uns auch nicht erwiesen, daß der zunehmende Wohlstand oder der Ordnungssinn die Schuld trägt. Als nächste Ursachen scheinen in Betracht zu kommen die Teuerung, sodann, wenn auch in weit geringerem Umfang, die wachsende Teilnahme der Frauen am Erwerbsleben, weiter die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten. Aber alle diese Ursachen stehen in Zusammenhang mit dem rapiden Fortschritt der Industrialisierung unsers Volkes und mit der damit zusammenhängenden Landflucht sowie dem Anwachsen der großen und größeren Städte. Aber diese Verstädtlichung unsers Lebens würde an und für sich auch noch keineswegs den großen Geburtenrückgang erklären. Nicht daß die Teuerung in der Großstadt schneller empfunden wird oder die Geschlechtskrankheiten ihre Gefahr in größerem Umfang offenbaren, nicht daß die lodenden Vergnügungen hier häufiger sind oder die Frauen in weiterem Umfang am Erwerbsleben in der Öffentlichkeit teilnehmen, ist es, worin die Gefahren der Großstadt auf unserm Gebiet letztlich bestehen. Die letzte Ursache ist vielmehr in dem Geist unserer

Großstadt zu erblicken oder in jenem egoistischen Subjektivismus, der im Bunde mit dem Naturalismus die Moral der modernen Bildung oder richtiger Halb-Bildung kennzeichnet. Diese Bildung gedeiht in der Luft der Großstadt mit ihren Sensationen und Suggestionen. Da gedeiht sie und von dort greift sie um sich. Die äußeren Elemente des großstädtischen Lebens kommen also nur als Anlässe und Verlodungen bei unserer Frage in Betracht. Daß diese Lodungen befolgt werden, das hängt von dem Willen der Menschen ab. Dieser Wille läßt sich aber leiten von der sogenannten neuen Moral. Hier liegt somit der tiefste Grund zum Verständnis des uns beschäftigenden sozial-ethischen Problems. Es ist eine Frage, die mit allerhand wirtschaftlichen und hygienischen Verhältnissen verknüpft ist, aber es ist schließlich eine ethische Frage. Das ist, wie ich glaube, ein ebenso wichtiges als sicheres Resultat unserer Untersuchung.“ (S. 42 f.) Den Ausführungen Seebergs über sexuellen „Präventivverkehr“ (S. 57 ff.) können wir nicht zustimmen sowie auch nicht seiner Kritik des „älteren Protestantismus“ (S. 64 ff.). Den Einfluß der katholischen Kirche auf den Geburtenrückgang betreffend läßt sich Seeberg also vernehmen: „Ziemlich allgemein wird aber dann auf die katholische Kirche verwiesen und ihre Überlegenheit über den Protestantismus in unserer Angelegenheit hervorgehoben. Man kann die statistischen Daten, die diesem Urteil zugrunde liegen, ja dadurch abschwächen, daß man geltend macht, daß der Katholizismus vielfach unter den weniger aufgeklärten Menschen der Ostbevölkerung seine Stütze hat, so daß hier keine Gegenbewegung zu überwinden war, oder man kann daran erinnern, daß doch in Frankreich schon vor den atheistischen Tendenzen der Gegenwart die Fortpflanzung gestockt hat. Diese Einwände sind nicht unberechtigt. Zwar sollen in Frankreich die Beichtväter autorisiert worden sein, nach ihrem Ermessen von der Verpflichtung zur ehelichen Empfängnis zu dispensieren. Aber es gibt doch auch zu denken, daß die beiden preussischen Provinzen, in denen die Katholiken durchaus vorwiegen, das Rheinland (70.6 Prozent) und Posen (69.3 Katholiken) immerhin auch an dem Geburtenrückgang teilhaben mit einem Minus von 3.71 (Rheinprovinz), bzw. 7.00 Prozent (Posen) in den letzten 25 Jahren. In dem Industriegebiet mit den starken Einflüssen aus dem Westen scheint also die Macht der katholischen Sitte verjagt zu haben. Noch merkwürdiger ist der Rückgang in Posen, zumal hier die slavische Bevölkerung, die der germanischen an Fruchtbarkeit überlegen sein soll, prävaliert. Zu dieser Beobachtung tritt weiter, wenn man mehr ins einzelne geht, daß in verschiedenen Regierungsbezirken und Großstädten mit vorwiegend katholischer Bevölkerung ein erhebliches Minus an Geburten zu konstatieren ist. Das gilt etwa von den Regierungsbezirken Düsseldorf, wo die Geburtenziffer vom Jahre 1876 bis 1909 von 44.2 auf 34.1 sank, von Sigmaringen: 42.7, resp. 32.1; Köln: 41.6, resp. 31.9; Aachen: 37.8, resp. 31.6. Überhaupt war der Niedergang in den Großstädten besonders stark, wie folgende Beispiele beweisen.

	Prozentfuß der Katholiken.	Geburten.		
		1871—1900.	1901—1909.	1912.
Düsseldorf:	71.5	41.5	35.3	27.00
München:	85.8	38.7	30.8	22.61
Aachen:	93.0	39.4	30.8	24.22
Augsburg:	72.6	36.6	30.1	
Mainz:	61.4	33.9	29.2	
Strasbourg:	53.4	35.3	28.3	22.59
Mülhausen i. E.:	85.0	35.6	27.5	
Reg:	71.0	26.5	26.5	
Crefeld:	78.7	40.2	26.3	21.63
Köln:	82.1	39.5	36.6	27.64

Diese Daten zeigen dem Leser, daß die Einflüsse des Zeitgeistes doch keineswegs in dem Grade vor den Mauern der katholischen Kirche haltmachen, wie man oft annimmt. Umgekehrt fehlt es doch auch in Provinzen mit stark protestantischer Bevölkerung nicht an erheblicher Geburtenzunahme, zumal auf dem platten Lande. So wird in dem fast zur Hälfte protestantischen Westfalen (47.2 Evang.) der starke Zuwachs von 17.15 Geburten auf 1000 Frauen in dem letzten Decennium auch kaum bloß auf den Einfluß des Katholizismus zurückgeführt werden dürfen. Sodann ist der Rückgang in dem wesentlich evangelischen Ostpreußen (84.3 Evang.) zwar größer als in Westpreußen, der kinderreichsten Provinz der preussischen Monarchie (53.7 Kath.), deren Einwohner über die Hälfte katholisch sind (— 12.30,

bzw. — 8.22), aber immerhin auch in letzterer noch recht erheblich. Wer diese Daten überlegt, wird allerdings der Anpreisung des Katholizismus als einer Art Versicherung wider Geburtenrückgang widersprechen, aber er wird auf der andern Seite doch auch rund anerkennen müssen, daß die katholische Kirche ihre Kraft als Hüterin der Tradition und Sitte auch auf diesem Gebiete bewährt hat. Zur Bestätigung dessen dient auch eine Berechnung von Rost, nach der in Preußen in dem Zeitraum von 1875 bis 1909 die durchschnittliche Zahl der Kinder in den katholischen Ehen so gut wie gar nicht zurückgegangen ist (5.3, resp. 5.2), während in den protestantischen Ehen die Zahl von 4.5 auf 3.4 gefallen ist. Am stärksten ist der Rückgang in den von vornherein weniger fruchtbaren Mischehen. Hier sank die Ziffer bei Ehen zwischen protestantischen Männern und katholischen Frauen in dem genannten Zeitraum von 3.3 auf 2.5 und bei Ehen zwischen katholischen Männern und protestantischen Frauen von 3.6 auf 2.6. Bei jüdisch-christlichen Paaren ist die Zahl noch weit geringer; sie sank von 1.4 auf 1.1. Nach alledem wird das Faktum, daß die Katholiken Deutschlands sich in stärkerer Progression als die Protestanten vermehren, nicht in Abrede gestellt werden können. Auch dies Faktum gibt zu denken. Daß hier vor allem kirchliche Einflüsse maßgebend sind, wird als sicher gelten dürfen, da ja nicht bloß Katholiken slawischer Herkunft hieran beteiligt sind. Das zeigt in ihrer Weise gerade auch die Geburtenziffer der Rheinprovinz. Sie ist allerdings in dem letzten Dezennium um 3.71 zurückgegangen, aber wenn man bedenkt, wie hier alle Momente, die sonst den Rückgang bewirken, konkurrieren, und dazu noch die Einflüsse des westlichen Nachbarn in Anschlag bringt; wenn man weiter daran denkt, daß in demselben Zeitraum das Minus in der Provinz Brandenburg 55.62, in der Provinz Sachsen 36.74 und in Pommern 29.77 betragen hat, dann wird man, glaube ich, gerade in bezug auf das Rheinland die Macht der katholischen Kirche anerkennen müssen. Es bleibt immerhin zu erwägen, ob nicht in einer wesentlich evangelischen Rheinprovinz die Ziffern von Sachsen oder Brandenburg eingetreten wären. Es ist also keineswegs nur die geringere Bildung der katholischen Bevölkerung — sie gilt von dem Osten —, sondern es ist vor allem die stärkere Tenazität der Sitte in der katholischen Kirche sowie die strengere gesetzliche Behandlung der sittlichen Einzelfragen in der Seelsorge, was den Tatbestand erklärt.“ (S. 60 ff.) Diese Berechnung wird dem Protestantismus nicht gerecht, weil ihm auch die Sozialdemokraten und andere offenbar Ungläubige zugeählt werden.

F. B.

Schleiermachers Ästhetizismus in Theorie und Praxis während der Jahre 1796 bis 1802. Ein Beitrag zur Geschichte und Bewertung der ästhetischen Weltanschauung von Lic. theol. Martin Otto Stammer. VII und 172 Seiten. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 4.50.

Die gesamte moderne Theologie in ihren positiven sowohl wie liberalen Richtungen hat ihren Vater und Anfänger in Schleiermacher, der gründlich aufgeräumt hat nicht nur mit dem altlutherischen Schriftprinzip, sondern auch mit der zentralen christlichen Wahrheit, daß der seligmachende Glaube die vom Heiligen Geiste gewirkte Gewißheit des Herzens um die im Wort, im Evangelium, verkündigte Wahrheit von der Vergebung der Sünden aus Gnaden um des Verdienstes Christi willen ist, und in welchem die Raupe des vulgären Rationalismus sich entpuppt hat zum schillernden, flatternden Schmetterling des neurationalistischen Liberalismus, dem vielfach Religion und Sittlichkeit zum weichlichen Schwärmen für Kunst und Schönheit geworden ist. Das vorliegende Buch zerfällt in drei Abschnitte mit folgenden Überschriften: „1. Die Weltanschauung der Romantiker. 2. Die ästhetischen Tendenzen in Schleiermachers Jugendanschauungen über Religion und Sittlichkeit. 3. Die Einwirkung des Ästhetizismus auf Schleiermachers homiletische Praxis.“ Im letzten Abschnitt weist Stammer nach, daß so ziemlich auf der ganzen Linie Schleiermachers Predigten im Widerspruch stehen mit seinen romantischen Theorien. „Der Vorwurf“ — schreibt darum Stammer —, „den J. Bauer für die spätere homiletische Tätigkeit Schleiermachers zurückweist, daß Schleiermacher, sich in der Predigt mit Verleugnung seiner wissenschaftlichen Überzeugung dem kirchlichen Vorstellungskreise akkommodiert habe“, erscheint mir für die homiletische Praxis, wie sie in der Predigtsammlung von 1801 sich widerspiegelt, durch die vorliegende Untersuchung, wenn auch nicht in allen Punkten, so doch in der Hauptsache erwiesen.“

F. B.

Johannes Herrmanns Verlag, Zwickau, Sachsen, hat uns zugesandt:

1. „Nürnberg, des Deutschen Reiches Schatzkästlein.“ Eine Erzählung für die Jugend von Marg. Lenk. Mit Bildern von Wilh. Kögge. (82 Seiten; 30 Cts.)

2. „Siegmund. Auf Seckönigs Thron.“ Zwei Erzählungen für die reifere Jugend von Marg. Lenk. (151 Seiten; 70 Cts.) — Diese höchst interessanten und lehrreichen Erzählungen gehören zum Edelsten, das man der deutschen Jugend bieten kann. Bestellungen nimmt das Concordia Publishing House an.

J. B.

Edwin Runges Verlag, Berlin, hat uns zugesandt:

1. „Die Beziehung des Christentums zum griechischen Heidentum.“ Von Professor Lic. D. Walther Glawe. (60 Pf.) — Diese Schrift zeigt, wie grundlos die von den Liberalen wieder aufgemärmte Behauptung ist: das schlichte ursprüngliche Christentum sei durch das Eindringen hellenischer Philosophie und religiöser Anschauungen und Gebräuche verfälscht worden.

2. „Die biblische Urgeschichte.“ Von D. theol. et phil. Ernst Sellin in Rostod. (50 Seiten; 60 Pf.) Eine stark negativ-kritisch gehaltene Schrift.

3. „Die Mission des Christentums und die Weltpolitik der Nationen.“ Von D. Hermann Jordan in Erlangen. (32 Seiten; 50 Pf.)

4. „Die Tausch im Neuen Testament.“ Von D. theol. Alfred Seeberg. Zweite, vermehrte Auflage. (32 Seiten; 50 Pf.)

5. „Mythik, Gotteserlebnis und Protestantismus.“ Von Lic. Wilhelm Köpp. (53 Seiten; 60 Pf.)

J. B.

EVANGELICAL LUTHERAN HYMN-BOOK. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: \$2.50.

Diese Lugsausgabe unsers englischen Gesangbuchs auf importiertem indischen Papier ist in ihrer schlichten Pracht ein wahres Kunstwerk geschmackvoller Drucker- und Buchbinderkunst. Von dem Buch, das sich vorzüglich eignet zu Konfirmations- und ähnlichen Geschenken, gibt Concordia Publishing House folgende Beschreibung: „The book (known by the trade name Edition W. I.) is $4 \times 5 \frac{1}{4}$, or $\frac{1}{2}$ inch shorter than the regular Word Edition ($4 \times 5 \frac{1}{4}$), and but $\frac{1}{8}$ inch thick, including the covers, instead of $1 \frac{1}{4}$ inches of the regular Word Edition. It contains, however, every word of the regular Word Edition, and the paper is sufficiently opaque for every use to which the book will properly be put. It is bound in a special selection of seal-grain leather, very tasty and very durable, gilt edges, flexible throughout, overlapping (divinity circuit) covers, title stamped in gold, sides without stamping or marking to display the full beauty of the leather.“ J. B.

CONVERSION AND ELECTION. A Plea for a United Lutheranism in America. By F. Pieper, D. D. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 151 Seiten. Preis: 50 Cts.

Es ist dies eine sorgfältige, genaue englische Übersetzung der Schrift, die wir in der Mainnummer (L. u. W., S. 223) zur Anzeige gebracht haben. Zu dem, was dort bemerkt ist, möchten wir noch hinzufügen, daß man für die weiteste Verbreitung dieser Schrift, in englischer sowohl wie in deutscher Sprache, sorgen sollte auch aus dem Grunde, weil seit Beginn des Streites bis zur Gegenwart die Gegner Missouris, insonderheit in der Zowa- und Ohioynode, konstant unsere Lehre entstellen und in ein falsches Licht rücken. Darum sollte jeder Pastor, Lehrer und jeder gebildete Laie diese Schrift zur Hand haben, um gegebenenfalls sofort falsche Beschuldigungen zurückweisen und Zerrbildern die rechte Gestalt geben zu können. Vermehrt ist diese englische Ausgabe um ein XV. Kapitel, das die Überschrift trägt: „A Few Opinions that Have Been Expressed on This Brochure, and on the Union Movement among the Norwegian Lutherans.“ Deutsch kann dies Kapitel broschiert bezogen werden für 10 Cts. (zugleich mit der deutschen Originalausgabe bestellt, beide für 45 Cts.). Wenn man den Umfang des Buches und die vorzügliche typographische Arbeit ansieht, so wäre, verglichen mit den Preisen anderer, selbst deutschländischer Verlagshäuser für ähnliche Werte, auch 75 Cts. niedrig genug gewesen.

J. B.

THE KNIGHT IN GREY. A Historical Novel. By Marie E. Richard. The Castle Press, Philadelphia. Price, \$1.25 net. Order from Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Es ist dies eine feine, edle Erzählung, die man jedermann getrost in die Hände geben kann, und die für Lutheraner einen besonderen Reiz gewinnt dadurch, daß sie um 1521 und auf der Wartburg sich abspielt und somit neben andern Großen der damaligen Zeit auch Luther eine, wenngleich nicht die dominierende, Rolle zuweist und die religiösen Fragen, die damals alle Gemüter bewegten, überall, wenngleich nur leise, durchklingen läßt. F. P.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Den Gemeinden der Norwegischen Synode ist durch Präses H. G. Stub und Sekretär D. E. Jordahl jetzt der Beschluß offiziell zur Kenntnis gebracht worden, der dem stehenden Vereinigungskomitee der Synode Vollmacht erteilt, mit der Forenede Kirke und Hauges Synode durch deren Komiteen die Frage der organischen Verbindung, sei es zu einem Körper oder zu einer Förderation von Synoden, zu behandeln. Auch sollen die Gemeinden der Norwegischen Synode jetzt über die Empfehlung abstimmen, durch die das äußere Verhältnis zwischen den jetzt als „in Glaubensgemeinschaft stehend“ bezeichneten Synoden geregelt werden soll, während die Verhandlungen über organische Verbindung im Gang sind. Die Empfehlung lautet, wie folgt: „1. Um das gegenseitige Verständnis und Vertrauen, welches die Frucht der nun erreichten Glaubenseinigkeit sein sollte, zu fördern, empfiehlt das Komitee, daß die Glieder der betreffenden Synoden, in deren verschiedenen Kreisen in gemeinschaftlichen Kreisversammlungen, erbaulichen Zusammenkünften und Missionsversammlungen miteinander verkehren, daß vor allem die Pastoren in Konferenzen zusammenkommen und gelegentlich Kanzeln wechseln. 2. Das Komitee rät den Gemeinden der betreffenden Synoden, wie die Sachen jetzt stehen, ihre Organisation nicht zu verändern, sondern in den gegenwärtigen synodalen Verbindungen zu verharren. 3. Um Kollisionen auf den Missionsgebieten vorzubeugen, empfiehlt das Komitee, daß, obwohl die bestehenden Körperschaften gleichberechtigt sind, doch die Arbeit so geordnet werde, daß eine Synode nicht der andern entgegenarbeitet, sondern daß man in der Handlungsweise den rechten brüderlichen Sinn walten läßt.“ Da gemäß ihrer Synodalordnung die Norwegische Synode alle Gemeinden, die innerhalb eines halben Jahres nach der Synodalversammlung nicht gegen Beschlüsse Protest einlegen, als zustimmend ansieht, so muß sich in nächster Zukunft entscheiden, ob die Minorität von 108 Stimmen, die in Minneapolis gegen die Madisoner Sätze in ihrer ersten Fassung Zeugnis ablegte, in den Gemeinden Rückhalt hat. Die einzige Veränderung, die man an den Vereinigungsthesen anbrachte, um die Minorität zu befriedigen, war die Streichung der Parenthesen: „erste Lehrform“, „zweite Lehrform“. Diese Bezeichnungen hat man fallen lassen. Doch verstand sich die Forenede Kirke nicht dazu, sich mit der Forderung der Synode, daß Präses Dahls Urteil über D. Stubbs Thesen vom Jahre 1910 als ungerechtfertigt

erklärt werde, zu beschäftigen. Man lehnte dieses ab mit der Begründung, daß der offizielle Komiteebericht, der genannte Thesen als „unbiblische und unlutherische Lehre“ enthaltend verwarf, der Forenede Kirche nicht zur Behandlung vorgelegt, auch nicht in den Zeitschriften veröffentlicht worden, also dem Volk im allgemeinen unbekannt geblieben sei. Daß der Synodalbericht der Forenede Kirche vom Jahre 1910 dieses Urteil enthält, wird nicht in Abrede gestellt. Man weiß auch gar wohl in der Forenede Kirche, daß D. Stubbs Thesen damals von allen fünf Distrikten der Norwegischen Synode einstimmig angenommen worden sind. Offenbar hält man aber dafür, daß nicht nur D. Stub, sondern auch die von dem Urteil betroffene Norwegische Synode daselbe auf sich beruhen lassen werden, damit ja die „bestehende Glaubenseinigkeit“ nicht wieder in die Brüche gehe. G.

„Kirketidende“ veröffentlichte am 8. Oktober einen Artikel D. Stubbs, der den Gemeinden und Pastoren der Norwegischen Synode rät, bei der Abstimmung über die Vereinigungsfrage sich jeder Rücksichtnahme auf den Minoritätsbericht, welcher der Synode im Juni vorlag, zu enthalten. Diesem Minoritätsbericht lag ein Bittgesuch zugrunde, welches einige Monate vor der Synodalversammlung in der Norwegischen Synode zirkulierte. Daselbe hatte die drei Kollegen D. Stubbs — D. Ølvisaker, Prof. E. Hove und Prof. O. E. Brandt — zu Verfassern und wurde von etwa 90 Pastoren unterzeichnet, ehe es vor die Synode gelangte. Die Petenten baten darin um einen Aufschub der Verhandlungen zwecks organischen Zusammenschlusses der Synodalkörper, bis es sich klar herausgestellt habe, daß die Glaubenseinigkeit — von deren Vorhandensein die Petenten keineswegs überzeugt seien — wirklich bestehe. In „Kirketidende“ (April 1913) warnte D. Stub gegen das Unterzeichnen der „Bönskrift“ (Bittschrift) und bezeichnete diese Sammlung von Unterschriften als „samfundsnedbrødende“ — eine Tätigkeit, die „auf den Zusammenbruch der Synode hinwirke“. Später modifizierte D. Stub dieses Urteil dahin, daß er nicht die Absicht der Verfasser des Dokuments, wohl aber die notwendige Folge ihrer Handlungsweise mit diesem Ausdruck kennzeichnen wolle. Die Opposition gegen die Madisoner Thesen scharte sich trotzdem hinter jener „Bönskrift“. Sie musterte 106 Stimmen, als es zur Abstimmung kam; im Vorjahre waren nur etwa ein Duzend Stimmen gegen die Madisoner Sätze gefallen. Was nun das Endresultat des Gemeindereferendums sein wird, wagt auch die Unionspartei nicht vorauszusagen. D. Stubbs neuester Artikel hat ausgesprochenmaßen den Zweck, die „Bönskrift“ als issue in der Vereinigungsfrage aususchalten. Zu beachten ist, daß nicht einer der vier Punkte, die von den Petenten namhaft gemacht worden waren, erledigt ist. Die Forenede Kirche hat sich noch nicht zu der seitens der Synode dokumentarisch festgesetzten Auslegung der Madisoner Thesen als zu der ihrigen bekannt; das Urteil der Forenede Kirche über die Thesen vom Jahre 1910 ist nicht modifiziert worden; Tatsache ist und bleibt, daß man in der Forenede Kirche die Madisoner Thesen anders auslegt als in der Norwegischen Synode; und die Frage der Glaubensgemeinschaft der Forenede Kirche mit kirchlichen Gegnern der Synode bleibt unerledigt. Das waren die vier Punkte. Gefragt, ob auch der Minoritätsbericht von den Gemeinden in Betracht gezogen werden solle, antwortet D. Stub jetzt in „Kirketidende“: „Absolut — nein!“ Die Gemeinden haben damit nichts zu tun. Gehe man jetzt nicht auf die Majoritätsempfehlung ein, das heißt, verzweigere man dem Komitee die

Vollmacht, betreffs organischer Verbindung zu verhandeln, so gebe man damit der Vereinigungssache „einen Schlag ins Gesicht“ und „trete in Widerspruch mit sich selbst“, da ja keine einzige Gemeinde letztes Jahr gegen das Madison-Dokument gestimmt habe. Daß man noch diesen Sommer Unterschriften für die „Vönskrift“ gesammelt habe, bezeichnet D. Stub als eine große Ungehörigkeit. Man sei doch mit der „Vönskrift“ auf der Synode mit größerer Milde verfahren, als man ein Recht gehabt habe (1) zu erwarten“; jetzt dürfe die Synode auch erwarten, daß dieser „Trasfil mit der Vönskrift“ aufhöre. „Daß man diese Agitation fortsetzt, ist, wer immer auch die Schuldigen seien, eine Beleidigung der Synode. Übrigens“, schließt der Artikel, „sollte das Kirchenvolk wissen, daß Pastoren erklärt haben, sie seien willens, ihren Namen von der Petition zurückzuziehen, und daß von denen, die für den Minoritätsvorschlag gestimmt haben, einige jetzt sogar ihre Stimme für den Synodalbeschuß“, also für Aufnahme der Verhandlungen zwecks organischer Verbindung, „abgeben werden.“ Was soll man von einer solchen Kampfesweise halten? Man vergegenwärtige sich die Sachlage. In jener Petition ersuchen drei Glieder der theologischen Fakultät und eine große Anzahl von Pastoren die Synode, man möge doch nicht „das Gewissen vieler Leute beschweren, indem man jetzt auf organische Verbindung hinarbeite, ehe klar geworden ist, ob Gott selber in einer wahren Einigkeit des Glaubens den Grund dazu gelegt habe“. Den Gemeinden wird nun rundweg erklärt, daß diese Gewissensfrage bei den Verhandlungen innerhalb der Gemeinden „absolut nicht“ in Betracht gezogen werden sollte. Wer es dennoch tut und den Majoritätsbericht nicht anerkennt, gebe dem Vereinigungswerk „einen Schlag ins Gesicht“. Es wird also bedingungslos Unterwerfung — und zwar in einer Gewissenssache — von der Minderheit erwartet. Was die Majorität beschloffen, mögen die Gemeinden zur Verhandlung aufnehmen; das und nichts anderes. Und zwar muß für diesen Bericht stimmen, wer noch als treues Glied seiner Kirche behandelt zu werden wünscht.

Auch mit der Norwegischen Freikirche unsers Landes hat die Forenede Kirke (Vereinigte Kirche) Verhandlungen angefangen, die auf Zusammenschluß zu einer Körperschaft abzielen. Sind auch die Aussichten auf Erfolg nicht gerade vielversprechend, so wirkt doch die von der Forenede Kirke eingeschlagene Methode Licht auf die norwegische Vereinigungsbewegung. Die Freikirche, die etwa 345 Gemeinden zählt, ist eigentlich eine Abzweigung der Forenede Kirke, die sich nach jahrelangen bitteren Kämpfen im Jahre 1898 von letzterer löst. Die Erbitterung, welche besonders die Verhandlungen um das Anrecht an das Augsburg-Seminar zu St. Paul zur Folge hatten, ist auf seiten der Freikirche noch sehr groß. So wunderte man sich in manchen Kreisen, als die Forenede Kirke letzten Herbst der Freikirche nicht etwa das Anerbieten machte, die Streitfragen einmal näher zu besehen und, wo möglich, zu beseitigen, sondern dieselbe kurzerhand aufforderte, sich mit der Forenede Kirke zu einer Synode zu verschmelzen! Das Argument war: „Einen eigentlichen Lehrstreit hatten wir nie mit euch. Also sind wir einig in der Lehre. Und besitzen wir die Einigkeit im Geist, dann muß diese Einigkeit des Geistes auch in Vereinigung zu einer Körperschaft sich auswirken.“ Noch ehe man aber die dahin abzielende Vorarbeit zum Abschluß gebracht habe, solle man gemeinschaftliche Zusammenkünfte erbaulicher Art miteinander pflegen. Die Antwort der Frei-

Kirche war sehr groß. Mit Bezugnahme auf die unversöhnliche Stellung der Forenebe Kirche zum Augsburg-Seminar sowie auf das Unrecht, das den Professoren Ostedal und Sverdrup durch deren Ausstoßung aus der Synodalversammlung vom Jahre 1893 geschehen sei, wurde gefordert, daß die Forenebe Kirche ihre „ungerechte und unchristliche Handlungsweise“ bußfertig eingestehen müsse, ehe von kirchlicher Annäherung die Rede sein könne. In seiner Antwort sprach am 18. Februar 1913 das Komitee der Forenebe Kirche die Ansicht aus, es sei wohl „damals“ von beiden Seiten manches gesagt worden, was sich nicht rechtfertigen lasse, doch habe die Forenebe Kirche in genannter Handlungsweise sich weder Ungerechtigkeit noch unchristliches Vorgehen zuschulden kommen lassen, wenn man die Dinge nur „in ihrem historischen Licht“ betrachte! Man solle also die Überzeugung hegen, daß in jenem Streit jede Seite „in bester Meinung gehandelt habe“, daraufhin „den Streit zum Abschluß bringen, das Vergangene vergessen und einander die Bruderhand reichen“. Das ist, in seiner verblüffenden Einfachheit, das Rezept, nach dem die Forenebe Kirche den Zusammenschluß aller norwegischen Synoden zu einer Organisation anstrebt: Man versuche, die einer Vereinigung entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen; erweisen sich die Hindernisse als unüberwindbar, so ignoriere man sie und reiche einander die Bruderhand! G.

Die Zowasynode hat in ihrer letzten Versammlung beschlossen, eine Jubiläumskollekte zur Feier des Reformationsjubiläums 1917 zu erheben. Man hofft, einen Fonds von \$300,000 aufzubringen, der den Lehranstalten der Synode, vornehmlich dem Wartburg-Seminar, zugute kommen soll. Ein Finanzagent wurde angestellt, der seine Zeit während der nächsten Jahre ganz dem Einsammeln dieser Kollekte widmen wird. G.

Dem weiteren Einbringen der „neuen Theologie“ in ihre Sonntagsschulliteratur wollen die Presbyterianer durch einen Beschluß ihrer letzten General Assembly Einhalt gebieten. Drei Theologen konservativer Richtung liefern jetzt den Text für die Lesson Comments und Teachers' Manuals. Um an den Kosten der Herstellung und des Versandes zu sparen, bildeten vor zwei Jahren die Methodisten, Presbyterianer und Kongregationalisten ein Syndikat, das eine Serie graded lessons herausgab. Unglücklicherweise lag die Arbeit für diese Serie in den Händen eines radikalen Elements. Es stand da z. B. schon im Prospektus zu lesen (1912): „The Sunday-school is not a Bible school.“ „The Bible does not contain all the truth needed for religious education.“ „God is immanent, and since the canon closed is making a continuous effort to reveal Himself to His children.“ „There can be no such thing as an inerrant revelation of God.“ Bald war in einem der lessons der verhängnisvolle Satz zu lesen: „Nature, which is another way of saying God, . . .“ Jetzt wußten die Abonnenten, was sie in den folgenden Nummern zu erwarten hatten. Es kam dann auch Abraham: eine „travel tale“; Jakobs Ringen auf Pniel: „a wrestling match with the other fellow“; Moses bekannte sich zu Jahve als „tribal deity, according to the custom of the tribes of that region“; aus dem Gleichnis vom verlorren Schaf ist die Lehre zu ziehen, daß man Haustiere gut zu behandeln habe, usw. Von positiv christlichem Lehrgehalt nicht die Spur. Der Presbyterianer und andere konservative Blätter unterließen es nicht, Lärm zu schlagen, auch durch ein Pamphlet wurde das Volk auf die Gefahr aufmerksam gemacht, und so ordnete die Generalversammlung dieses Jahres

eine Revision der graded lessons an. Wie man aber auch unter „Inseparativer“ Leitung eine Serie Sonntagsschultexte herausgeben kann, in denen Methodisten, Presbyterianer und Kongregationalisten in bezug auf Lehrinhalt auf ihre Rechnung kommen, muß uns rätselhaft bleiben. G.

Die Frage, ob ein presbyterianischer Pastor dem Freimaurerorden angehören dürfe, wurde kürzlich von der New York-Synode der Vereinigten Presbyterianer behandelt. D. John G. Harvey, früher in Washington Heights, jetzt in East Brooklyn tätig, war von einigen seiner früheren Gemeindeglieder bezeugt worden, daß er Freimaurer sei. Die Sache wurde von dem judicial committee der Synode besehen. Der Bericht desselben lautete dahin, daß die Anklage nicht als „derogatory to a minister's standing“ anzusehen sei. Der Vorsteher des New York-Presbyteriums erklärte, die vor achtzig Jahren angenommene Regel, daß kein presbyterianischer Prediger einer geheimen Gesellschaft angehören dürfe, sei längst toter Buchstabe. G.

Das Überhandnehmen des Aberglaubens in unserm amerikanischen Volk beschränkt sich nicht auf die unteren Bevölkerungsschichten. Gerade auch in den Kreisen der Halbgebildeten findet der Aberglaube, besonders in seinem neuen Gewande als okkulte „Wissenschaft“, immer mehr Verbreitung. „Außer der Romanliteratur“, sagte kürzlich eine Angestellte in der Chicagoer öffentlichen Bibliothek, „hat jetzt das Departement der neueren Philosophie, des Okkultismus, den größten Zuspruch. Gewöhnliche religiöse Bücher haben kein Interesse mehr für das Volk, Predigten am allerwenigsten. Der Wandel, welcher in den letzten zehn Jahren in dieser Beziehung stattgefunden hat, ist einfach erstaunlich zu nennen.“ Wir finden darin wenig Erstaunliches. Leute, die sich vom Evangelium abwenden, führt der Teufel in der Regel mit dem zur Zeit gerade fashionablen Aberglauben an der Nase herum. Heute ist es der Okkultismus, der sich entweder als „neue Metaphysik“ mit der vierten Dimension, Suggestion und Hypnose beschäftigt oder als Spiritismus durch Medien Offenbarungen über den Zustand nach dem Tode sucht oder als „okkulte Heilkunde“ der Christian Science Konkurrenz macht. G.

Immer mehr Bedeutung gewinnen die Kunde, die in Sippur, Babylonien, vor einigen Jahren durch die Ausgrabungen der Universität von Pennsylvania gemacht wurden. Eine sumerische Tontafel, die sich unter dem babylonischen Keilschriftmaterial fand, ist jetzt von Prof. Arno Köbel, dem Breslauer Orientalisten, entziffert worden. Die Tafel, die nur sieben Zoll im Geviert mißt und stark beschädigt ist, enthält in sehr feiner Keilschrift einen Schöpfungs- und Flutbericht. Die sumerische Überlieferung lautete danach etwa, wie folgt: Nach der Erschaffung Himmels und der Erde schuf eine Göttin, Nintu, den Menschen. Anu, Gott des Himmels, und Enlil, Gott der Erde, beschloßen den Untergang der Menschheit, weil die Menschen immer gottloser wurden. Damals war Ziusgibba Priester und König zu Schurappak. Er betete täglich zu den Göttern und vertehrte mit ihnen in Träumen. Die Flut kam. Ziusgibba fand Zuflucht in einem großen Schiff. Sieben Tage stürmte und regnete es, dann leuchtete die Sonne wieder. Ziusgibba öffnete das Dach des großen Schiffes, und die Sonne leuchtete hinein. Nach dem Niedergang der Gemässer betete Ziusgibba zu den Göttern und opferte ein Rind und ein Schaf. Enki und Nintu beschwichtigten dann den Zorn der andern Götter. Die Namen von sieben

vorsintflutlichen Städten und deren Hauptgötterheiten werden genannt, auch wird angedeutet, daß die Ruinen dieser Städte erst in nachsintflutlicher Zeit zerstört worden sind. G.

Hochinteressant sind auch die Resultate, die Prof. Böbel durch die Entzifferung einer andern Tafel im Museum der Universität von Pennsylvanien jutage gefördert hat. Es handelt sich um ein weiteres Bruchstück der Hammurabischen Gesetzsammlung. Dasselbe enthält Bestimmungen, die zur Regelung des Handels und der Geschäfte im alten Babylon gedient haben. Darunter ist von besonderer Bedeutung eine Anzahl von Bankrottgesetzen, die den bankruptcy laws unsers Landes gar nicht so unähnlich sehen. Es wird da bestimmt: „Hat ein Mann Getreide oder Geld von einem Händler geborgt und hat kein Getreide oder Geld, das Geborgte zurückzuerstatten, hat aber bewegliche Güter, so soll er in Gegenwart von Zeugen * * * [fehlt], und der Händler darf sich nicht weigern, er muß es nehmen.“ Ferner: Getreide und Geld durften zu einem Zinsfuß von 20 Prozent geborgt werden; wurde jedoch Zinseßzins gefordert, so solle der Eigentümer des Geldes die ganze Summe und außerdem noch das Sechsfache der geforderten Zinsen verlieren. (Man hatte offenbar schon im alten Babylonien mit loan sharks zu kämpfen.) War einer beraubt worden und konnte den Verlust nicht ersetzen, so solle er im Tempel mit einem Eid beschwören, daß er beraubt worden sei, und dann freigelassen werden. Kam ein Handelsreisender unverrichteter Dinge zurück, so durfte das Geschäftshaus ihm keine Zinsen auf die unverkaufte Ware oder das angelegte Kapital anrechnen. — Es ist schon oft gesagt worden, darf aber hier wiederholt werden, daß durch diesen Gesetzcode des Hammurabi die ungläubige Kritik veranlaßt worden ist, manche ihrer Aufstellungen zu revidieren. Amraphel, der König von Sinear (1 Mos. 14), war ja von der Kritik als reine Mythengestalt bezeichnet worden. Im Jahr 1869 stellte Prof. Mübke dieses als unumtöhlliches Resultat wissenschaftlicher Forschung fest und betrieß alles, was sich an Amraphel knüpft, ins Reich der Sage. Für die Wissenschaft gab es dann auch wirklich einige Jahre keinen historischen Amraphel, bis französische Forscher ihn bei Susa im Jahre 1901 als Hammurabi wiederfanden. Seitdem hat man den unwidersprechlichen Beweis geliefert, daß der „mythische“ Amraphel einer der größten Herrscher der alten Welt war, dessen Reich sich vom Mittelmeer bis nach Susiana und südlich bis zum Persischen Meerbusen erstreckte. Der noch vor kurzem „mythische“ Amraphel hat jetzt fünf Spalten im Konversationslexikon. G.

Daß die Folgerungen der Evolution nicht nur dem Gefühl widerstreben, sondern auch eine starke Zumutung für die Vernunft sind, wird auch von Naturforschern immer wieder zugestanden. So schrieb vor einiger Zeit John Burroughs im *Outlook*: „Wir beben zurück vor dem schrecklichen Wilde, welches die Evolution uns in der Vergangenheit schauen läßt; der lange Zug der niederen, kriechenden, stumpfsinnigen Wesen, der uns tiefer und tiefer führt, von einer niederen Kreatur zur nächsten, noch tiefer stehenden, von den Säugetieren zu den Reptilien, von den Reptilien zu den Amphibien, von den Amphibien zu den Fischen, von den Fischen zu den Würmern oder Weichtieren und so fort, erfüllt uns mit Entsetzen. Wir glauben fast, den Schlamm zu fühlen. Wie dann der Glorienschein, mit dem wir unsere Herkunft umgeben haben, langsam verschwindet! Ich muß gestehen, daß ich mich mit diesen evolutionistischen Ideen nicht so ganz vertraut machen kann,

daß sich mein Gemüt und mein Empfinden dagegen auflehnen. Die Luft, die den Menschen von den niederen Lebewesen trennt, ist unübersteigbar, seine Intelligenz ist vollständig verschieden von den geistigen Regungen dieser Wesen und sein Fortschritt so gewaltig, während diese noch auf derselben Stufe stehen, daß der Glaube an diese Theorie dem Glauben an Wunder zu vergleichen ist. . . . Tatsächlich sind diese Ideen so undenkbar, daß ich meine Annahme derselben als einen Akt des Glaubens an die Wissenschaft bezeichnen muß. Es ist nicht so sehr eine Frage der Beweisführung als eine Frage der Fassungskraft, um sich von solch ungewöhnlichen Behauptungen überzeugen zu lassen.“ G.

Ein neuer Mormonentempel. Präsident Joseph Smith in Salt Lake City, Utah, das Haupt der Mormonenkirche, ließ kürzlich in Winnipeg, Man., ankündigen, daß beschlossen worden sei, in Carliston in der Provinz Alberta, Canada, einen prächtigen Mormonentempel zu bauen, für den die Vorarbeiten demnächst begonnen werden sollen; der Bau wird ungefähr \$100,000 kosten. In der Provinz Alberta sind gegenwärtig etwa 100,000 Mormonen ansässig, und sie erwarten, daß der Bau des neuen Tempels ihnen noch viele ihrer Glaubensgenossen aus Utah zuführen wird. (Wbl.)

II. Ausland.

Der Agendenstreit in der Badischen Landeskirche. Als die badische Generalsynode im Jahre 1909 den Wunsch aussprach, „es möge die Agende einer Revision in der Weise unterzogen werden, daß sie ihrem Inhalte nach den jetzt vorhandenen kultischen Bedürfnissen erweitert und ergänzt und in ihrer Form dem liturgischen Geschmack und Takt unserer Zeit überarbeitet werde“, beauftragte die Kirchenbehörde D. Bauer in Heidelberg mit der Ausarbeitung eines Entwurfs. Dieser hat sich unter Zuhilfenahme einiger Mitarbeiter seiner Aufgabe entledigt. Was sich Bauer und Genossen unter „kultischen Bedürfnissen“ und Rücksichtnahme auf „liturgischen Geschmack“ vorstellen, geht aus folgenden Auszügen des Entwurfs, die wir verschiedenen deutschländischen Blättern entnehmen, hervor. Aus dem Tauf- und Konfirmationsformular ist das Apostolische Glaubensbekenntnis rein gesetzt. Das Erfsakbekenntnis für die Taufhandlung wird im liberalen Lager als „großer Fortschritt“ und „neuzeitliche Errungenschaft“ angesehen, der man „rücksichtslose und freudige Zustimmung“ nicht versagen sollte. Die jungfräuliche Geburt, die Höllenfahrt Christi, seine Himmelfahrt, das Sitzen zur Rechten und die Wiederkehr zum Gericht sind im zweiten, die Vergebung der Sünden und Auferstehung der Toten im dritten Artikel vollständig ausgemerzt. Kein Wunder, daß im „Lager der Linken“ großer Jubel herrscht. Die „kultischen Bedürfnisse“ sind jetzt vollkommen befriedigt, dem „liturgischen Geschmack und Takt unserer Zeit“ ausgiebig Rechnung getragen! Das gilt auch von den übrigen Bestandteilen der Liturgie. In der Begräbnisliturgie ist jedes Wort von Auferstehung, Jüngstem Tag, Richterstuhl Christi glatt gestrichen. Ferner hat man die Schlusswendung der Kollekten „durch Jesum Christum“ ausgemerzt. Die Sündenbekenntnisse sind abgeschwächt; der Badenser will nichts mehr vom „sündlichen Verberben“ hören. Ein Weihnachtsgebet, in dem es hieß: daß du „dich unserm Elends angenommen und deinen eingebornen Sohn in unsere Niedrigkeit und Armut gesandt hast, damit wir durch seine Armut reich würden. . . . Wir bitten dich demütig, du wollest uns immer mehr Erkenntnis geben des

großen gottseligen Geheimnisses: Gott ist geoffenbart im Fleisch“, hat man dahin verändert: „uns den Heiland geschenkt und in ihm dich selbst, damit wir deiner Guld und Liebe ewig gewiß und froh seien. Wir bitten dich demütig, laß uns immer besser erkennen die Herrlichkeit des gottseligen Geheimnisses dieser deiner Offenbarung“. In Passionsgebeten wird aus „versöhnendem Leiden“ Christi einfach „das Leiden“ Christi; in Wegfall kommen Sätze wie dieser: „Gib, o gnädiger Gott, daß die Verkündigung des Leidens und Todes Jesu Christi in uns allen kräftig und fruchtbar werde, damit wir den für uns gekreuzigten Heiland mit lebendigem Glauben annehmen, unsere vielfachen Versäumnisse und Übertretungen von Herzen bereuen, uns selbst und der Welt absterben.“ Mit der Demütigung vor Gott ist es etwas schwach bestellt, und eine Stimme aus dem Lager der „Fortschrittler“ ließ sich vernehmen, daß Worte wie: „Wir unterwinden uns, mit dir zu reden, obwohl wir Staub und Asche sind“ einen anmuten „wie ein Versehen, das aber leicht wieder gutgemacht werden kann“! Worte wie: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden“ finden sich in der Vorlage nicht mehr. Gegenüber solchen Einzelheiten, deren sich noch viele anfügen ließen, ist es begreiflich, wenn der Entwurf auf „positiver“ Seite wenig Freude hervorruft. Ein Berichterstatter im „Friedensboten“ schreibt: „Der Entwurf wird — das kann man mit Bestimmtheit sagen — in seiner jetzigen Gestalt keine Annahme finden. Vielmehr wird er von den verschiedensten Seiten eine Umarbeitung erfahren. Streichungen und Einschaltungen werden da und dort gemacht werden. Auch auf liberaler Seite ist man nicht mit allem einverstanden. Man hat von dieser Seite aus das ‚Ersatzbekenntnis‘ schon revidiert, und eine ganze Anzahl solch ‚neuer‘ Bekenntnisse ist entstanden und in Vorschlag gebracht worden, die auch ihre Anhänger finden. Man sieht auch hier wieder, daß es eine verlorne Liebesmühe ist, irgendeine Formel zu suchen, auf welche sich die streitenden Parteien der Landeskirche gemeinsam stellen könnten.“

G.

„Der Katholizismus gewinnt in deutschen Landen immer machtvolleren Einfluß. Wie wenig begründet die ewigen Beschwerden über Zurücksetzung der Katholiken sind, ergibt schon die Tatsache, daß die 958 Klöster Preußens mit 9048 Insassen im Jahre 1872 jetzt bereits auf rund 2400 Niederlassungen mit rund 35,000 Mitgliedern angewachsen sind. So kommen jetzt in Preußen auf je 100,000 Einwohner etwa 240 Ordensmitglieder, während das ganz katholische Osterreich nur 58 zählt. Auch der Jesuitenorden, der ja offiziell vom Deutschen Reiche ausgeschlossen ist, aber seine Leute auch ohne Jesuitenrod überall sitzen hat, nimmt unter dem Kommando seines ‚Generals‘ Kaver Wernz aus Rottweil in Schwaben und mit seinen im ganzen 16,471 ‚Soldaten‘ einen immer größeren Aufschwung.“ So wird dem „Christlichen Botschafter“ aus Köln geschrieben. Auch die Großmacht der Presse wird in Deutschland, wie in Amerika, von katholischer Seite wohl beachtet. Während es 1886 in Deutschland nur 86 katholische Zeitungen gab, war deren Zahl 1908 schon auf 520 gestiegen und betrug im letzten Jahre 575, die eine Gesamtauflage von mehr als zwei Millionen Exemplaren hatten. Der katholische Volksverein, der die Fürsorge der Presse zu seiner Aufgabe gemacht hat, zählte 1912 nicht weniger als 720,000 Mitglieder und hatte eine Einnahme und Ausgabe von über 600,000 Mark. In seiner Geschäftsstelle in München sind nicht weniger

als 16 Beamte literarisch tätig; in ganz Deutschland hat er ungefähr 120,000 Vertrauensmänner. Rechnet man hierzu noch den Fortschritt, den die römische Kirche in den deutschen Kolonien macht, so ist die steigende Besorgnis, mit der man in Deutschland die Machtentfaltung des Katholizismus betrachtet, wohl verständlich. Missionsdirektor Schreiber berichtete vor einem Vierteljahre: „In den afrikanischen Kolonien Deutschlands stehen jetzt 234 katholischen Missionsstationen 191 evangelische gegenüber, 460 Patres 276 ordinierte Missionare (dazu kommen auf katholischer Seite noch 296 Laienbrüder), 413 katholischen Missionsschwwestern 60 evangelische, 142,223 katholischen Christen 97,863 evangelische, 1557 katholischen Schulen 1809 evangelische, 86,500 katholischen Schülern 87,056 evangelische. Die katholische Mission hat also bei den Arbeitskräften ihren großen Vorsprung behalten; er beträgt bei den ordinierten Missionaren 184 oder 40 Prozent, bei den Schwestern dagegen 343 oder das Siebenfache! Sie hat ferner ein Übergewicht von 43 Hauptstationen (= 18 Prozent) und von 44,360 Christen (= 32 Prozent). Ist sie auch bei den Schulen noch um 322 (= 27 Prozent) zurück, so dürfte diese Zahl sich bald ausgleichen, wie es bei den Schülern bereits erfolgt ist. Wir stehen also vor der Tatsache, daß durch eine außerordentliche Kraftentfaltung innerhalb eines Jahrzehnts die katholische Mission die evangelische Mission in den deutschen Kolonien, die einen großen Vorsprung hatte, fast in allen Stücken nicht nur erreicht, sondern bei weitem überholt hat. Diese Tatsache ist in den evangelischen Kreisen des deutschen Volkes noch lange nicht bekannt genug. Geht die Entwicklung in diesem Maße fort, so ist es unvermeidlich, daß die Bevölkerung in den deutschen Kolonien in ihrer überwiegenden Mehrheit katholisch wird.“ Ganz ähnlich äußert sich Lic. Agensfeld in der „A. E. L. R.“: „Geht es noch ein Jahrzehnt so weiter, so ist — das sei hier in größter Öffentlichkeit ausgesprochen — der Protestantismus in den deutschen Kolonien zu einer schwachen Minderheit geworden, und die allen andern Einfluß überragende Macht ist die katholische Kirche. Unser evangelisches Volk muß wenigstens wissen, wie die Dinge stehen. Es soll später nicht heißen: ‚Warum habt ihr es uns nicht gesagt, als es noch Zeit war?‘“

G.

Eine sozialdemokratische Jugendweihe. Eine solche hielten die Sozialdemokraten nach „Auf der Warte“ an Stelle der Konfirmation in Bremen. Die „Einssegnungsrede“ hielt der wegen sozialdemokratischer Agitation disziplinierte Lehrer Emil Sonnemann. Der Ansprache folgte die „Einssegnung“. Alle Kinder traten, mit ihrem Namen aufgerufen, vor den Redner und erhielten unter einem Spruch, der teils Dichtern, Denkern und Sprichwörtern entnommen war, die sich aber leider sehr oft in störender Weise wiederholten, ein Buch als Geschenk. Unter den Sprüchen erschienen auch einige Bibelsprüche, wie: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“, „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert“, „Seid Täter des Wortes“ und: „Haltet, was ihr habt“ in dieser Form und Verkürzung. Bis zum Überdruß lehrten folgende Worte wieder: „Begnüge dich, ein Mensch zu sein“, „Du sollst nicht am Boden haften“, „Arbeit schändet nicht“, „Arbeit ist des Blutes Balsam, Arbeit ist der Tugend Quell“, „Die Freiheit kann nicht untergehen, solange Schmiede Eisen hämmern“, „Die Minne hat der Wunder viel“, „Dir hilft kein Gott, du mußt dir selber helfen“; ähnlich eine Reihe Worte, die jedesmal — was wenig in die sonst anhaltende feierliche Stimmung paßte — eine volle Nachsalbe auslösten, so Webels „Den Himmel überlassen

wir den Engeln und den Späßen“. — „Welche Stellung in dieser Weise gelehrte und geleitete Kinder im späteren Leben dem Einfluß des Evangeliums gegenüber einnehmen werden, kann man sich denken“, sagt dazu der „Evang. Botschafter“.

G.

„Die Bevölkerung von Berlin hat in diesem Jahre nicht zu-, sondern abgenommen. Die Citybildung ist sicherlich, soweit die alten Häuser im Zentrum von Berlin durch moderne Geschäftshäuser ersetzt werden, kein Nachteil für Berlin. Schwertwiegender ist der Umstand, daß der Geburtenrückgang in Berlin heute schon so groß ist, daß er Bedenken erregen muß. Wenn nicht der Zuzug nach Berlin immer noch recht erheblich wäre, müßte Berlin aussterben — wenigstens nach der Statistik. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen nimmt von Jahr zu Jahr ab. Im Zentrum von Berlin sind schon zahlreiche Gemeinde- und andere Schulen infolge Schülermangels geschlossen worden. Die Schließung anderer Schulen steht bevor.“ So lautet ein Bericht in der „Ev.-Luth. Kirchenzeitung“. In Prof. Seebergs leztthin erschienener Broschüre über den Geburtenrückgang in Deutschland wird als Grund dieser Erscheinung hauptsächlich das Überhandnehmen der Geschlechtskrankheiten geltend gemacht. Auch aus andern Teilen Deutschlands wird ein Rückgang in der Zahl der Geburten gemeldet. In Sachsen wurden im Jahre 1903 148,852 lebende Kinder geboren, im Jahre 1910 nur noch 130,100; das bedeutet ein Weniger von 18,752 Kindern! Dabei fällt die Zahl der Geburten noch fortwährend.

G.

Welche Fortschritte die Mäßigkeits-, bzw. Enthaltensbewegung in der letzten Zeit gemacht hat, zeigten die Verhandlungen des Bundes deutscher Gastwirte in Trier. Am zweiten Verhandlungstage trat anscheinend ohne vorherige Anmeldung eines Antrages ein Breslauer Gastwirt den „Auswüchsen“ der Abstinenzbewegung entgegen und redete von „betruhten und unbetruhten Entstellungen und Verdrehungen“, die von den Abstinenten systematisch vorgenommen würden, sobald es sich um Dinge, die mit dem Alkoholgenuß in Verbindung ständen, handele. Die Schädigungen des Gärungsgewerbes durch die Abstinenzbewegung seien unübersehbar; allein das Brauergewerbe habe einen Konsumrückgang von 20 Prozent im letzten Jahre erfahren; bei den Gastwirten seien dieselben in Prozenten gar nicht festzustellen. Er forderte, daß die Reichsregierung diese Verdrehungen nicht weiter durch Gewährung staatlicher Geldmittel, Förderung des Baues von alkoholfreien Heimen usw. unterstütze. Eine dahingehende Resolution fand einstimmige Annahme. — Auf der gleichzeitig stattfindenden Hauptversammlung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke wurde dagegen auf das Erfreuliche dieser Abnahme hingewiesen. Von besonderem Interesse war der Hinweis auf den Einfluß des Sportes in dieser Beziehung; jeder, der sich für körperliche und sportliche Übungen vorbereitet, meide instinktiv den Alkohol, da dieser die Leistungsfähigkeiten von Muskeln und Nerven lähme. Ein Göttinger Universitätsprofessor konstatierte, daß auch unter den Studenten eine deutliche Besserung gegen früher eingetreten sei; der einzelne Student könne es jetzt wagen, abstinent zu sein, ohne Spott befürchten zu müssen.

(E. R. Z.)

Unter der Aufschrift „Wissenschaft“ fand sich letzten Herbst in einem vielgelesenen und sehr angesehenen Blatte der Residenzstadt Dresden folgender Bericht: „Wie Hirn, Hand und Mund des Menschen entstanden. Aus der Fülle des wissenschaftlichen und allgemein interessanten Materials, das auf

dem in Münster tagenden Naturforscher- und Arztetag in 33 voneinander getrennten Sektionen vor die Öffentlichkeit gebracht wird, greifen wir einen Vortrag heraus, der interessante Tatsachen über die Entwicklungsgeschichte der Menschen bringt. In der Abteilung für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie behandelte Dr. Ludwig Bilser (Heidelberg) das Thema: 'Hirn, Hand, Mund.' Mit dem Begriff 'Mensch' sind nach ihm untrennbar ewige, ihrem Besitzer eigentümliche, ihn vor allen Geschöpfen auszeichnende Eigenschaften verbunden: aufrechter Gang, nach Größe und Ausgestaltung hochentwickeltes Gehirn, feinfühliges und geschicktes Hand, endlich ein nicht nur zur Aufnahme von Nahrung, sondern auch zur Lautbildung einer gegliederten Sprache geeigneter Mund. Nicht nacheinander, vielmehr im engsten Zusammenhang, in der Wechselwirkung aller sind diese echt menschlichen Merkmale unsern Vorfahren zuteil geworden, keineswegs in den Schoß gefallen, sondern durch unablässige Übung, durch immer häufigeren Gebrauch, ganz allmählich während unberechenbarer Zeiträume erworben. Eins mußte aber doch den Anfang machen, die Aufrichtung auf den hinteren Gliedmaßen, die durch völlige Abkehr von jeder Art des Kletterns und unaufhörliche Gehversuche den gewölbten Fuß hervorbrachte und damit den Armen jede Mitwirkung bei der Fortbewegung und beim Tragen der Leibeslast abnahm. Unsere Vorfahren sind 'zuerst mit den Beinen Mensch geworden'. Nun konnte sich am Ende der vorderen, jetzt oberen Glieder die alles betastende Hand zu einem reinen Greifwerkzeug ausbilden und mit der Zeit zu dem 'unübertrefflichen Meisterstück der schaffenden Natur werden', das wir mit Recht bewundern. Gelegentlich ergriffene Stöcke und Steine dienten als Waffen und wurden durch künstliche Nachhilfe immer handlicher und wirksamer. Neben die Waffe trat bald auch das Werkzeug, im Laufe der Jahrtausende ebenfalls mehr und mehr vervollkommenet und für die verschiedensten Zwecke, wie zum Schneiden, Sägen, Schaben, Stechen, Bohren u. dgl., eingerichtet. Es ist selbstverständlich, daß eine derartige Tätigkeit, das Suchen und Finden immer besserer Hilfsmittel, das Denkvermögen mächtig anregen mußte. Das wachsende Gehirn dehnte sein Gehäuse, so daß die mächtigen Augentümler des Urmenschen zum Verschwinden gebracht wurden, das Stirnbein sich aufrichtete. Nachdem aus einem tierischen Maul der menschliche Mund geworden, war dieser imstande, die zu einer richtigen Sprache erforderlichen Laute hervorzubringen. Daß die Entwicklung der Sprache eine starke Rückwirkung auf den sich regenden Verstand und damit auf das Hirn üben mußte, liegt auf der Hand. Ohne Verdichtung der Vorstellungen und Begriffe zu Wörtern ist ein höheres Denken unmöglich. So half eins dem andern zusammen, um den Menschen auf seine jetzige, die ganze Schöpfung beherrschende Stellung zu heben. Die Anfänge der Menschwerdung reichen tief in die Vorzeit hinein, wie das menschenähnliche Schenkelbein des Vormenschen von Java und das verhältnismäßig große Gehirn des europäischen Urmenschen lehrt. Die Menschenarten unterscheiden sich nicht nur durch die Hautfarbe, sondern stellen Entwicklungsstufen von ungleicher Höhe dar. Bei Blutmischungen müssen darum die Nachkommen manches von den Vorzügen des edleren Elternteils einbüßen. Dieses Ergebnis ist in Anbetracht der in der letzten Zeit so lebhaft erörterten Mischlingsfrage von besonderem Interesse." — „Kommt einem nicht“, fragt ein deutschländisches Blatt, dem wir diesen Bericht entnehmen. „wenn man dergleichen liest, in den Sinn, was geschrieben steht: ‚Da sie sich

für weise hielten, sind sie zu Narren worden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen', Röm. 1, 22. 23? Ja, sie machen den vergänglichen Menschen selbst zu Gott, zum Schöpfer seiner selbst. O unaussprechliche Torheit!"
G.

Über die Kunstausstellung in dem neuen Kunstausstellungsgebäude in Stuttgart, von der so Großes erwartet wurde, wird in der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ folgendes abfällige Urteil gefällt: „Groß war der Andrang in den ersten Tagen der Ausstellung; hochgespannt waren die Erwartungen. Um so größer ist jetzt die allgemeine Enttäuschung. Was also soll die Glanzleistung der heutigen schwäbischen Kunst sein, durch diese Leistungen soll der Geist unserer Jugend gebildet, der Geschmack unsers Volkes veredelt werden. Es fehlen zwar in den neunzehn Sälen des Gebäudes nicht einzelne anziehende Bilder, aber sie sind keine hervorragenden Leistungen und verschwinden ganz neben den abstoßenden Subeleien neuester Mode. Es ist hier nicht der Ort, über die Verirrungen der modernen Malerei im allgemeinen zu sprechen; nur ein paar Worte über die religiösen Bilder. Diese sind ziemlich zahlreich vertreten, aber es ist fast keins vorhanden, das auch nur einen Anflug von religiöser Wärme verriete. Bei einer Stablegung z. B. macht der plumpe Reichnam einen abstoßenden und die, die ihn besorgen, einen unbedeutenden Eindruck. Am meisten aber empört sich das religiöse Empfinden gegen ein großes, in die Augen fallendes Bild der Kreuzigung. Darüber gibt es nur ein Urteil: Scheußlich! In den Bügen des Gekreuzigten keine Spur menschlicher Größe, geschweige denn göttlicher Hoheit; die Jüngergruppen zu beiden Seiten würdelose Gefellen; Magdalene eine Dirne in abgetragenen Theatermantel; Petrus ein Korporal in der Uniform eines bayerischen Chebaulegers! Und dieses traurige Bild wurde für unsere Staatsgalerie angekauft! Warum? Wegen seiner virtuoson Technik. Denken wir an alle die religiösen Bilder früherer Zeiten, worin die Andacht des gläubigen Gemüths in Verbindung mit vollendeter Kunstfertigkeit das Höchste und Heiligste zum Ausdruck brachte; denken wir daran, wie jeder der alten Künstler sich bemühte, den Vorgängen der heiligen Geschichte eine neue und ergreifende Seite abzugewinnen, und vergleichen damit die neuesten Kunstleistungen, so werden wir erkennen, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Auch das Pfingstwunder ist profaniert: ein buntes Getwimmel aufgeregter Leute, die an die tanzenden Dertwische oder an ähnliche religiöse Orgien erinnern.“
(H. G.)

Großes Aufsehen hat ein Vortrag erregt, den Sir Oliver Lodge in Birmingham, England, als ausscheidender Präsident der British Association for the Advancement of Science gehalten hat. Der Vortrag beschäftigte sich mit dem wissenschaftlichen Beweis für das Fortleben der Seele nach dem Tode. Sir Oliver glaubt, einen solchen Beweis gefunden zu haben, einen Beweis, für den er, weil auf dem Wege der Induktion erreicht, auch vor dem Forum der Wissenschaft Anerkennung oder wenigstens Beachtung fordert. Und zwar sind die Tatsachen, mit denen es Sir Oliver's Induktion zu tun hatte, die Tatsachen des — Spiritismus! Allerdings führte er dem Gelehrtenkongreß in Birmingham seine Tatsachentreihe nicht vor. Für seine Auffstellung, daß die Unsterblichkeit der Seele sich auf dem Wege der Erfahrung, der wissenschaftlichen Experimentation, erweisen läßt, hat er nur seine persönliche

überzeugung ausgesprochen. Sein Vortrag gipfelte in den Sätzen: "Although I am speaking *ex cathedra*, as one of the representatives of orthodox science, I will not shrink from a personal note summarizing the result on my own mind of thirty years' experience of psychical research begun without predilection — indeed, with the usual hostile prejudice. . . . Already the facts so examined have convinced me that memory and affection are not limited to that association with matter by which alone they can manifest themselves here and now, and that personality persists beyond bodily death. The evidence to my mind goes to prove that disembodied intelligence, under certain conditions, might react with mankind on the material side, thus indirectly coming within the scientific ken." Lodge basiert seine Aufstellung also auf den psychical research. Es ist das die Untersuchung spiritistischer Phänomene — Geistererscheinungen, Polter- und Klopfgeister, Ahnungen, „prophetischer“ Träume und vor allem des vor-gebliebenen Verkehrs mit der Geisterwelt durch spiritistische Medien —, die von der Society for Psychical Research in England und auch in Amerika durch "trained investigators" seit Jahren planmäßig betrieben wird. Sir Oliver Lodge war von 1901 bis 1902 Präsident dieser Gesellschaft. Hauptsächlich auf die Resultate, die durch das Studium dieser Phänomene gewonnen worden sind, gründet Sir Oliver seine Überzeugung, daß eine Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode auch von der (induktiven) Wissenschaft zugestanden werden muß. Daß eine solche Behauptung von solcher Seite bedeutendes Aufsehen erregt hat, ist gar wohl begreiflich. Die materialistische Wissenschaft weiß ja von keiner „Seele“, geschweige denn von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode; erbringt Sir Oliver jetzt den „wissenschaftlichen“ Beweis, den er angemeldet hat, so müßte sie eine ihrer Grundanschauungen revidieren. Daß man aber in der Stellungnahme Sir Oliver's einen "complete change of attitude as between science and faith" erkennen will, ist völlig unberechtigter Optimismus. Sir Oliver bezeichnet sich als "orthodox scientist", das heißt, als einen, der die Aufstellungen der modernen Wissenschaft voll und ganz teilt, der vor allem, wie er ausdrücklich in dieser Rede betont, die Evolution als erwiesene Tatsache (nicht etwa nur als Hypothese) anerkennt. Er sagt: "We have learned from science that Evolution is real"; "Evolution is not an illusion"; "evolutionary progress is real" usw. Er redet von der christlichen Dogmatik als von einem „überwundenen Standpunkt“. Für ihn existiert schlechthin keine Schriftlehre von dem Leben nach dem Tode. Auf die Theologen zielt er ab mit Ausdrücken wie „keine Einsicht ins Herz des Unversums“, „boshafte oder törichte Verbissenheit“, „übertriebener Dogmatismus“ usw. Auf dem Boden biblischer Theologie steht Lodge also nicht. Nicht aus der großen Auferstehungstatsache, von der das Osterevangelium berichtet, sondern aus den „Tatsachen“ des Spiritismus leitet er seinen Unsterblichkeitsglauben ab. Nicht eine Stütze, sondern eine Beleidigung für den Christenglauben ist Lodges Behauptung, daß aus der okkulten Forschung, also aus dem Spiritismus, ein Verständnis der Seinweise nach dem Tode zu erhoffen sei. Damit ist mit dem Glauben an eine Offenbarung über Fortleben und Unsterblichkeit doch gründlich aufgeräumt und das Zeugnis der Schrift als überwundener Standpunkt erklärt. Allerdings geht Lodge auch dem Materialismus hart zu Leibe. Auf rein mechanische Weise könne man sich das Weltall nicht erklären. Wer alles mit Physik und Chemie erklären zu

können vorgebe, verdiene als "ludicrously narrow pedant" ausgepiffen zu werden. Aber das hilft der Sache durchaus nicht. Von dem Gegensatz zum Materialismus läßt sich noch lange nicht auf eine Annäherung zum Christentum der Schluß machen. Das Unzulängliche des Materialismus zu erkennen, dazu bedarf es nicht der erleuchteten Vernunft; die natürliche Erkenntnis reicht hier aus. Zudem steht Lodge, wenn auch nicht im Prinzip, so doch in der Methode, ganz auf dem Boden des Materialismus. Er will für wahr halten, was Augen sehen, Ohren hören, Hände greifen können, was man in Tabellen eintragen und klassifizieren kann. Das glaubt er mit den spiritistischen Phänomenen erfolgreich getan zu haben; darum glaubt er nun an ein Leben nach dem Tode. Diese Kundgebung Sir Oliver Lodges als „bisher unerreichte Höhe der Wissenschaft“ zu bezeichnen, wie es geschehen ist, bekundet ein höchst oberflächliches Urteil. Platos Argument aus der Einheit der Seele im „Phädo“ bewundern wir mit Recht; denn Plato war ein Heide. Daß sich jemand heute, am hellen Licht des neutestamentlichen Tages, in die Dunkelkammer des Spiritismus begibt, um sich von dem Fortleben der Seele zu überzeugen, dünnt uns traurige Verirrung. G.

Die Society for Psychical Research hat sehr weise daran gehandelt, daß sie aus ihren Forschungen im Reiche des „Okulten“ nie eine Folgerung, wie sie jetzt Lodge vorträgt, gezogen hat. Wer in das monatliche Magazin, welches die Gesellschaft herausgibt, ab und zu hineinschaut, muß sich wundern, daß Menschen an das Studium solcher Trivialitäten, Albernheiten und oft zugestandenem Betrügereien so viel Geld und Zeit zu verschwenden willens sind. Die Geister der Verstorbenen scheinen, wenn man nach ihren Kundgebungen durch die Medien urteilen darf, sehr schnell in Blödsinn zu versinken. Als Prof. Wm. James, der auch Spiritist gewesen ist, gestorben war, waren gleich alle Medien mit ihm „in Rapport“. Auf die Frage, ob er es sei, gab der verstorbene Meister eines korrekten Englisch durch das Medium zur Antwort: "Yep, it's me!" Einige Jahre vor seinem Tode bekannte sich Prof. James zu der Auffassung in bezug auf Spiritismus: "There's something in it." Mit „rechten Dingen“ ginge nicht alles zu. Allerdings, als ehrlicher Mann gab er zu, daß alle Medien, an denen die Phänomene des Spiritismus sich zeigen, grobe Betrügereien verüben, sooft man es an der Wachsamkeit fehlen läßt. Auch hat er die Tatsachen, die ihn glauben ließen, "there's something in it", nicht veröffentlicht. Andere haben versucht, das Material der Psychical Research zu sichten, damit Leute, die der Sache fernher sehen, Einsicht gewinnen möchten. So der frühere Professor an der Columbia-Universität, James H. Hyslop. Wer das Gruseln lernen will, der lese die Sachen. Er wird schließlich aber dem Urteil des Springfield (Mass.) Republician beistimmen, welcher sagt: "It seems far too early to draw conclusions of any sort from a mass of observations so chaotic, so conflicting, and so open to suspicion." Dem berufsmäßigen Medium ist natürlich der ex cathedra-Ausspruch Lodges nur Wasser auf die Mühle. Rein unbezahlbar als Geldquelle; denn Tausende von Sumpeln werden in ihrem Bahn jetzt bestärkt sein und mit größerer Begier als je ihr Geld in die Spulkammern tragen, um sich dort von verstorbenen Vettern, Ruhmen und Basen über das Leben im Jenseits belehren zu lassen. G.

In Glasgow, Schottland, starb am 6. September Prof. James Orr. Prof. Orr hat sich um die Bekämpfung der höheren Kritik mit ihren eigenen

Waffen verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind: "The Problem of the Old Testament" und "The Virgin Birth of Christ". Eine umfassende Gelehrsamkeit und allseitige Beherrschung bibelkritischer Gebiete tritt in diesen Apologien für die Integrität der alttestamentlichen Schriften und für die jungfräuliche Geburt Christi zutage. Mit schonungsloser Dialektik werden besonders in dem letztgenannten Werk die inneren Widersprüche der ungläubigen Kritik und die Absurditäten, zu denen ihre Aufstellungen führten, bloßgestellt. Ort war seit 1901 Professor der Apologetik und Theologie am Seminar der (presbyterianischen) United Free Church in Glasgow. G.

Vom Blöbät. Von der 13. Abteilung des Strafgerichts zu Neapel wurde der Mönch Bruder Salvator am 31. Juli zu sieben Jahren Zuchthaus und einem Jahre Polizeiaufsicht verurteilt wegen Sittlichkeitsverbrechen, die er an zehn- und elfjährigen Knaben begangen hat. — In Goncourt St. Etienne (Frankreich) wurde der Abbe Laguisse, dem unsittliche Handlungen gegen Katechismus-Schülerinnen in mindestens zehn Fällen zur Last gelegt wurden, verhaftet. Derselbe Priester ist wegen desselben Vergehens verurteilt. Er war damals Priester in einer Gemeinde des Kantons Baqueville, wurde angeklagt und zu drei Monaten Gefängnis mit Strafaufschub verurteilt. Trotzdem wurde er von seiner geistlichen Behörde nur „versekt“, das heißt, ihm ein neues Feld für seine Leidenschaften angewiesen. Handelt es sich doch „nur“ um eine Verurteilung durch ein „weltliches“ Gericht. — In Düsseldorf kamen im vorigen Monat anlässlich eines Preßbeleidigungsprozesses die Verfehlungen eines Kaplans Sassen zur Sprache, dem neben andern vorgeworfen war, daß er ein von ihm im Weichstuhl verführtes Mädchen (nachdem er ihm ein Abtreibungsmittel angeboten) in brutaler Weise dem Elend preisgegeben habe. Die kirchliche Behörde setzte zwar alle Mittel in Bewegung, um die Angelegenheit zu vertuschen; der Kaplan aber blieb im Amt, bis er eben wegen des offenkundigen Skandals nicht mehr zu halten war. — In Göhren im Erzgebirge (in Böhmen, Bezirk Brüx) suchte man Anfang August den römisch-katholischen Pfarrer Krotel, der, nachdem er eine Anzahl (etwa fünfzig) von Schulkindern geschändet, sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen hat. Auch in diesem Fall war das Verhalten des Priesters, wie man in der ganzen Gegend überzeugt ist, der kirchlichen Behörde schon längst bekannt. Er wurde schon an seinem früheren Amtsorte wegen ähnlicher Vorkommnisse in gerichtliche Untersuchung gezogen, von seiner kirchlichen Behörde aber einfach „versekt“. Dieser Zusammenstellung fügt die „Wartburg“ „zwei Reperfragen“ an: „Was muß eigentlich ein römischer Priester anstellen, bis er in den Augen seiner Behörde des Priestertums unwürdig ist? Und was darf ein römischer Priester eigentlich seiner Herde bieten, bis den gläubigen Schafen die Geduld reißt?“ G.

Das Haus, in dem Magister Johannes Hus im Jahre 1415 in Konstantz (Süßenstraße 64) vor seiner Verbrennung wohnte, soll demnächst abgerissen werden und einem Neubau Platz machen. Der Besitzer, Leopold Maier, der dieses alte Wahrzeichen mittelalterlicher Religionsgeschichte mit viel Pietät geschont hat, verzögerte den geplanten Neubau immer wieder, da er hoffte, es würde sich eine historische Sozietät dieses interessanten Hauses annehmen. Es ist wohl zweifelhaft, ob sich in letzter Stunde noch Kreise finden, die den Abbruch des Gebäudes verhindern. Es teilt das Schicksal mit so vielen andern alten berühmten Häusern, die in den heutigen modernen Städten verschwinden müssen. (A. E. L. N.)

Monistische Blütenlese. In der Schrift eines Vorkämpfers des Monismus, Dr. A. Deusch, über „Neue Weltanschauung, neue Religion“ sind unter andern folgende monistische Lieder enthalten: 1. Melodie: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht.“ „Wenn ich die Einheit aller Kraft Mir gründlich überdenke, Der Kraft im Stoff, die alles schafft, Vertrauen kindlich schenke, So ahn' ich dich, Geist der Natur, Erlenne deines Wesens Spur, O Gott Natur — All — Vater! Ich habe Wunder nie gesehen, Wie Christen sie noch glauben; Verstand muß dabei stille stehen, Vielleicht gar los sich schrauben.“ 2. Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ „Auf jeder Eisenbahn ereignet Verspätung sich und Unglücksfall; Der Himmelskörper Lauf bezeichnet Den Tag, das Jahr allüberall. Die Menschen stellen ihre Uhr Nur nach dem Gange der Natur.“ „Mit der Sorte der Poesie“, bemerkt die „E. K. Z.“, „werden es unsere schönen, alten und neuen Choräle ja wohl noch lange aufnehmen können. Aber merkwürdig ist's doch, wenn es dem Monismus keine Ruhe läßt, die kirchlichen Formen zu kopieren. „Monistische Sonntagspredigten“ hat der Vorsitzende des Monistenbundes, Prof. Ostwald, jüngst herausgegeben, nun haben wir also auch monistische Choräle, und wer weiß, was noch folgen wird.“ Der „Alte Glaube“ berichtet: „Die Monisten verbrauchen ihre Leute schnell. Bereits ist ihr Hauptführer, Prof. Ostwald, bei ihnen in Verachtung geraten. Auf seine monistische Sonntagspredigt ‚Der Anfang aller Dinge‘ schreibt die in Neukölln=Berlin erscheinende radikal-monistische Zeitschrift ‚Der gerade Weg‘ in Nr. 15 vom 1. August: ‚Wir haben schon so viel Kuriosa und Widersprüche des Herrn Professor Wilhelm Ostwald zur Kenntniss des Publikums gebracht, daß es schier langweilig wird, auf ihn zurückzukommen. Und doch wollen wir es noch einmal tun, weil es sich sozusagen um den Gipfel der Dummheit handelt, den er nunmehr unter dem Beifall seiner Anhänger erklimmen hat. In seiner Sonntagspredigt Nr. 85 vom 26. Juli d. J. hat er es gewagt, sich mit einem streng philosophischen Thema, ‚Der Anfang aller Dinge‘, zu beschäftigen, und er ist bei dieser Gelegenheit so gründlich hereingefallen, daß es ein Wiederaufstehen für ihn nicht mehr gibt. In dieser kurzen Abhandlung ist massenhafter Unsinn enthalten.“ — In der Ortsgruppe Rostock des deutschen Monistenbundes verbreitete sich kürzlich (laut des „Rostocker Anzeiger“) ein Herr „Privatdozent an der freien Volkshochschule und Sekretär der Gesellschaft für positive Philosophie“, M. S. Bäge (Berlin), über das sehr beliebte Thema: „Was ist und woher stammt die menschliche Seele?“ Dazu bemerkt ein Wechselblatt: „Daß dabei die beinahe schon langweilig gewordene Theorie der Abstammung des Menschen vom Affen die Hauptrolle spielte, bedarf nach dem oben gekennzeichneten Milieu keiner Betonung mehr. Dieser Langweiligkeit mag sich der Herr Redner ebenfalls bewußt gewesen sein. Um so angenehmer überrascht waren wir denn auch über eine neue Entdeckung, die allem Anschein nach direkt auf seinen Scharfsinn zurückzuführen ist. Sie gipfelte in der Feststellung: ‚Das neugeborene Kind ist als seelenlos anzusehen; es ist noch gar kein Mensch (I), weder nach seiner körperlichen (II) noch geistigen Seite.‘ Wenn die Herren Monisten mit Entdeckungen solch reizvoller Neuheit weiter fortfahren, werden sie es noch — sehr weit bringen!“

G.

Sornerfer in München, der sich seit kurzem als Wanderprediger des Freimaurerordens ausgibt, hat bei einer Werbungsrede in Heidelberg den kirchlichen Liberalismus als ein Unglück für unser Volk hingestellt. Er

sagte: „Die Liberalen wollen die Bekenntniskirche in eine freie Kirche umwandeln. Aber es geht nicht an, daß von denselben Kanzeln Jesus als Gottes Sohn und von Männern wie Jatho Jesus als Mensch, ja als sündiger Mensch geschildert wird. Was muß die Gemeinde bei solchen Lehrgegenätzen empfinden? Wenn die modernen freigeistigen Protestanten den Sieg davontragen würden, so wäre die Folge, daß die Orthodogie austreten würde, da sie auf die Dauer keinen Frieden mit ihr halten könnte. Es besteht die Gefahr, daß der bisherige Weg schließlich bei dem amerikanischen Sektentwesen enden wird, von dem man sich nur mit Schaudern abwenden kann, und solche Lösung wäre ein Zusammenbruch der gesamten großen deutschen Kultur.“ — Der Liberalismus ist allerdings ein Unglück für das deutsche Volk. Und etwas, was noch schlimmer ist als das „amerikanische Sektentwesen“, da diejenigen, die nicht mit der Kirche glauben und bekennen, von ihr ausgehen, ist gerade das, was die „große deutsche Kultur“ auf kirchlichem Gebiet zur Schau stellt. E. P.

Von erfreulichen Fortschritten des Christentums in China berichtet die „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“. Der Gouverneur in Su Chan ließ in das neue Gefängnis eine christliche Kapelle einbauen, um für die Gefangenen christliche Gottesdienste abhalten zu lassen; ebenso hat er allen Ortsbehörden der Provinz befohlen, den christlichen Predigern den Zutritt zu den Staatsgefängnissen zu gestatten, und hat die Missionare gebeten, für diese Gefängnisseelsorge einen Pastor zu bestimmen. Ein Vizepräsident erklärte geradezu: „Je mehr Missionare nach China kommen, um so lieber wird es der chinesischen Regierung sein.“ Ein anderer hoher chinesischer Beamter gab einem europäischen Schriftsteller auf dessen Frage, was China am nötigsten sei, ob Eisenbahnen oder Schulen oder Fabriken usw., ohne sich einen Augenblick zu bedenken, zur Antwort: „Zweifellos das Christentum; denn das ist das einzige, was tief genug geht. China braucht alle diese Dinge, die Sie aufzählen, und noch viele andere; aber vor allem braucht China das Christentum, denn das ist die Grundlage alles andern. China kann niemals erneuert werden, bevor es nicht eine Zuverlässigkeit in Handel und Verwaltung gewinnt, und es kann diese niemals gewinnen, bevor es nicht eine neue sittliche Gesinnung erlangt, und es kann diese niemals gewinnen, bevor es christlich wird.“ Von Bedeutung ist auch, daß der neuernannte chinesische Gesandte in Berlin der christlichen Kirche angehört. Wer aus diesem allem aber schließen wollte, daß die chinesische Regierung dem Evangelium ein wahres Verständnis entgegenbringt, irrt sich sehr. Was man aus dem Einzug des Christentums zu gewinnen hofft, sind die Vorteile der europäischen Kultur. China ist außer einem verschwindend kleinen Prozentsatz von Christen noch jodheidnisch. Ein Peking Telegramm vom 4. September meldet, daß Liangschitshao, einer der bedeutendsten Führer der von Juanschilai begründeten Fortschrittspartei, und mehrere andere bedeutende Politiker den beiden Häusern des Reichstages den Antrag unterbreitet haben, die Religion des Konfutsse zur Staatsreligion zu erheben. Zur Begründung führen sie an, die Schaffung einer Staatsreligion bedeute nicht und bedingt eine Einschränkung der Gewissensfreiheit, dagegen würde eine von Staats wegen gepflegte Religion viel zur Hebung der Sittlichkeit beitragen. G.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

November 1913.

Nr. 11.

Die Tennesseesynode.¹⁾

Die dunkeln Jahrzehnte des amerikanischen Luthertums waren eine trägliche und jämmerliche Zeit. Doch auch dies Mittelalter hatte seine Waldenser, Leutlein, die inmitten der sie umlagernden Finsternis noch Licht lutherischer Wahrheit auf ihren Leuchtern hatten und Augen, die sich dieses Lichtes freuten. Der Waldus dieser übriggebliebenen war Paul Hentel, über dessen Leben und Wirken aus seinen in Gestalt einer Autobiographie und umfangreichen Tagebüchern, Briefen usw. im Manuskript vorhandenen Aufzeichnungen folgende Mitteilungen in seinen eigenen Worten hier folgen mögen. . . .²⁾

Welch ein Bild kirchlicher Verödung und geistlichen Darbens setzt sich uns aus diesen schlichten Mitteilungen des alten Paul Hentel zusammen! überall zerstreute Schafe ohne Hirten, Kinder der lutherischen Kirche, die kaum noch eine Ahnung hatten von dem Erbteil, das ihre Väter verloren hatten. Da wurde Paul Hentel, während er, unter mancherlei Anfechtungen wunderbar im geistlichen Leben erhalten, durch oratio, meditatio, tentatio nach D. Luthers Rezept zu einem Prediger in der Wüste heranwuchs, vielen ein Führer zum Leben. Von ihm und seinen sechs Söhnen, unter denen die Pastoren Paul und David Hentel

1) Unter dieser Überschrift bringen wir hier zum Abdruck das „Erste Kapitel“ des „Zwölften Buches“ des geplanten zweiten Bandes der „Geschichte der Lutherischen Kirche in Amerika“, wie es noch von der Hand des seligen D. A. G. Gräbner selber für den Druck fertiggestellt worden ist. Das Manuskript ist uns überlassen worden vom Concordia Publishing House, welches dasselbe samt den übrigen von D. Gräbner für den zweiten Band seines Werkes gesammelten Materialien käuflich erworben hat und nun schon so lange und immer noch Ausschau hält nach einer geeigneten Person, um das treffliche Werk zu Ende zu führen.
F. B.

2) Der folgende längere Abschnitt ist eine etwas verkürzte Wiedergabe des von D. Gräbner in „Lehre und Wehre“ (Jhrg. 43, S. 106 ff.) veröffentlichten Artikels: „Aus Paul Hentels Leben.“ Wir lassen ihn darum hier wegfallen.

F. B.

die hervorragendsten waren, ist in unserer Geschichte schon mancherlei berichtet worden.³⁾ Durch fleißiges Forschen in der Schrift, besonders an der Hand der Weimarschen Bibel und der Schriften Luthers sowie der symbolischen Bücher unserer Kirche, waren Paul Henkel und seine Söhne Paul und Philipp zu einer in jener Zeit seltenen Erkenntnis der lutherischen Lehre gelangt, und sie traten für die erkannte Wahrheit mit einer Mannhaftigkeit ein, für die sie wenig Verständnis fanden. So konnte es nicht ausbleiben, daß sie und die wenigen, die es mit ihnen hielten, ehe sie sich's versahen, als Ismaeliten dastanden, deren Hand gegen jedermanns Hand war, und es kam die Zeit, da die „Henkeliten“ die bestgehaßten Leute nicht nur in der lutherischen Kirche waren, sondern auch die bittere Feindschaft der Methodisten, Baptisten und anderer Schwärmer auf sich geladen hatten.

Als Gegner Paul Henkels und seiner Söhne ist uns ebenfalls schon bekannt der Kaufmann, Papiermüller, Advokat, Politiker, Pastor und Synodalpräses Gottlieb Schöber. Daß Schöber selber kein Lutheraner war, wissen wir schon aus seiner Jubiläumsschrift von 1817 und konnte besonders der Familie Henkel nicht verborgen sein. So schrieb er am 23. März 1815 an David Henkel, dem er eine Subskribentenliste für seine Übersetzung der „Siegesgeschichte“ von Stilling schickte, unter anderm: „Der Inhalt des Buches ist sehr bedeutsam und kann dazu gereichen, Deisten und Atheisten von einem zukünftigen Dasein und die Sensualisten und Heuchler von der wahren Natur des Himmels und der Hölle und des Hades als eines Aufenthaltsortes, wo die abgehiedenen Seelen ihr Urteil zu erwarten haben, zu überzeugen. Es ist nichts darin, was der Lehre von der Erlösung durch Jesum widerspreche, und es erhebt ihn gebührend und schriftgemäß über alle erschaffenen Mächte. Es will in gewisser Hinsicht eine endliche Erlösung feststellen, aber dies braucht nicht geglaubt zu werden und schadet einem, welcher an Jesum glaubt, nicht.“ Am 20. Oktober 1818 schrieb er ebenfalls an David Henkel: „Ich sage, daß, wenn Herr Henkel Brot und Wein konsekriert, ist es denjenigen, mit welchen sich unser Heiland vereinigen kann, dessen Leib und Blut, denen aber, welche nicht reines Herzens sind und doch genießen, und zwar mit Ehrerbietung, vereinigt sich das wahre Wesen nicht mit ihren Seelen, und sie essen Brot und Wein, denn sie haben nicht einen solchen Glauben, Liebe und Demut, wodurch sie befähigt würden, das göttliche Wesen zu besitzen; und die, welche es ohne Ehrerbietung, leichtfertig genießen und während der Zeremonie die Einfalt der Stiftung verachten und sie verspotten und verlachen, bringen das Gericht über sich, weil sie so die gesegneten Elemente essen und trinken, nicht aber weil sie Jesu Leib und Blut genießen, denn sie haben es nicht genossen.“ Das war der Hauptbetreiber der dann auch unter seiner Mitwirkung ins Werk gesetzten

3) S. das Register des I. Bandes.

Gründung der Generalsynode, und es ist schon erzählt, wie die auf eine Beteiligung der Synode von North Carolina an dieser Gründung abzielenden Machenschaften zu einer Spaltung in letztgenannter Synode führten,⁴⁾ der dann die Gründung der Tennessee-synode zu einem Zeugnis über die Generalsynode folgte.⁵⁾

Die konstituierende Versammlung der Tennessee-synode fand am 17., 18. und 19. Juli 1820 in der Salomonskirche in Green County, Tenn., statt.⁶⁾ Eine deutsche Konferenz oder Synode wollte man bilden, wie denn der erste Synodalbericht nach Aufführung der Namenliste eine Art Synodalordnung enthielt, deren erster Paragraph lautete: „Erstens. Wurde es für nothwendig und gut angesehen, daß alle Geschäfte und Verrichtungen, die in dieser Conferenz oder Synode vorkommen, in der Deutschen Sprache geschehen sollten. Es sollen auch alle schriftlichen Berichte von den Verhandlungen, was zu dem ganzen gehört, in der Deutschen Sprache ausgegeben werden.“ (Tenn. I, 4.) In bewußtem Gegensatz zur Generalsynode trat diese Synode ins Leben. In dem ersten Entwurf einer Synodalverfassung lautete der dritte Paragraph: „Es kann niemand ein Lehrer oder sonst Beamter in der Kirche werden, der nicht zuvor nach der Verordnung der Kirche zur Gemeinde aufgenommen worden ist, und einen christlichen Wandel führet. Wer Lehrer seyn will, der soll auch feyerlich versprechen, daß er nach dem Worte Gottes und der Augsburgischen Confession und der Lehre unserer Kirche lehren will. Es kann auch nicht zugelassen werden, daß ein Lehrer unserer Conferenz in einiger Verbindung mit der sogenannten Central oder General Synode stehet, aus der Ursache, die hernach gezeigt wird.“ (Tenn. I, 5.) Dem ersten Synodalbericht der Tennessee-synode war eine Kritik des Planentwurfs beigelegt, worin besonders auf die hierarchischen Ansätze in dieser Grundlage zu der Vereinigung lutherischer Synoden Amerikas hingewiesen war. Ebenso hieß es in einem Gutachten einiger lutherischer Prediger in Ohio, das demselben Bericht beigelegt war: „Wer

4) Bd. I, S. 684—689.

5) Bd. I, S. 713.

6) Drei Blätter des Manuskripts, die D. Gräbner dem Zusammenhang nicht eingefügt hat, enthalten noch folgende Angaben: „Der Plan, eine Synode in Tennessee zu gründen, reifte zuerst in Philipp Gentel. Er teilte ihn am 9. Dezember 1819 zum ersten Male seinem Bruder David mit. Er will auch sein möglichstes tun, daß Zink und Miller mitgehen und aus allen ihren Gemeinden Deputierte mitnehmen. ‚Sage keinem Menschen, Deinem besten Freund nicht, ein Wort davon, oder sie bekommen Wind davon.‘ Philipp an David Gentel am 29. Dezember 1819: ‚Green Co., Tenn.: Es wäre mir lieb, wenn Du jetzt bei mir wohnen könntest. Es wäre vielleicht besser für mich und Dich; wir könnten vielleicht Anstalten treffen, eine Konferenz für diesen Staat aufzurichten, wenn Du hier wärest. An D. N., near Lincolnton, N. C.‘ Am 14. März 1820 schreibt Phil. Gentel an David: ‘If the old ministers will not act agreeable to the Augsburg Confession, we will erect a Synod in Tennessee.’”

wollte diesen Herren, wenn sie so gesonnen wären, es hintern, sich durch die Landes Gesetze incorporiren zu lassen? Und wenn solches geschehen sollte, wer wollte alsdann denen Gesetzen, die sie passiren würden, widersprechen, ohne zu fürchten, in die Hände einer strengen Hierarchie zu fallen? Wir sind vollkommen aus Kirchen-Historien überzeugt, daß sich das Papstthum auf eine ähnlich Weise schleunig gegründet hat.“ Und zum Schluß: „Dennoch ist die Sache, wie man pfleget im gemeinen Sprichwort zu sagen: ‚die Raß im Sack gekauft‘. Wir sehen zwar wohl ihre äußerliche Gestalt einigermaßen durch den Sack und schließen daraus, daß sie das nicht werth ist, wofür sie uns angeboten wird. Wir sind daher aus dem ganzen völlig überzeugt, daß wir nicht besser thun können, als uns genau nach der Augsburgerischen Confession und der Ministerial-Ordnung zu halten, und alle übrige, die solches versprochen haben zu ermahnen, das nemliche zu thun.“ (Tenn. I, 64. 68.) Ebenso war dem zweiten Synodalbericht der Tennesseesynode eine Beleuchtung der Konstitution der Generalsynode beigegeben, in welcher gleich zu Artikel I über den Namen der neuen Verbindung gesagt war: „Dieser Körper soll den Namen ‚Evang. Lutherisch‘ führen. Dieses kann er wohl; und dennoch im Grunde nicht Lutherisch seyn. Es wird nirgends in dieser ganzen Grundverfassung gesagt: daß weder die Augsburgerische Confession, noch Luthers Katechismus, noch die 5. Schrift der Grund der Lehre dieses Körpers seyn sollte. Es ist doch bekannt, daß diese immer der Grund der Lutherischen Kirche waren. Warum schweigt die Grundverfassung gänzlich davon? . . . Wäre man im Ernste gewesen, die Ev. Lutherische Kirche zu erhalten und fortzupflanzen, so würde man auch besorgt gewesen seyn, unsere Glaubensbekenntnisse in der Grundverfassung festgesetzt zu haben. Wir können auch beweisen: daß verschiedene Glieder, die zur General-Synode gehören, von der Lehre der Augsburgerischen Confession abgewichen sind.“ (Tenn. II, 18.) Und zu Abschnitt 5, 1 war bemerkt: „Es heißt ferner: daß die General-Synode niemand wegen Unterschied der Meinung bedrücken soll. Es fragt sich hier, von welcherley Meinung die Rede ist? Antwort, von der Lehre; denn es heißt gerade zuvor: daß die General-Synode von Klagen wegen Lehre, zc. Soll nun niemand wegen Unterschied der Meinung bedrückt werden, so kann auch niemand wegen falscher Lehre gestraft, noch ausgeschlossen werden. Hier wird eine offene Thür gegeben, für jedermann zu lehren, was er will, seine Meinung möchte so verkehrt seyn, als sie immer wollte. Er könnte die 5. Dreieinigkeit Gottes leugnen, oder sonst einen verdammlichen Irrthum verteidigen: und nach dieser Grundverfassung könnte man solchen nicht zur Rechenschaft führen, und strafen; denn er könnte immer sagen: Ihr habt kein Recht, mich wegen dem Unterschied meiner Meinung zu bedrücken: Ich meine es so, und mein Gewissen lehrt mich so zu predigen. Dies ist Nahrung für den lauen Geist, da man gleichgültig ist, welche Meinung die rechte oder die unrechte behauptet wird.“ (Tenn. II, 26. 27.)

Die Tennesseeer hatten hiernach den Haupt- und Grundschaden der Generalsynode, der ihr bis auf den heutigen Tag als solcher anhaftet, sehr richtig erkannt und klar bezeichnet. Daß die falsche, unlutherische Lehrstellung wirklich der Hauptvorwurf war, welchen diese Leute gegen ihre früheren Synodalbrüder und die Generalsynode erhoben, und daß sie aus diesem Grunde, nicht aus separatistischer Gesinnung, ihre Sonderstellung einnahmen, geht deutlich hervor aus der Thatfache, daß, und aus der Art und Weise, wie sie schon in den nächsten Jahren die Hand zur Einigung in der Wahrheit boten. Schon während der Versammlung der Tennessee-Synode von 1824 wurde derselben eine Bittschrift von den Ältesten und Vorstehern der Philadelphia-Gemeinde in Lincoln County, North Carolina, vorgelegt, welche dahin ging, „daß eine Committee erwählet werden möchte, wie auch daß es der sogenannten Synode von Nord Carolina vorgeschlagen werde, das nemliche zu thun; und daß dieselbigen beyden Committeeen zusammen den Unterschied zwischen der Lehre, dieser und jener Synode zeigen und solches öffentlich bekannt machen würden“. Ähnliche Gesuche hatten noch zwei andere Gemeinden eingereicht, und über die Verhandlungen hierüber meldet der Bericht: „Nun wurde die Sache, welche in den Bittschriften No. 5, 6, 7 vorkamen, in Berathschlagung genommen. Zuerst ist zu bemerken, daß an unserer letzten Sitzung ein Brief, unterschrieben von einigen Männern zu der sogenannten Synode von N. C. gehörig, eingehändigt wurde, in welchem einige Vorschläge zu einer Vergleichung dargelegt wurden. Der Brief war aber nicht an die Synode von Tennessee adressiert; sondern an Paulus Pentel, als das Haupt derselben. Es konnte dazumal nichts wegen dieser Sache beschlossen werden: weil er nicht an die Synode gerichtet war: und ferner weil dieselbe keinen Menschen als ihr Haupt bekennet, als den einigen Gott-Menschen, Jesum Christum. Da aber dennoch manche Leute, wie aus den vorhandenen Zeugnißen zu ersehen, begehren, daß das Publikum genau und bestimmt wissen möchte, was der Unterschied in der Lehre zwischen uns und den Predigern, die sich die Lutherische Synode von Nord-Carolina nennen, sey: und — so es möglich wäre, nach rechtmäßigen Gründen im Frieden mit derselben zu leben: und wir das nemliche als eine Synode begehren: so sey es hiemit beschlossen: 1. Daß die Herren Casper Reinadt, Jacob Reinadt, und Adam Leonard eine Committee seyn, welche sich einen Schreiber erwählen. 2. Sie sollen die streitige Lehrpunkten, welche von beyden Seiten gelehret, aus ihren Schriften sammeln: und was die Prediger der Nord Caroliner Synode lehren, in eine Spalte, und was die Synode von Tennessee, in die andere gegenüber setzen: so daß jedermann sogleich den Unterschied sehen möge. Dann kann jedermann selbst prüfen, welche Seite nach der Augsburgischen Confession lehren. 3. Die Committee soll auch die Freyheit haben, bis zur nächsten Sitzung, wenn es nöthig ist, solche Fragen an besagte Prediger zu richten, als für gut mag erachtet werden.

Sie soll auch ihre ganze Verhandlung im Druck heraus geben. Sollten besagte Prediger, im Fall sie überführt werden, ihre Lehre so öffentlich im Druck widerrufen, wie sie dieselbe ausbreiteten, und gänzlich der Lehre von der Augsburgischen Confession und Lutherischen Ordnung, wie dieselbe war, ehe die Einrichtung der General-Synode auf kam beypflichten; so sollen zur Vereinigung fernere Anstalten getroffen werden.“ (Tenn. 1824, 7. 10—11.) Unter den drei Männern, welche dieses Komitee bildeten, war kein Pastor, sondern es waren drei Deputierte, die sofort an die Lösung ihrer Aufgabe gingen, indem sie folgendes Schreiben ausgeben ließen: „An die Herren Carl Storch, G. Schober, Jacob Scherer, Daniel Scherer, Jacob Miller, Martin Walter, und an alle Männer, welche zu dieser Verbindung gehören. Da wir den Auftrag bekommen haben, Vorbereitungen zu machen, den Zweck eines Christlichen Vertrags zu veranstalten; so nehmen wir die Freiheit eine Antwort auf jede folgende Frage auszubitten: 1. Wollt ihr es fernerhin behaupten: „daß man mag getauft oder nicht getauft seyn, daß einen der Glaube selig mache“? Oder, seyd ihr nach reifer Überlegung schlüssig geworden, solches öffentlich im Druck, als irrig zu widerrufen? 2. Wollt ihr sagen und behaupten, daß die Kirche Gottes aus zwanzigerley Meinungen bestehen könne? 3. Wollt ihr läugnen, daß, der wahre Leib und das wahre Blut Jesu Christi im Heiligen Abendmahl unter Gestalt des Brots und Weins ausgetheilt und empfangen werden, beydes von gläubigen und ungläubigen Gästen? Wollt ihr dieses vertheidigen oder widerrufen? Ferner, wollt ihr auch öffentlich bekennen, daß Jesus Christus, nach beyden Naturen, als Gott und Mensch unzertrennt allgegenwärtig sey: und dergestalt sollte angebetet werden? 4. Wollt ihr die Einrichtung der General-Synode aufgeben und gänzlich fahren lassen, im Fall ihr dieselbe nicht mit der Heil. Schrift beweisen könnt? Beweiset so etwas mit der Bibel, so ist es möglich, solche auf rechtmäßigen Gründen zu vertheidigen und zu einem nähern Vertrag zu kommen. Wenn ihr überlegt, was zum wahren Christenthum gehört, so könnt ihr doch nicht vernünftiger Weise wünschen, daß der Kirche ein Regiment sollte aufgedrungen werden, wovon nichts in der Bibel zu finden ist. Wir können gar nichts von einer General-Synode in der Bibel finden: sollte aber so etwas sich darinnen befinden, so erwarten wir, ihr werdet das Buch und Capitel anzeigen, wo es beschrieben wird. Wir sind versichert, daß die Synode von Tennessee, in Betreff aller persöhnlichen Zwistigkeiten, ganz versöhnlich sey. Unser Rath ist, daß einzelne Personen auf beyden Seiten sich einzeln mit einander aus söhnen würden. Der Unterschied in Betreff obiger Lehrpunkten und die Einrichtung der General-Synode scheinen die eigentliche besondere Scheidewand auf Seiten der Synode von Tennessee zu seyn. Räumet diese Hinderniße auf eine rechtmäßige Weise aus dem Weg, so wird Eintracht zu hoffen seyn. Wenn es euch beliebt, so könnt ihr auch eine Committee bestimmen in Betreff des obigen mit uns

zu Correspondiren. Fernere Verfügungen unserer Synode beruhen auf euren Antworten. Beliebet eure Antworten an uns zu senden. Adressirt dieselbe nach Wahnesborough, Augusta County, Virginia. Wir verbleiben eure Gehorsame Diener: Jasper Kleinadt, Adam Leonard, Jacob Kleinadt."

Auf der andern Seite nahm man die Einsetzung eines solchen Komitees den Tennesseern sehr übel. In einem Briefe von P. Jakob Scherer hieß es: „Dann haben sie Bauern ernannt, uns zu unterweisen, welche uns im Druck angeschwärzt und höhnisch behandelt haben, da sie doch wissen, daß des Priesters Lippen die Lehre bewahren sollen.“ Dazu machte der Synodalschreiber, David Henkel, folgende Anmerkung: „Es ist erstaunend, daß Bauern nicht eben so tüchtig seyn sollen, die christliche Lehre zu beurtheilen, als Prediger. Sobald es einmal bewiesen wird, daß die Bauern Gottes Wort nicht lesen sollten, alsdann wird es erst nöthig seyn, sie von diesem Geschäft auszuschließen. Man weiß wohl, daß in dem finsternen Papstthum es dem gemeinen Mann nicht erlaubt war, in Religionsfachen zu urtheilen, und es scheint mir erschrecklich zu seyn, daß Hr. Scherer, eben dergestalt, solche Gesinnungen hat ausgedrückt: indem er sich als beleidiget hat angesehen, weil wir eine Bauern-Committee erwählten. Daß des Priesters Lippen die Lehre bewahren sollen, beweiset nicht, daß man kein Recht habe, Bauern zu wählen, um Streitigkeiten zu schlichten helfen. Man glaubte, daß Bauern unpartheiisch handeln würden; da die Prediger selbst nicht so tüchtig dazu wären; weil sie Partheien ausmachen. Ich kann auch nicht einsehen, daß die Bauern so niederträchtige Leute sind, daß man es für eine Beleidigung anzusehen hat, wenn sie zu solchem Zweck bestimmt werden. Wenn die Committee etwas hat drucken lassen, das wider die Wahrheit streitet, so hat Hr. Scherer die Freiheit, es zu beweisen.“ Da jedoch neue Gesuche eingelaufen waren, noch einmal den Versuch zu machen, „einen Vertrag mit den Predigern von der Nord-Caroliner Synode zu treffen; doch so, daß die ächte Lutherische Lehre dadurch keine Noth leide“, so wurde vereinbart, daß die von dem Komitee gestellten Fragen, denen von North Carolina noch einmal vorgelegt werden sollten, und dies geschah in einem Schreiben, welches anhub: „An die Ehrw. Synode von Nord Carolina, welche sich den Titel Lutherisch benimmt; aber von uns zu dieser Zeit in Zweifel gezogen wird. Euren Personen nach, Geliebte in dem Herrn! Um das Wohl der Kirche Gottes zu befördern, nehmen wir die Freiheit, euch folgende Fragen zur Beantwortung vorzulegen“ usw.

Im Jahre 1826 ließ die Tennesseesynode nochmals eine Einladung an die Synode von North Carolina zu einer Zusammenkunft ergehen, bei der durch eine Lehrbesprechung ermittelt werden sollte, in welchen Stücken die beiden Synoden voneinander abgewichen und gewissen Leuten Gelegenheit gegeben werden möchte zu erfahren, welcher Teil von der Lutherischen Lehre abgewichen sei. Ein Komitee, das seitens der

Tennesseer beauftragt war, eine solche Versammlung in der Orgelkirche in Rowan County, N. C., ins Werk zu setzen, berichtete seiner Synode während ihrer nächsten Versammlung im Jahre 1827 folgendes: „1. Daß sie eine Bestellung an der Orgel-Kirche in Rowan County, N. C., auf den 4ten des leß verwichenen Novembers gemacht, und den Endzweck derselben in einer wöchentlichen Zeitung angezeigt hätten. Ferner, Daß sie einige derselben Prediger besonders schriftlich einladen hätten, dieser Versammlung beizuwohnen. 2. Daß aber keines derselben erschienen sey; auch keine schriftliche Entschuldigung wegen ihren Nichterscheinen eingesandt hätten. 3. Die Committee wurde von einigen glaubwürdigen Personen, welche H. Storch Abends den 5ten besucht hatten, berichtet, daß er gesagt hätte: ‚Laßt sie (nemlich die Committee) an unsere Synode kommen; denn allda wäre der rechte Ort, über diese Dinge zu sprechen.‘ 4. Auf besagten 4ten November hatten sich eine beträchtliche Anzahl Gemeinssglieder aus verschiedenen Gegenden versammelt. Einige derselben baten die Committee, eine andere Bestellung, um den schon vorgehabten Endzweck zu erreichen, zu machen. Auch wurde die Committee nachher von einer andern Versammlung in Lincoln County gehalten, eine solche Bestellung zu machen. 5. Um diesen Bitten ein Genüge zu leisten, und allen Predigern der Nord Caroliner Synode eine bequeme Gelegenheit zu verschaffen, beizuwohnen, bestellte die Committee eine andere Versammlung in der St. Paulus-Kirche. Denn allda war die künftige Sitzung der Nord-Caroliner Synode bestimmt. Die Committee bestimmte zu ihrem Endzweck den Tag nachher, wenn die Sitzung der Synode zu Ende sein würde; und lud alle Prediger und Gemeinssglieder in einer gedruckten Anzeige ein, beizuwohnen. 6. Der Verlauf dieser Sachen wurde von einer Committee, bestehend aus Gemeinssgliedern, welche sich am 7ten des leß verwichenen Julii an der St. Paulus-Kirche versammelt hatten, aufgesetzt. Ihr Bericht wurde dieser Synode vorgelegt. Darinnen bittet jene Committee diese Synode, ihren Bericht mit in den Bericht dieser Sitzung einzurücken. Aus diesem Berichte erhellet auch, daß David Henkel ersucht wird, eine Abhandlung zu verfassen, deren Inhalt die Rechtmäßigkeit der Anerbietung, d. i. des Vorschlags zu einer öffentlichen Unterredung über Lehrpunkte, welcher den Predigern der Nord Caroliner Verbindung gemacht wurde, zeigen soll. Beschlissen, daß der Bericht jener Committee, wie auch die Abhandlung, falls dieselbe verfaßt wird, sollen eingerückt werden.“ Dieser lautete, wie folgt:

„Bericht von den Verrichtungen einer Committee (Aussschusses), bestehend aus Gliedern von verschiedenen Lutherischen Gemeinen in Lincoln County, N. C. welche sich an der St. Paulus-Kirche, den 7ten Julius, 1827, versammelt hatten. Es ist bekannt, daß eine Uneinigkeit in Betreff einiger theologischen Lehrsätzen zwischen der Lutherischen Tennesse Synode und der Nord Caroliner Synode obwaltet, und daß mehrere Proben von Seiten der Tennesse Synode gemacht wurden, um

diesen Zwiespalt nach rechtmäßigen Gründen bezulegen; und daß dem ungeachtet die Nord Caroliner Synode noch nie zu einem ordentlichen Verhör hat kommen wollen. Bey der letzten Sitzung der Tennesse Synode wurden die Hrn. Daniel Moser, Adam Miller, sen. und David Hensel als eine Committee bestimmt, um die Prediger der Nord Caroliner Synode einzuladen, einer öffentlichen Versammlung beizuwohnen; und alsdann gegenseitig nach den Regeln des Wohlstandes über die bestrittene Punkte zu reden. Besagte Committee bestimmte eine Zusammenkunft dieses Endzwecks an der Orgel-Kirche, auf den 4ten des letzt verwichenen Novembers und luden verschiedene Prediger der Nord Caroliner Synode dazu ein. Die H. Daniel Moser und David Hensel wohnten ihrer Bestellung gemäß dieser Versammlung bey; aber keines der Prediger, welche sie eingeladen hatten. Worauf verschiedene ehrbare Glieder der Lutherischen Kirche die Committee baten, die Einladung zu erneuern; und eine andere Zusammenkunft dieses Endzwecks zu bestimmen. Diese nemliche Bitte wurde auch von der Lutherischen gemeinschaftlichen Committee von Lincoln Caunty bey ihrer Sitzung am 9ten des letztverwichenen Decembers gemacht. Dem zufolge erneuerten die Hrn. Moser und Hensel die Einladung, und bestellten abermals eine Zusammenkunft. Folgendes ist eine Abschrift der schriftlichen Bitte der gemeinschaftlichen Committee und der Bekanntmachung, welche Moser und Hensel ausgehen ließen: An die Lutheraner. Die Lutherische Tennesse Synode hatte eine Committee bestimmt, um öffentlich über einige Lehrpunkte, welche im Streite liegen, zwischen besagter Synode und der Synode, welche gemeiniglich die Synode von N. Carolina und angränzenden Staaten genannt wird, zu reden. Einige Glieder der Letztern wurden von der Committee eingeladen, auf den 4ten des letztverwichenen Novembers an der Orgel-Kirche zu erscheinen, um über diese bestrittene Punkte gegenseitig zu reden. Zwey Glieder der Committee erschienen; aber keines der Prediger der Nord Caroliner Synode. Die Ursache ihrer Nichterscheinung mag nun gewesen seyn, was sie wolle; nichts desto weniger bitten wir, Glieder der verschiedenen Lutherischen Gemeinden in diesem Caunty, versammelt als ein gemeinschaftlicher Ausschuß, um die innere Regierung derselben zu ordnen, besagte Committee, eine andere öffentliche Zusammenkunft an einem bequemen Ort, den schon besagten Endzweck zu erreichen, zu machen; und die Glieder der Nord Caroliner Synode dazu einzuladen. Wir ersuchen auch hie mit die Glieder der Nord Caroliner Synode, die Committee auf eine freundschaftliche Weise zu begegnen, um diese Punkte zu überreden. Johannes Ramsauer, Vorsizer. Michael Rudisill, Schreiber. Jakob Killian, sen. Heinrich Schenk, Johannes Probst, Adam Siegel, Georg Beshor, Georg Baumann, Johannes Fünd, Casper Volich, Thomas Schmit, Johannes Häfner, Johannes Siegel, Heinrich Killian, Jacob Killian, jun. Johannes Morek, Jonas Kasner, Absalom Braun. Salem-Kirche, Lincoln Caunty, N. C. den 9ten December, 1826.“

„An die gemeinschaftliche Lutherische Committee von diesem County. Geehrte Brüder! Wir die Glieder der Committee, welche von der Lutherischen Tennessee Synode bestimmt wurde, lassen uns eure Bitte wohl gefallen; und erachten die Erfüllung derselben als erspriechlich, die Wahrheit zu offenbaren. Folgende Anrede von uns unterschrieben, zeigt unsere Willfährigkeit eure Bitte zu erfüllen: An die Ehrw. Hrn. Carl A. Storch, W. Schober, Jacob Scherer und Daniel Scherer; und an alle andere Prediger, welche mit ihnen in ihrer Synode stehen. Liebe Herren! Ihr nennet euch Lutheraner, und wir nennen uns auch also; nichts desto weniger sind wir uneinig. Ihr habt uns mit falscher Lehre beschuldigt; und wir, ungeachtet ihr euch den Titel als Lutheraner beylegt, läugnen dennoch, daß eure Lehre mit demselbigen, oder mit der heiligen Schrift übereinstimmt. Diese Uneinigkeit verursacht eine Schwierigkeit für einige Befenner der Lutherischen Lehre, eine richtige Entscheidung für sich zu machen; weil sie in dieser Sache nicht hinlänglich unterrichtet sind. Wir wissen kein erspriechlicheres Mittel vorzuschlagen, um den Leuten Unterricht, und beyden Seiten eine Gelegenheit zu gewähren, ihre Anklagen zu beweisen, als einander öffentlich zu begegnen, und über die bestrittene Lehrpunkte nach den Regeln des Wohlstandes zu reden. Da wir benachrichtigt sind, daß die nächste Sitzung eurer Synode in der St. Paulus-Kirche in diesem County auf den ersten Sonntag des künftigen May Monats ihren Anfang nehmen soll; so faßten wir den Beschluß, eine öffentliche Versammlung in eben derselben Kirche zu bestimmen, und welche den Tag, nachdem eure Sitzung zu Ende seyn wird, ihren Anfang nehmen, und wenigstens drei Tage währen soll. Wir gedenken über die Lehren, welche von euch geführt werden, wie dieselbe in Flugschriften verfaßt von einem Gliede und Committeeen eures Körpers gefunden werden; wie auch über die Grundverfassung und Verrichtung der General Synode zu reden. Unter folgenden Bedingungen laden wir euch ein, dieser Versammlung beizuwohnen, um uns zu antworten, und eure Einwendungen zu machen: 1. Wenn einer von uns redet, sollt Ihr uns nicht unterbrechen. Wir versprechen auch, wenn einer von Euch redet, denselbigen keineswegs zu stören. Es soll aber auf keiner Seite einer Person erlaubt werden, länger als zwey Stunden ununterbrochen zu reden. 2. Folgende Sätze sollen erörtert werden: 1. Die Person und Menschwerdung Jesu Christi. 2. Die Rechtfertigung. 3. Die Buße. 4. Gute Werke. 5. Die Heilige Taufe. 6. Das Heilige Abendmal. 7. Das Kirchenregiment. 3. Die Redner sollen sich genau an den Punkt, welcher vorgenommen wird, halten. 4. In dieser Unterredung sollen beyde Partheyen sich auf das Augsburgerische Glaubensbekenntniß, Lutheri kleiner Catechismus und die Heilige Schrift, um Beweise zu führen, berufen. Wir wünschen uns auch auf das christliche Concordien-Buch, welches der Lutherischen Kirche symbolische Bücher enthält, zu berufen. Daß wir wünschen die Lehrsätze auf beyden Seiten nach

dem Augsburgerischen Glaubensbekenntnisse und den andern symbolischen Büchern zu untersuchen, ist, weil die Frage in dieser Uneinigkeit die ist: wer sind die ächten? und wer die unächtten Lutheraner? Denn es ist ja bekannt, daß alle Lutherische Prediger diesem Glaubensbekenntnisse feyerlich zugetan sind. Solltet Ihr aber auf besagter Versammlung behaupten, daß die Augsburgerische Confession falsche Lehren enthält; und daß der sel. Luther in irgend eines dieser Sätzen, welche hier zu einer Unterredung vorgeschlagen werden, geirret hat, so sind wir in diesem Falle willig, uns auf die Heil. Schrift allein zu berufen. Ungeachtet aller persönlichen Mißgelligkeiten, welche bisher zwischen uns entstanden seyn mögen, gedenken wir dennoch, Euch auf eine freundschaftliche Weise zu begegnen, ohne im geringsten daran zu denken, durch irgend einen persönlichen Tadel Eurer Empfindung nahe zu treten. Daß wir aber gedenken, Eure Lehrsätze öffentlich als irrig zu widerlegen, habt Ihr durchaus nicht als eine Beleidigung anzusehen; indem wir auch von Euch erwarten, daß Ihr uns widersprechen werdet. Wir bitten Euch, als unsere ehemalige Brüder, diese Vorschläge nicht zu verachten; weil die Annehmung derselben Eurer Seits den erwünschten Erfolg, die eine oder die andere Parthey von der Wahrheit zu überzeugen, haben mag; und wir sind gewiß, es würde für manchen Zuhörer sehr nützlich seyn. Wir sind bereits, Euch alles persönliche Betragen, welches wir als strafbar an Euch glauben zu seyn, zu vergeben; hingegen solltet Ihr auch bereit seyn, uns im nemlichen Fall zu vergeben. Da wir aber in den Grundlehren der christlichen Religion entzweyhet sind; so ist eine kirchliche Gemeinschaft unmöglich, bis entweder die eine oder die andere Parthey völlig überwiesen und überzeugt seyn wird. Wir verbleiben ehrerbietigst, Eure ehemalige Brüder. Daniel Moser, David Hentel. Lincoln Caunty, N. C. den 10ten Dec. 1826.“

„An alle, welche es angehen mag. Kund und zu wissen sey hiermit jedermann, daß wir gedenken eine öffentlich Versammlung an der St. Paulus-Kirche, welche ihren Anfang den Tag nach dem die obemeldete Synode zu Ende seyn wird, nehmen soll, um den oben angezeigten Endzweck zu erreichen, zu halten. Die Glieder der besagten N. C. Synode mögen sich verwilligen, dieser Versammlung beizuwohnen, oder auch nicht; so werden wir dennoch, so Gott will, derselben beynwohnen, und während dreyn Tagen über die oben angezeigte Lehrpunkte reden. Wir laden nicht nur allein Lutheraner, sondern auch alle andere Personen, denen es angelegen ist, die Erörterung dieser Punkten zu hören, zu dieser Versammlung ein. Insonderheit bitten wir unsern Ehrw. Bruder Hr. Adam Miller, sen., dieser Versammlung beizuwohnen, und seine Pflicht als ein Glied dieser Committee zu erfüllen. Seine Abwesenheit am 4ten des 10ten ist wegen vorfallender Krankheit in seiner Haushaltung billig zu entschuldigen. Wir laden auch alle übrige unsrer Amtsbrüder von der Tennessee Synode, dieser

Versammlung bezuwohnen, ein. Vermuthlich wird die Nord Caroliner Synode ihre Sitzung Mittwochs oder Donnerstags endigen. Sollte dieses der Fall seyn, so wird unsere Versammlung entweder Donnerstags oder Frentags nach dem ersten Sonntag im nächsten May ihren Anfang nehmen. Allen denen, welche weit entfernt wohnen, und dieser Versammlung bezuwohnen wollen, wird angerathen, sich einen oder zwey Tagen vorher irgendwo in der Nachbarschaft einzufinden; dieweil wir nicht genau wissen, wenn die Sitzung der obbemeldeten Synode zu Ende seyn wird. Daniel Moser, David Henkel. Den 10ten Decem-ber, 1826. Obige Einladung und Bekanntmachung wurden gedruckt, und einem jeden Prediger der Nord Caroliner Synode etliche Monaten vor ihrer Sitzung zugesandt. Die Hrn. Moser und Henkel bestimmten H. Michael Rudisill, die N. C. Synode zu fragen, ob sie willig wären, der Einladung ein Genüge zu leisten, und wenn ihre Sitzung zu Ende seyn würde. Er war auch der Überbringer des folgenden Briefs:

„An den Vorfizter der Synode von Nord Carolina und angränzen- den Staaten, versammelt den 7ten May, 1827, in der St. Paulus- Kirche, Lincoln Caunty, N. C. Es wird begehret, daß der Vorfizter diesen Brief der ganzen Synode vorlege; diemeil derselbe sie angehet. Ehrwürdige Herren! Da wir eine öffentliche Versammlung an der St. Paulus Kirche, den Tag nachdem eure Sitzung zu Ende seyn wird, um den in der zu Euch gesandten gedruckten Einladung angegebenen Endzweck zu erreichen, gemacht haben; so begehren wir zu wissen, ob Ihr gedenket, uns zu begegnen? Solltet Ihr euch entschließen, uns nicht zu begegnen; so erachten wir es als eine billige Aufforderung, daß Ihr uns die Gründe solcher Verweigerung anzeige. Ferner bitten wir Euch, daß Ihr uns durch den Überbringer benachrichtiget, wenn eure Sitzung zu Ende seyn wird. Wir bitten Euch, uns der Einladung gemäß zu begegnen. Wir verbleiben ehrerbietigst David Henkel, Daniel Moser, den 7ten May, 1827. Herr Rudisill übergab diesen Brief dem Vorfizter, welcher, da er denselben nahm, sagte: daß der Brief nicht richtig an sie gerichtet sey; demungeachtet, sollte derselbe dennoch einer von dieser Synode bestimmten Committee übergeben werden, welche einen Bericht über dieselben abstatten sollte. Hr. Rudisill bat den folgenden Tag um eine Antwort, er aber erhielt keine. Mittwochs, da ihre Sitzung zu Ende gieng, forderte Hr. Rudisill abermals eine Antwort; und es wurde ihm wiederum keine gegeben. Die Synode hat auch keine Gründe angezeigt, warum sie die Einladung der Committee nicht angenommen haben. Worauf Hr. Rudisill öffentlich aus sagte, daß die Hrn. Moser und Henkel den folgenden Tag in der Kirche erscheinen, und über einige der bestrittenen Lehrpunkten reden würden. Er lud alle, die gegenwärtig waren, ein, bezuwohnen. Demzufolge, erschienen Moser und Henkel den folgenden Tag. Aber keines der Glieder der N. C. Synode fanden sich ein. Die meisten oder vielleicht alle hatten sich schon auf ihre Heimreise begeben. Die Gemeinsglieder, welche sich

versammelt hatten begehrt, daß D. Henkel über einige Lehrpunkte reden möge; welches er auch that. Aber es wurde für gut angesehen, nicht mehrere Tage dazu auszusetzen. Solchergestalt wurde die Sache für dieses mal beschlossen. Die gegenwärtige Versammlung bestimmte die Mehrheit der Glieder dieser Committee, um diesen Bericht schriftlich aufzusetzen. Es wurde von dieser Committee beschlossen, daß dieser Bericht der nächsten Sitzung der Tennessee Synode soll vorgelegt, und dieselbe gebeten werden, denselben dem Berichte ihrer Berichtigungen beizufügen. Es wurde ferner beschlossen, daß David Henkel ersucht werde, jene Abhandlung zu verfassen, um die Gründe aus heiliger Schrift für die Rechtmäßigkeit der öffentlichen Unterredung, so wie dieselbe den Predigern der Nord Caroliner Synode angeboten wurde, zu zeigen. Wir bezeugen obigen Bericht mit unserer Namensunter-Schrift. Christopher Siegmann, Vorsitzer, Johannes Schmit, Georg Baumann von der St. Johannes-Kirche. Michael Rudisill, Schreiber, Johannes Probst, Casper Bolich von der St. Paulus-Kirche. Paulus Herzog, Jacob Weber von der Zion's-Kirche. Ludwig Leinberger, Jacob Kasner von der Philadelphia-Kirche. Johannes Morek von der St. Paulus-Kirche. Adam Siegel von der Trinitatis-Kirche. St. Paulus-Kirche, Lincoln County, N. C. den 7ten Julius, 1827." (Tenn. 1827, 5. 6, 24—31.)

In der Abhandlung, welche David Henkel verabsaft hatte, war unter anderm folgendes gesagt: „Es ist eine sehr unangenehme Mißhelligkeit zwischen diesem Körper und der Nord Caroliner Synode entstanden. Vor dem Jahr 1820 waren einige Glieder von diesen beyden Synoden in einer Verbindung. In diesem Jahr trat die Nord Caroliner Synode mit einigen andern Synoden in die Verbindung einer General-Synode. Eine solche Einrichtung war nie zuvor in der Lutherischen Kirche, und die Tennessee Synode erachtet dieselbe als der Christlichen Freyheit nachtheilig und als den Weg bahnend, Neuerungen einzuführen. Diese Einrichtung, nebst dem Unterschiede in Betreff einiger Grundlehren in der Christlichen Religion, sind die wesentliche Ursachen dieses Zwispalts. Die Glieder der Nord Caroliner Synode beschuldigen die von der Tennessee Synode mit falscher Lehre, und daß sie sich der General-Synode entgegen stellen, welche als eine nützliche Anstalt angepriesen wird. Insonderheit beschuldigen sie mich, und sind mit mir als einer einzelnen Person sehr unzufrieden. Daher werde ich manchmal von mir als einer einzelnen Person in dieser Abhandlung reden. Gingegegen beschuldigt die Tennessee Synode Sie, daß sie von dem Glaubensbekenntniß der Kirche abgewichen wären, und irrige Lehren unter dem Deckmantel der Lutherischen Kirche ausbreiten.“ Und ferner: „Die Prediger der Nord Caroliner Verbindung nennen sich Lutherisch; da wir aber genugsame Gründe haben zu glauben, daß sie der Augsburgischen Confession zuwider lehren; so dachten wir, es sey unsere Pflicht, sie zur Verantwortung aufzufordern. Einige aber hegen die Meinung daß es Lutherischen Predigern erlaubt sey, von der Augsburgischen Confession

abzuweichen, in so fern sie glauben irrige Sätze darinnen zu finden. Ja einige Prediger haben sich folgender maßen erklärt: daß sie sich nichts um die Augsbургische Confession bekümmern; und daß sie nur die Heil. Schrift für ihre Richtschnur nehmen; und ferner, daß Lutherus ein bloßer Mensch gewesen wäre, und hätte daher irren können. Hierauf dienet folgendes zur Antwort: Es ist keinem Lutherischen Prediger erlaubt, von irgend einem Artikel dieser Confession abzuweichen; weil dieselbe von der Kirche für wahr und schriftgemäß angesehen wird. Solche Prediger, welche sich, wie oben gesagt, erklärt haben, sollten an ihr feyerliches Gelübde denken, und sich des Meineids schuldig machen und dergestalt die Kirche betrügen. Freylich, muß man es zugeben, daß, so jemand diese Confession als irrig findet, er zu rechtfertigen sey, derselben zu entsagen. Dergestalt zu handeln würde niemand betrogen. Diejenige, welche vorgeben, Irrthümer in diesem Glaubensbekenntnisse entdeckt zu haben, handeln unedel: weil sie dennoch unter dem Schein, als ob sie demselben zugethan wären, aufgezogen kommen. Sie begehen einen zwiefachen Betrug. Einmal bringen sie die Lutheraner auf die Meinung, als ob sie mit ihnen in der Lehre einig wären, da sie es doch nicht sind. Zum andern unterstützen sie die Leute in diesen Irrthümern: denn sie geben ja vor, nach derjenigen Confession zu lehren, welche, wie sie sagen, diese Irrthümer enthält. Daß die Heil. Schrift die eigentliche Richtschnur der Lehre sey, wird nicht geläugnet; nun aber ist die Frage, enthält die Augsburgische Confession etwas, welches mit der Bibel streitet? Daß Lutherus hätte irren können, will ich auch nicht in Abrede seyn; aber daß er wirklich geirret hat in Betreff der Lehren, welche in dieser Confession enthalten sind, stehet zu beweisen. So er aber geirret hat, warum nennen sich denn diejenige, welche dieses vorgeben, nach seinem Namen! Sie nennen sich Lutheraner, geben aber dennoch vor, Lutherus habe irrige Lehren geführt. Was thun sie anders damit als die Leute betrügen? und aus Heuchelei eine irrige Lehre billigen? falls ihr Vorgeben wahr ist.“

(Schluß folgt.)

Etwas über die Gleichnisse unsers HErrn, sonderlich über ihren dreifachen Zweck.

(Fortsetzung.)

Der zweite Zweck der Gleichnisse ist: Förderung in der Erkenntnis. Die Antwort auf die Frage der Johannisjünger: „Wirst du, der da kommen soll?“ schließt der HErr mit den Worten: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert“, Matth. 11, 6. „An mir“, das meint: an meiner Person und an meinem Amt, auch an meinem Lehramt, an meinem Wort, an meiner Predigt. Und wir können das auch auf die Lehrweise beziehen. Selig ist, wer sich nicht an

der Einfachheit des Evangeliums, an der kindlich einfältigen Form, wer sich auch gerade an den Gleichnisreden nicht stößt. Es gab und gibt solche, die sich nicht an Christo ärgern, die sich gerade auch der Einfachheit des Evangeliums freuen. Diese werden durch die schlichte Lehrweise des HERRN, eben auch durch die Gleichnisse, in der Erkenntnis gefördert, im Glauben gestärkt. Die andern, die im Unglauben sich der Predigt des Evangeliums widersetzen, am Inhalt dieses Wortes sich stoßen, ärgern sich auch an dieser Lehrform. Als der HERR das Gleichnis vom Aus- und Eingehen vorgelegt und die Heuchelei der Pharisäer, die auf äußerliche Reinigkeit bedacht waren, aber um Reinheit des Herzens sich nicht kümmerten, aufgedeckt hatte, da sprachen die Jünger zum HERRN: „Weißt du auch, daß sich die Pharisäer ärgerten, da sie das Wort hörten?“ Aber der HERR antwortete: „Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt, die werden ausgeredet. Lasset sie fahren! Sie sind blind und Blindenleiter“, Matth. 15, 12. 13. Der HERR überließ sie dem Gericht der Verstockung, das sie sich selbst zugezogen hatten. Und eben auch die Gleichnisreden Jesu dienten dazu, sie zu verstocken. Bei den Zuhörern Jesu hatten also die Gleichnisse einen doppelten Zweck: die gläubigen Jünger des HERRN sollten durch die Parabeln in der Erkenntnis gefördert, im Glauben gestärkt, die halsstarrigen Ungläubigen sollten durch sie verstockt werden.

Die Feinde Jesu verwarfen ihn, sie fanden den nicht in der Schrift, von dem sie zeugt, Joh. 5, 39. Damit fehlte ihnen der Schlüssel zur Erkenntnis der Schrift oder doch der rechte Gebrauch dieses Schlüssels. Der HERR sagt ihnen zwar: „Ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis“, aber wegen des Mißbrauchs ruft er das Wehe über sie und bezeugt ihnen: „Ihr kommt nicht hinein und wehret denen, die hinein wollen“, Luf. 11, 52. „Clavis cognitionis, i. e. cognitio vera Messiae, quae est clavis regni coelorum.“ (Wengel.) „Mit ihrer verkehrten Schriftgelehrsamkeit hindern sie die Erkenntnis des Heils und betrügen so die Leute um ihr Heil. So kommen sie selbst nicht in das Himmelreich und lassen auch andere nicht hineinkommen.“ (Stöckhardt, N. L., S. 186.) Zum Verständnis der Gleichnisse ist die Erkenntnis Jesu der eigentliche Schlüssel, nicht etwa bloß die mehr oder weniger ausführliche Deutung, die den Jüngern gegeben, den Feinden vorenthalten wurde. Die Jünger hatten, weil sie Christum erkannten, geistliches Urteilsvermögen; so kamen sie allmählich dahin, die Gleichnisse auch ohne ausführliche Deutung zu verstehen. Der HERR erwartete das von ihnen. Als Petrus Matth. 15, 15 den HERRN bat: „Deute uns dieses Gleichnis“, da sprach Jesus zu ihnen: „Seid ihr denn auch noch unverständlich?“ Und Matth. 16, 11 tadelt er an ihnen, daß sie seine Warnung vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer aufs leibliche Brot und nicht, wie vom HERRN intendiert war, auf die Lehre dieser Sekten gedeutet hatten. Den Ungläubigen fehlt das geistliche Urteilsvermögen (1 Kor. 2, 14), darum bleiben ihnen die Gleichnisreden Jesu mit den

Deutungen, die sie ja jetzt in der Bibel lesen können, gerade so verständlich wie damals den Feinden ohne Deutung. An dem Gleichnis selbst, an dem corpus, findet etwa auch der Ungläubige noch Geschmack, einen ästhetischen Gefallen, aber der Kern der Lehre, die durch jenes abgebildet ist, Christus, der Weg, die Wahrheit und das Leben, ist ihm in der Seele zuwider.

Bei den Jüngern Jesu hatten und haben die Gleichnisse den Zweck, ihre Erkenntnis zu fördern, zu vertiefen, sie zum Nachdenken zu bewegen, das Gelernte einzuprägen. Von der Predigt Jesu überhaupt, von der Predigt des Evangeliums, sagt der Herr selbst: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist herbeikommen. Tut Buße und glaubet an das Evangelium!“ Mark. 1, 14 f. „Dazu bin ich kommen“, W. 38. „Der Herr hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen . . . zu predigen das angenehme Jahr des Herrn“, Luk. 4, 18 f. So war von ihm geweissagt, und der Herr bezeugt: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren“, W. 21. „Ich muß . . . das Evangelium predigen vom Reich Gottes, denn dazu bin ich gesandt“, W. 43. Der Herr freut sich darüber, daß dieser Zweck bei vielen erreicht wird, daß gerade die Geringen, die Unmündigen, ihn verstehen, sein Wort zu Herzen fassen, Luk. 10, 21. Er preist seine Jünger selig und alle die Augen, die da sehen, was sie sehen, W. 23. Und alles das wiederholt der Herr bei der Angabe des Zweckes seiner Parabeln. Auf die Frage: „Warum redest du durch Gleichnisse?“ (Matth. 13, 10) antwortet Christus (W. 11): „Euch ist's gegeben, daß ihr das Geheimnis des Himmelreichs vernehmet.“ Das *du* am Anfang ist hier wohl nicht, wie oft, bloße Anzeige der direkten Rede, sondern die den Grund einleitende Partikel, so daß der Sinn der Worte Christi ist: Ich rede deshalb durch Gleichnisse, weil es euch gegeben ist usw. Die englische Bibel übersetzt: „Because it is given unto you.“ Wie zum Verständnis des ganzen Wortes, so kommen wir auch zum Verständnis der Parabeln, indem uns der Herr selbst „die Schrift öffnet“, Luk. 24, 32, „das Herz auf tut, daß wir acht haben“ auf das Wort, Apost. 16, 14. Unser Bekenntnis (Müller, S. 594 f.) führt die Worte Christi von den Parabeln (Matth. 13) zusammen mit circa zwanzig andern Stellen, die vom Worte Gottes überhaupt reden, an zum Beweise dafür, daß „der Heilige Geist den Verstand und das Herz öffnet, die Schrift zu verstehen und auf das Wort achtzugeben.“

Bei den Gleichnissen hat der Herr sonderlich auf die menschliche Schwachheit seiner Jünger, auf die Schwachheit ihres Fassungsvermögens, ihres Gedächtnisses, ihrer Urteilskraft, auf den Mangel an Bestreben, ordentlich über eine Sache nachzudenken, das Wort im Herzen zu bewegen, Rücksicht genommen. Es ist eine Steigerung der liebevollen Rücksicht, die er uns bewiesen hat, indem er überhaupt seine göttliche Wahrheit in menschlichen Worten geoffenbart hat. „Of the truths of God in the language of men . . . it may truly be said,

'We have this treasure in earthen vessels.' And we must expect that somewhere or other the earthen vessel will appear, that the imperfection which cleaves to our forms of utterance . . . will make itself felt either in the misapprehensions of those to whom the language is addressed (as at John 3, 4), or by the language itself, though the best that human speech could supply . . ., yet failing to set forth the divine truth in all its fullness and completeness." (Trench, S. 21.) Gott hat uns seine Geheimnisse in unserer menschlichen Sprache offenbart; im Vergleich zur Sprache des Himmels, der Engel und der Seligen ist das ein schwacher Ausdruck, der aber unserm Fassungsvermögen angepaßt ist. 1 Kor. 13, 12 schreibt der Apostel: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort“, *ἐν ἀλυμπτῷ*, das ist, in einem Rätsel; „in a riddle“ übersetzen die revisors der englischen Bibel. Das ganze Schriftwort, eben weil in menschlicher Sprache verfaßt, ist nicht der adäquate Ausdruck der Gedanken Gottes im absoluten Sinn oder im Vergleich mit der Sprache, von welcher der Apostel 2 Kor. 12, 4 schreibt: „Ich hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.“ Wie hier der Apostel, so hatte einst Moses bei seinem Verkehr mit dem Herrn eine Ahnung von dieser vollkommenen himmlischen Sprache bekommen. Von Moses sagt Gott selbst 4 Mos. 12, 8: „Mündlich rede ich mit ihm, und er siehet den Herrn in seiner Gestalt, nicht durch dunkle Worte oder Gleichnis.“ Etwas genauer die englische Bibel: „With him will I speak“ (das Präsens in unserer Bibel ist sachgemäßer als dieses Futur) „mouth to mouth, even apparently, and not in dark speeches; and the similitude of the Lord shall he behold.“ Im Himmel werden wir erkennen, wie schwach und unvollkommen unsere menschliche Sprache für den Ausdruck der göttlichen Gedanken war, daß alles nur in Rätsel, Bilder, Gleichnisse gehüllt war. Von einem in der Taufgnade entschlafenen, vollendeten Kinde singen wir: „Es sieht und hört der Engel Mund, sein Mündlein hilft selbst singen, weiß alle Weisheit aus dem Grund und red't von solchen Dingen, die unser keiner noch nicht weiß, die auch durch unsern Fleiß und Schweiß wir, weil wir sind auf Erden, nicht ausstudieren werden.“ (Lied 401, 9.)

Aber es ist doch ein Unterschied, wenn nun in dieser unserer menschlichen Sprache mit lauter abstrakten Worten unterrichtet, oder wenn der Unterricht durch Vergleiche, Bilder und andere Redemittel anschaulich gemacht wird. Röm. 6, 19 schreibt der Apostel: „Ich muß menschlich davon reden um der Schwachheit willen eures Fleisches“; ähnlich 3, 5: „Ich rede also auf Menschenweise.“ Und dann bequemt er sich der Vorstellungsweise seiner Schüler an, nicht auf Kosten der Wahrheit, nicht so, daß er sachlich ungenau wird, aber er drückt sich doch anders aus, als er es tun würde, wenn er nicht mit der Schwachheit im Urteil und Denkvermögen seiner Christen zu rechnen hätte. Eben diese liebevolle Rücksichtnahme auf die Schwachheit der Jünger findet sich

bei dem HErrn Jesu, indem er durch Gleichnisse mit ihnen redet. Die Parabeln Jesu reizen uns zum Nachdenken. Jeder Christ, der sie hört, wird genötigt zu fragen: Was meint der HErr? Er will offenbar nicht zum bloßen Ergötzen einen Vorgang auf irdischem Gebiet, die interessanten Stücke eines bewegten Lebens, wie bei dem verlorenen Sohne, das ergreifende Schicksal eines Menschen, wie bei dem reichen Narren, Luk. 12, 16 ff., und bei dem reichen Mann und armen Lazarus, Luk. 16, 19 ff., uns vorstellen, sondern er will uns unterrichten, ermahnen, trösten. Nun, welche Lehre will er einschärfen? Dem nachzudenken, dazu fordert uns das Gleichnis auf, wie denn der HErr gerade bei seinen Parabeln so oft die Aufforderung ergehen läßt: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ „Basil calls the parable a profitable discourse μετ' ἐπιρρύψεως μετρίως, i. e., with that moderate degree of concealment which shall provoke, not such as shall repel or defeat, inquiry. The Lord, says Chrysostom, spoke in parables ἐρεθίζων καὶ διεγερῶν, i. e., by way of rousing and exciting.“¹⁾ (Trensch, S. 12.) Ein treffliches Beispiel ist das Ianaanäische Weib. Es lag ein Gleichnis in den Worten Jesu, Matf. 7, 27: „Laß zuvor die Kinder satt werden. Es ist nicht fein, daß man der Kinder Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“ Das Weiblein wußte sofort die Worte des HErrn zu deuten; sie verstand, was mit dem Brote, mit dem Sattwerden, mit Kindern und mit Hunden gemeint sei. Und das Bild reizte sie zum Nachdenken, gab ihrem Gebete, ihrem Kampf mit dem HErrn eine neue Wendung; in ihrer Replik hielt sie sich an die Ausdrücke des Gleichnisses, antwortete in demselben Bilde: „Ja, HErr; aber doch essen die Hündlein unter dem Tisch von den Brostamen der Kinder.“ Dieses feine Verständnis, diese Kunstfertigkeit und Dialektik des Glaubens gefiel dem HErrn. Er sprach zu dem Weibe: Um des Wortes willen, so gehe hin; der Teufel ist von deiner Tochter ausgefahren“; διὰ τοῦτον τὸν λόγον, mit dem Ton auf τοῦτον, um dieses Wortes willen; englische Bibel: „for this saying“.

Vor allem dienen die Gleichnisse bei Jüngern Jesu der Deutlichkeit; was du schon weißt, prägt sich durch sie fester ein; die Wahrheit in Form des Gleichnisses macht größeren Eindruck auf dich, du lernst sie besser verstehen und anwenden. „Parables bring not only greater light, but also stronger emotion.“ (Spanheim bei Trensch, S. 13.) „Those things which are commended to us by their novelty take firmer hold of us, and so abide long in our memory, and do not grow old with any length of time.“ (Stellini bei Trensch, S. 13.) Du weißt schon, was aufrichtige Buße ist, hast es an dir selbst erfahren; aber das Gleichnis vom verlorenen Sohne macht es dir anschaulicher. Du weißt schon, daß wir allein aus Gnaden selig werden, kennst das „Aus Gnaden, hier gilt kein Verdienen“; aber das Gleichnis von den

1) Eigentlich: indem er unsere Neugier reizt und uns aus der Schläfrigkeit aufrüttelt.

Arbeitern im Weinberg prägt dir diese Wahrheit recht ein. Du kennst den Unterschied von Selbstgerechtigkeit und der Gerechtigkeit des Glaubens; aber am Pharisäer und Zöllner wird dir der Unterschied recht klar. Der Herr versichert seinen Jüngern eben bei der Zweckangabe seiner Gleichnisreden: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe“, Matth. 13, 12. Die Jünger hatten schon die rechte Erkenntnis, aber durch die weitere Belehrung in Gleichnissen erlangten sie eine größere Fülle der Erkenntnis.²⁾ Christus preist seine Jünger darüber selig, daß sie sehen und hören, was viele Propheten und Könige vor ihnen zu sehen und zu hören wünschten, Luk. 10, 23 f. Aber eben diesen unverdienten Vorzug, den sie vor „den Propheten und Gerechten“ des Alten Testaments genossen, gibt er ihnen auch bei dem Vortrag und bei der Deutung seiner Parabeln zu bedenken, Matth. 13, 16 ff.

Anschaulichkeit ist ja das große Erfordernis des Unterrichts nicht bloß der Kleinen in der Schule, sondern auch der Erwachsenen in der Predigt. Die Alten forderten von einem guten Redner die *ἐνάργεια*, perspicuitas, Anschaulichkeit. Der Redner soll imstande sein, aus den Ohren seiner Zuhörer Augen zu machen, soll durch seinen Vortrag sie die Dinge, die sie hören, im Geiste sehen lassen. Das hat der Herr Jesus unter andern durch seine Gleichnisreden erreicht; in diesen Parabeln greift der Herr in das wirkliche, in das alltägliche Leben der Menschen hinein; an das allen Bekannte knüpft er das Unbekannte, an das Konkrete das Abstrakte, an das Individuelle allgemeine Wahrheiten, an Irdisches die Geheimnisse des Reiches Gottes an. Dadurch erleichtert er sich den Unterricht, seinen Schülern das Lernen, er sichert sich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, er redet volkstümlich zum Volk; man hört ihn gerne, weil man ihn versteht. Erasmus³⁾ hat von den Gleichnissen Jesu gesagt, sie seien subtiliter simplices, sapienter stultae, obscure dilucidae, cum subtili ac ridiculo tectorio celent sapientiam coelestem. Mark. 4, 33 berichtet der Evangelist: „Durch viele solche Gleichnisse sagte er ihnen das Wort, nachdem sie es hören konnten“, καθὼς ἠδύνατο ἀκοῦειν, as they were able to hear it. Dem Maße ihrer Fähigkeit hat er seine Lehrmethode angepaßt.

Unter den Jüngern Jesu waren ja die vornehmsten seine Apostel, die künftigen Lehrer der Kirche. Die haben drei Jahre lang bei dem Herrn auf der hohen Schule studiert. Sie haben auch homiletischen und katechetischen Unterricht erhalten. Mit den Gleichnissen hat der Herr den Aposteln und allen Lehrern der Kirche Anleitung für die Lehrweise gegeben, daß sie nämlich sich Mühe geben sollen, klar, verständlich, einfach, passend, anschaulich, im guten Sinne interessant zu lehren, auch durch Mannigfaltigkeit im Ausdruck, durch Abwechslung in der Form der Langeweile und dem Überdruß vorzubeugen. Luther

2) Diese Wahrheit hat Jesus später durch das Gleichnis von den Pfunden, Matth. 25, 14—30, ausführlich dargelegt.

3) Zitiert von Salomo Glasius in Phil. Sacr. de Parab. Art. IV, canon II.

warnen ja mit Recht vor Textveränderungen des Katechismus. Der Lehrer, „nehme einerlei Form vor sich, darauf er bleibe und dieselbe immer treibe ein Jahr wie das andere. . . . Wir sollen auch nicht eine Syllaben verrücken. . . . Darum erwähle dir, welche Form du willst, und bleibe dabei ewiglich“. (Vorr. z. Kl. Kat.) Das schließt aber nicht aus, daß man die alte, stets beizubehaltende Form durch neue Erklärungen und Anschauungsmittel verständlich macht und einprägt. Nachdem der Herr seinen Jüngern eine ganze Serie von Gleichnissen vorgelegt hatte, fragte er sie (Matth. 13, 51 f.): „Habt ihr das alles verstanden?“ Sie sprachen: „Ja, Herr.“ Darauf jagte der Herr: „Darum, ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.“ „Ein guter Lehrer gleicht einem Hausvater, der aus seinem Schatz, aus seiner Vorratskammer, Altes und Neues hervorträgt, die heurige und die vorige Ernte seinem Hausgesinde als Speise darreicht. Er trägt seinen Zuhörern immer wieder die alten, bekannten Wahrheiten vor, an denen Glaube und Seligkeit hängt, und es verdrückt ihn nicht, oft dasselbe zu sagen. Aber wie er selbst aus der Schrift immer neues Licht gewinnt, so stellt er seinen Zuhörern die alte Wahrheit in immer neuem Lichte dar, daß diese das Evangelium jedesmal als eine gute, neue Mär vernehmen. Wie er selbst in der Erkenntnis wächst, so fördert er seine Schüler in der Erkenntnis der Wahrheit, daß sie fortschreiten von einer Klarheit zur andern.“ (Stöckhardt, N. L., S. 68.)

Unter den evangelischen Perikopen findet sich ja eine ganze Anzahl der Gleichnisse Jesu; andere lassen sich als Texte für Freitertpredigten, Festpredigten, Kasualreden usw. verwenden. Im Katechismus-, im Konfirmandenunterricht sollen sonderlich die Parabeln, die den Schülern durch den Unterricht in der Biblischen Geschichte schon bekannt sind, herangezogen werden. Die Lehrweise Jesu soll bei den Dienern am Wort Nachahmung finden, wenn auch nicht in der Erfindung neuer Gleichnisse, so doch in der Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit des Unterrichts, wie sie in den Parabeln uns entgegentritt. “While all language is, and must be, figurative, yet long familiar use is continually wearing out the freshness and sharpness of the stamp (who, for example, that speaks of *insulting* retains the lively image of a leaping on the prostrate body of a foe?), so that language is ever needing to be recalled, minted, and issued anew, cast into novel forms, as was done by Him of whom it is said that without a parable spake He nothing; He gave no doctrine in an abstract form, no skeletons of truth, but all clothed, as it were, with flesh and blood. He did, as He declared His apostles must do, if they would be scribes instructed unto the Kingdom, and able to instruct others (Matt. 13, 52); He brought forth out of His treasure things new and old. . . . And in His own manner of teaching He has given us

the secret of all effectual teaching, of all speaking, which shall leave, as was said of the eloquence of Pericles (Cicero, *De Orat.* III, 34), stings in the minds and memories of the hearers." (Trench, S. 24 f.)

Luther sagt: „Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schmeren und verdeckten Worten lehren, denn er kann's nicht fassen. Es kommen in die Kirche arme kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts davon. Und ob sie schon sagen: Ei, er hat köstlich Ding gesagt, wenn man sie fragt: Was war es denn? Ich weiß nicht, sagen sie. Man muß den armen Leuten sagen scapha, scapha, ficus, ficus,⁴⁾ sie fassen's dennoch kaum. Ach, wie hat doch unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrete, brauchte Gleichnisse vom Ackerbau, von der Ernte, Weinstöcken und Schäflein, alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten können.“ (Tischreden, St. L. XXII, 588.) „Ich befließige mich in meiner Predigt, daß ich einen Spruch vor mich nehme, und dabei bleibe ich. Das tue ich, auf daß das Volk sagen mag: Das ist die Predigt gewesen; das ist, ich bleibe bei der Sache. Christus mit seinen Predigten ist flugs mit Parabeln hineingefallen von Schafen, Hirten, Wölfen, Mietlingen.⁵⁾ Das haben die armen Leute können vernehmen.“ (Ib., 641.) „In der Kirche oder Gemeinde soll man reden wie im Hause daheim, die einfältige Muttersprache, die jedermann versteht und bekannt ist. Zu Hofe, die Juristen, Advokaten, Redner mögen wohlgeschmückte Worte haben und zierlich reden, denselbigen gehet's wohl hin; welchen Oslander und Mathesius folgen und nachahmen. Doktor Staupitz, ob er wohl sehr gelehrt war, doch war er ein dreiflüchlicher Prediger, und das Volk hörte lieber einen schlechten Bruder und Prediger, der es einfältig machte, daß man's vernehmen konnte. Denn sehet, wie kindisch Christus redet⁶⁾ in Gleichnissen. In Kirchen soll keine Pracht noch Ruhm gesucht werden, da soll es schlecht, einfältig und recht zugehen.“ (Ib., 666.)

Fr. Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Wie ist das Apostolikum entstanden? Auf diese Frage gibt D. Bontwetsch in der „A. E. L. R.“ (Sp. 867 ff.) auf Grund der Forschungen von Th. Zahn, A. Seeberg, J. Hausleiter, Rattenbusch, Fr. Wiegand u. a. folgende gedrängte Antwort: „Sie wissen, wie das

4) Vgl.: „You must call a spade a spade.“

5) Beachte, daß Luther in den beiden angeführten Gesprächen unter den Parabeln Christi die gleichnisartigen Reden, die sich im Johannesevangelium finden, die *παροιμίας*, mit erwähnt.

6) Nach „redet“ setzt St. L. Ausg. einen Punkt und fährt fort: „In Gleichnissen in Kirchen.“ Das ist offenbar falsch. Andere Ausgaben sind nicht zur Hand.

Apostolikum in seiner jetzigen Gestalt erst etwa dem ausgehenden fünften Jahrhundert angehört. Es ist Ihnen aber nicht minder bekannt, daß es sich dabei um eine etwas erweiterte Form desselben Bekenntnisses handelt, das uns in schon viel früherer Zeit in den verschiedensten Teilen der Kirche entgegentritt. Besonderer Autorität erfreute sich die Bekenntnisformel der römischen Kirche. Sie lautete: ‚Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, und an Christum Jesum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn, geboren aus dem Heiligen Geist und der Jungfrau Maria, unter Pontius Pilatus gekreuzigt und begraben, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgeföhren gen Himmel, sitzend zur Rechten des Vaters, von dannen er kommt, zu richten die Lebendigen und die Toten; und an (oder „an den“) Heiligen Geist, eine heilige Kirche, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches.‘ Man hat dies römische Tauffymbol beurteilt als Wurzel der verwandten Bekenntnisse, auch im Orient. Es darf jedoch meines Erachtens mit Bestimmtheit gesagt werden, daß es vielmehr dem Orient entstammt, nur daß dort nicht mit der gleichen Strenge die Unveränderlichkeit seiner Form gewahrt wurde. Justin, der um 130 in Ephesus Christ ward, fügt gern zu ‚Jesus Christus‘ hinzu: ‚gekreuzigt unter Pontius Pilatus‘, offenbar, weil ihm dies als Formel geläufig war, und er nennt als den Christen gebräuchliche Bannformel: ‚im Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten‘. Schon bei Ignatius, um 110—115, sind die Formeln, die aufs stärkste an dies Tauffymbol erinnern, fest geprägte, z. B. die (An d. Smyrn. 1): ‚geboren von der Jungfrau, getauft von Johannes, unter Pontius Pilatus und dem Tetrarchen Herodes ans Kreuz geheftet dem Fleische nach, damit er durch seine Auferstehung ein Panier aufwerfe‘, oder (An d. Trall. 9): ‚Jesus Christus, aus dem Geschlecht Davids, aus Maria, wahrhaftig geboren, . . . wahrhaftig verfolgt unter Pontius Pilatus, wahrhaftig gekreuzigt und gestorben, . . . der auch wahrhaftig auferstanden von den Toten‘. Daß ein trinitarisches Schema der Formel, denen jene Worte entstammen, nicht angedeutet ist, spricht nicht gegen ihre Beziehung zu einem Tauffymbol; eine solche Andeutung war ja durch nichts veranlaßt. Man wird nicht umhin können, Beziehungen zu einem solchen Bekenntnis auch in den neutestamentlichen Schriften wahrzunehmen. 1 Tim. 6, 12 ff. setzt ein Bekenntnis des Timotheus ‚vor vielen Zeugen‘ voraus, das solches bekannte, was schon Christus ‚vor Pontius Pilatus‘ bezeugt hatte, und von seiner Wiederkunft redete. Ebenso hat 2 Tim. 2, 8 eine Formel zur Voraussetzung, die die Worte ‚aus dem Samen Davids‘ und ‚auferweckt von den Toten‘ enthielt, ein Bekenntnis, das Antwort auf die Berufung war, ‚vor vielen Zeugen‘ an ihn ergangen (2 Tim. 2, 2). Auch der Hinweis 2 Tim. 4, 1 auf den, der ‚kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten‘, will doch wohl an die Timotheus gewordene Mitteilung über den Inhalt der christlichen Verkündigung erinnern. Somit bezog sich dies Be-

kenntnis, wie auf Gott, so auf Jesus Christus und bekannte diesen als ‚aus dem Samen Davids‘, als den, der ‚vor Pontius Pilatus‘ gestanden, ‚von den Toten auferweckt‘ worden und der wieder ‚erscheinen‘ wird, ‚zu richten die Lebendigen und die Toten‘. 1 Kor. 15, 3—5 erinnert Paulus an den Inhalt seiner Verkündigung: Christus gestorben für unsere Sünden, begraben und auferstanden, und dies alles nach der Schrift. Die Bezugnahme auf ein Bekenntnis würde am deutlichsten, wenn wir statt ‚welcher Gestalt‘ (ich es euch verkündigt habe) mit A. Seeberg übersetzten: ‚nach der Norm‘ welchen Wortes er seinen Lesern verkündigt habe. Aber auch andernfalls besagen die Worte des Apostels klar, daß er seinen Gemeinden übergeben, was von ihm selbst bereits überkommen, was also bereits bei seiner Zuwendung zum Glauben an Christus ihm mitgeteilt worden war. Sich so auszudrücken, bestand nur ein Anlaß, wenn es sich um die Wiedergabe einer Formel handelte, die für den Eintritt der Leser in den Christenstand bedeutungsvoll gewesen. Auch sonst bekundet Paulus Anschluß an vorhandene Formeln, wo er sagt, daß Gott seinen Sohn gesandt, geboren in Davids Geschlecht, nunmehr sitzend zur Rechten Gottes (Gal. 4, 4; Röm. 8, 3; 1, 3; 8, 34; Kol. 3, 1; Eph. 1, 20). Feste Glaubensformeln, abgesehen vom Taufbekenntnis, lassen sich aber für die apostolische Zeit nicht nachweisen; auch die schon zutage tretende Tradition im Schriftbeweis für Christus besorgte nur ein bestimmtes Schema. An vorhandene Formeln wird der erste Petrusbrief sich anlehnen, wo er von Christus spricht als gestorben für die Sünden, erhöht zur Rechten Gottes und kommend, zu richten die Lebendigen und die Toten (3, 18. 22; 4, 5). Auf die Frage einzugehen unterlasse ich, ob nicht eben an das bei der Taufe abgelegte Bekenntnis zu denken ist, wenn der Verfasser des Hebräerbriefs seine Leser als solche, die die reinigende Taufe erfahren, auffordert, am Bekenntnis festzuhalten. Bis in die Ursprünge der Christenheit können wir somit die Anfänge dieser Bekenntnisformel zurückverfolgen. Der Inhalt des Apostolikums entspricht der Missionspredigt der apostolischen Zeit, wie sie besonders Lukas uns kennen lehrt: Jesus aus dem Geschlecht Davids, getötet und auferweckt in Erfüllung der Schrift; den Aposteln als den Zeugen offenbart, erhöht zur Rechten Gottes und bestimmt zum Richter von Lebendigen und Toten. Der Missionspraxis und ihrem Schriftbeweis entstammt das Taufbekenntnis — der Ausgangspunkt das Bekenntnis zu Christus —, und an diesem orientierte sich dann wieder die Missionsverkündigung und die Unterweisung der Herzutretenden. So viel läßt sich sagen, mag auch das Nähere über die Entstehung des Taufsymbols im Dunkeln liegen. Daß auch das trinitarische Schema der apostolischen Zeit geläufig war, zeigen 2 Kor. 13, 13 und der Taufbefehl, Matth. 28, 19, obwohl nicht auf Grund dieses Schemas das Bekenntnis entstanden ist. — Im Orient hat das Taufsymbol den Charakter einer festen, unveränderlichen Form nicht in dem Maße gewonnen wie im Abendlande, speziell in Rom. Aber

einer Einheitlichkeit des Taufbekenntnisses in der ganzen christlichen Kirche ist sich um 175 Irenäus bewußt: es ist eines, wie die Sonne nur eine ist (Gegen die Häresien I, 10). In verschiedenen Gestalten war es dennoch vorhanden, denn auch im Abendlande ist außerhalb Roms der Grundsatz ‚unveränderlich und keiner Verbesserung unterworfen‘ nicht allerwärts tatsächlich innegehalten worden. Eine erweiterte Rezension ist die unsers gegenwärtigen Apostolikums. Seine Zusätze sind aus der Absicht der Verdeutlichung hervorgegangen und gemeint als Erläuterung. Seine Heimat ist die Kirche Westeuropas, jedenfalls nicht Rom; seine heute gelegentliche Bezeichnung als ein römisches ist daher unrichtig. Seine Gestalt hat sich sozusagen zufällig durchgesetzt. Unter seinen Zusätzen kommen speziell ‚niedergefahren zur Hölle‘ und ‚Gemeinschaft der Heiligen‘ in Betracht. Bei keinem von beiden läßt sich mit Sicherheit (?) sagen, wie sie gemeint waren. Der erstere, ‚niedergestiegen in das Totenreich‘, wird am besten (?) verstanden als Bekräftigung des wirklichen Todes Jesu, oder daß seine Erlösung auch den Gestorbenen, auch uns im Tode, gilt; wohl aus dem Tauffymbol der Gemeinde zu Aquileja durch die Symbolerklärung ihres Gliedes Rufinus (um 400) in das heutige Apostolikum hineingekommen, von Rufinus selbst als Verstärkung des ‚Begraben‘ verstanden. Ob unter ‚Gemeinschaft der Heiligen‘ die Gemeinschaft mit den Vollandeten oder die Teilnahme an den Gnadenmitteln der Kirche zu verstehen ist, muß unentschieden bleiben. Der Charakter des ursprünglichen Bestandes wird durch die Zusätze nicht verändert. Man wird daher Bahn nicht so unrecht geben können, wenn er sagt (S. 48): ‚Die Sage, wonach die Apostel vor Beginn ihrer Missionsreisen das nach ihnen genannte Symbolum festgesetzt haben, enthält mehr geschichtliche Wahrheit und Weisheit als die Behauptung, das Apostolische Symbolum sei das Erzeugnis des 5. oder 6. Jahrhunderts.‘ Das ganze Mittelalter hindurch hat das Apostolikum im Mittelpunkt der christlichen Unterweisung gestanden; was an christlicher Erkenntnis vorhanden war, schloß sich daran — und an das Vaterunser — an. Luther hat dann der Kirche der Reformation seine wunderbare Erklärung gegeben. Auf eine königliche Geschichte blickt das Apostolikum zurück.“ J. B.

Luthers Großer Katechismus. In der „Hannoverschen Pastoral-Korrespondenz“ (S. 258 f.) schreibt J. Meyer: „Luthers Großer Katechismus ist keine auf einheitlicher Konzeption beruhende Darlegung, sondern eine Zusammenfügung von Gedankengruppen, die manchmal in gewisse Spannung gegeneinandergeraten; nicht als ob die religiösen Auffassungen sich verschöben, aber die katechetische Vertwertung der Katechismustexte schwankt. Daß dies auf der Zusammenarbeit des Großen Katechismus aus den drei Reihen von Katechismuspredigten des Jahres 1528 beruht, weiß man, seitdem Buchwald Nachschriften dieser Predigten 1894 veröffentlicht hat. Aber erst wenn man im Großen Katechismus auf Grund dieser vorhandenen Predigten die

durchaus mögliche Arbeit durchführt, den Stoff nach den einzelnen Predigtreihen zu scheiden, gewinnt man ein klares Bild. . . . Schon ehe Luther vom 30. November ab zum dritten Male den Katechismus predigte, hat er mindestens das erste Hauptstück ausgearbeitet gehabt, und zwar als Zusammenfügung aus den beiden ersten Predigtreihen. Er hat dann — vermutlich infolge der am 22. Oktober 1528 einsetzenden kursächsischen Kirchenvisitation — seine Arbeit abgebrochen, und als er, durch die Beobachtungen auf diesen Visitationsreisen in der volkspädagogischen Auffassung des Katechismusunterrichts bestärkt, wieder an die Katechismusarbeit ging, predigte er zunächst den Katechismus noch einmal in einer vielfach neuen katechetischen Auffassung durch und schritt von da zur Fertigstellung des Großen Katechismus, indem er das schon fertige Manuskript des ersten Hauptstücks aus der älteren Bearbeitung mit Zusätzen aus den katechetischen Stoffen der dritten Predigtreihe verfasste und noch im Laufe des Jahres 1528 etwa bis zum Ende des dritten Hauptstücks gelangte. Hier brach Luther die Arbeit ab, um erst über diese drei ersten Hauptstücke um Neujahr 1529 herum die Katechismustafeln drucken zu lassen, die später den ersten Teil des Kleinen Katechismus bildeten. Seine Weiterarbeit am Großen Katechismus wurde 1529 gehemmt teils durch die Kirchenvisitation, teils durch seine Krankheit (Grippe mit Schwindelanfällen), die ihn bis Mai zur Schonung zwang (vom 24. Januar ab predigte er einige Wochen gar nicht). So wurde erst gegen Ende März der Katechismustext des Großen Katechismus fertig. Wir haben also das erste Hauptstück im Großen Katechismus in doppelter Auffassung und Bearbeitung. Und zwar ist das erste Gebot an seiner Stelle noch ohne jeden Einfluß der neuen Bearbeitung. Wahrscheinlich lag es schon gedruckt vor, als Luther an die Überarbeitung ging. Dafür ist das, was die dritte Predigtreihe zum ersten Gebot sagt, jetzt im Großen Katechismus am Schluß des ersten Hauptstücks nachgetragen. Der Unterschied ist der: In der ersten Bearbeitung ist das Gottvertrauen die Erfüllung des Gebots, die aus der angehängten Drohung Gottes erwachsende Furcht nur Motiv für die Erfüllung. In der zweiten Bearbeitung wird das erste Gebot erfüllt durch Furcht und Vertrauen, wobei als Synonym zu Vertrauen auch Liebe tritt. In der Überarbeitung wird der Stoff vom Gottvertrauen in den ersten Artikel abgeschoben. Bezeichnend ist, daß der Große Katechismus, was er über Behüten und Bewahren im ersten Artikel sagt, entlehnt hat aus dem, was in der ersten Predigtreihe zum ersten Gebot gesagt war. Im zweiten Gebote kannte die erste Ausarbeitung nur die Lüge als den Mißbrauch des Namens Gottes. Erst die Überarbeitung fügt Fluchen, Schwören, Zaubern hinzu. Die Lehre vom Sonntag im dritten Gebot, von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit im vierten Gebot, vom Ehestand im sechsten Gebot, also Belehrungen über Einrichtungen und Ordnungen göttlichen Willens, gehören der Überarbeitungsschicht an, während die ältere

Schicht das dritte Gebot erfüllt sah in heiligen Werken, das vierte Gebot auf der Antithese gegen mönchische Verachtung der Naturordnungen aufbaute und im sechsten Gebot die Unkeuschheit bekämpfte. Die Auffassung, daß die Erfüllung der übrigen Gebote auf dem „Fürchten und Lieben“ des ersten Gebotes beruhe, ist ein Stück der Überarbeitung, während die ältere Form die Gebote so verknüpft hatte, wie wir es noch in den Überleitungen des Großen Katechismus zu Beginn der einzelnen Gebote finden.“ Obiges ist das Resümee eines Referats, das J. Meyer auf dem „Theologischen Ferienkursus“ vorzutragen gedenkt. J. B.

Universalreligion des „Allgemeinen Protestantischen Missionsvereins“. Die „S. P.-W.“ berichtet: Auf dem „Weltkongreß für religiösen Fortschritt“ (Kongreß für freies Christentum) wurde der „Allgemeine Protestantische Missionsverein“ mit besonderer Ehre genannt. Der Theologieprofessor D. Otto (Göttingen) referierte über die Frage: „Ist eine Universalreligion möglich und wünschenswert? Wenn ja, wie ist sie zu erreichen?“ und er begrüßte es, daß auch buddhistische Kreise jetzt den geschichtlichen Ballast ihrer Religion über Bord werfen. In der Versöhnung des christlichen und buddhistischen Geistes habe man die künftige Universalreligion zu suchen. Aus der Fülle der Erscheinungen in den positiven Religionen (zu denen Buddhismus und Islam gezählt wurden) lasse sich das reine Wesen der Religion herausarbeiten. Die Aufgabe der Mission bestehe darin, „daß sie nicht im dogmatischen Sinne der Engherzigkeit auf die fremden Felder gehe, um das Alte zu zerstören, sondern eine Mission sei, die mit offenem Blick das Eigenartige der fremden Religionen anerkenne, um über das Trennende hinweg die Hand zu gemeinsamer Arbeit zu reichen, wie solches in Japan durch den erwähnten Allgemeinen Protestantischen Missionsverein in muster-gültiger Weise angebahnt sei“. (Ausführlicher ist darüber berichtet in „Past.-Korr.“, Nr. 18, S. 230.) Der anwesende Vertreter dieses Missionsvereins, Superintendent Schiller aus Tokio, unterstrich und stimmte zu. Er begrüßte das Erstarren des japanischen Buddhismus, betonte, man erstrebe gegenseitiges Verständnis und Achtung zwischen Christentum und Buddhismus und hoffe, daß nach einer allerdings notwendigen inneren Reform des Buddhismus die beiden großen Religionsströme sich vereinten. Das Blatt „Auf der Warte“ meint, dieser Verein sollte lieber den Namen „Verein zur Förderung modernen Heidentums in Ostasien“ annehmen. Jedenfalls stehen diese Anschauungen im tiefsten prinzipiellen Gegensatz zu allen christlichen Grundwahrheiten und entziehen einem derartigen „christlichen“ Missionsbetrieb die Existenzberechtigung. — Das ist wiederaufgewärmter Unsinn des alten Deismus, der die wahre Universalreligion zu gewinnen suchte durch Ausschcheidung des Spezifischen aus allen konkreten Religionen. Diese Methode geht aus von der falschen Voraussetzung, daß auch die heidnischen Religionen wirkliche, wahre Religionen seien. J. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. „Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1914.“ 96 Seiten. 10 Cts. — Ohne diesen Kalender, der neben dem üblichen Material 25 Seiten praktischen, christlichen Lesestoffs bietet, sollte keine deutsche Familie in unserer Synode mehr fertig werden können.

2. Synodalbericht des Östlichen Distrikts mit einem Referat von P. W. Bröder über das Thema: „Paulus, der Apostel Jesu Christi.“ 16 Cts.

3. „Die Weihnachtsfeier am Christabend.“ Mit besonderer Berücksichtigung der gemischten Schule. Von W. Greve. 24 Seiten. 5 Cts., das Duzend 40 Cts., das Hundert \$2.50 und Porto. F. B.

Sang und Klang fürs Christenhaus. Aus dem Schatz deutscher Lyrik gesammelt von J. W. Heiß. Illustriert vom Sammler. 228 Seiten. Goldschnitt, Deckel in Farbendruck und Goldprägung. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.00.

Vertreten sind in diesem in jeder Hinsicht, nach Inhalt und Form, schönen Bande nicht bloß deutschländische Dichter, sondern es werden auch manche edle Perlen geboten von Namen aus unserer eigenen Mitte. Das Buch eignet sich vorzüglich als Geschenk. F. B.

Rational für Männerchöre. Bearbeitet und herausgegeben von Herm. Ilse. Cleveland, O. 1913. 100 Seiten 4¼×7, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: 65 Cts.; das Duzend \$6.00.

Der Herausgeber hat dieses „Rational“ gerade auch zum Gebrauch für Pastoren- und Lehrerkonferenzen beabsichtigt, und deshalb kommen wir seinem Wunsche nach, es an dieser Stelle anzuzeigen. Es enthält 100 Nummern, fast lauter Choräle unsers Gesangbuchs, in vierstimmigem Satz und so ausgewählt, daß alles, was das Herz eines Christen bewegt, zum Ausdruck kommt. Das Format ist bequem und gefällig, die Auswahl zweckentsprechend, Satz und Harmonie, soweit wir geprüft haben, gut, der Tonumfang nicht über zwei Oktaven, die ganze Sammlung recht brauchbar und empfehlenswert. L. F.

Grundriß der Evangelischen Dogmatik. Von D. Otto Kirn. Vierte Auflage. Herausgegeben von Lic. D. Hans Preuß. Verlag von A. Deichert. Preis: M. 2.40; geb. M. 3.

Die vorliegende vierte Auflage dieses „Grundrisses“ D. Kirns (gestorben 18. August 1911) ist von Lic. D. Hans Preuß herausgegeben. Die Darstellung ist übersichtlich, die Sprache gefällig, und trotz der Kürze läßt sich das Buch (140 Seiten) glatt und ohne sonderliche Anstrengung. Wie weit aber D. Kirn, der Nachfolger Lutherards, von der altlutherischen Dogmatik abweicht, mögen etliche Auszüge exemplifizieren. S. 1: „Theologie ist die Bemühung um das wissenschaftliche Verständnis des Christentums.“ S. 3: Die Dogmatik „hat von dem Dogma zurückzugehen auf seinen religiösen Kern, den ursprünglichen Gehalt der christlichen Glaubenserkenntnis, um von hier aus die Entstehung des Dogmas verständlich zu machen und einen Maßstab für seine Beurteilung zu gewinnen.“ S. 4: „Ihren Halt findet diese Methode“ (der formalen Schriftautorität in der altprotestantischen Dogmatik) „in der Theorie von der Verbalinspiration der Heiligen Schrift. Diese ist jedoch ein dogmatisches Postulat, das dem Selbstzeugnis der biblischen Schriftsteller und der Beschaffenheit ihrer Schriften nicht gerecht wird.“ S. 9: „Die ältere Dogmatik geht von der Anschauung aus, daß es wirkliche Religion nur im Christentum gebe, und beurteilt die Anwendung dieses Namens auf außerschriftliche Erscheinungen als ungeeignet und mißbräuchlich. Dieses Verfahren ist insofern berechtigt, als es den Anspruch des Christentums zum Ausdruck bringt, auf der wirklichen und vollkommenen Offenbarung Gottes zu beruhen und darum die höchste und endgültige Gestalt der Religion zu sein.“ S. 25: „Darum verhalten sich Offenbarung und Schrift wie Geschichte und Ge-

schriftschreibung. Zwischen beiden stehen die Personen, welche, von den geschichtlichen Vorgängen innerlich berührt, selbsttätig über sie berichten." E. 29: „Aus all dem geht hervor, daß wir uns die Entstehung der Heiligen Schrift nicht als Verbalinspiration denken können." E. 30: „Die Autorität der göttlichen Offenbarung hat ihren zentralen geschichtlichen Träger in der Person Christi, des eigentlichen Wortes Gottes'. Darum hat jeder Bestandteil der Heiligen Schrift in dem Maße Anteil an der Autorität für unsern Glauben, in welchem er dem menschlichen Heißverlangen Christum als den Heilmittler erkennbar macht. Aus diesem Grundsatz folgt nicht nur die Beschränkung der Schriftautorität auf das Gebiet der Heilswahrheit, sondern auch das abgestufte Verhältnis des Alten und des Neuen Testaments innerhalb des Schriftganzen." E. 32: „Darum genügt es für den Schriftbeweis nicht, das Vorkommen eines religiösen Satzes in den biblischen Schriften darzutun; es muß vielmehr gezeigt werden, daß dieser Satz mit der christlichen Grundüberzeugung von dem in Christus gegebenen Heil in notwendigem innerem Zusammenhang steht." E. 36: „Die Kirche der frommen Innerlichkeit [lutherische] und die der sittlichen Lattrast [reformierte] repräsentieren jedoch zwei auf dem Grunde des Evangeliums gleichberechtigte religiöse Individualitäten, die einander fruchtbar anzuregen und zu ergänzen bestimmt sind." E. 63: „Da unser christlicher Glaube keine ins einzelne gehende Vorstellung von dem Hergang der Schöpfung in sich schließt, bleibt für jede wissenschaftliche Theorie der Weltentstehung Raum, welche die Kausalität Gottes wirklich zur Geltung bringt. In bestimmtem Gegensatz steht darum unser Glaube nur zu dem mechanischen Evolutionismus, der das Walten einer zwecksetzenden Intelligenz bestrittet, und zu der zoologischen Behandlung der Anthropologie, welche den Unterschied der sittlichen Persönlichkeit von der tierischen Lebensstufe vernichtet." E. 72 f.: „Nur besitzen wir keine Möglichkeit, diese Vorstellung [von den Engeln] zu der Gewißheit und Deutlichkeit zu erheben, die nur der Zusammenhang mit der zentralen christlichen Heilserfahrung verbürgt. Wir können darum die Engelvorstellung nicht zum wesentlichen Inhalt der Heils offenbarung selbst rechnen und haben ihren Gebrauch dem religiösen Takt zu überlassen." E. 77: „Allein diese [altkirchliche] Vorstellung vom Urstand läßt sich weder mit den Schriftausagen noch mit den allgemeinen Bedingungen des sittlichen Lebens noch endlich mit der christlichen Auffassung vom Wert der Geschichte vereinigen." E. 82: „Wir machen darum von Gen. 3 den rechten, der gesamten biblischen Lehre entsprechenden Gebrauch, wenn wir darin ein typisches Bild sehen von der Art, wie Sünde allezeit entsteht, und eine Aussage über die Schuld und das Übel, das sie mit sich führt." E. 85: „Die Entstehung von Schuld setzt voraus 1. den Besitz sittlicher Erkenntnis und 2. die Vermeidbarkeit des Widerspruchs gegen das Gute, also die reale Möglichkeit einer andern, wenn auch nur relativ besseren Willensentscheidung. Ohne die Voraussetzung der Freiheit im Sinne des Anderkönnens verliert der Schuld-begriff sein Gewicht und seine Schärfe." E. 89: „Wir müssen darum im Einklang mit den weitergehenden Andeutungen der Schrift (Gen. 3; 1 Kor. 15, 45 ff.) die Entstehung sündiger Motive überhaupt auf die ursprünglich nichtgeistige, darum sinnliche und individuell-partikuläre Natur des Menschen zurückführen, die schuldhafte Sünde aber auf den freien Willen, der jene bloß natürliche Lebensrichtung mit dem Bewußtsein ihres Minderwertes bejaht und im Widerspruch mit dem sittlichen Gebot festhält." E. 94: „Darum ist die biblische Vorstellung vom Satan und seinem bösen Reich als anschaulicher Ausdruck für die furchtbare Macht, den einbettlichen Zusammenhang und die über den Einzelwillen hinausreichende Tragweite der menschlichen Gesamtsünde zu beurteilen und zu verwenden." E. 105: „Hat Christus uns das Heil auf dem Weg dienenden Gehorsams erworben, so muß er als der Träger eines wahrhaft menschlichen Selbstbewußtseins gedacht, also die Anhypothese der menschlichen Natur ausgegeben werden. Aber auch sein Verhältnis zum Vater ist nicht als abstrakte Gottgleichheit, sondern als persönliche Gottheit zu bestimmen. Die ungetrennte Einheit, welche das Chalcedonense fordert, ohne sie zu erreichen, besteht nicht zwischen zwei Naturen der Person Christi, sondern zwischen dem unendlichen Leben Gottes und der geschichtlichen Person Jesu. Gottes absolute Immanenz in dem Menschen Jesus ist die Grundausgabe unsers Glaubens. Jesus ist demnach seiner Erscheinung nach Mensch, seinem Wesen nach Träger der göttlichen Lebensfülle." E. 107 f.: „Die Entstehung eines vollkommen sündlosen und schlechtthin gott-einigen Menschenlebens kann nicht als Erzeugnis der menschlichen Sattung, son-

bern nur als Wirkung einer schöpferischen Gottestat gedacht werden. Dieser religiös notwendige Gedanke hat seinen anschaulichen Ausdruck in der Erzählung des ersten und dritten Evangeliums von der übernatürlichen Erzeugung Christi gefunden. Allein diese Nachricht gehört einer verhältnismäßig späten Schicht urchristlicher Überlieferung an, und sie bietet inhaltlich keine zureichende Gewähr für den stetigen Lebenszusammenhang Christi mit Gott, der für unsern Glauben wesentlich ist.“ S. 108: „Die von Jesu vollbrachten Wunder entspringen nicht aus einer ihm an und für sich eignenden göttlichen Allmacht; sie sind ihm vielmehr zu seiner Beglaubigung vom Vater zu vollziehen gegeben.“ S. 116: „Gott ist darum nicht Objekt, sondern Subjekt der Versöhnung.“ Kirn lehrt auch das stellvertretende Strafleiden Christi nicht. S. 119 f.: „Eine Ausgleichung ihres scheinbaren Widerspruchs haben wir darin zu suchen, daß wir die Bedeutung des Glaubens auf Gottes wirksame Berufung zurückführen und der menschlichen Freiheit nur den Spielraum lassen, daß von Gott Gewirkte festzuhalten oder preiszugeben. Die Freiheit unser Willens ist kein schöpferisches Vermögen, sie ist die Freiheit des Folgens oder Nichtfolgens.“ S. 126: „Wir können darum auch unsere religiöse Gewißheit von der Rechtmäßigkeit und dem Wert der beiden Sakramente nicht auf den Wortlaut einer formellen Stiftungsurkunde gründen, sondern in letzter Linie nur auf die innere Übereinstimmung dieser Handlungen mit dem in Christus offenbaren und durch das Evangelium in seiner Totalität bezeugten Gnadenwillen Gottes.“ S. 128: „Die Taufe als Kindertaufe legt als göttliche Berufung zum Heil wohl den Grund eines neuen Lebens; zur tatsächlichen Wiedergeburt, die nur als Vorgang im bewußten Leben gedacht werden kann, kommt es erst durch die bußfertige und gläubige Annahme des göttlichen Gnadenrufs.“ S. 129: „Die Objektivität des Sakraments [Abendmahls] hängt nicht an der von Luther vertretenen eigentlichen (genauer synekdochischen) Auslegung der Einsetzungsworte, die immer künstlich bleibt und jedenfalls gegenüber der paulinischen Fassung der Rechworte: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut (1 Kor. 11, 25), versagt. Sie beruht vielmehr auf der Gnadenzusage des HERRN, in dieser Handlung seinen Jüngern zu begegnen und ihnen in deren Vollzug die Heilskräfte seines in den Tod gegebenen Leibes und Blutes darzureichen.“ S. 136: „Dagegen darf man dem Lehrstück von Christi descensus ad inferos den Gedanken entnehmen, daß es eine jenseitige Heilsanbietung für diejenigen gibt, die während ihres irdischen Lebens nicht in der Lage gewesen sind, sich gegenüber der evangelischen Heilsbotschaft zu entscheiden.“ „Doch hat die Vorstellung einer gerichtlichen Vernichtung der endgültig Widerstrebenden mindestens gleiches Recht mit der andern, daß sie von Gott fortbauern erhalten werden zu ewiger Qual.“ Von der lutherischen Lehre läßt hiernach D. Kirn wenig genug stehen. Wenn man aber bedenkt, daß Kirn ausgesprochenermaßen theologisiert nicht aus der Schrift, sondern aus seinem Bewußtsein heraus, so muß man sich wundern, daß nicht noch mehr von christlicher Lehre bei ihm gefallen ist.

Die feste Burg unsers Christenglaubens, zur Orientierung und Stärkung angefochtener Christen gewürdigt von D. P. Barb. Verlag von Fr. Bahn, Schwerin in Mecklenburg. M. 1.50.

Dienen will der Verfasser mit diesem Buche dem Religionsunterricht in den Oberlassen der Gymnasien, Realschulen und höheren Mädchenschulen sowie allen gebildeten Christen. Zu diesem Zwecke eignet sich diese Glaubenslehre vornehmlich wegen ihres apologetischen Charakters. Geführt wird hier auch die Apologetik in rechter Weise, denn sie will nicht etwa die christlichen Lehren vor dem Forum der Vernunft und der modernen Wissenschaften rechtfertigen, sondern nur die Steine wegräumen, die der Unglaube dem Christentum in den Weg wirft. So z. B. S. 12: „Wenn etwa 1. Paulus in seinen auch von der extremsten Kritik als echt gewürdigten Briefen die wesentlichen evangelischen Tatsachen, besonders die Auferstehung des HERRN und seine wiederholte Erscheinung vor mehr als 500 einwandfreien Zeugen, auch vor sich selber (1 Kor. 15), nachdrücklich bezeugt; wenn 2. in den Schriften der Apostelschüler (Klemens von Rom, Ignatius von Antiochien, Polycarp von Smyrna) wörtlich oder sachlich auf die neutestamentlichen Schriften Bezug genommen wird; wenn 3. das von dem Italiener Muratori aufgefundenene Verzeichnis neutestamentlicher Schriften (aus der Mitte des 2. Jahrhunderts) fast alle kanonischen Schriften auführt;

wenn 4. auch die Häretiker sich für ihre Häresie ganz anstandslos auf sie als echte berufen; wenn 5. der um 140 lebende Gnostiker Marcion nachweislich alle vier Evangelien und zehn paulinische Briefe kannte, und 6. der gleichzeitige Apologet Tatian aus den vier Evangelien schon eine Evangelienharmonie komponierte; wenn 7. die großen Kirchenlehrer des 2. und 3. Jahrhunderts (Irenäus, Klemens, Tertullian) bestimmt ihre Authentie bezeugen; wenn 8. ein so ausgezeichnete Kritiker wie Origenes († 254) die Evangelien das Allerunwider-sprechlichste in der Kirche Gottes nennt; wenn 9. so scharfsinnige und un-erbächtige Kritiker wie A. Harnack (Chronologie der altchristlichen Literatur, S. 7. 237 [1897]), selbst der sozialistische Schriftsteller Maurenbrecher, im Gegensatz zu dem negativen Ergebnis der früheren Kritik, zu stehen genötigt sind, daß der unbefangene wissenschaftliche Befund die Echtheit fast aller neutestamentlichen Schriften ergebe: so wird ein gewissenhafter Historiker die Authentie und Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zumal bei dem Gepräge der Lauterkeit ihrer Verfasser, dem frappanten Unterschied zwischen ihnen und etwa den Schriftisten der Apostelschüler, der absoluten Unersindbarkeit ihres Inhalts (wie wenig entsprach das Bild des Herrn dem Messiasideal des damaligen Israel!) nicht bezweifeln dürfen.“ S. 18: „Die römischerseits als oberste Entscheidungskstelle in Sachen des Glaubens proklamierte ‚Unfehlbarkeit des Papstes‘ ist durch die eigene Versicherung nicht schon erwiesen, auch nicht durch die Versicherung seiner Unentbehrlichkeit, noch durch die aufgerufenen Schriftstellen (zumeist Luk. 22, 32; Matth. 16, 18 f.), findet vielmehr seine Widerlegung, nicht zwar an der Behauptung seiner Unmöglichkeit — auch die evangelische Kirche basiert auf der Überzeugung der Unfehlbarkeit der Propheten und Apostel —, aber 1. in der vollständigen Willkür dieses Anspruchs, 2. in dem grellen Widerspruch, daß die römische Kirche dem die Unfehlbarkeit erklärenden Konzil in einem Atem Unfehlbarkeit zuspricht und aberkennt, 3. in der unleugbaren Dissonanz lehr-amtlicher päpstlicher Erklärungen (Papst Liberius erklärt sich nacheinander für Athanasius und die Semitarier, Jostinus erklärt eine pelagianische Schrift des Cölestius für korrekt, nachdem sein Vorgänger Innozenz den Pelagianismus verurteilt hatte; Honorius wird vom Konzil zu Konstantinopel wegen seines Monothelismus verdammt, und das wird von seinem Nachfolger Leo II. bestätigt; Nikolaus I. gebraucht die pseudoisidorischen Dekretalen als echte; Sixtus V. bedroht jeden, der die von ihm veranstaltete authentische Ausgabe der Vulgata ändert, mit dem Bann, und Gregor XIV. veranstaltet eine geänderte authentische Ausgabe usw.), 4. in dem offenen Widerspruch vieler römischer Lehren mit klarem Schriftzeugnis (Messe, Rechtfertigung, Heiligen- und Mariendienst, unbefleckte Empfängnis der Maria, Ablass, Fegfeuer usw.), vollends 5. in dem Unvermögen römischer Kirchenlehre, die volle Heilzuberfücht zu vermitteln, welche erfahrungsmäßig nur das Ergebnis ausschließlichen Vertrauens auf die im Evangelium bezeugte und erbotene Gnade Gottes in Christo ist (Luthers Erfahrung).“ Zu den Ausstellungen, die wir zu machen haben, gehören u. a. folgende. Seite 60 lesen wir: „Sie“ (die Allgemeinheit des ewigen Liebeswillens Gottes) „zwingt vielmehr, die einige Ursache des Heils in Gottes Erbarmen, die einige Ursache der Heilsverfehlung in der Weigerung der Heilsannahme seitens der Menschen zu suchen. Der Erklärungsgrund für die Tatsache, daß die einen das Heil annehmen, die andern verschmähen, wird, bei der Untüchtigkeit des natürlichen Menschen zur Heilsannahme, in der Verwendung oder Nichtverwendung der von Gott mittels des berufenden Wortes allen zukommenden Entscheidungsfreiheit liegen.“ Die Wahrheit des ersten Satzes wird hier durch den zweiten synergistischen Satz wieder aufgehoben. Auf der folgenden Seite lesen wir: „Zwingli und Calvin lehrten im Interesse des philosophischen Axioms der Alleinursächlichkeit Gottes, Augustin, Luther und Melanchthon als scheinbar unerklärliche Konsequenz erfahrungsmäßiger totaler Depravation des natürlichen Menschen und des Bewußtseins, allein Gott die Gewinnung des Heils zu verdanken, die Prädestination; aber die beiden letzteren korrigierten sich allmählich durch gehörige Beugung unter das bestimmte Zeugnis der Schrift von der Universalität des Liebeswillens Gottes und der Objektivität der Gnadenmittel, und mit ihnen bezeugen unsere Bekenntnisse beides, bei fester Betonung der Unbegreiflichkeit des Problems.“ Auch dieser Satz enthält historisch Falsches und logisch Widersprechendes. Melanchthon hat allerdings seine ursprüngliche Lehre durch die Annahme einer aliqua causa discriminis in homine korrigiert, Luther

aber ist bei seiner Lehre de servo arbitrio geblieben, und die Konkordienformel ist ihm darin gefolgt. Und was den logischen Widerspruch betrifft, so verträgt sich die Lehre von der Entscheidungsfreiheit oder der causa discriminis in homine nicht mit der von Bard mit Recht hervorgehobenen „steten Betonung der Unbegreiflichkeit des Problems“ seitens unserer Bekenntnisse. Auch die Ausführungen (S. 78) über den Antichristen stimmen weder mit der Schrift noch mit den lutherischen Symbolen. Beigegeben sind dem Buch vier Anhänge, von denen der erste eine Zeittafel der Kirchengeschichte bietet, der zweite die allgemeinen Glaubensbekenntnisse und das Augsburgerische Bekenntnis, der dritte eine lutherische Tauf-, Konfirmations- und Trauform, der vierte das christliche Kirchenjahr und eine lutherische Gottesdienstordnung. F. B.

D. Joh. Alb. Bengel. Ein Gelehrtenbild aus der Zeit des Pietismus von Fr. Nolte. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. M. 2.40; geb. M. 3.

Das hier gebotene Gelehrtenbild des berühmten württembergischen Theologen geht wesentlich auf in Geschichte seiner Schriften, unter welchen insbesondere hervorragend: 1. Bengels textkritische Arbeiten zum Neuen Testament samt der kritischen Ausgabe desselben, deren Text auch Dr. E. Nestle als „anerkannt vorzüglich“ bezeichnet (aus 129 von Bengel angenommenen Versarten sind nur 20 heute nicht allgemein anerkannt, und aus 119 von Bengel empfohlenen sind heute 83 gebilligt); 2. Bengels „Gnomon“, der mehr als zwölf Auflagen erlebt hat und nicht bloß ins Deutsche, sondern auch ins Englische übertragen worden ist; 3. Bengels Auslegung der Offenbarung Johannis und anderer apokalyptischen Schriften, die aber insbesondere in ihren chiliastischen Berechnungen als völlig verfehlt zu bezeichnen sind. Glaube doch Bengel z. B., mit Gemißhet das Jahr 1836 als den Anfang des Millenniums bezeichnen zu können. S. 70 lesen wir: „Das tausendjährige Reich steht nahe bevor. Der Engel der Apokalypse (Kap. 14, 6) mit dem ewigen Evangelium ist ihm [Bengel] Joh. Arndt (gest. 1621) oder seine pietistische Schule; der Engel, der Babels Fall (Kap. 18) verkündet, ist Spener (gest. 1705) oder seine Schule. Im Jahre 1836 wird der Herr selbst wiedererscheinen, und der Satan tausend Jahre gebunden sein bis 2836, dann eine kleine Zeit“ (Kap. 20, 3. 4) 111¹/₂ Jahre los werden, während zugleich die Heiligen im Himmel tausend Jahre regieren, so daß 3836 das Weltende und das Gericht eintritt.“ Noltes Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: „1. Bengels Jugendzeit und Entwicklung; sein theologisches Studium und seine Studienreise nach Halle. 2. Bengel als Klosterpräceptor in Dautendorf und seine dortige literarische Tätigkeit: die Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, Harmonie der Evangelisten und Erklärte Offenbarung Johannis. 3. Bengel als Propst in Herbrechtingen: die ferneren apokalyptisch-chronologischen Arbeiten, der ‚Gnomon‘ zum Neuen Testament und die deutsche Übersetzung des Neuen Testaments. 4. Seine Beurteilung Zinzendorfs und der Brüdergemeinde. 5. Bengel als Prälat und Konfistorialrat in Stuttgart, Ehrungen und Anerkennungen, Charakteristik seines inneren Lebens, sein Familienleben und sein Tod.“ Als Anhang sind eilf Lieder Bengels beigegeben. Im Vorwort verbreitet sich Nolte über den Pietismus in Halle und Württemberg, wobei — wie auch sonst — die Beurteilung nicht immer eine zutreffende ist. F. B.

Durch Luther befreit. Eine Erzählung aus der Reformationszeit. Von Prof. W. M. Schמידt. Lutheran Book Concern, Columbus, O. \$1.00.

Obwohl schon seit Jahren eine Unmenge von Erzählungen, in denen Luther und die Reformation eine mehr oder weniger hervorragende Rolle spielt, im Markt ist, so ruft doch jedes neue Buch dieser Art neues Interesse wach. Luther und die Reformation ist offenbar ein Thema, das immer aktuell ist und bis zum jüngsten Tag nicht veralten wird. Und wer es, wie das beim Verfasser des vorliegenden Buches im hohen Maße der Fall ist, versteht, seine Erzählung zu verbinden mit den reformationsgeschichtlichen Heroengestalten und Ereignissen, darf jedesmal auf gespannte und dankbare Leser rechnen. Bezogen werden kann das Buch vom Concordia Publishing House. F. B.

La Paloma. Eine Geschichte von Lust und Leid aus den Lagern der Indianer und Mexikaner im Westen Nordamerikas von Gustav Harbers. Mit Illustrationen. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. \$1.00.

Daß Missionar Harbers es versteht, lebhaft und spannend zu erzählen, hat sein „Jaalahn“ gezeigt. Auch die vorliegende Geschichte, die der Subtitel genügend charakterisiert, fesselt den Leser bis zum Schluß. Ein seltener Vorzug der Harbers'schen Erzählungen ist, daß wider dieselben keinerlei Verstöße gegen die christliche Glaubens- und Sittenlehre zu verzeichnen sind. F. B.

Johannes Herrmanns Verlag hat uns folgende „Lutherhefte“ zugehen lassen:

1. Vom christlichen Haushalten: Wie man sich christlich halten solle, zeitlich Gut zu erwerben und zu halten. (D. Luthers Auslegung des 127. Psalms, an die Christen zu Niga in Livland, 1524.)
2. Die 95 Thesen vom Jahre 1517: Disputation zur Erklärung der Kraft des Ablasses.
3. Ein Exempel wahrer Nächstenliebe: Predigt, am Fest der Reinigung Mariä von Luther gehalten kurz vor seinem Ende, 1546.
4. Luthers letzte Predigt, gehalten am 14. Februar 1546, insonderheit wider die „Raseweisheit“ der Vernunft.
5. Trost für angefochtene Kranke: D. Martin Luthers tröstlicher Unterricht, wie man in Leibeschwachheit der Kleinmütigkeit und andern Anfechtungen des Teufels begegnen möge. 1534.
6. Trost an Gräbern: Verschiedene Aussprüche Luthers für an den Särgen und Gräbern ihrer Lieben Trauernde. — Jede Nummer 5 Gts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House. Massenverbreitung dieser Lutherhefte wäre eine vorzügliche Vorbereitung auf 1917. F. B.

Die Buchhandlung der Berliner Missionsgesellschaft, Berlin Nr. 43, hat uns zugehen lassen:

1. „Lebenswasser in dürrem Lande.“ Erlebnisse vom Missionsfelde in Transvaal. Mit Bildern. 50 Pf.
2. „Am Hofe der Büffel.“ Schilderungen aus dem Leben einer afrikanischen Fürstenfamilie in Transvaal. Mit neun Federzeichnungen. M. 1.
3. „Aus Afrikas verträumten Bergen.“ Neue Fabeln und Märchen. Mit Federzeichnungen. 50 Pf.
4. „Der Sohn der Wüste.“ Erzählung aus den Holzbuschbergen Transvaals. Mit Federzeichnungen. M. 1.
5. „Was der afrikanische Großvater seinen Enkeln erzählt.“ Fabeln und Märchen aus Nord-Transvaal. Mit Bildern. M. 1.50. — Alle diese Schriften sind verfaßt von Missionar C. Hoffmann in Krakenstein, Nord-Transvaal; auch die Illustrationen stammen von ihm. Sie lassen einen lebendigen Blick tun in die heidnischen Zustände unter den dortigen Eingebornen sowie auch in die Arbeit der Berliner Evangelischen Missionsgesellschaft. F. B.

Der Verlag der Missionshandlung in Hermannsburg hat uns zugehen lassen:

1. „Lutherkalender für das Jahr 1914.“ Abreißkalender mit biblischen Betrachtungen und Lutherworten. In Verbindung mit andern Geistlichen herausgegeben von P. Jaßram in Echem. Mit Rückwand nach dem Original, darstellend Martin Luther von Rudolf Schäfer. 16. Jahrgang. 75 Pf.
2. „Hermannsburger Volkskalender für das Jahr 1914.“ Mit Kunstbeilage: „Die Abendglocke“ von Th. Schüz. 27. Jahrgang. 14 Bogen Quartformat. 50 Pf.
3. „Hermannsburger Missionskalender für das Jahr 1914.“ Zwölfter Jahrgang. 64 Seiten Oktav. 20 Pf. — Diese Kalender bieten meist vorzügliches

Material zur christlichen Erbauung, Belehrung und Unterhaltung, und insonderheit ist der dritte danach angetan, das Interesse für die Mission zu wecken und rege zu halten. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß immer korrekt ge-
redet wird; vergleiche z. B. im „Volkskalender“ die Anwendung auf Seite 38.
F. B.

Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis., hat uns zugehen lassen:

1. „Dogmatik“ von A. Hönedé. 16. Lieferung. 40 Cts. — Dieses Heft behandelt (S. 241—312) folgende loci: 1. Von der Auferstehung (Fortsetzung); 2. Das jüngste Gericht; 3. Von der ewigen Verdammnis.

2. „Errettet, und andere Geschichten aus Jesu Reich.“ Von Carl Manthey-Zorn. Mit Originalsfeberzeichnungen von Otto Lübedé. 256 Seiten. 80 Cts. — Dieses geschmackvoll gebundene Buch liefert lutherischen Familientreisen, Jugendvereinen usw. erbauende und unterhaltende Lektüre.

3. „Gloria in Excelsis Deo.“ Kindergottesdienst nach einer alten Weihnachtsliturgie aus dem Nachlaß von P. Ph. Köhler. 5 Cts., das Duzend 55 Cts., das Hundert \$4.25.

4. „La Paloma.“ Eine Geschichte von Lust und Leid aus den Lagern der Indianer und Mexikaner im Westen Nordamerikas von G. Harbers. \$1.00. — Diese Erzählung ist oben bereits beurteilt. Bestellungen nimmt Concordia Publishing House an.
F. B.

FAITH AND DUTY. Sermons on Free Texts. With Reference to the Church-Year. By the Rev. L. Buchheimer. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.25.

Eine Anzahl dieser Predigten haben wir gelesen. In der Gedankenentwicklung sind sie natürlich und klar, in der Darstellung fließend und gefällig, in der Diktion (wenngleich nicht ohne mancherlei Unebenheiten) edel und idiomatisch, in der Illustration farbenreich und in der Anwendung padend, fesselnd. Was den Inhalt betrifft, so tritt die Gründlichkeit in der Lehrdarlegung zurück, und insonderheit das Evangelium bekommt nicht die Prominenz, die ihm in jeder derartigen Predigtsammlung gebührt. Das Allesüberwiegende in unsern Predigten muß allezeit sein und bleiben die frohe Botschaft von Christo, die nicht vorausgesetzt, sondern verkündigt und von allen Dächern herab immer von neuem gepredigt und ausgerufen sein will.
F. B.

WHY SHOULD A LUTHERAN NOT JOIN ANY SECTARIAN CHURCH? Answered by Rev. V. W. Richter. Svedok Publishing House, Streator, Ill. 50 cts.

Dieses Buch bietet nach Form und Inhalt ungefähr dasselbe in englischer Sprache, was Großes „Unterscheidungslehren“ in der deutschen, nur daß Große insonderheit die Differenzen innerhalb der lutherischen Synoden ausführlicher und gründlicher behandelt. Ohne auf die unbefriedigten desiderata des Richterischen Buches einzugehen, wollen wir hier nur konstatieren, daß es seinen Zweck erfüllt. Aus dem Buch kann sich jeder Lutheraner zur Genüge überzeugen, warum er mit gutem Gewissen nicht seine lutherische Kirche verlassen darf, um sich einer andern Kirchengemeinschaft oder einer nicht treulutherischen Synode anzuschließen. Bezogen werden kann das Buch vom Concordia Publishing House.
F. B.

THE SONG OF THE ROSE. By Hillis Grane. From the Swedish by A. W. Kjellstrand. Augustana Book Concern, Rock Island, Ill. \$1.25.

Diese spannende Erzählung ist durchweg religiös orientiert. Verherrlicht wird in derselben aber die Erweckungsbewegung in Schweden, in der der Verfasser Sünde und Gnade als den Grundton schwingen läßt, freilich nicht ganz ohne ungesunde Nebenklänge.
F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

„Dreschen in das Arbeitsfeld von Missouri zu schlagen“, „Missouri zu verdrängen“, das gehört zum Arbeitsprogramm der Rio Grande-Synode in Brasilien. In dem letzten Synodalbericht der Rio Grandenser steht in einem Bericht aus dem Südbezirk zu lesen: „Den Weg von der Kolonie bis zur Stadt (Pelotas) hat Missouri in seine Arbeitsphäre gezogen. Dagegen aber hat sich die Arbeit der Synode gewandt. . . . Durch Errichtung einer Predigtstation in der Richtung Pelotas' ist es dem Pfarrer von Arroio do Padre gelungen, eine Dresche in das Arbeitsfeld von Missouri zu schlagen.“ Der Diasporapfarrer berichtet: „Wir dürfen auf die Erfolge unserer Synode in Erechim, Erebango, Rio do Peize, Parada Gauer, Paiol Grande und Rio Ligeiro hinweisen. Aus den genannten Gemeinden ist Missouri ganz, bzw. fast ganz verdrängt.“ In dem „Ev.-Luth. Kirchenblatt“, das von unserm brasilianischen Distrikt herausgegeben wird, werden diese Prahlereien auf ihren Wahrheitsgehalt untersucht. Es wird da in bezug auf die Feldentat bei Pelotas konstatiert, daß diese Predigtstation des Riograndensers dreiviertel Reitstunden von unsern Leuten entfernt ist, „und diese unsere Leute sind eine Familie mit einem Kind“! Mit dem „Verdrängen“ unserer Missionare aus dem Gebiete Erechim verhält es sich so: In Erebango, einer der genannten Stationen dieses Gebietes, hat sich allerdings ein Riograndenser Pastor die Gemeinde ergattert, indem er die Bildung eines interkonfessionellen Schulvereins als Lockspeise benutzte. In der Ortschaft Erechim hingegen haben wir eine Gemeinde von 30 stimmberechtigten Gliedern, eine Schülerzahl von 30 bis 40 in der Gemeinde und eine schöne neue Kirche. Auch in bezug auf die andern Stationen im Erechimgebiet berichtet unser Missionar (P. A. Heine) Einzelheiten, die allerdings in dem Bericht des Riograndensers an seine Synode eine „skrupellose Verlogenheit“ erkennen lassen. An anderer Stelle wird in diesem Synodalbericht über das Anwenden tüdischer, ungerechter Mittel von seiten der missourischen Missionare Beschwerde erhoben. Die Gemeinde Neu-Paris sei von den Missouriern gespalten worden. Das „Kirchenblatt“ weist nach, daß diese Gemeinde schon gespalten war, als sich ein Teil derselben um Bedienung an unsere Pastoren wandte, die erst nach wiederholtem Drängen diesen Wunsch erfüllten. Eine Anzahl ähnlicher Fälle wird beleuchtet. Das „Kirchenblatt“ bemerkt dazu: „Es ist uns ja nichts Neues, daß unsere Synode schon oft in öffentlichen Tageszeitungen von einzelnen Gliedern der Riograndenser Synode durch gehässige Artikel geschmäht und verschrien wurde, aber wie es vorkommen konnte, daß man sich nicht gescheut hat, in amtlichen Berichten eine ganze Synode über die Arbeit anderer hinter's Licht zu führen, ist eine Ungeheuerlichkeit, die einem unverständlich bleibt.“ übrigen klagen nicht nur unsere Missionare über die gedissenslosen Praktiken, die von den Riograndensern angewandt werden, um in den Gebieten anderer lutherischer Synoden Gemeinden an sich zu reißen. Auch die lutherische Synode von Santa Catharina klagt in ihrem „Gemeindeblatt“ über die falsche, trügerische Berichterstattung ihrer unierten Gegner in ihrem Synodalgebiet.

Die Iowa-Synode hat auf ihrer diesjährigen Sitzung in Oshkosh, Wis., folgende von Prof. G. Fritschel vorgelegten Sätze angenommen: „Im Hinblick darauf, 1. daß die Zerrissenheit der lutherischen Kirche Amerikas gewißlich Gott nicht gefällig ist und verhindert, daß unsere Kirche die ihr von Gott zugewiesene Aufgabe völlig erfüllt; 2. daß sich gegenwärtig wieder ein stärkeres Sehnen und Verlangen nach Einigkeit kundgibt; 3. daß gerade das bevorstehende Reformationsjubiläum eine Gelegenheit bietet, einen erneuten Versuch zu machen, die Trennung zu beseitigen, sei es beschloffen: 1. daß die Iowa-Synode ihre Bereitwilligkeit aufs neue ausspricht, alles zu tun, was in ihrer Macht liegt, eine gottgefällige Einigkeit herzustellen; 2. daß sie die Veranstaltung wohlvorbereiteter intersynodaler Konferenzen in verschiedenen Kreisen unsers Gebiets empfiehlt und ein vom Allgemeinen Präsidium zu ernennendes Komitee freiert, das die eventuellen Vorarbeiten dafür übernehmen soll; 3. daß sie auch bereit ist, offiziell mit den Vertretern anderer lutherischer Synoden zu verhandeln zum Zweck der Verständigung; 4. daß wir es für wesentlich halten, daß die etwaigen Verhandlungen zunächst darauf abzielen, den eigentlichen und wirklichen status controversiae mit beiderseitiger Übereinstimmung festzustellen und dann erst an die Verhandlungen über die Differenzen selbst heranzutreten; 5. daß hiermit das Allgemeine Präsidium beauftragt sei, diese Beschlüsse andern Synodalkörpern mitzuteilen und die Sache weiterzuführen; 6. daß für etwaige Verhandlungen nach allen Seiten hin wohlüberlegte Vorbereitungen, Gegenstand, Gang und Weise der Verhandlungen betreffend, getroffen werden, um planloses und verwirrendes Verhandeln zu vermeiden; 7. daß, im Falle es zu solchen Verhandlungen kommen sollte, ein allgemeines Kirchengebet im ganzen Kreis der Synode empfohlen werde, in welchem Gottes Hilfe erfleht werde.“ — Die einleitenden Sätze dieser Empfehlung sind in ihrer Fassung nicht ganz einwandfrei. Daß die Zerrissenheit der lutherischen Kirche Amerikas Gott nicht wohlgefällig ist, ist ein Satz, der, so ohne Einschränkung vorgetragen, den Eindruck erwecken muß, als ob die lutherische Kirche unsers Landes als Ganzes in der bestehenden Zerrissenheit eine Schuld erkennen müsse. Genau besehen, ist es doch nicht eigentlich diese Zerrissenheit an sich, sondern die Ursache der Spaltung, nämlich das Festhalten am Irrtum, welches das göttliche Mißfallen erregen muß. Was die bevorstehende Feier des Reformationsjubiläums betrifft, so ist uns unverständlich, wie man darin eine „Gelegenheit“ für Versuche zur Beseitigung der Trennung finden will. Was hat denn eine Säcularfeier mit der Behandlung von Lehrdifferenzen zu tun? Eine Bedeutung kann das Datum 1917 nur als sentimentaler Grund haben, und mit solcher Motivierung ist der Aufnahme sachlicher Verhandlungen nicht gedient. Ganz richtig wird in diesen Sätzen die sachliche Behandlung, vor allem die Feststellung des status controversiae, als erste Bedingung für den Erfolg neuer intersynodaler Verhandlungen bezeichnet. Da wäre es nun gut, wenn die Synode, von der diese Sätze ausgehen, einmal bekannt gemacht würde mit der Feststellung des „eigentlichen und wirklichen status controversiae“, wie er von unserer Seite in D. Piepers „Zur Einigung“ gebracht worden ist. Dazu wäre etwa nötig, daß man in iowa'schen Blättern auf dieses Buch in einer Weise aufmerksam macht, die nicht von vornherein von einem Studium desselben absieht, indem man nämlich den Eindruck erregt, als handle es sich hier wieder um einen neuen Beweis für den „Calvinismus“ der

Missourisynode. Um nicht in Widerspruch zu der von ihr selber ausgehenden Empfehlung zu treten, wäre also nötig, daß man in der Jomashynode diese Schrift einmal studiert und sich dann darüber ausspricht, ob die Darstellung der Differenzpunkte als richtig anerkannt wird. Dann könnten wir, wie in den iowaschen Sägen ja empfohlen, auf der so gewonnenen Basis zu den Verhandlungen schreiten. Wer D. Piepers Buch liest, ohne durch die Brille zu schauen, die letzten Sommer von den iowaschen Rezensenten benutzt wurde, wird nicht bis zum Jahre 1917 zu studieren brauchen, ehe er ganz klar sieht, worin die zugrundeliegende Differenz besteht. Schiebt man aber ein Buch einfach beiseite, in welchem von unserer Seite gerade das geboten ist, was in jenem Beschluß der Jomashynode als erster Schritt zu fruchtbringender Verhandlung gefordert wird, so gibt man damit zu erkennen, daß man unter den „andern Synodalkörpern“ eine bestimmte Auswahl getroffen hat, mit denen man im Sinne dieser Empfehlung handeln will. G.

Ein seltenes Jubiläum beging am 30. September Prof. Dr. F. W. A. Rog, der zuletzt Professor am Northwestern College in Watertown war und seit etwa einem Jahre im Ruhestand lebt. Vor fünfzig Jahren promovierte er als Doktor der Philosophie an der Universität Tübingen. Aus diesem Anlaß erhielt er von der genannten Universität einen herzlichsten Glückwunsch und die Mitteilung, daß ihm ein erneuertes Doktordiplom zugehen werde. G.

Noch ehe man die Vereinigung der Forenede Kirke, der Norwegischen Synode und der Hauges Synode zu einem Kirchenkörper erreicht hat, führt man das Vereinigungswerk durch gemeinschaftliche Unternehmungen un-offiziellen und auch offiziellen Charakters unaufhaltsam durch. In Zentral-China, in der Nähe Hankows, haben die Forenede Kirke und Hauges Synode zusammen mit den Missionsgesellschaften unter den Finnen und in Norwegen ein gemeinschaftliches theologisches Seminar gebaut. Der imposante Bau sollte am 19. Oktober dieses Jahres eingeweiht werden. Das neue Missionsgebiet der Norwegischen Synode in China ist so gelegen, daß man im Falle einer organischen Verbindung der Synoden gleich gemeinschaftlich das Werk betreiben kann. — In Portland, Oreg., wird von der Forenede Kirke und der Norwegischen Synode gemeinschaftlich Stadtmision getrieben. Der Stephansverein, der die Sache leitet und auch schon ein Hospiz errichtet hat, wird von Präses Dahl (For. K.) und von Präses Stub indoffiziert. — In Chicago haben Gemeinden der Forenede Kirke und Hauges Synode ein Missionshotel gegründet. — Von dem englischen Gesangbuch, welches die drei Synoden gemeinschaftlich herausgegeben haben, sind jetzt, nach knapp zwei Jahren, schon 30,000 Exemplare verkauft. — Zu Weihnachten soll ein norwegischer Pastorenkalender erscheinen, in dem sämtliche Pastoren aller norwegischen Synoden mit Porträt und Lebenslauf vertreten sein sollen. — Man spricht den Gedanken aus, eine inter-synodale theologische Zeitschrift ins Leben zu rufen. — Am diesjährigen Reformationsfest veranstalteten die Gemeinden der drei Synoden in Minneapolis eine gemeinschaftliche Feier, die in dem großen Auditorium in Minneapolis abgehalten wurde. Es wurden Gesänge vorgetragen von einem Chor, der aus den Studentenchören der drei theologischen Anstalten zusammengesetzt war, und Reden wurden gehalten von P. Meland (Hauges Synode), P. Roseland (Forenede Kirke) und D. Stub. — Für die Verschmelzung des Columbia College der

Forenede Kirke und der Pacific Academy der Norwegischen Synode in Barland, Wash., sind die vorbereitenden Schritte eingeleitet worden. — Die von Gemeinden der Norwegischen Synode und der Missourisynode in Wittenberg, Wis., seit Jahren betriebene Wittenberg Academy ist eingegangen.

Zwischen den südlichen Presbyterianern und der United Presbyterian Church sind Verhandlungen im Gang, die auf organische Verbindung abzielen. Die Hauptdifferenz zwischen den beiden Kirchenkörpern ist die Stellung der südlichen Presbyterianer zu dem Gebrauch außerbiblischer Gesänge im öffentlichen Gottesdienst. Während die United Presbyterian Church zäh am ausschließlichen Gebrauch des Psalters festhält, gestattet die Southern Church den Gebrauch von Chorälen und "Gospel songs". In den Vereinigungsthesen will man die United Church mit dieser Erklärung zufriedenzustellen: "We believe the Psalter is an inspired manual of praise, and that the Spirit of God indicated these songs to be used. We strongly recommend that our congregations follow the direction of the Spirit of God, but in the matter of singing our congregations shall have the same liberty that they now enjoy." Das genügt den Vereinigten Presbyterianern, wenn man den Kundgebungen in ihren Zeitschriften gemäß urteilen darf, durchaus nicht. Ihnen ist das ein "absolute disregard of the clearly recognized direction of the Holy Spirit". Doch fürchtet man in der Vereinigten Presbyterianerkirche noch größeres Unheil von einer andern Differenz. Es handelt sich auch um die Logenfrage. Während in der Southern wie auch in der Northern Church die Logenfrage überwundener Standpunkt und die Regel gegen Aufnahme von Logengliedern toter Buchstabe ist, zeugt die United Church immer noch gegen geheime Gesellschaften, wenn es auch mit der Praxis unter ihren Gemeinden nicht glänzend steht. Ihr Bekenntnis, schreibt ein Pastor in dem *United Presbyterian*, "lifts up before the world a mighty protest against all Christ-ignoring, Christ-rejecting, oath-bound secret orders. True, through the unfaithfulness of some pastors and sessions, the practice of our Church in some sections violates our testimony; and secretism, having gotten within, is using its utmost endeavor to haul down our flag. But the United Presbyterian Church is not ready yet to haul down her flag to meet the approval of those who have traduced her testimony!" Auch die Stellung zur Inspiration der Schrift, die sich in den Unionsthesen offenbart, gibt den Leuten der United Church zu denken. Dazu bemerkt ein Pastor dieser Kirche: "We note that there is a decided weakening on the subject of the inspiration of the Bible. The suggested basis makes no declaration for the 'plenary,' or 'verbal,' inspiration of the Bible. This doubtless is a concession to that body with which union is pending. In this day, when the whole trend of modern religion is to emphasize the importance of man, and to elevate to the level of divinity the human intellect, there is a profound reason why the Church of Christ shall in no sense weaken, but rather emphasize anew, and, if possible, with greater force, the 'verbal inspiration' of the Scripture." Andererseits entwidelt die Vereinigte Kirche eine bedeutende Schwäche in bezug auf die Lehre von der Stellung der Frau in der Kirche sowie in ihren Ansichten von Kirche und Staat. Die südlichen Presbyterianer lehren: "To teach and exhort, or to lead in prayer in public and promiscuous assemblies, is clearly forbidden to women in the Holy Oracles."

Das nehmen aber die Vereinigten nicht an. Über die Trennung von Kirche und Staat spricht sich das Bekenntnis der Südlischen also aus: "Synods and councils are to handle or conclude nothing but that which is ecclesiastical, and are not to intermeddle with civil affairs." Interpreting this with rigid literalness, the Church excludes from its courts all discussions of political questions, and refuses alliance with any organizations that aim merely at social or political reform." An der Stellung können wir nichts tadeln. Die United Church jedoch huldigt der gegenteiligen Ansicht, indem sie es dem Staate zur Pflicht macht, "to administer the government according to the revealed principles of Christianity", und von der Kirche fordert, daß sie über die Durchführung dieses Prinzips wache. Das ist die echt reformierte Verkennung des gottgewollten Verhältnisses der Kirche zum Staat. Wie der *New York Independent* aber behaupten kann, daß der Trennung zwischen den Vereinigten und den Südlischen Presbyterianern die Frage des Kirchengesanges als einzige Differenz zugrunde liege, ist uns nicht ganz verständlich. Eher möchte man dem Urtheil beistimmen, das so weit in den Zeitschriften beider Körperschaften zum Ausdruck gekommen ist, daß nämlich vorberhand, trotz nomineller Einigkeit im Bekenntnis, wohl noch an keine Vereinigung zu denken ist. G.

In der *United Presbyterian Church* besteht noch die Bestimmung, daß in den Gottesdiensten nur der Psalter, den man in mehr oder minder zierliche Reime gebracht hat, von der Gemeinde gesungen werden darf. Man stößt sich nicht an Solovorträgen und Chorstücken, denen außerbiblische Texte zugrunde liegen; doch gilt für den Gemeindegesang noch der Paragraph XVIII des "Testimony", der also lautet: "In singing God's praise, these songs," nämlich der Psalter in metrischer Form, "should be employed to the exclusion of the devotional compositions of uninspired men." Der Satz gründet sich auf die alte reformierte Regel, daß im öffentlichen Gottesdienst alles das verboten sei, was Gott nicht ausdrücklich geboten habe. Doch macht sich jetzt auch in streng presbyterianischen Kreisen die Hinneigung zu mehr liturgischer Ausbildung des Gottesdienstes geltend, die seit einigen Jahren in den reformierten Kirchen überhaupt hervortritt. Man sucht, ohne gerade die Theorie fallen zu lassen, dem Gebrauch von Chorälen oder doch von geistlichen Liedern außerbiblisches Wortlautes den Weg zu bahnen. Im *United Presbyterian* beklagt ein Rev. E. R. Davidson den Umstand, daß unter der bestehenden Regel ein großer Schatz kirchlicher Melodien, zum Teil das Werk großer Lirndichter, keine Verwendung im öffentlichen Gottesdienst finden könne. Doch wirft der Verfasser des Artikels die Frage auf: Steht es wirklich so, daß jener XVIII. Artikel des "Testimony" den Kirchengesang auf metrische Versionen von Schriftstellen, vor allem des Psalters, beschränkt? Der Artikel bezöge sich doch nur auf "singing God's praise". Nun sei aber doch nicht jedes Kirchenlied ein Lobpreis Gottes, vieles könne auch angesehen werden als Verkündigung der Heilsbotschaft, siele also nicht unter jene Regel! Es seien doch tatsächlich durch das Anhören solcher geistlichen Lieder viele zum Glauben gekommen, und daraus könne man doch schließen, daß der Heilige Geist den Gebrauch solcher Lieder gutgeheißen habe, wie einst Apost. 15 Paulus aus der Ausgießung des Geistes auf die bekehrten Heiden geschlossen habe, daß ihnen das Gebot der Beschneidung nicht gelte. Man solle also das Singen von Chorälen zu den Theilen des Gottesdienstes rechnen, durch

welche die Wahrheit des Evangeliums an die Herzen der Menschen gebracht werde, und das müsse Gott wohlgefällig sein, weil mancher schon auf diese Weise bekehrt worden sei. Es sei doch solcher Gemeindegang nicht eigentlich "singing God's praise", sondern mit dem Verlesen des Schriftworts und mit der Predigt zu dem erbaulichen Teile des Gottesdienstes zu rechnen. Vor dem "trash", der in manchen Kirchen gesungen werde, die sich nicht mit dem Psalter begnügt haben, hege er keine Furcht; denn "there is one great Church in this land that is a hymn-singing Church, and yet is not troubled by finding trashy songs in its hymnal. I refer to the Protestant Episcopal Church." Von dem Kirchengesang der lutherischen Kirche weiß dieser Presbyterianer also nichts. Und von der christlichen Freiheit hat er auch nur elementare Begriffe, sonst brauchte er sich nicht mit solchen Sophistereien in bezug auf den Zweck des Kirchengesanges abzuplagen, um sich von dem Menschenfundlein des XVIII. Artikels des "Testimony" loszurichten. G.

Die **Protestantische Episkopalkirche** hielt vom 7. bis zum 25. Oktober in der Stadt New York ihre Generalversammlung ab. Die Versammlungen der Bischöfe und der Delegaten (letztere bestehend aus Klerikern und Laien) finden bei den Episkopalen getrennt statt, doch sind zu manchen Beschlüssen gemeinschaftliche Sitzungen vorgeschrieben, die bei der diesjährigen Generalversammlung in der St. Johanskathedrale, dem noch unvollendeten Siebenmillionendollarbau, abgehalten wurden. Über 100 Bischöfe marschierten in Prozession zum Eröffnungsgottesdienst in die Kathedrale. In der Eröffnungspredigt behandelte Bischof Lawrence von Massachusetts die Wichtigkeit religiöser Erziehung. Er fand den Eifer der Katholiken um ihre Parochialschulen lobenswert — von den lutherischen Schulen schien er nichts zu wissen. Doch sah er die Lösung des Problems in "home training". In den Sitzungen offenbarte sich bald, daß die High Church- (also romanisierende) und die Low Church-Partei ziemlich gleich stark vertreten waren. So ist man auch um die Frage, ob der Name der Episkopalkirche in "American Catholic Church" umgeändert werden solle, sorgfältig herumgegangen. Es wurde im Hause der Delegaten ein Beschluß gefaßt des Inhalts, daß keine Änderungen im Prayer Book vorgenommen werden können, es sei denn durch eine Zweidrittelmajorität. Damit war die Namensänderung für diese Sitzung unmöglich gemacht, denn die Änderung des Namens auf dem Titelblatt des Prayer Book wäre nur mit einer ganz knappen Majorität durchgegangen. Eine Empfehlung, die dem Bischofskollegium die Befugnisse eines Gerichtshofes über die Lehre erteilt hätte, fiel durch; man fürchtete "heresy hunting". Warum, ist nicht recht begreiflich. Nach den Aussprüchen einer ganzen Anzahl von Bischöfen zu schließen, ist das geweihte Kollegium selber der Lehraufsicht sehr bedürftig und könnte niemand verfehlern, ohne sich schäuderhaft zu stultifizieren. Ganz grundsätzliche Ansichten wurden vorgetragen, ohne daß ein Wort der Rüge gefallen wäre. Eine Konferenz hat um Streichung des Filioque im Bekenntnis. Keine Aufregung. Zugunsten der Namensänderung wurde geltend gemacht, daß der Name "Protestant Episcopal Church" zu sektenmäßig klinge für eine Gemeinschaft, die, wie die Episkopalkirche, sich durch mehr als Toleranz, durch eine "deliberate, glad inclusion of views and apprehension of the common Truth which are widely dissimilar" auszeichne. „Protestantisch“ erinnere auch zu sehr an theologische Kontroverse.

In anderer Verbindung wurde betont, daß die Kirche überhaupt nicht über die Lehre zu urteilen, sondern vielmehr über die Freiheit des allgemeinen christlichen Bekenntnisses zu wachen habe! Eine Kirche, die solche Ansichten anhört, ohne daß von irgendwelcher Seite Wertschätzung dagegen eingelegt wird, würde allerdings nur konsequent handeln, wenn sie das „Protestantisch“ aus ihrem Namen striche. Dabei betrachtet sie sich als „The Church“, schlechtthin, da sie ja den historischen Episkopat bewahrt habe! Unter den andern protestantischen Kirchen sind ihr nur die schwedischen Lutheraner sympathisch, denn die haben sich auch aus vorreformatorischer Zeit den Episkopat bewahrt, stehen also im Geruch, das echte, apostolische Amt noch unter sich zu haben! Die schwedischen Lutheraner sind glücklicherweise vernünftig genug, ihren historischen Episkopat als interessante Antiquität, und nicht höher, zu bewerten. Sie haben auch die Episkopale ziemlich kalt ablaufen lassen, als man ihnen von jener Seite kirchliche Vereinigung vorschlug. Auf der Versammlung in New York trat gerade dieses Brücken mit der Bischofswürde in fast läppischer Weise wieder hervor. Auch die Liebsüßigkeit mit Rom wurde auf diesem Konvent fortgesetzt. Dem Missionskongreß der Römischen, der gerade in Boston in Sitzung war, wurde folgender Gruß übersandt: „To His Eminence, William Cardinal O'Connell, Roman Catholic Missionary Congress, Boston. The General Convention of the Protestant Episcopal Church sends greetings, and asks the guidance of God the Holy Ghost on your efforts to spread the Gospel of our Lord Jesus Christ.“ Darauf antwortete Kardinal O'Connell sehr diplomatisch: „I am deeply touched by the cordial message of the General Convention, and beg to express my heartfelt desire for the speedy union of all God's Church under the universal rule of our Lord Jesus Christ.“ Daß man es mit den Episkopalen römischerseits nicht sehr ernst nimmt, geht aus den äußerst wegwerfenden Bemerkungen hervor, mit denen man in katholischen Zeitungen des Konvents in New York gedacht hat. Die *New World* (Chicago) spöttelte z. B., man habe in zweiwöchiger Sitzung schließlich gegen unanständige Kleider und Tänze Beschlüsse gefaßt und am Ende des Konvents noch nicht den eigenen Namen gewußt!

Kardinal Gibbons versicherte kürzlich einer Anzahl von Berichterstattern der weltlichen Presse, daß er die übrigen Jahre seines Lebens freudig „opfern“ werde, um die Vereinigung aller Kirchen Americas unter e i n e m Haupt zu erreichen. Er denkt sich die Sache recht einfach. „Die erste wesentliche Forderung“, sagte er, „ist die Anerkennung des unfehlbaren Papstes, der als der Nachfolger St. Petri das göttlich bestimmte Haupt der Christenheit ist. . . . Ist einmal die richtige Stellung des Papstes anerkannt, so glaube ich nicht, daß die übrigen umstrittenen Lehren ein so großes Hindernis bieten, wie man sich gemeiniglich vorstellt.“ Der „Christliche Botschafter“ rät Sr. Erzcellenz, „die wenigen Jahre, die ihm noch geschenkt sein mögen, einer Sache zu ‚opfern‘, von der man vernünftigerweise etwas Erfolg erwarten dürfte“.

In der Absetzung Gouverneur Sulzers von New York ist wohl mehr zu erkennen als der Ausstrag einer rein politischen Fehde. Sulzer ist Presbyterianer und Freimaurer. Sein bitterer Feind, Charles Murphy, das Haupt der korrupten Tammany Hall, ist ein bigotter Katholik und steht zweifelsohne im Dienste des Kardinals Farley. Die „Evangelische Zeit-

schrift“ verbürgt folgendes über das Verhältniß des Kardinals zu dem Tammany boss: „Es heißt, Kardinal Farley habe jeden Bischof im Staate New York instruiert, zuzusehen, daß alle Männer, die Murphh namhaft mache, die katholischen Stimmen in ihren Distrikten bekommen. Albany, Troy, Utica, Syracuse, Rochester, Buffalo, Elmira, Binghamton, Poughkeepsie und Brooklyn — in einer jeden dieser Städte haben die Demokraten einen Katholiken zum Oberleiter. Während 81 Prozent der Lagen Groß-New Yorks von Protestanten bezahlt werden, sind 84 Prozent der Polizisten irische Katholiken. Von den Verbrechern in Sing Sing und Auburn, den Staatsgefängnissen New Yorks, sind 83 Prozent Katholiken. Alle vier Polizeieinspektoren in New York, die des ‚Grafts‘ (Betrugs) schuldig befunden und zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, sind Katholiken. Von den vierzehn Verbrechern, die den Tod erwarten, gehören dreizehn zur römischen Kirche, und nun sucht Murphh durch die Beseitigung des Gouverneurs Sulzer auch seine Herrschaft über den ganzen Staat New York zu befestigen. Auf seinen Befehl wurde diese Untersuchung angeordnet. Katholiken und korrupte Politiker sind die Hauptbetreiber derselben. Waschechte Protestanten, die sich einen pharisäischen Anstrich geben, die der Teufel verhöhnt und über die Rom spottet — denn sie haben von ihnen nichts zu befürchten — getern, wenn die Untaten der römischen Hierarchie bloßgestellt werden, und tadeln in scheinheiliger Weise die Kritiker. Ihre zahme Kritik der römischen Gottlosigkeit bewirkt nichts, überzeugungstreue Männer achten sie nicht, und Rom fürchtet sie nicht.“ Tatsächlich ist Martin J. Whynn, der Nachfolger Sulzers, Katholik. Und von Murphh sagte der bekannte Jesuit John J. Whynne in einem interview: “Charles Francis Murphy, the head of Tammany Hall, a man of extreme ability and an adept at keeping his own counsel, is a devout Catholic, and with rare exceptions the leaders of this organization are the same.” (*Catholic Herald* vom 7. September.) G.

Vertreter einer Anzahl antikatholischer Vereine und Zeitungen hielten am 12. und 13. August in Chicago eine Versammlung ab, in welcher eine Vereinigung von Körperschaften und Einzelpersonen beschlossen wurde, deren Plattform den Zweck dieser Organisation in folgenden Sätzen zu erkennen gibt: „1. Wir verlangen vollständige Trennung von Kirche und Staat, wie sie uns in der Verfassung der Vereinigten Staaten zugesichert ist. 2. Die öffentlichen Schulen sind für die Sicherheit des Staates von wesentlicher Bedeutung. Sie sollten von jedem kirchlichen Einfluß oder Überwachung frei sein, und Personen, die der Regierung oder den öffentlichen Schulen nicht treu sind, sollten streng aus den Reihen der Lehrer ausgeschlossen werden. 3. Redefreiheit und Pressefreiheit sollen unverkümmert beibehalten werden. 4. Öffentliches Eigentum oder öffentliche Gelder dürfen nicht zur Förderung der Zwecke einzelner Kirchen verwendet werden. 5. Es soll völlige religiöse Duldung unter der amerikanischen Flagge herrschen. 6. Wir verlangen strengere Bürgschaften gegen die Zulassung nicht wünschenswerter Einwanderer durch ausreichende Prüfungen in bezug auf ihren Bildungsstand, ihre Gesundheit und ihre Sittlichkeit. 7. Wir befürworten nachdrücklich einen Zusatz zur Verfassung, daß Untertanen fremder Mächte das Wahlrecht ver sagt werde.“ G.

In Minneapolis wurde vor einiger Zeit der Orden der Camels of the World gegründet. Ohne Zweifel ist mit der Erscheinung dieses Ordens

das Logentwesen unsers Landes um einen Schritt, der seinen innersten Bedürfnissen Rechnung trägt, weiter gerückt. Man hatte schon Wohlthätige, Unabhängige und Altherwürdige Orden der Buffalos, der Elks, der Moose, der Adler, der Eulen, der weißen Ratten und ähnlicher ehrfurchtgebietender Gestalten des Tierreichs. Doch blieb dabei immer noch ein großes Bedürfnis unbefriedigt. Man fühlte den inneren Trieb — die ganze Entwicklung und Gestaltung des Logentwesens leitet ja darauf hin, die Sache war psychologisch eigentlich unvermeidlich —, Kamel zu werden. Das ist nun in der Gründung des Ordens der Weltkamele erreicht. In zoologischer Hinsicht, das muß jeder Unbefangene zugestehen, hat damit die Loge einen befriedigenden Abschluß der Entwicklung gefunden. G.

Der Freersche Evangelienkodex, der sich jetzt im Smithsonian Institute zu Washington befindet, hat im sechzehnten Kapitel des Markusevangeliums nach dem 14. Vers folgendes Einschiesel, das sich in keinen andern Handschriften findet: „Und sie entschuldigeten sich und sprachen: ‚Dieses Zeitalter der Ungerechtigkeit und des Unglaubens sei unter Satan, der durch das Werk der unreinen Geister es nicht gestattet, daß die wahre Macht Gottes begriffen werde. Deshalb‘, sprachen sie zu Christo, ‚offenbare alsbald deine Gerechtigkeit.‘ Und Christus sprach zu ihnen: ‚Das Ende der Jahre der Gewalt Satans ist (nicht) erfüllt, aber kommt immer näher; um derer willen, die gesündigt haben, war ich in den Tod gegeben, daß sie zur Wahrheit zurückkehrten und nicht mehr sündigten, sondern die geistliche und unvergängliche Herrlichkeit der Gerechtigkeit im Himmel ererben möchten.‘“ G.

II. Ausland.

Wie in den deutschen Volksschulen von katholischen Kaplänen der Religionsunterricht benutzt wird, um Stimmabgeber für das Zentrum zu dressieren, darüber berichtet der Direktor einer Realschule in Lothringen in den Spalten der „Straßburger Post“ folgendes: „Daß Parteipolitik in der Klasse getrieben worden ist, daß sich sogar Religionslehrer nicht scheut haben, ihre Parteipolitik mit zwölf- und dreizehnjährigen Schülern zu treiben, dafür habe ich die unumstößlichen schriftlichen Beweise in Händen. Derselbe katholische Religionslehrer, der in der sogenannten Couturierversammlung als Redner aufgetreten war, der während der Wahlzeit auch an Tagen, an denen er keinen Unterricht hatte, in die Schule kam, um mit Herrn Stadler in den Pausen zu konferieren, hat im Anschluß an die Reichstagswahlen in der dritten Realklasse von den zwölf- und dreizehnjährigen Schülern eine Probearbeit anfertigen lassen, in der die Beantwortung folgender Aufgabe verlangt wurde: ‚Pflichten eines Katholiken während der Wahlzeit.‘ Im Klassenbuch wurde von dieser Arbeit nichts vermerkt; in der Rubrik ‚Durchgenommen‘ ist nur angegeben: ‚A. Gebot.‘ Ich lasse die Antworten einiger Schüler wörtlich (auch mit ihren Fehlern) folgen: Schüler A.: ‚Wir Katholiken sind schuldig, den Kandidaten des Zentrums zu wählen und annere anzuspornen, ihn zu wählen.‘ (Dieser Schüler kam nach Hause und verkündete freudig: ‚Nun will ich einmal sehen, ob ich das nächste Mal nicht „gut“ in Religion bekomme; ich habe in der Probearbeit geschrieben, man müsse Zentrum wählen.‘) Schüler B.: ‚Wir sind verpflichtet, der geistlichen Obrigkeit zu ehren und gehorham zu sein wie Jesu Christo selbst und die katholische Kirche zu verteidigen, be-

sonders in Wahlzeiten. In der Wahlzeit, die in letzter Zeit sehr oft stattfindet, sollen wir die kirchliche Partei Zentrum verteidigen, da noch viele andere Parteien gegen dieselbe sind, und der, welcher ungläubiger Partei zustimmt, ladet eine große Schuld auf sich.' Schüler E.: 'Der Katholik muß während der Wahlzeit wählen, und zwar einen katholischen Kandidaten. Die Obrigkeit der Geistlichkeit hat das Recht, in allen christlichen katholischen Gemeinden Gesetze zu geben.' Schüler D.: 'Der Katholik darf keinen Taufkatholik wählen.' [Also keinen, der nicht aktives Glied der römischen Kirche ist.] Schüler E.: 'Er soll einen katholischen Mann wählen, 2. Keinen Katholiken den Worten nach, 3. Einen Mann, der das Wohl des Volkes im Auge hat.' Schüler F.: 'Jeder Katholik ist verpflichtet zu wählen, da es oft auf eine Stimme ankommt, damit der Aufgestellte gewählt sein soll.' Schüler G.: 'Man muß einen echt katholischen Mann wählen und keinen namens Katholiken.' Schüler H.: 'Jeder kath. Bürger hat das Recht u. die Pflicht zu wählen. Er muß gute Katholiken und keine Scheinkatholiken wählen, weil wir sonst eine große Verantwortung auf uns laden.' Schüler J.: 'Der Katholik soll immer das Zentrum wählen und immer wählen.' Schüler K.: 'Ein Katholik darf keinen Namenschristen während der Wahlzeit wählen, d. h. nicht einen solchen, dessen Name nur im Taufregister steht, sondern einen guten kath. Mann.' Schüler L.: 'Ein jeder christlicher Mann muß in der Wahlzeit immer das Zentrum wählen.' Schüler M.: 'Ein Katholik soll denjenigen wählen, der seine Religion unterstützt, also einen Katholiken (Zentrum). (In Saarbrücken hat kürzlich der Pastor auf der Kanzel gegen die Liberalen geredet und vorgehalten, daß, als die Liberalen durchgekommen wären, ihr erstes gewesen wäre, die kirchliche Eheschließung aufzuheben, so daß die einfache standesamtliche genügen würde. Dabei aber nicht berücksichtigt, daß das Zentrum uns in staatlicher Hinsicht schadet dadurch, daß es die Saar-Mosel-Kanalisation nicht wollen. Mein Vater ist auch liberal (Wassermann). Ein Katholik soll jedoch denjenigen wählen, der seine kathol. Religion unterstützt und verteidigt.' (Was in Klammern gesetzt ist, hat der Schüler nachträglich wieder dünn durchgestrichen.)" Zu diesen Enthüllungen bemerkt der angegriffene Kaplan Häntges, er habe nur von der Pflicht, das Wahlrecht auszuüben und nur erfahrene christliche Männer zu wählen, gesprochen. Aber auch wenn in den Schüleraufsätzen nicht alles auf das Konto des Religionslehrers zu setzen ist, wie von vornherein anzunehmen sein dürfte, so erscheint doch diese ganze Art politischer Betätigung vor sehr jugendlichen Gemütern bedenklich. Auch die „Köln. Volksztg.“ glaubt bemerken zu müssen: „Der Religionsunterricht erfordert ein hohes Maß von Ruhe, Sachlichkeit und Besonnenheit; das wissen die Religionslehrer selbst am besten. Sollte also in dem einen Forbacher Fall gegen diese Grundbedingungen des Religionsunterrichts in der von Direktor Horst mitgeteilten Weise verstoßen worden sein, so stehen wir nicht an, diese Unterrichtsmethode als eine arge Entgleisung und einen Verstoß gegen jede gesunde und sachgemäße Pädagogik zu erklären.“

Der Peterspfennig soll dem Papst jährlich über dreiundeinhalb Millionen Francs einbringen, also mehr als die Summe, die dem Papst im Jahre 1871 als Ersatz für den Verlust des Kirchenstaates von der italienischen Regierung angeboten wurde, und die der Papst nicht annimmt, um jenen Ansprüchen auf weltliche Herrschaft nichts zu vergeben. Gerade die

Italiener aber beteiligen sich am schwächsten an dem Peterpfennig. So gründlich hat der Papst in Italien abgewirtschaftet, daß die italienischen Priester bei der Erhebung des Pfennigs den Zweck der Kollekte sorgfältig geheimhalten, da sie wissen, daß das Ergebnis der Kollekte etwa auf Null sinken würde, wenn das Volk erführe, daß die Spende dem Heiligen Vater dargebracht wird. Man kann bei Leuten, die von den unermeßlichen Schätzen des Vatikans etwas wissen, mit dem „armen Gefangenen im Vatikan“ nicht so leicht operieren wie unter den Gläubigen in Brasilien und Peru, denen man in den erbärmlichsten Farben die Not des Heiligen Vaters, der hinter Gittern auf strohernem Lager schläft, vor die Seele malt und dementsprechend glänzende Resultate für den Peterpfennig erzielt. — Wie sehr beliebt der Antichrist dort ist, wo man ihn aus naher Beobachtung kennt, dafür liegt ein Maßstab auch in der Tatsache, daß der Leichnam Leos XIII. noch unbeerdigt in einer Gruft des Vatikans liegt. Obwohl zehn Jahre seit dem Ableben Leos verfloßen sind, hat man noch nicht gewagt, die Leiche nach ihrer Ruhestätte in der Laterankirche überzuführen, da man befürchten muß, daß der Haß, mit dem ein so großer Teil des Volkes gegen die Hierarchie erfüllt ist, bei dieser Gelegenheit durch sehr pietätlose Aufführung, wenn nicht gar durch ernstliche Ruhestörungen, sich kundgeben würde. — Große Freude erlebt der Papst an einer Serie von neuen Postmarken, welche von der ungarischen Regierung herausgegeben wird. Die Marken enthalten ein Bildnis Pius' X. und eine Darstellung der Krönung des Königs von Ungarn durch den allerheiligsten Vater. — Man erwartet, daß Pius X. die Himmelfahrt der Jungfrau Maria demnächst als katholische Lehre proklamieren wird. Jetzt ist noch kein Papst gehalten, diese Fabel zu glauben; doch wird das anders, sobald der Papst dekretiert hat, daß auch dieser Artikel zur alleinseigmachenden Lehre gehöre. Übrigens hat im fünften Jahrhundert Papst Gelasius die Lehre von der Himmelfahrt Mariä als Ketzerei verdammt. Die Fiktion hatte ihren Ursprung in den Schriften der Gnostiker und wurde von Epiphanius in seinem Ketzerregister als „Betrug des Teufels“ bezeichnet. — Der große Teehändler Lipton hat kürzlich eine Anzahl sehr hoher cash prizes angesetzt für solche, die die größte Zahl von Umschlägen seiner Teesorten abliefern. Das macht sich die Kirche zunutze, indem von den Priestern herzertweichende Aufforderungen an die Gläubigen ergehen, damit die Seelen Ruhe im Fegfeuer und die Kirche die Geschenke Sir Liptons erhalten möchte. Im *Catholic Home Journal* vom 1. August stand zu lesen: „Die Sisters of Charity versorgen elternlose Kinder. Habt Erbarmen mit diesen Kleinen und den Nonnen, die sie versorgen!“ „Their faith is the one pearl of great price which these mothers left to their own, and the Sisters of Charity are guarding it. Don't put some one else's tea on your grocery list. Put Lipton's 1s 9d. Don't pop into a shop and ask for a packet of tea. Ask for, and have that. Make an effort to aid Holy Mount. You can get A. B. and C.'s tea, true; but you will only help to make their pile a bit higher to swell their banking account. You will not feed an orphan child; you will not be helping the Church in which you live, in which you hope to die. 'Inasmuch as ye did it not unto the least of these, ye did it not to Me!'" Der *Catholic Herald* vom 13. September meldet gar, daß Vater Stewart in Welper eine authentische Kopie eines wundertätigen Bildes habe, das mit dem Original in Berührung

gekommen und vom allerheiligsten Vater gesegnet worden sei. Wer nun fleißig Tee trinkt und die Umschläge an Vater Stewart abliefern, dessen Name solle — o unerhörtes Glück! — in ein Buch geschrieben werden, das unter dieser geweihten Kopie jenes wunderthätigen Bildes liegt! Aber nur Umschläge von Liptons "1 s 9 d"-Tee berechtigen zu dieser Bevorzugung und zur Namensnennung von verstorbenen Anverwandten in der heiligen Messe. Daß der Engländer „fürs Leben gern“ Tee trinkt, weiß man schon längst. Jetzt muß er, sofern er Katholik ist, auch noch für die Toten trinken. Aber nur Liptons "1 s 9 d". — Nicht weniger als 41 Kardinäle sind während des Pontifikats Pius' X. gestorben. Das Kardinalskollegium zählt jetzt 58 Glieder, von denen 32 italienisch und 26 außeritalienischer Herkunft sind.

Der körperlich und geistig völlig gebrochene Papst Pius X., der seit Jahresfrist zu jeder ernsthaften Arbeit untauglich ist, sieht bei Lebzeiten sein politisches und theologisches System zusammenbrechen: der spiritus rector seines Pontifikats, der Kardinal Vives y Lugo, der zu Sommeranfang einen Tobsuchtsanfall erlitten hatte und an unheilbarer Verrücktheit (Paranoia) erkrankt war, ist am 7. September abends im Kapuzinerkloster bei Monte Porzio gestorben. Über diese merkwürdige Persönlichkeit finden wir in der Korrespondenz der „Wartburg“ folgende biographischen Angaben: Don José, am 15. Februar 1854 zu St. Andrea da Lebancras bei Barcelona geboren, trat mit sechzehn Jahren in den Orden der Minoriten Brüder und ging als Missionar nach Guatemala. Die Revolution vertrieb ihn samt seinen Ordensbrüdern. Der Gastfreundschaft in Toulouse machte die französische Polizei ein Ende. Darauf wurde er Berater des Bischofs Moreno in der südamerikanischen Republik Ecuador, wo ihn wiederum eine revolutionäre Bewegung verjagte. Anno 1896 kam Vives als Guardian ins Kloster von Perpignan (Frankreich). Straft des Gesetzes Baldeck-Rouffeu wurde der Spanier von neuem aus Frankreich ausgewiesen und trat ins Kloster von Igueda ein. Wegen seiner hervorragenden Kenntnisse des Kirchenrechtes sandte ihn sein Orden nach Rom, wo er als Definitor Dienste der Propaganda Fide übernahm. Als intimer Kenner des lateinischen Amerika hat dieser Mönch in diplomatischen Sendungen zweihundzwanzigmal Reisen von Rom nach Mexiko, Kostarika, Brasilien, Peru, Argentinien, Venezuela, Ecuador und andern Staaten unternommen und endlich das große Konzil der Bischöfe aus dem lateinischen Amerika geleitet, wofür er zuvor alle Themata der Verhandlungen und alle Schemata der Arbeitsbewältigung ausarbeiten mußte. Als Anerkennung für diese erstaunlichen Leistungen ernannte Leo XIII. diese starke Arbeitskraft zum Consulor von fünf Kongregationen und erteilte ihm nach Ableben des Kapuzinerkardinals Perfico am 19. Juni 1899 den roten Hut. Im Konklave des August 1903, nach dem Ableben Leos XIII., gehörte Vives, wie alle Spanier, zu den Großwählern Rampollas. Als die Stimmenzahl des sizilianischen Staatsmannes von 27 auf 29 und 30 (von 62) gestiegen war, verlangte Vives voll Ungefüg, daß Rampolla durch Zuzuf zum Papst gewählt werde. Der Kämmerling Oreglia lehnte jedoch diesen Vorschlag ab, gerade so wie er tags zuvor die sichere Erhebung Rampollas durch den Modus des „Accessit“ vereitelt hatte, und ermöglichte durch dieses Zaudern, daß am Sonntag, den 3. August 1903, der polnische Kardinal Jan Anzaj Koscielski Puzyna von Krakau das „Veto“

des Kaisers Franz Joseph gegen Rampolla verlesen konnte, wodurch Rampollas Plakhalter Sarto von Venedig zum Papst erwählt wurde. Der neue Papst ernannte ungesäumt den spanischen Dogmatiker zu seinem Weichvater und unterwarf sich damit völlig dessen *directio spiritualis* in *externo*. — Das Pontifikat Pius' X. wird durch das gestülgelte Wort gekennzeichnet: „Merry del Val verwaltet, Gaetano de Lai organisiert, Vives y Tuto berät.“ Dieses Triumvirat herrschte mit solch absoluter Gewalt, daß schon nach einem Jahr die übrigen fünfzig Kardinäle es vermieden, den Fuß in den Vatikan zu setzen. Zweimal am Tage stattete der Kapuziner mit dem breiten Bart und den feurigen Augelaugen dem Papste seinen Besuch ab. In neun Jahren hat auch nicht ein einziges Schriftstück des Papstes Arbeitszimmer verlassen, das nicht Abänderungen und Ergänzungen von der Hand seines spanischen Gewissensraters aufwies. Von Vives y Tuto sind die antimodernistischen Schriftstücke Pius' X. verabsagt worden, von ihm die Forderungen an die deutsch-katholischen Universitäten, sich bedingungslos dem Modernisteneid zu unterwerfen. Die ungeheure Arbeitslast, welche den von finsterner Glaubensglut verzehrten Spanier täglich zwanzig Stunden lang an den Schreibtisch fesselte, führte zu seiner völligen Erschöpfung. Vives y Tuto wollte den Schlaf um sein Recht bringen; denn er schlief, völlig angekleidet, im Lehnstuhl täglich nur zwei Stunden lang. Die Folge war ein heftiger Blutandrang im Großgehirn: plötzlich sah der orthodoxeste aller rechtgläubigen Kurialen den Teufel inmitten eines Meeres von Blut und Flammen, der ihn wegen Häresie zur ewigen Höllestrafe holen wollte. Zehn Wochen später erlag der Diabetiker einer zu spät ausgeführten Blinddarmoperation in seinem 59. Lebensjahre.

G.

Liberalen evangelischen und altkatholischen Geistlichen scheinen miteinander wetteifern zu wollen, das Ansehen der Kirche und ihrer Sitten immer mehr und mehr zu untergraben. So haben solche Herren kürzlich auf dem Verbandstage der Feuerbestattungsvereine deutscher Sprache es fertig gebracht, als Hauptverfechter dieser nichtchristlichen Bestattungsweise aufzutreten, ja es als „Christenpflicht“ zu erklären, gegen den „Aberglauben“ und die Vorurteile anzukämpfen, die noch immer der Feuerbestattung entgegenständen. Ein elsässischer Pfarrer — Hädel ist sein Name — bewies aus der Bibel an einer Fülle von Beispielen, daß nach den Lehren der christlichen Kirche der Feuerbestattung nichts im Wege stehe, und behauptete, daß in Elsaß-Lothringen die evangelische Landeskirche im Gegensatz zur katholischen Kirche der Feuerbestattung wohlwollend gegenüberstehe, und daß nach Einführung der Feuerbestattung in den Reichslanden die evangelische Geistlichkeit ihre Teilnahme bei Einäscherungen nicht versagen werde. Er schloß seine Ansprache mit dem Wunsche, daß die Feuerbestattung auch in Elsaß-Lothringen bald eingeführt werden möge. Der altkatholische Geistliche Schindler aus Wien aber überbot seinen evangelischen Kollegen und Gesinnungsgenossen noch. Er versicherte, daß die Feuerbestattung mit der Religion nichts zu tun habe, und daß es für den Geist belanglos sei, in welcher Weise dessen Hülle sich auflöse; unduldsam und unchristlich sei es, jemanden zu Anordnungen über seine Bestattung zu zwingen, die im Gegensatz zu seinen Anschauungen ständen. Die Geistlichen aller Konfessionen müßten als berufene Kulturpioniere alles rücksichtslos bekämpfen, was dem Kulturfortschritte im Wege stehe; es sei

Christenpflicht, aufzutreten gegen den Aberglauben und die Vorurteile, die der Feuerbestattung noch immer im Wege ständen. — „Langanhaltender Beifall“ belohnte diese Pastoren für ihren Preis der Leichenverbrennung. Ob aber nicht gerade dieses Beifallsgebrüll ihnen die Augen geöffnet hat? Das werden sie doch selbst wissen, daß fast alle führenden Geister im Kampfe für die Leichenverbrennung im direkten Gegensatz stehen zu Bibel und Christentum und dieser ihrer Feindschaft auch immer wieder offen Ausdruck geben.

(E. K. B.)

Kaum Glaubliches bietet Prof. D. Niebergall (Heidelberg) in seinem „Jesus im Unterrichte, Handbuch für die Behandlung der neutestamentlichen Geschichte“ den Lehrern zur Weitergabe an die Kinder. Um nur zwei Beispiele anzuführen, so sagt er von der Geschichte der Geburt wie der Himmelfahrt des Herrn: „In Wirklichkeit ist es zweifelhaft, ob Jesus aus Davids Stamm, oder ob er in Bethlehem geboren ist. Uns liegt heute nichts mehr an dem Messias Israels; wir haben in Jesus unsern deutschen Heiland, und den wollen wir preisen und feiern, wie wir nur können. Unsere Geschichte ist erst nach Jesu Lebensgang in den Kreisen einer kleinen, armen und engen judenchristlichen Gemeinde entstanden; dieser entspricht noch das Bild, das sie von Jesus zeichnet. . . . Die erfundene Geschichte darf den Kindern nur im Märchentone erzählt werden.“ Und dann von der Auffahrt des Auferstandenen: „Die letzte Jesusvision hat die frohe und hoffnungsvolle Stimmung der Urgemeinde zu einer prächtigen Überzeugungsgeschichte ausgesponnen. Geschichtlich ist an dieser Erzählung weniger dies, daß ein Mensch, wenn auch ein Sohn Gottes, die Schwerkraft der Erde überwunden und in die obere Welt durch die Wolken hinaufgefahren sei, als die Zuversicht der Jünger, daß er ihr dauernder Führer zu Gott sei.“ — Auch auf der letzten Kreisynode Berlins haben etliche liberale Pastoren wieder ihrer abweichenden kirchlichen Stellung in einer Weise Ausdruck gegeben, die man von einem im Amte stehenden Geistlichen wirklich nicht für möglich hält. So hat auf der Synode Friedrichswerder II Pfarrer Hanstein (Charlottenburg) als Referent über den vom Konsistorium vorgeschriebenen amtlichen Beratungsgegenstand „Die kirchliche Pflege des Kindes“ sich in der abfälligsten Weise über den Religionsunterricht der Schule wie der Kirche geäußert. Er erklärte, der Religionsunterricht der Schule stehe im Widerspruch zu dem modernen Geistesleben. Den Kindern würden in der Schule Wunder über Wunder erzählt, und im Naturgeschichtsunterricht lernten sie dann die ewigen ehernen Gesetze kennen, in die alles Werden und Sein hineingestellt sei. Und auch abgesehen von diesem theologischen Mangel, sei der Religionsunterricht langweilig; aufgewärmter Kohl schmecke nicht, und erst recht nicht, wenn er fünf- und sechs- oder gar siebenmal wiederkehre. Die weitaus größte Zahl der Lehrer sei innerlich mit dem „dogmatischen Christentum“ zerfallen, und doch werde sie gezwungen, dogmatischen Religionsunterricht zu erteilen; solcher Unterricht müsse kalt bleiben. Der Religionsunterricht der Schule müsse auf den „modernen Geist“ genügend Rücksicht nehmen und dürfe daher lediglich eine Geschichte der Religion und der Religionen sein. Der Konfirmandenunterricht der Kirche müsse in seinem Ziele „wahrer und beschreibender“ werden; nicht mehr „Bekenner“ solle er erziehen, sondern „Jesusjünger“. Die Unterweisung im Kindergottesdienst müsse an die deutschen Märchen anknüpfen, da diese durchweg fromm seien und bis auf ganz wenige gut

verwertet werden könnten. Keineswegs dürften die Kindergottesdienste als Unterbau der nach der Konfirmation einsetzenden Jugendpflege dienen.

(E. K. Z.)

Über den Fortschritt des Protestantismus in Spanien berichtet die „Ev. Kirchengzeitung“: „Spanien hat 49 Provinzen, und in 23 Hauptstädten dieser Provinzen gibt es jetzt evangelische Gemeinden; außerdem finden sich evangelische Predigtplätze in einer Anzahl von 40 im ganzen Land verstreut. 90 evangelische Alltagschulen sind errichtet mit 7000 Kindern, ebenso wie sich nicht wenige Sonntagschulen finden mit einer Kinderzahl von auch etwa 7000 und 210 Lehrern. Spanien, Jahrhunderte hindurch das Land schlimmster Intoleranz, fängt doch mehr und mehr an, dem Evangelium sich zu erschließen, wenn auch zugegeben werden muß, daß gesundes evangelisches, das heißt, lutherisches Christentum und klare kirchliche Begriffe und Anschauungen, noch wenig unter den Evangelischen Spaniens zu finden sind. Neuerdings hat das Kriegsministerium ein königliches Reskript veröffentlicht, daß nichtkatholische Soldaten künftig von der Teilnahme an der Messe an Sonn- und Festtagen dispensiert werden können, während sie an andern religiösen Übungen, die zum Kriegsdienst gerechnet werden, teilnehmen müssen.“

G.

Entdeckung einer Synagoge in Kapernaum. Darüber wird in verschiedenen kirchlichen Blättern folgendes berichtet: Prof. Lucien Gautier hat jetzt auf dem Boden des alten Kapernaum am See Liberias, das heute Tell Hum heißt, Ausgrabungen veranstaltet. Er fand dort eine Synagoge, deren Mauern zwar, vermutlich durch ein Erdbeben, umgeworfen sind, aber die einzelnen Teile sind so gut erhalten, daß das ganze Gebäude wieder aufgerichtet werden könnte. Konstruktion und Material des Bauwerks, zu dessen Eingang eine Freitreppe hinaufführt, weisen auf die ersten nachchristlichen Jahrhunderte, und so kommt Prof. Gautier zu der Vermutung, daß die Synagoge die in der Geschichte vom Hauptmann von Kapernaum im Neuen Testament (Luk. 7, 1—10) erwähnte Schule ist. Dort heißt es, daß die Ältesten der Juden die Bitte des Hauptmanns an Jesus um Heilung seines Knechtes mit den Worten unterstützt hatten: „Er ist es wert, daß du ihm das erzeigest; denn er hat unser Volk lieb, und die Schule hat er uns erbauet.“ Ist die Vermutung Prof. Gautiers richtig, so wäre uns die Synagoge erhalten, in welcher Jesus bald nach seiner Taufe gelehrt und den bösen Geist aus einem Besessenen ausgetrieben hat, Mark. 1, 21—28.

G.

Religionsfreiheit in Peru. In Peru wurde kürzlich Religionsfreiheit erklärt; bisher war die Ausübung einer andern als der römisch-katholischen Religion verboten gewesen. Mit 66 gegen 4 Stimmen wurde das sich hierauf beziehende Amendement zur Verfassung von der Deputiertenkammer angenommen, nachdem es vom Senat bereits akzeptiert worden war. Schon vor einiger Zeit hatte die Regierung die Erlaubnis zum Bau einer Anzahl von protestantischen Kirchen und Missionschulen in verschiedenen Teilen Perus gegeben.

(WBl.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 59.

Dezember 1913.

Nr. 12.

Zum „richtigen Verhalten“.

Durch D. Piepers Buch „Zur Einigung der amerikanisch-lutherischen Kirche in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl“ ist die Behandlung der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl wieder neu in Fluß gekommen. Und das ist kein Schade. Solange die Differenz in der Lehre besteht, darf der theologische Kampf nicht ruhen. Es geht unleugbar durch alle bis jetzt durch diese Lehren getrennten Synoden ein sehnliches Verlangen nach Einigung. Und dieses Sehnen ist ganz gewiß berechtigt. Die Zerrissenheit der lutherischen Kirche ist ein Jammer, der nicht auszusagen ist. Bei der Überhandnahme des Unglaubens, wo das Papsttum so frech sein Haupt erhebt, wo die Sekten meist an der „höheren Kritik“ und dem modernen Unglauben auf den Tod angekränkt sind, da sollte die lutherische Kirche mit Macht ihre Stimme erheben mit ihrem ewigen Evangelium. Aber solange sie so zerrissen ist und die einzelnen Synoden sich gegenseitig bitter bekämpfen, ja solange das ihre hauptsächlichste polemische Tätigkeit ist, so lange kommt sie nicht zur Geltung mit ihrer Botschaft, die sie als die Kirche der Reformation hat. Und dieses Sehnen nach Einigung entspringt nicht nur aus Kampfesmüdigkeit, aus dem Indifferentismus. Wir haben noch von keiner Seite das Verlangen nach Einigung aussprechen hören, ohne daß immer die Mahnung hinzugefügt worden wäre: Aber es muß eine Einigung in der Wahrheit sein; eine Einigkeit auf Kosten der erkannten göttlichen Wahrheit wollen wir nicht. Aber eine solche aufrichtige Verständigung und Einigung in der Wahrheit ist nur so möglich, daß über die Lehre geredet und geschrieben wird. Selbstverständlich muß das in ernster, aber leidenschaftsloser und sachlicher Weise geschehen; sonst wird die Entfremdung nur noch ärger. Unbedingte Voraussetzung ist natürlich auch volle Aufrichtigkeit, daß man nicht das Seine sucht, sondern nur die Wahrheit. Das wird natürlich sehr erschwert durch das vorliegende umfangreiche polemische Material. Darum ist schon mehrere Male der Vorschlag gemacht worden, das alte Material

liegen zu lassen und aufs neue anzusehen, worin wir jetzt stimmen oder differieren. So wieder von D. Mees von der Ohio-Synode in der Septemhernummer der „Theologischen Blätter“. Er sagt: “We suggest that all that has been written and spoken by representatives of both parties, authorized or unauthorized, during the long period of years, be eliminated from the discussion, and that the present belief and conviction of every Lutheran in both camps, stated in plain and simple language and accepted at its face value, must be the decisive factor in determining the unity of faith and doctrine.”

Darum ist es uns auch ganz angenehm, daß die Besprechung der strittigen Lehren sich an das genannte Buch anknüpft. In der Absicht war es geschrieben, daß es Besprechung veranlassen sollte. Dem Verfasser ist der Titel „Zur Einigung“ ein voller Ernst und vielen andern auch. Die Leute, die die Kosten nicht scheuen, jedem lutherischen Pastor ein Exemplar dieses Buches in die Hand zu geben, möchten auch sehr gerne eine Einigung der lutherischen Kirche Amerikas in der Wahrheit herbeiführen helfen. Und das geht ohne Erörterung nicht ab, daß man angibt, in welchen Punkten man zustimmt und in welchen man glaubt, noch differieren zu müssen, wo man bisher etwa mißverstanden hat oder mißverstanden worden ist. Da wird sich's dann zeigen, ob eine Einigung möglich ist, oder ob die Gegensätze noch unüberbrückbar sind. Solche Aussprachen sind erwünscht und nötig. Wir stimmen D. Mees darin bei: Das ist für uns gar nicht die Frage, ob dieser oder jener Lehrer seine Lehrdarstellung mit der äußersten Konsequenz festgehalten hat, oder ob er im Lauf der Zeit in dem einen oder andern Punkt zu einem besseren Verständnis gelangt ist, auch nicht, ob ein ganzer Kirchenkörper seine Lehrstellung geändert hat im Lichte eines besseren Verständnisses des göttlichen Wortes, sondern das Problem, das uns jetzt vorliegt, ist dieses: “On what basis can the Lutheran Church of America unite now in spirit and confession in the two fundamental doctrines of conversion and election, so that the *sola gratia* on the one hand and the *gratia universalis* on the other hand are maintained in their absolute and spiritual integrity?” Gerade da will das Buch „Zur Einigung“ seine Dienste anbieten. Es will wirken wie ein Vorschlag, der nun der Versammlung vorliegt, als eine Vorlage, an die sich die allerseits gewünschte Diskussion anschließen kann. Und wir meinen, es eignet sich für diesen Zweck vortrefflich. Da werden in einzelnen Kapiteln die Hauptmomente vorgeführt; es wird gesagt, was man zugehen kann, was mehrdeutig ist, und woran man glaubt festhalten zu müssen. Da kann bei jedem Punkte mit der Diskussion eingesezt werden. Der irenische Ton, die klare, übersichtliche und durchsichtige Darstellung des Buches ist ja allgemein anerkannt worden.

Es ist erfreulich, daß das Buch nicht ignoriert worden ist. Wer es ignorieren wollte, könnte auch schwerlich mit gutem Gewissen vor Gott und Menschen sagen, daß ihm an der Einigung der lutherischen

Kirche viel gelegen sei. Auch das ist erfreulich, daß niemand sich daran gestoßen hat, daß der Vorschlag von unserer Seite ausgegangen ist; wenigstens haben wir nichts davon gelesen.

Nun gilt es, den Erörterungen nachgehen, darauf achten, wo, von welcher Seite und in welchen Punkten sich Zustimmung zeigt, und wo sich Widerspruch erhebt, um so die jetzt vorhandene Differenz zu lokalisieren, sie zum Gegenstand theologischer Erörterungen zu machen und durch Gottes Gnade abzutun oder halstarrig am Irrtum festhaltende zu isolieren. Auch unsere Leser, die nicht alle die in Frage kommenden Blätter halten, haben ein Recht, von ihrer theologischen Zeitschrift zu erwarten, daß sie sie in dieser neueröffneten Diskussion auf dem laufenden erhalte. Sie dürfen es erwarten, daß Aussprüche, die von prinzipieller Wichtigkeit sind, ihnen mitgeteilt werden. Und eine solche oder vielmehr zwei solche, die das eigentliche Herz des Handels treffen, wollen wir unsern Lesern heute vorführen. Sie haben beide zu tun mit der Lehre von der Bekehrung, genauer, mit dem „rechten Verhalten“, das ja das eigentliche Zentrum des Streits bildet. Und es ist ja auch von unserer Seite von Anfang an und immer wieder gesagt worden, daß da der Hauptstreitpunkt liege, und wenn in der Lehre von der Bekehrung Einigkeit erzielt sei, speziell: wenn das „rechte Verhalten“ ganz und voll ausgeschaltet sei, dann solle es so schwer nicht fallen, in den andern Punkten eine Einigkeit herbeizuführen.

Die eine Aussprache, die wir meinen, findet sich im englischen Teil der Septemhernummer der „Theologischen Blätter“ der Ohio-Synode, wo D. Mees dem Buche D. Piepers eine Besprechung widmet. Und die „Kirchliche Zeitschrift“ der Iowa-Synode in der Oktober-Novembernummer adoptiert diese Aussprache als „uns ganz aus der Seele geschrieben“. D. Mees sagt in bezug auf die Lehre von der Bekehrung: „What, then, do we believe, is the Scriptural doctrine of conversion, so that the *sola gratia* be maintained in its absolute purity? After a careful and repeated study of the thetical presentation of the subject in Chapter X of D. Pieper's book, we are free to confess that we can unhesitatingly subscribe to that exposition as Scriptural and in full harmony with our confessions and the position of our great Lutheran teachers.“ Wir haben uns, als wir das lasen, von Herzen gefreut. Also D. Mees stimmt unbedenklich den thetischen Darlegungen D. Piepers in der Lehre von der Bekehrung zu. Und zwar ist das kein voreiliges Urteil, sondern ein wohlüberlegtes, das sich nach mehrmaligem und sorgfältigem Lesen gebildet hat. Nun glauben wir, daß in D. Piepers Buch die Lehre von der Bekehrung umfassend und deutlich genug dargestellt ist, in einer solchen Weise, daß für irgendwelchen Schnelligkeitsfehler kein Schlupfloch gelassen ist. Und dem wird unbedenklich und rückhaltlos in den beiden Blättern zugestimmt.

Und nun führt D. Mees auch noch des längeren aus, was er für die rechte Lehre von der Bekehrung hält und worin er mit D. Pieper

stimmt. Wir teilen unsern Lesern das auch mit. Er sagt: "The two decisive points clearly stated in Scriptures are, that man before his conversion is dead in sin and transgression; after his conversion he is become alive and can exercise the new powers of this new life by virtue of his changed will, of which new will the apostle speaks Rom. 7, 18. 19. This change in carnal man is brought about by the power of the Holy Spirit through the Word, both the Law and the Gospel, each in its peculiar manner. We therefore correctly speak of a process in conversion in its broader sense, of preparatory acts of the Holy Ghost, of *motus inevitabiles*, which leave their impress on the soul of man. But when the question is raised whether man, in the strength of these 'motus,' can will to remain passive in his resistance, or through his volition use these powers of the Holy Ghost to cease his opposition to further activity of the Spirit, and thus open the avenues for complete conversion, we must emphatically deny the assumption as both unscriptural and unpsychological. Until man is converted, which very term means a change of the will through faith, he is simply *subjectum convertendum*. During the whole process at no stage is there a neutral state in man, no point at which self-decision for grace or a passive non-resistance over against grace can be determined; man is subjectively active in his resistance at all times until the moment of his conversion through the regeneration of his will, which at that moment becomes a *voluntas liberata* and begins to cooperate with the Holy Spirit. It is a fatal misunderstanding of the 'mere passive' of our confession and of our theologians to interpret it in the sense of non-resistance by virtue of the *actus praeparatorii*; it means simply that man suffers something which is done to him in conversion, and in no wise is active either to begin or to assist in it. The transition from spiritual death to spiritual life is as instantaneous as that from physical death to physical life; a condition of partly dead and partly alive is unthinkable, just as voluntary movements in the slightest degree ascribed to a dead body are absurd. Apparently volitional movements may be induced by outward influences, but the will has absolutely no part in them, until the spark of life is kindled."

Da wird also nichts davon gesagt, daß Befehring und Seligkeit in gewissem Sinne auch vom Verhalten des Menschen abhängt. Auch wird nicht bloß allgemein, und wenn auch in den stärksten Ausdrücken, gesagt, daß Gottes Gnade allein die Befehring wirke, sondern es wird so das menschliche Unvermögen und Widerstreben und die Alleinwirksamkeit der Gnade herausgestellt, daß für das „Verhalten“ schlechterdings gar kein Raum gelassen wird. Es wird festgehalten: die zwei Endpunkte stehen fest da: Tod und Leben; vor der Befehring Tod, lauter Tod; das Leben ist erst da, wenn die Befehring eingetreten ist. Die Befehring ist eben die Lebenssetzung, die Willensveränderung, die

Glaubensschenkung. Und da gibt es keinen Zwischenzustand, auch nicht für einen Augenblick; Leben und Tod stoßen unmittelbar aneinander. Es gibt *motus inevitabiles*; aber auf Grund dieser *motus* kann der Mensch seine Bekehrung in keiner Weise fördern, er kann sich nicht passiv machen, nicht das Widerstreben lassen, weder aus eigenen noch aus geschenkten Kräften. Er bleibt tot und Gott feind, bis er bekehrt ist. Die Bekehrung selbst ist die Veränderung des Willens durch den Glauben. Bis dahin ist der Mensch weiter gar nichts als *subjectum convertendum*. Der Mensch ist widerstrebend, tätig im Widerstreben, bis zum Augenblick seiner Bekehrung. Dann erst hat er eine *voluntas liberata* und wirkt mit, eher nicht. Da ist absolut kein Raum gelassen für ein „richtiges Verhalten“, Selbstentscheidung, kein *arbitrium liberatum*, auch nichts Ähnliches vor der zustande gekommenen Bekehrung. Was scheinbar Betätigungen eines neuen Willens sind, sind in Wirklichkeit keine solchen; der Wille hat absolut kein Teil daran, bis das Fünkchen des Lebens entzündet ist. Auch das *mere passive* wird richtig definiert und vor Mißdeutung geschützt. Es drückt nicht aus ein Stillhalten, ein Unterlassen irgendeines Widerstrebens, sondern eben dies, daß der Mensch gar nichts tut, sondern daß an ihm etwas getan wird: er wird bekehrt, er erleidet die Bekehrung. Wir müssen sagen: Wir sehen nicht, wo sich da noch *Synergismus* verbergen könnte, zumal bei einem solchen Satze: „Man is subjectively active in his resistance at all times until the moment of his conversion through the regeneration of his will.“ Und die iowasche „Kirchliche Zeitschrift“ adoptiert diese Darlegung als ihr aus der Seele geschrieben. Hören wir da die Stimmen der beiden Synoden? Die Frage ist berechtigt; denn daß von beiden Seiten für gewöhnlich durch ihre tonangebenden Leute es ganz anders klingt, nämlich mit Macht das „Verhalten“ verfochten wird, ist ja zu bekannt, als daß man das erst durch Zitate nachweisen müßte. Und nicht nur vor alters, sondern bis in die neueste Zeit ist die Anerkennung eines verschiedenen Verhaltens als „Erklärungsgrund“ gefordert worden. Wenn die beiden Synoden sich wirklich zu der zitierten Darlegung der Lehre von der Bekehrung bekennen und das dann auch festhalten, dann ist allerdings ein bedeutender Schritt vorwärts getan, dann ist der Hauptanstoß beseitigt, und diese eingennommene und festgehaltene richtige Position wird und muß dann auf der rechten Bahn weiterbringen.

Einen solchen Punkt, an dem es so leicht passiert und so oft passiert ist, daß einer, der eben schön von der Bekehrung geredet hat, das alles wieder über den Haufen wirft, gibt D. Mees an, wenn er fortfährt: „On the other hand, it is equally the plain doctrine of Scriptures that the power of the Holy Ghost can be resisted to the end, and converting grace be frustrated. That power is exercised solely by the perverted will of man, and is the only cause of his eternal damnation. Here we have warrant for maintaining with

equal tenacity the doctrine of the *gratia non irresistibilis*, and here, too, centers the great unsolvable mystery in conversion for the human reason. Notwithstanding the two great truths, however, confessed above, that faith is the gift of God alone through the work of the Holy Ghost and man is the sole cause of his condemnation through his willful and persistent resistance to converting grace, if the question is asked, Where is the cause for this difference to be sought in view of the universal will of God to save all men? we answer with that old Lutheran theologian of the sixteenth century, Jacob Heerbrand, professor of theology at Tuebingen, 1560: ‘Quod si diversitatis ratio quaeratur, cur uni det fidem, alteri non det, certe in *Deo reperiri non potest*, qui aequaliter erga omnes est affectus. Recipit enim in gratiam omnes credentes in Filium et damnat incredulos. Joh. 3.’ In this sense we refuse to indorse the introduction of a theological mystery and speak of a psychological mystery in conversion and election.” Wenn man nach einer Darlegung der Lehre von der Bekehrung, wo die sola gratia betont worden ist, einen Satz liest, der anfängt: Aber die Gnade ist doch nicht unwiderstehlich, dann macht man sich darauf gefaßt, daß da vielleicht alles tatsächlich zurückgenommen wird, was vorher so schön gesagt war, ob nicht in dem Bestreben, die gratia irresistibilis abzuweisen, aus lauter Angst vor einer dann vermeintlich logisch notwendigen gratia irresistibilis, dem menschlichen Verhalten, das dann wieder erklärend wirken muß, die Tür wieder aufgetan wird. Freilich in dem, was über die Bekehrung gesagt ist, bleibt eigentlich gar kein Raum, wo man das Verhalten unterbringen könnte. Man käme in Widerspruch mit sich selbst. Aber ominös klingt der Satz, in dem zur Motivierung eines Redens vom „Verhalten“ des Menschen gesagt wird: “It was adopted to expose and to refute the implied theory of an irresistible grace decreed by God for the elect alone.” Gewiß ist die Gnade nicht unwiderstehlich. Uns ist das im höchsten Grade selbstverständlich, daß die Gnade keine zwingende Gnade ist. Die iowasche „Kirchliche Zeitschrift“ gibt in ihrer letzten Nummer auch unumwunden zu: „Auch von missourischer Seite wird klar gelehrt, daß dem Gnadentwillen Gottes widerstanden werden kann.“ (S. 486.) Gewiß lehren wir das, und zwar klar und stark genug; aber die Schülfte, die andere Leute für uns daraus ziehen, die ziehen wir nicht und wollen sie nicht gezogen haben. Wir halten sogar dafür, daß durch eine zwingende Gnade gar keine Bekehrung zustande käme. Bekehrung ist eben die Veränderung des Willens, daß Gott aus Unwilligen Willige macht, wie unser Bekenntnis so oft sagt. So kann davon gar nicht die Rede sein, daß Gott Leute bekehrt und selig macht, die gar nicht wollen, daß sie sollen und müssen bekehrt werden, ob sie wollen oder nicht wollen. Gewiß wollen sie, aber eben diesen Willen hat Gott ihnen gegeben; er hat sie willig gemacht eben dadurch, daß er sie bekehrte, er ganz allein — sie, die sie vorher waren und ohne

Gottes Tun noch wären lauter Feindschaft gegen Gott. Diese Veränderung ist eben die Befehrerung. Sollte wirklich jemand im Ernst auf den Gedanken gekommen sein, daß wir eine Zwangsbekehrung lehrten durch solche Ausdrücke, die gebraucht worden sind: Die Gott zur Seligkeit erwählt hat, die sollen und müssen selig werden? Hat das wohl wirklich jemand so verstanden: die sollen und müssen, ob sie wollen oder nicht; Gott zwingt und nötigt sie dazu? Uns ist das je und je selbstverständlich gewesen, daß dadurch etwas anderes ausgedrückt werden sollte, nämlich die Unfehlbarkeit und Unveränderlichkeit der Wahl, daß das „Sollen und Müssen“ gleichsam eine Notiz an Welt und Teufel ist: Das bereitet ihr mir nicht; von denen laßt ihr die Finger! Man hat damit das aussprechen wollen, was Christus sagt: „daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten“, Matth. 24, 24, und: „Ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen; und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen“, Joh. 10, 25. Die Missourier müßten sonderbare Christen sein, wenn sie das leugnen wollten, daß der Gnade Gottes auf allen Punkten widerstanden werden kann. Wo Gott mittelbar und nicht in aufgedeckter Herrlichkeit wirkt, hat der Mensch die traurige Fähigkeit, daß er dem Willen Gottes widerstreben und seine Gnadenabsicht vereiteln kann. Der Mensch kann es vereiteln, daß überhaupt eine Bekehrung zustande kommt, ja er kann, nachdem er Jahrzehnte im Glauben gestanden hat, Glauben und Seligkeit von sich werfen. Jerusalem war wahrlich Gnade widerfahren, eine Gnade, wie sie Sodom und Gomorra, Tyrus und Sidon nicht geworden war. Von Gottes Seite hat es an nichts gemangelt. Gott hat es oft retten und sammeln wollen. Dabei hat er es seine Propheten steinigen und töten lassen; der Sohn Gottes arbeitet an ihm, beweint seinen Unglauben, möchte es gern retten; die Apostel müssen mit ihrer Predigt des Evangeliums anheben zu Jerusalem und sagen's ihm noch: „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden“, Act. 13, 46. Und doch kein Erfolg. Und wo es lag, wird auch gesagt: „Ihr habt nicht gewollt“, „Ihr stoßt es von euch und achtet euch selbst nicht wert des ewigen Lebens“. Zu leugnen oder auch nur in Zweifel zu ziehen, ob das von Gottes Seite ernstgemeinte Gnade war, hieße alles Sagen und Wirken Gottes für Spiegelfechtere, Gottes Eid für Lüge und des Sohnes Gottes Tränen für Heucheltränen erklären. Das wäre die furchtbarste Gotteslästerung, die man sich denken könnte. Jerusalem hat die Schuld ganz allein. Ja, es kann bei einem Menschen, wie beim König Agrippa, das Wirken des Heiligen Geistes an seinem Herzen so stark sein, daß es ihm selber schier unwiderstehlich scheint, und doch kann er die besseren Regungen gewaltsam unterdrücken und will nicht, Act. 26, 28 f. Ja Leute, die sein ließen, können Christum verlieren und von der Gnade fallen, Gal. 5, 7. 4. Leute, die im Geist angefangen haben, können im Fleisch enden, Gal. 3, 3. Alle Warnungen vor Sicherheit und

Abfall, vor Sünden und Schanden, vor Verlust der Seligkeit, an Christen gerichtet, hätten gar keinen Sinn, wenn es so etwas wie Abfall gar nicht gäbe, wenn die Gnade unwiderstehlich und zwingend wäre. Aber daraus machen wir nicht den Schluß, daß die Gnade es also nicht alles wirke, von seiten des Menschen noch etwas hinzukommen müßte. Gewiß kann der Gnade an allen Punkten widerstanden werden, und da ist es einzig des Menschen Schuld. Aber daraus schließen wir nun nicht, daß, wann und wo das nicht geschieht, wo es zur Befehrung kommt, das mit dem menschlichen Verhalten etwas zu schaffen habe, sondern das ist ganz und allein Gottes Gnadenwerk; das bringt sie in die richtige Gesinnung, in die rechte Stellung zu Christo und dem Evangelium, das heißt, zum Glauben und erhält sie darin bis ans Ende. Da erheben sich für unser Denken auch unübersteigbare Schwierigkeiten. Aber da halten wir eben fest: „And here, too, centers the great unsolvable mystery in conversion for the human reason.“ Lasse man es doch ein „unsolvable mystery“ bleiben! Wir tun es.

Wenn man nun fragt nach der Ursache des Unterschiedes, cur alii prae aliis? wo doch Gottes ernster und allgemeiner Gnadenwille in der Schrift so konstant und so energisch ausgesprochen wird und zugleich des Menschen allgemeine Ohnmacht und Feindschaft, da antwortet D. Mees mit einem Zitat aus Heerbrand, daß der Grund in Gott nicht liege, warum die einen verloren werden, und fügt hinzu: „In this sense we refuse to indorse the introduction of a theological mystery.“ Wir sagen dazu: In dem Sinne wir auch. Wenn man beides, die gratia universalis und die sola gratia, mit Ernst festhalten will, dann stehen wir schließlich da und müssen ausrufen: „O welch eine Tiefel!“ Und da sagen wir: Das ist unsers Handwerks nicht, darüber eine Brücke zu bauen. Da liegt ein unlösbares Geheimnis vor. Und das wird in dem Sinne keiner von uns ein theologisches Geheimnis nennen wollen, als ob explicite oder implicite Gott die Schuld an der Verdammnis der Menschen zugeschrieben werden sollte. D. Mees scheint das Wort „theologisch“ abzuleiten von Theologie im engeren Sinn, daß der Gegensatz wäre: es ist kein anthropologisches, sondern ein theologisches; die Ursache des Unterschieds liegt nicht im Menschen, sondern in Gott. Wenn von unserer Seite gesagt wurde: Es liegt ein theologisches Geheimnis vor, dann sollte das gewiß nur heißen: hier ist ein Punkt, an dem unsere theologische Erkenntnis sich als Stückwerk erweist; wir können nicht weiter; wir können Gottes Sagen und Tun nicht vor unserer Vernunft reimen. Wir können es nicht reimen, daß Gott mit Ernst sagt, er will alle Menschen selig haben, und nun kann doch kein Mensch aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben, und geistlich tot und Gott feind sind sie alle von Natur. Warum bringt Gott sie nicht alle zum Glauben, wo es doch nicht liegt an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen? Röm. 9, 16. Man hat das jedenfalls auch deswegen ein theologisches Geheimnis ge-

nannt, festgehalten: es liegt die Schwierigkeit auf theologischem Gebiet, ist eine theologische Frage, weil man sich unter dem Ausdruck „psychologisches Geheimnis“ nichts Rechtes, sondern nur Verlehrtes denken konnte. Was soll das heißen? Soll das heißen: Es ist unbegreiflich, wie ein Mensch so gottlos sein kann, sich nicht befehlen zu lassen? Oder soll das heißen: Wenn wir die Psychologie völlig verstünden, genaue Kenntnis hätten von dem geheimen Funktionieren der menschlichen Seele, dann könnten wir es uns erklären? Ein Satz in der „Kirchlichen Zeitschrift“ scheint auf einen solchen Sinn zu deuten: „Die feinen Fäden, die zwischen dem gottfeindlichen Willen des natürlichen Menschen und dem von Gott gewirkten guten Willen des wiedergeborenen Menschen liegen, kann unsere schwache Vernunft nicht alle verfolgen.“ (S. 488.) Das ist ja auch deutlich ausgesprochen worden, z. B.: „Wir können nicht begreifen, wie ein Mensch der alles zur Bekehrung Nötige wirklich tuenden, nur nicht zwingenden Gnade Gottes so böshaft und beharrlich widerstehen kann, daß es Gott nicht möglich ist, ihn zu befehlen.“ (Zeitbl. 1912, S. 131.) Noch deutlicher: „Das ist das Geheimnis, das für uns in der Verschiedenartigkeit der Persönlichkeit, in der Individualität der Menschen liegt.“ (Kirchl. Zeitschr. 1913, S. 491.) Da ist doch der Sinn: das verschiedene Resultat liegt am verschiedenen Verhalten der Menschen. Aber weil wir die feinen Fäden in der menschlichen Seele nicht alle verfolgen können, so können wir nicht genau den Punkt angeben, wo es liegt, aber es liegt irgendwo am verschiedenen Verhalten. Wenn in dem Sinne von psychologischem Geheimnis geredet wird, dann ist natürlich alles illusorisch, was man auch noch so schön von der Bekehrung sagen mag; das ist dann, wenn es zum Klappen kommt, alles wieder vergessen. D. Nees hat Heerbrand zitiert. Heerbrand fährt aber unmittelbar fort: „Ideo hic quid respondeamus aliud non habemus, nisi quod aliter fieri non debeat“ und schließt den Passus mit den Schriftstellen: „Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst?“ Röm. 9, 20 f. „O welch eine Tiefe!“ Röm. 11, 33, und: „Habe ich nicht Macht zu tun, was ich will, mit dem Meinen?“ Matth. 20, 15. Wir haben immer gesagt: Auf die Frage: Cur alii prae aliis? antworten wir nicht, weil wir uns fürchten, entweder der sola gratia oder der gratia universalis zu nahe zu treten. Wir haben gewöhnlich gesagt: Wir dringen auf Teilung der Frage. Wir wissen, warum die einen bekehrt und selig werden: das ist ganz und allein Gottes Gnade; und das halten wir fest. Wir wissen, warum die andern nicht bekehrt und selig werden: das ist ganz und allein ihre Schuld; und das halten wir wieder fest. Die sich erhebenden Fragen schlagen wir nieder, beherzigen die Mahnung unseres Bekenntnisses, daß uns das Reimen nicht befohlen ist, und trösten uns damit: „Lumen gloriae wird diese Frage fein und leichtlich auflösen.“ Unser principium cognoscendi ist die Schrift allein. Weil die uns die Schwierigkeit nicht löst, lassen wir sie stehen.

Unsere Theologie reicht nicht weiter. Es ist doch wirklich nicht einzusehen, warum man in dem Sinne es nicht getrost ein theologisches Geheimnis nennen will. Nach seiner Darlegung von der Befehrung kann D. Mees keine andere Bezeichnung dafür brauchen.

Und nun macht D. Mees einen Vorschlag, der allerdings gründlich Abhilfe schaffen würde, nämlich die ganze Rede vom „Verhalten“ fallen zu lassen. Er sagt: „A rather unfortunate and ambiguous expression is frequently quoted against Ohio, which in controversy has become the very center of conflict, i. e., that man's salvation does not depend solely on God's grace, but in a certain sense also on human conduct, to which, however, an intentionally perverted meaning is imparted by the constant insertion of the word 'good' before 'conduct.' We have always deplored the expression and have never adopted it, deeming it both dangerous and useless. It is defensible in the sense only that the *evil* conduct of man over against the power of the Holy Spirit conveyed in the means of grace is the cause of man's condemnation and hence the persistent rejection of grace the cause for the loss of salvation. It was adopted to expose and to refute the implied theory of an irresistible grace decreed by God for the elect alone. Surely, no one among us ever dreamed of minimizing the power of grace by introducing any meritorious act of man. Moreover, it is a fact that before the war over the doctrine was on, the conduct of man was frequently referred to in the sense of our explanation without exciting comment, for it simply gave expression to a Scriptural truth. We have no interest in perpetuating the phrase, but would have it dropped in order to clear the way for a better understanding.“

Ja, das war „the very center of conflict“, und es konnte gar nicht anders sein. Es sollte jedes christliche Gemüt erschüttern, es nur zu hören, daß seine Befehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von seinem Verhalten abhängt. D. Mees meint, es werde dem Ausdruck absichtlich eine verkehrte Meinung aufgedrängt durch die Adjektive „gut“ und „besser“. An einer absichtlichen Entstellung wird doch niemand Interesse haben. Von „rechtem“ und „richtigem“ Verhalten haben sie doch selbst oft geredet. Da war also nicht nur von dem verkehrten Verhalten die Rede, gegen welches weder before noch after the war jemand etwas einzumenden hatte, so lange man nicht davon auf das rechte Verhalten Schlüsse machte, um so Gottes Handeln an beiden Klassen der Menschen der Vernunft plausibel zu machen. Wir unsererseits können auch nicht sehen, daß durch die Adjektive „gut“ und „besser“ der Sinn alteriert wird. Warum sollte man das Verhalten, von dem so ausschlaggebend alles abhängt, nicht „gut“ und „besser“ nennen können als das Verhalten dessen, bei dem durch seine Schuld es nicht zur Befehrung kommt? Ob das Verhalten ein „meritorious act“ ist oder nicht, tut auch nichts zur Sache.

solange es etwas bewirkend und erklärend ist, als *causa efficiens* neben Gottes Gnadenwirken gestellt wird. Es liegt nicht an den Adjektiven, sondern am Substantivum „Verhalten“ selbst, von dem Befehrtwerdenden gebraucht. Für ein solches Verhalten ist vor und in der Befehrung nirgends eine Stätte. Das erste rechte, gottgewollte Verhalten des Menschen gegen das Evangelium ist der Glaube selbst, der terminus ad quem der Befehrung. Ob man sagt: Befehrung und Seligkeit hängt nicht allein von Gottes Gnade ab, sondern vom „Verhalten“, mit oder ohne Adjektive, oder auch „vom Menschen“, so kann man das nicht anders als Synergismus nennen. Das ist eo ipso ein „minimizing the power of grace,“ ob man je davon geträumt hat, daß man es tun will, oder nicht. Nicht allein Gottes Gnade, sondern auch irgend etwas anderes, mag es nun sein, was es will, ist eben nicht allein Gottes Gnade, nicht sola gratia. Es ist der Phrase nicht zu helfen. Man sollte sie ja fallen lassen, und zwar nicht nur als „unfortunate and ambiguous“, als „dangerous and useless“, sondern als verkehrt.

Dann wird man auch am intuitu fidei kein besonderes Interesse haben, sondern das auch drangeben, weil es zugestandenermaßen sich so leicht in den Dienst des „Verhaltens“ stellt und ohne das „Verhalten“ kaum lebensfähig ist. Es taugt nur zu unnötigen uns gar nicht befohlenen Erklärungsversuchen, und ohne das „Verhalten“ erklärt es nichts. Das intuitu fidei wird kaum Schwierigkeiten machen, wenn wir wirklich das „Verhalten“ ganz los sind, und man nicht mehr meint, daß es für dieses doch einen rationellen Gebrauch gebe gegen eine „implied theory of an irresistible grace“.

Diese obige Ausführung von D. Mees adoptiert die „Kirchliche Zeitschrift“ von Iowa als „uns ganz aus der Seele geschrieben“. In demselben Heft findet sich zugleich ein Aufsatz von P. Reinecke, der mit Gewalt das „rechte Verhalten“ gewahrt wissen will. Er trägt die Überschrift: „Cur alii prae aliis?“ und versichert immer wieder, in dieser Frage habe kein Geheimnis statt; denn das „verschiedene Verhalten“ mache alles klar. Er mag das Wort „Geheimnis“ in dieser Sache gar nicht hören. Welches Geheimnis soll nicht statthaben? „Es sind besonders die folgenden drei Rätsel, die die Schrift nicht kennt, welche die halbprädestinarianische Theologie in ihrer Lehre von der Befehrung und Gnadenwahl anzunehmen genötigt ist. Das erste ist, daß man auf die Frage: Cur alii prae aliis? keine Antwort weiß. Man sagt: Wir kennen die Ursache, warum Gott die einen erwählt hat: es ist Gottes Gnade in Christo. Wir kennen auch die Ursache, warum die andern verloren gehen: es ist ihre Schuld. Warum aber, wenn wir beide miteinander vergleichen, gerade diese selig werden und die andern nicht, das bleibt uns auf dieser Welt ein Geheimnis, da ja

beide Teile sich ganz gleich widerstrebend gegen die Gnade verhalten haben. Daraus folgt dann das zweite Rätsel auf die Frage: Warum macht Gott, der will, daß allen Menschen geholfen werde, doch nur wenige selig, wenn er doch in einem Menschen nicht mehr als im andern findet, was ihn daran hinderte, sie zu bekehren und selig zu machen? Man antwortet wieder: Das ist ein Geheimnis. Das dritte Rätsel entsteht aus der Frage nach den Zeitgläubigen. Hat Gott auch zum Glauben erwählt, wie man von jener Seite lehrt, kommen also nur die zum Glauben, die zum ewigen Leben erwählt sind, so fragt man doch, wie es dann zugehe, daß es nach later Lehre der Schrift auch Zeitgläubige gebe, die wieder abfallen und nicht selig werden, die also demgemäß, trotz ihres Richterwähltheins zum Glauben, doch zum Glauben gekommen seien? Man antwortet wieder: auch da liege ein Geheimnis.“ (S. 489.) Der ganze Artikel schließt dann mit dem osterum conseo: „Auf den Ausdruck ‚intuitu fidei‘ kommt nichts an; ein Geheimnis bezüglich der Frage: Cur alii prae aliis? gibt es trotzdem in der eigentlichen Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl, wie sie im Evangelio geoffenbart ist, nicht.“ (S. 494.)

Also die Schrift soll von einem solchen Geheimnis nichts wissen, sondern das „verschiedene Verhalten“ deutlich lehren und damit die Frage: Cur alii prae aliis? vollständig beantworten. Wie wird der Beweis geführt? Es werden die zwei Gleichnisse kontrastiert: Matth. 22, 1—14 und Röm. 9, 16—28, vom hochzeitlichen Kleid und vom Ton in der Hand des Töpfers, und von beiden wird gesagt: „An beiden Orten wird uns in Bezug auf die Frage: Cur alii prae aliis? kein Geheimnis verkündigt.“

Aus dem ersten Gleichnis wird dieses Resultat gezogen: „Nach Jesu Gleichnis liegt es ganz klar am verschiedenen Verhalten der Menschen, warum die einen am Hochzeitsmahl teilnehmen, die andern nicht: die einen wollen nicht kommen, widersehen sich der Einladung, höhnen und töten die Knechte; die andern kommen. Einer der gekommenen ist ein Heuchler und wird deshalb hinausgeworfen. Da ist kein Geheimnis, warum die einen vor den andern Auserwählte sind. Das Gleichnis stellt klar dar: die Menschen können nur aus Gnaden allein selig werden. Die wird ihnen in Christo angeboten. Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit (Hochzeitsmahl) steht ihnen offen. Nicht ihr Verdienst, sondern der Glaube, der ihnen geschenkt wird (hochzeitliches Kleid), macht sie zur Teilnahme würdig. Aber sie können's annehmen und können's verachten.“

Das zweite Gleichnis wird so vertwertet: „Ganz anders Klingt's bei Paulus im Gleichnis vom Töpfer und Ton. Da ist es Gott allein, von dessen absoluter Wahl alles abhängt: sowohl die Teilnahme als auch die Nichtteilnahme am Hochzeitsmahl, sowohl die Seligkeit als die Verdammnis. Aus dem gleichen Ton, aus der gleichen ‚massa perditionis‘, bereitet er, wie der Töpfer, die einen zu Gefäßen der Ehre,

zur Seligkeit, die andern zu Gefäßen der Unehre, zur Verdammnis, und so erbarmt er sich, wos er will, und verstockt, wen er will. Der Mensch aber hat nicht einmal ein Recht zu fragen: Was beschuldigt er denn uns, wer kann seinem Willen widerstehen? hat ebensowenig Recht dazu, als das Werk Recht hat, seinen Meister zu fragen: Warum machst du mich also? Auch hier wird kein Geheimnis gelehrt, warum die einen vor den andern selig werden; aber hier ist es Gott und sein absoluter Ratsschluß, dadurch die Seligkeit des einen und die Verdammnis des andern unabänderlich bestimmt sind.“

Von beiden Gleichnissen wird gesagt: „Beide Gleichnisse stehen in dieser Lehre in einem fast noch stärkeren scheinbaren Gegensatz zu einander, wie die Stellen Röm. 3, 28 und Jak. 2, 24 in bezug auf die Lehre von der Rechtfertigung zueinander zu stehen scheinen.“ Was ist da nun zu tun? Es gibt doch nicht „gar zwei verschiedene, einander widersprechende Erwählungsratschüsse“? Der Ausweg ist: „Wir können die Schwierigkeit nur überwinden, wenn wir Schrift durch Schrift auslegen. Auch Missouri wird hier keinen andern Weg wissen, wie sehr es auch gegen solche Auslegungen der Schrift eingenommen ist.“ Angehängt wird dann die bei solchen theologischen Operationen sehr nötige Warnung: „Nur müssen wir uns hüten vor falscher Auslegung.“

Nun kommt der Harmonierungsversuch, in dem Schrift durch Schrift ausgelegt werden soll. „Wie denn? Matth. 22, 1—14 steht, seinem einfachen Sinn gemäß aufgefaßt, in völliger Harmonie mit dem in der Schrift gelehrt allgemeinen Heilswillen Gottes, mit der gratia universalis, wonach es heißt: ‚Gott will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße lehre‘, 2 Petr. 3, 9; Röm. 9, 16—23 aber stimmt, für sich und seinem einfachen Sinn gemäß genommen, mit diesem allgemeinen Heilswillen Gottes nicht überein, und keine exegetische Kunst vermag diese Stelle ohne weiteres damit in Einklang zu bringen. Röm. 9, 16—23 stimmt aber, wörtlich genommen, auch nicht mit Pauli sonstigen Ausführungen am Schluß desselben Kapitels und in den beiden folgenden Kapiteln überein. Da nun Paulo kein Selbstwiderspruch zuzuschreiben ist, so müssen wir annehmen, daß er's hier anders gemeint hat, als der Sinn der Worte es dem Sprachgebrauch nach für unser Verständnis gibt. Völlige Klarheit werden wir über diese Stelle wohl erst in der Ewigkeit erhalten. Sie gehört zu den Dingen in den Briefen Pauli, von welchen auch selbst der Apostel Petrus sagt, daß sie ‚schwer zu verstehen‘ seien, 2 Petr. 3, 16. Wollen uns darum nicht betwirren lassen.“ Ausgeführt wird dann noch: Pauli Ausführungen werden uns bedeutend verständlicher, wenn wir auf seine Absicht sehen. Die stolzen Juden wollten Gott beschreiben, wen er selig machen soll, nämlich, die ihre eigene Gerechtigkeit aufrichten. Denen gegenüber sagt der Apostel: „So erbarmt er sich, wos er will, und verstockt, wen er will“ (für diese Emphasierung gibt der Text natürlich gar keinen Anhalt), „das heißt, er setzt seinen

eigenen Wahlmodus“, und der kommt dann schließlich darauf hinaus: er erwählt die sich recht Verhaltenden.

Gewiß, so werden Pauli Ausführungen bedeutend „verständlicher“, und das Verhalten ist gerettet. Aber um welchen Preis! Gewiß, auch wir verträsten uns in bezug auf diesen Passus aus dem Römerbrief wie auf so manche andere Stelle der Heiligen Schrift darauf: „Völlige Klarheit werden wir wohl erst in der Ewigkeit erhalten.“ Gewiß, auch Missouri weiß keinen andern Weg und will keinen andern wissen, als Schrift durch Schrift auszulegen. Aber darunter versteht es an erster Stelle, daß man die einzelne „Schrift“ durch sich selbst auslegt, das heißt, Text und Kontext ansieht; dann wird sich in den meisten Fällen der vom Heiligen Geiste intendierte Sinn schon ergeben. Ist eine Stelle so dunkel, daß sie ihren eigenen Sinn nicht ergibt aus den Worten, wie sie lauten, dann müssen wir sie dunkel lassen bis ins lumen gloriae und uns indes an die klare Schrift halten. Dann läßt sich auf eine solche Stelle kein Glaubensartikel gründen; denn alle Glaubensartikel müssen irgendwo als in ihrer eigenen sedes mit klaren, für jedermann verständlichen Worten ausgesprochen dastehen. Sonst wird der Glaube nicht auf die Schrift, das Schriftwort selbst, sondern auf menschliche Auslegung und Einlegung gegründet. Und dann von einem ganzen längeren Abschnitt des Römerbriefs, weil er nicht sagen will, was er doch, wie man meint, sagen sollte, so ganz ruhig zu sagen: „So müssen wir annehmen, daß er's hier anders gemeint hat, als der Sinn der Worte es dem Sprachgebrauch nach für unser Verständnis gibt“! Da wäre ja der Apostel — und der Heilige Geist mit ihm — ein zwinglianischer „Alloiotiker“, der ein Ding sagt, aber das nicht meint, sondern etwas anderes, gar das Gegenteil. Und dabei wird 2 Petr. 3, 16 angeführt, um solches Umgehen mit der Schrift zu rechtfertigen. Daß das der Papst nur nicht hört! Er möchte ausrufen: Kommen die Protestanten endlich zu Verstande? Er könnte da den frommen Mann spielen und sagen: 2 Petr. 3, 16 ist mir die klarste Stelle in der ganzen Schrift. Die andern sind eigentlich alle miteinander dunkel. Im Sinne von 2 Petr. 3, 16 sind alle Sprüche auszulegen. Petrus sagt, und das habe ich immer gesagt, daß in den Briefen Pauli viel schwerverständliches, *δυσνόητα*, steht, welches die Ungelehrten und Leichtfertigen verdrehen zu ihrer eigenen Verdammnis. Aber ich habe die Stelle auch ganz festgehalten, da der Apostel sagt: „wie auch die andern Schriften“, *ὡς και τὰς λοιπὰς γραφάς*. Deswegen habe ich es je und je für besser gehalten, daß die *ἀμαθεῖς και ἀσθητικοί* die Briefe Pauli und auch *τὰς λοιπὰς γραφάς* gar nicht haben. Geben wir doch nicht so die claritas Scripturae preis! Und in dem vorliegenden Falle ist die Dunkelheit zum größten Teil eine selbstgemachte. Und schuld daran ist wieder das leidige „Verhalten“. In der ersten Stelle glaubt man, das „Verhalten“ unterbringen zu können; in der zweiten geht das unbedingt nicht, sondern sie sagt sehr stark das gerade Gegenteil. Da

wird dann in der Weise Schrift durch Schrift ausgelegt, daß man die eine Stelle einfach ausschaltet und sagt: Was die Worte heißen, können sie nicht sagen wollen. Das ist daselbe Verfahren, nach dem man gegen die Lehre von der Dreieinigkeit und vom heiligen Abendmahl andere klare Aussagen der Schrift ins Feld geführt und so Schrift durch Schrift abgetan hat. Und was wollte man im vorliegenden Falle dem wohl sagen, der darauf bestünde, die Römerstelle wäre klar, und die Matthäusstelle bedürfte der Erklärung oder der Ergänzung oder wäre als dunkel liegen zu lassen? Wir sagen: Beides ist verkehrt. Beide Stellen sind in ihrem Rechte zu belassen, nicht eine durch die andere aufzuheben. Sie behandeln nicht dieselbe Frage. Sie handeln freilich beide ausgesprochenermaßen von der Gnadenwahl, aber nicht von demselben Stück derselben. Wir können sagen: Paulus setzt da ein, wo Matthäus aufhört. Matthäus redet von dem großen Abendmahl, der ewigen Seligkeit, die Gott bereitet hat, und zu der er die Menschen einlädt und beruft. Ja, zu diesem Beruf Gottes stellen sich die Menschen verschieden: die einen hören und kommen, die andern verachten es und kommen nicht. Dieses verschiedene Verhalten ist Glaube und Unglaube. Von dem hängt es freilich ab, ob der Mensch selig wird oder nicht. Das bleibt unverbrüchlich stehen: „Wer glaubt, wird selig; wer nicht glaubt, wird verdammt.“ In dem Gleichnis werden die Ausgewählten beschrieben, wie sie in der Zeit sind; das sind die Leute, die kommen, glauben und selig werden. Das sind die Ausgewählten und nur die. Darum heißt es am Schluß: „Denn viele sind berufen, aber wenige sind ausgewählt.“ Paulus redet sozusagen vom andern Ende der Wahl, zeigt, woher dieses verschiedene Verhalten zu Gottes Ruf komme, woher die Ausgewählten das hochzeitliche Kleid, ihren Glauben, haben. Den haben sie nicht aus sich selbst. Den haben sie, weil Gott sie in Ewigkeit in Gnaden bedacht hat, darüber Rat gehalten, wie er sie dazu bringen wolle, sie zur Seligkeit erwählt und zu allem, was dazu nötig ist. Dazu haben sie gar nichts getan. Sie waren Sünder, verloren, geistlich tot, Feinde Gottes, wie die andern auch. An ihnen, an ihrer Befehrung und ihrem Glauben, preist Gott seine lautere Gnade. Daß Gott den Glauben, dieses bessere Verhalten und richtige Stellung zum Evangelium, in ihnen gewirkt hat, dabei haben sie sich nicht besser verhalten als die andern auch, haben in keiner Weise durch ihr Tun oder Lassen geholfen, es erleichtert oder möglich gemacht. Das ist das Verhalten, von dem die Rede ist, und das wir gern aus der Theologie hinaus schaffen möchten; denn das Verhalten subtrahiert allemal von Gottes Gnadentum. Und von dem Verhalten sagt die Matthäusstelle nichts und Pauli Darlegung erst recht nichts, sondern sehr energisch das Gegenteil: „Es liegt nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“

Überhaupt leidet der Artikel gerade dadurch an Unklarheit, und dadurch entsteht die Verwirrung, daß der Begriff „Verhalten“ nicht defi-

niert wird und darunter nicht immer dasselbe gemeint ist. Zu den Worten: „Nach Jesu Gleichnis liegt es ganz klar am verschiedenen Verhalten der Menschen, warum die einen am Hochzeitsmahl teilnehmen, die andern nicht“ könnte man unbedenklich Ja sagen; denn das Verhalten, von dem da die Rede ist, ist Glaube und Unglaube; und davon hängt es freilich ab, ob jemand selig wird oder nicht. Dann heißt es: „Missouri behauptet, es existiere kein verschiedenes Verhalten der Menschen der Gnade Gottes gegenüber.“ (S. 493.) Dann wieder: „Die Worte Jesu zeigen ganz klar die Möglichkeit eines verschiedenen Verhaltens der Menschen der Gnade Gottes gegenüber.“ (S. 490.) Das leugnet Missouri gar nicht, daß es ein verschiedenes Verhalten der Menschen gegen die Gnade Gottes gibt: die einen glauben, die andern nicht. Aber von dem „Verhalten“ ist gar nicht die Rede, sondern davon, wie es zu diesem „Verhalten“, wenn wir es so nennen wollen, das heißt, zum Glauben, kommt, ob da der Mensch sich so verhält, sich verhalten kann und vor allen Dingen will, etwas tut oder läßt, daß Gott ihn zu dem rechten „Verhalten“, das heißt, zum Glauben, bringen kann. Gewiß, wir, die wir glauben, verhalten, stellen uns recht gegen das Evangelium, wir wollen, kommen. Das tun wir mit unserm Herzen und Willen, wie Chemnitz so oft Augustin nach sagt: „Cum volumus, volumus; cum facimus, facimus. Sed quaestio est, unde habeat homo, ut velit et faciat“, und antwortet: nämlich von dem, der da wirkt beide das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Wir wollen; wir wollen die Gnade, wollen das Evangelium, wollen Christum und Vergebung der Sünden. *Credere est velle*. Gerade das will der natürliche Mensch gar nicht; er haßt Christum und sein Evangelium. Da befehrt uns Gott, gibt uns einen neuen Willen, kehrt unsern Willen herum, beeinflusst durch seinen Heiligen Geist im Evangelium unsern Willen so, daß wir wollen. Chemnitz: „Augustinus certe dicit: *Ut velimus, Deus operatur sine nobis. Acceptis vero primitiis donorum spiritualium, voluntatem renatam esse οὐνεργον* Dei illis facultatibus, quas a Spiritu regenerationis accepit, nullum est dubium.“ Die Frage ist: Gibt es vor der vollendeten Bekehrung ein verschiedenes Verhalten, ein verschiedenes Wollen gegenüber der Gnade bei den Leuten, bei denen das Sündenverderben dasselbe ist, bei denen allen miteinander Verhalten und Wollen nur böse ist, Gott feindlich und gerade dem Evangelium feindlich? Wo sollte da das verschiedene Verhalten wohl herkommen? Soll es dabei bleiben, daß die Bekehrung, wie unser Bekenntnis öfter sagt, gerade darin besteht, daß Gott aus Unwilligen Willige macht, daß „man is subjectively active in his resistance at all times until the moment of his conversion“? Soll es, wenn gefragt wird: Wie wird der Mensch bekehrt und gläubig? dabei bleiben: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der Heilige Geist hat mich“ usw.,

oder soll zwischen den beiden Aussagen ein „Verhalten“ eingeschoben werden, das beide Aussagen einschränkt oder aufhebt? Um ein solches „Verhalten“ handelt es sich.

Weil P. Reinecke das „Verhalten“ gewahrt wissen will, darum gibt er auch dem „pure passive“ eine Deutung, die es nicht hat und nach lutherischer Lehre nicht haben kann und soll, ja die es in sein gerades Gegenteil verwandelt. „Der Mensch muß sich demnach, wie Luther es ausgedrückt hat und die Konkordienformel erklärend bestätigt, zu seiner Bekehrung pure passive verhalten, er muß nur leiden, was Gott aus ihm machen will; denn sobald er sich active hält, stört er Gottes Werk in sich, weil er nur in der Richtung von Gott weg aktiv handeln kann. So verhalten sich alle Widerstrebenden aktiv; die aber bekehrt werden, verhalten sich passiv. Die Möglichkeit aber, sich passiv zu verhalten, bekommt jeder Mensch, der das Evangelium hört, bekommt diese Möglichkeit kraft des Evangeliums; denn Gottes Wort ist lebendig und kräftig.“ Er merkt dann, wie es scheint, selber, daß damit das „Verhalten“ gerade in den Begriff hineingesteckt wird, der es ganz ausschließen soll. Er sagt: „Es ist nun freilich wahr, ein pure passive se habere oder ein Unterlassen des Widerstrebens ist auch ein Verhalten, worauf der Wille des Menschen eingegangen sein muß. Es ist eine Unmöglichkeit, sich den Menschen als eine völlige tabula rasa vorzustellen.“ Da klang das doch ganz anders, was wir D. Mees sagen hörten, und dem die „Zeitschrift“ zustimmt: „It is a fatal misunderstanding of the *'mere passive'* of our confession and of our theologians to interpret it in the sense of non-resistance by virtue of the *actus praeparatorii*; it means simply that man suffers something which is done to him in conversion, and in no wise is active either to begin or to assist in it.“ Mit seiner Warnung vor „philosophierender Theologie, die zusehen soll, daß sie sich nicht verspekuliere“, kommt unser Artikel an die verkehrte Adresse. Die spekulierenden Theologen sind die Theologen des „Verhaltens“, die durch Einschleichen des „Verhaltens“ in Gestalt der Selbstentscheidung, des Stillhaltens und Nichtwiderstrebens, des sich Bekehrens mit Gnadenkräften, und wie die Zwischenstationen alle heißen mögen, erklären wollen, woher es kommt, daß, da Gott alle ernstlich beruft und sie alle von Natur geistlich tot und Gott feindlich sind — wie es sich da doch erklären lasse, daß die einen zum Glauben kommen, die andern nicht. Wir philosophieren da gar nicht, bedienen uns aller dieser Hilfslinien nicht, sondern lehren kurzweg eine Bekehrung, da Gott aus Unwilligen Willige macht. Wenn zugegeben wird: „Wohl mögen hier und da Redewendungen gebraucht sein, welche mißverstanden werden konnten, indem sie etwa den Anschein gaben, als fasse man den Glauben ganz oder teilweise als eine Leistung des Menschen auf und nicht völlig als Gabe des Heiligen Geistes, oder als beziehe man sich auf Kräfte des natürlichen Menschen, wenn man von einem verschiedenen Verhalten redete“, so ist

zu sagen, daß zu solchen Redeweisen alles Reden von einem verschiedenen Verhalten gehört, mit dem man die *discretio personarum* erklärbar machen und in dem *Cur alii prae aliis?* kein Geheimnis finden will.

Auch in diesem Artikel wird uns der Vorwurf gemacht: „Die Ausdrücke ‚gut‘ und ‚besser‘ werden uns von Missouri fälschlich untergeschoben, da wir nicht von einem ‚guten‘ oder ‚besseren‘ Verhalten reden.“ „Rechtes“ und „richtiges“ Verhalten ist es auf der andern Seite doch oft genannt worden. P. Reinede selber redet fortwährend von „verschiedenem“ Verhalten. Der eine, der zum Glauben kommt, verhält sich anders zur Gnade Gottes als der, der dem Evangelium ungläubig gegenübersteht. Warum soll es denn da absichtliche Verlehrung sein, wenn man des einen Verhalten ein „gutes“, des andern ein „schlechtes“ nennt? P. Reinede meint, ein gutes Verhalten müsse ein sittlich gutes und verdienstliches sein. Er sagt: „Wie kann man aber ein Unterlassen des Widerstrebens oder ein *Sich-pure-passivo*-Verhalten ein ‚gutes‘ oder ‚besseres‘ Verhalten nennen? Ein gutes Verhalten, das vor Gott als solches gelten soll, muß sittlich gut sein, und ein gutes Verhalten, das Gott bewegen soll, die Auswahl dieser oder jener Person zur Seligkeit zu beschließen, muß verdienstlich sein. Von einem solchen sittlichen Verhalten könnte nur die Rede sein, wenn wir den natürlichen sittlichen Kräften des unwiedergeborenen Menschen vor und in der Bekehrung etwas Gutes zuschrieben. Erst wenn man das tut, überschreitet man den Rubikon, der uns vom Ehnrgismus trennt. Der spätere Melanchthon hat, indem er dem natürlichen Menschen die *facultas applicandi se ad gratiam* zuschreibt, diese Grenze überschritten.“ Das sittlich bessere Verhalten finde sich oft gerade auf Seiten derer, die nicht zum Glauben kommen. Da ist dann wieder das Wort „Verhalten“ in einem andern Sinn gebraucht, nämlich vom Verhalten des Menschen gegen das Gesetz, das ja den Maßstab bildet für sittlich gut und böse. Da ist es wahr. Da verhalten sich die einen so, daß sie eifern um Gesetz und Ehrbarkeit, die andern leben in Sünden und Schanden. Nun ist ja der sittliche Ernst keinem Menschen ein Hindernis zur Bekehrung, sondern umgekehrt. Aber der falsche Bahn, der sich bei solchen Leuten so leicht einschleicht, daß sie das Gesetz erfüllen, eine eigene, genügende Gerechtigkeit haben und der Gnade Christi nicht bedürfen, dieser selbstgerechte Bahn ist allerdings der größte Feind, den die Gnade hat. Das war für Paulus das Schwerste, daß er seine eigene Gerechtigkeit für Schaden und Dred hielt, „daß ich Christum gewinne und in ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt“, *Phil.* 3, 9. In dem Sinne sagt der Heiland den Selbstgerechten: „Die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen denn ihr“, *Matth.* 21, 31. Die groben Sünder sind leichter zur Erkenntnis ihrer Sünde zu bringen — und das ist ja etwas, was der Bekehrung unbedingt vorhergehen muß. Aber damit ist der Sünder

und Zöllner noch lange nicht bekehrt und gläubig. Er kann am Sündenleben seine Freude haben, will in der Sünde bleiben. Er kann auch verzweifeln wie Judas. Er kann auch zu dem Entschluß kommen: So geht das nicht mehr; du mußt dich bessern, ein anderes Leben anfangen, und hüllt sich dann auch ein in die Lappen seiner eigenen Gerechtigkeit. Wenn Gott mit seinem Gnadenruf im Evangelium kommt: Hier ist Christus, der Heiland, den sollt ihr annehmen, an den glauben und selig werden! dann ist unter den Menschen der eine Sinn, dasselbe Verhalten: gerade das wollen sie nicht. Sie sind alle geistlich tot; keiner kann glauben und kommen; und vor allem ist ihr aller fleischlicher Sinn Feindschaft wider Gott — sie wollen gar nicht. Da ist kein verschiedenes Verhalten, da sind sie alle von Natur gleich; und wer da einen Unterschied statuiert, der lehrt falsch von der Erbsünde in defectu, der macht Unterschied, wo Gottes Wort ausdrücklich sagt: Hier ist kein Unterschied. Ja, sagt unser Artikel, das alles träfe uns, wenn man redete vom richtigen Verhalten des natürlichen Menschen mit eigenen Kräften. Wenn man das täte, offen von Kräften des natürlichen Menschen redete, wie Melancthon das tat, dann wäre die Sache denkbar und klar. Aber damit, daß man sagt: wir reden von einem Verhalten — nun was für eines Menschen? „Natürlich und unwiedergeboren“ soll er nicht sein und bekehrt auch noch nicht — von seinem Verhalten durch geschenkte Gnadenkräfte, dann macht man die Sache nur schwerer, und es kommt doch schließlich auf dasselbe hinaus. Schon in dem Ausdruck: „Nicht allein Gottes Gnade, sondern auch das Verhalten“ spricht sich das ja geradezu aus, daß es etwas anderes noch ist als Gottes Gnade, etwas, was von seiten des Menschen noch zur Gnade Gottes hinzukommen muß und bei den einen wirklich hinzukommt und das Resultat bringt und beim andern nicht dazukommt, und die Gnade deswegen resultatlos ist. Meint man wirklich Gnadenkräfte, dann überfieht man, daß der Mensch nicht nur unfähig ist, sich zu bekehren, sondern, was die Hauptsache ist, gar nicht will, er will gar keine dargereichten Kräfte anwenden. Der ganze Handel spielt sich doch gerade am Willen ab. Sein Wille muß gewandelt werden. *Voluntas convertitur*. Selbst wenn man meint, sich dabei etwas Rechtes denken, die sola gratia festhalten zu können, wenn man sagt: Der Mensch bekehrt sich, nachdem Gott ihm die Kräfte dazu gegeben hat — man müßte freilich noch dazusetzen: und ihn willig gemacht hat, und was fehlt dann noch an seiner Bekehrung? — warum will man sich und andern die Sache erschweren mit dem Umweg und den Zwischenstationen, daß Gott den Willen erst dahin bringt, daß er das Wollen will und kann, und dann, daß er wirklich will und bekehrt ist? Das einzige Interesse kann doch nur sein, Raum zu finden für das „Verhalten“. Und die Gnade ist doch so exklusiv, die verträgt kein Verhalten neben sich. Der Kubikon ist da sehr schmal. Da gibt es nur ein Entweder — Oder: entweder Gott bekehrt den Menschen, er ganz und allein, gibt ihm einen neuen Willen,

macht aus dem, der bis zum letzten Moment ein Unwilliger war, einen Willigen, oder der Mensch setzt irgendwo und wann ein und kommt der Gnade Gottes zu Hilfe. Alles „Verhalten“, das es erklären soll, warum die einen vor den andern bekehrt werden, läuft auf ein applicare se ad gratiam hinaus. Da ist das der richtige Vorschlag, das „Verhalten“ fallen zu lassen, und wer glaubt: „Man is subjectively active in his resistance at all times until the moment of his conversion“, der kann gar nicht anders, als jegliches Verhalten ausschneiden, oder er setzt sich mit sich selbst in Widerspruch.

Solange an dem „Verhalten“ als an einem „Erklärungsgrunde“ festgehalten wird, so lange ist an Einigkeit nicht zu denken. Dagegen wo man das „Verhalten“ fallen läßt, und zwar ganz und gar fallen läßt, ihm auch dann nicht wieder Einlaß gewährt, wenn das schreckliche Gespenst „unwiderstehliche, zwingende Gnade“ dahintersteht, auch nicht wenn der Liebling intuitu fidei es als alten Kumpen gern bei sich drin hätte, auch nicht wenn das leider nur zu wirklich böse Verhalten den Anspruch erhebt, dann müsse um der Konsequenz willen auch das „richtige Verhalten“ Anerkennung finden: da ist der eigentliche Stein des Anstoßes hinweg. Da sollte dann kaum noch Raum sein zum Polemisieren, sondern nur zur Verständigung, z. B. über den dann wertlos gewordenen Begriff intuitu fidei. P. Keinede schreibt so schon: „Auf den Ausdruck intuitu fidei kommt nichts an.“ Halten wir in der lutherischen Kirche fröhliche mortgage burning und werfen das „Verhalten“ in die Flammen. Es wird ihm auf Erden von Christen und im Himmel von den Engeln keine Träne nachgeweint werden. Und glauben, sagen und schreiben wir dann einmütiglich nie: Nicht nur Gottes Gnade, sondern auch —, sondern immer und allenthalben: Sola gratia.

E. P.

Vermischtes.

Hat Luther eine neue Kirche gegründet? Die Katholiken sagen es. Wie sehr sie damit unrecht haben, hat D. Moïse Genhöfer, der 1822 zum evangelischen Glauben übertrat und 1862 als evangelischer Pfarrer in Mühlhausen (Baden) starb, an folgendem Vergleich gezeigt: „Drißen bei Untergrombach steht die Michelskapelle. Einst ist sie eine weitberühmte Kapelle gewesen, und es ist darin gepredigt worden; Meß gehalten worden, gesungen worden. Da kam das Franzosenvolk und hat die Kirche halb ruiniert, und zuletzt ist sie an einen Untergrombacher Bürger versteigert worden um ein paar hundert Gulden. Der nicht faul, tat Heu und Stroh hinein und hat eine Schmiede darin gebaut und geklopft und gedroschen drin. Da kam nach vielen Jahren der Untergrombacher Pfarrer auf den Gedanken und sagt: ‚Na, was! Das ist seinerzeit eine Kirch‘ gewesen, aber jetzt sieht sie nimmer danach aus.‘ Geht hinein und kauft sie dem Schmied ab und geht hinauf,

wirft's Heu 'naus, 's Stroh 'naus, d' Schmied 'naus, alles 'naus und richtet den Altar her und die Kanzel her, und jetzt wird wieder drin gepredigt, Meß gehalten und gesungen. Schaut, so war's in der Reformation. Der Grombacher Pfarrer hat keine neue Kirche gebaut, aber die alte restauriert. Das heißt man reformieren. Luther und die andern haben die Kirche angesehen, daß man in sie Heu und Stroh menschlicher Weisheit getan und drin eine Schmiede gemacht hat, da Werke geschmiedet wurden — kurz, 's war halt kein' Kirch' mehr. Da sind sie hinein und haben auf Grund von Gottes Wort alles hinausgeworfen, was nicht hineingehört hat, und haben wieder Kanzel und Altar hergerichtet, und jetzt ist's wieder eine Kirche. Aber keine neue, sondern die alte."

Ein katholisches Zeugnis für das evangelische Pfarrhaus. Auf der kürzlich in Aschaffenburg abgehaltenen Generalversammlung der wissenschaftlichen Organisation des deutschen Ultramontanismus, der Görresgesellschaft, hat ihr zweiter Vorsitzender, der ultramontan-katholische Historiker Grauert von München, unter anderm eine große Rede gehalten über die Ursachen des Zurückstehens des katholischen Volksteils hinter dem evangelischen in der Wissenschaft. Dabei hat er ein ehrendes Zeugnis für den großen Segen abgelegt, den Deutschland dem evangelischen Pfarrhaus verdankt, indem er sagte: „Für die intellektuell gerichtete Bevölkerungsschicht im protestantischen Deutschland, welche aus evangelischen Pfarrhäusern hervorgegangen ist, hat der katholische Volksteil naturgemäß keinen entsprechenden Ersatz.“ Übrigens hat diese Frage der berühmte Kirchenrechtslehrer J. E. v. Schulte, der Führer des Ultrakatholizismus, in seinen Lebenserinnerungen (1909), III. Bb., S. 271 ff., in einem Aufsatz: „Herkunft und Alter von deutschen Gelehrten aller Art“ eingehend behandelt. Er kommt da zu dem Resultat: „861 durch schriftstellerische Tätigkeit bekannte Söhne evangelischer Theologen, die allen Kategorien der Wissenschaft angehören, unter ihnen in jedem Beruf Männer, die zu den hervorragendsten zählen, einzelne zu den Begründern neuer Richtungen, das ist ein Ruhmesblatt des evangelischen geistlichen Hauses, wie es kein anderer Stand aufweist. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Vorrang, den die Evangelischen gegenüber den Katholiken auf den meisten Gebieten der Wissenschaft und in der Literatur in Deutschland haben, dem evangelischen Pfarrhause zu verdanken ist. Aus ihm hat sich von Anfang an und bis zum heutigen Tage Deutschland eine große Reihe der trefflichsten Männer auf allen Gebieten geholt.“

„Apostolische Gemeinden“ in Berlin. Dem „Th. Ztbl.“ zufolge gibt E. Buchner in der „Casseler Allg. Ztg.“ unter der Überschrift „Apostel“ folgendes „Kapitel aus der deutschen Sektengeschichte“ zum besten: Die zwölf Apostel . . . kennt jeder von uns. Aber nur wenige wissen, daß es auch heute noch Apostel gibt, und selbst wer einmal etwas davon hat läuten hören, der ahnt noch nicht, welche Fruchtbarkeit die letzten acht Jahrzehnte in der Erzeugung dieser Menschengattung ent-

faltet haben. Man nehme nur einmal einen Berliner Kirchengzettel zur Hand. Da liest man von der apostolischen Gemeinde, von der latholisch-apostolischen, von der altapostolischen Gemeinde der internationalen Mission, von der neuapostolischen, der christlich-apostolischen, der urapostolischen Gemeinde. Nein, es nimmt kein Ende! Und nun bedenke man, daß fast jede dieser Gemeinschaften gleich über ganze zwölf Apostel verfügt — denn diese heilige Zahl mußte natürlich nach Kräften gewahrt bleiben —, und daß jede dieser Apostelgruppen fest davon überzeugt ist, daß nur sie Trägerin der echten wahren Lehre sei. Unter diesen Umständen möchte man sich fast darob wundern, daß es bisher noch niemals zu einem blutigen Apostelkrieg gekommen ist; denn auf die Friedsamkeit solcher Fanatiker ist nicht allzuviel zu geben. Am unschädlichsten sind entschieden die Apostel der Irvingianer (latholisch-apostolische Gemeinde). Sie sind nämlich schon sämtlich gestorben, und die Anhänger dieser Sekte haben Takt und Feingefühl genug, die Toten nicht weiter durch Lebende zu ersetzen. Noch heute trauern sie um die Dahingegangenen, und die Formen, in denen sie es tun — der Prunk ihres wunderbaren, fast einzigartig dastehenden Zeremoniells ist gefallen; Priesterweihe und Versiegelung ist endgültig aufgegeben —, hat etwas Rührendes und Bestridendes. Es war ihnen die Verheißung gegeben worden, noch zu Lebzeiten ihrer Apostel sollte Christus zum zweitenmal auf Erden erscheinen, um die Heiligen (unter denen natürlich die Irvingianer zu verstehen sind) mit sich gen Himmel zu führen. Nun sprechen sie von der „Zeit der Stille“ und warten noch immer mit fragenden Augen und bangem, fast schon verzweifelnem Herzen. Fast alle andern Apostel können und müssen, wenn sie ehrlich sein wollen, ihren Stammbaum auf den Irvingianismus zurückführen. Zuerst zweigten sich die Geyerianer ab, von diesen wieder die Krebsianer usw. Immer die gleiche Sache: ein Prophet oder Apostel wird von dem einen oder andern nicht glatt anerkannt; der Zweifler sucht sich Anhang, trennt sich von der Muttergemeinde und ernennt sich seine eigenen Apostel. Das geht so prompt und mühelos wie ein Kinderspiel. Und der „Heilige Geist“, der natürlich allein den Ausschlag bei diesen Dingen geben darf, sagt zu all dem bereitwilligst sein Ja und Amen. Von der stillen Bescheidenheit der Katholisch-Apostolischen haben diese jüngeren Sprößlinge nicht die Spur mehr an sich und denken auch nicht im entferntesten daran, den Toten irgendwelche Rechte über sich einzuräumen. Bei ihnen gilt nur das Recht des Lebenden. Stirbt heute ein Apostel, so residiert morgen schon sein Nachfolger, und der Tote, der soeben noch der Mächtigste im Reiche war, wird über Nacht vergessen. Die Machtfülle, die ein solcher Apostelfürst (die Sektenverfassungen sind zumeist durchaus nicht oligarchisch, sondern streng monarchisch, und die Unterapostel haben herzlich wenig zu sagen) in seinen Kreisen genießt, kann mitunter recht beträchtlich sein. So erachten z. B. die Neuapostolischen ihren ersten Apostel jeweils für eine Neuinarnation Christi und erweisen ihm wahrhaft königliche Ehren. Ich kannte einen dieser Gewalt-

haber: es war ein pensionierter Bahnmeister, ein schwerkranker Mensch, der sich in graufigen Krämpfen am Boden wand und diese Anfälle für Kämpfe mit dem Satan angab. Er redete den furchtbarsten Unsinn und tyrannisierte seine Umgebung in geradezu unerhörter Weise; aber seine Anhänger hielten ihn für unsterblich, und wenn er auf Reisen war, so las man in den offiziellen Berichten, daß „die erlösenden Taten Christi, gekleidet in die Hülle des geliebten Apostels und Vaters“, dort und dort glücklich eingetroffen seien. Allen apostolischen Sekten gemeinsam ist die Lehre, daß das Ende unmittelbar bevorstehe, und daß es Rettung gebe nur noch durch Vermittlung der Apostel. Einer dieser Propheten stellte mich einmal kurz und bündig vor die Alternative, entweder sofort an ihn zu glauben oder bei der vielleicht in wenig Monden stattfindenden Wiederkunft Christi „in die glühende Sonne geschmissen zu werden“.

Die Prinzipien in Grisars Luthersforschung. Unter dieser Überschrift veröffentlicht D. Grünmacher in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ (S. 838 ff.) einen Artikel, in dem er nachweist, daß Grisar trotz seiner Prahlereien (er schreibe als „unparteiischer Historiker“, biete „rein historisch durchgeführte Studien“, folge den „Direktiven der objektivsten historischen Methode“ usw.) sich überall hat leiten lassen vor allem von seinem jesuitischen Dogma, nach welchem Luther a priori zu betrachten ist als ein „verdammter Ketzer“ und darum als ein gottloser oder irrjinniger, unzurechnungsfähiger Mensch, sodann auch, soweit ihm das in seinen Kram paßte, von den Kritiken, die der moderne Liberalismus an Luther geübt hat. Grünmacher faßt seine Ausführungen also zusammen: „In Grisars Lutherbiographie kommt keineswegs nur der unparteiische Historiker zu Wort. Der Dogmatiker urteilt und schafft die entscheidenden Resultate und Werte. Er bedient sich dabei einmal der Dogmatik des kritischen Neuprotestantismus, sodann der katholischen Kirchenlehre in der Auffassung des Jesuitismus. Durch das Dogma ist er genötigt, Luther als religiösen Reformator abzulehnen, und es bleibt ihm nun freie Bahn in der näheren Erklärung, wie Luther zu seinem Irrtum kam. Diese ist einmal in Luthers sittlicher Verschuldung gegeben; dann kann man aber auch — milder — psychologisch=pathologische Erwägungen anstellen. Die Psychologie arbeitet wesentlich nur mit der Kategorie ‚Selbsttäuschung‘; die Pathologie kommt zu keinen wissenschaftlich exakten Formeln. Beide enthalten im Grunde nur eine verfeinerte konfessionelle Polemik, die ihre ablehnenden Urteile in das modernere Gewand der Psychologie und das noch zeitgemäßere der Pathologie hüllt.“ (S. 853.)

Grisars Abhängigkeit vom modernen Liberalismus. Hierüber läßt sich Grünmacher also vernehmen: „In der ersteren Richtung ist es interessant, daß Grisar einen großen Teil des Materials und der daraus gezogenen Konsequenzen, welche Fehler an Luthers Persönlichkeit aufdecken und das Uneinheitsliche und Unhaltbare seiner religiösen und theologischen Position aufdecken, keineswegs seiner eigenen katholischen

überzeugung, sondern modern-protestantischer entnimmt. Bei aller Anerkennung des großen Fleißes und der Selbständigkeit in der Einzelarbeit drängt sich doch bei der Lektüre Grisars die Beobachtung auf, in welchem Maße er in der Aufstellung der meisten Probleme, besonders in negativer Richtung, von der modernen protestantischen Lutherkritik abhängig ist. In der Verwendung von Schwendfeldts Kritik an Luther (S. 65 ff.) wandelt Grisar fast ganz in den Bahnen Eds, bei Carlstadt gibt Barge die Vorlage (S. 88, Anm. 2). S. 379—397 erhalten wir eine Exzerptensammlung unter der Überschrift: „Die Selbstauflösung der Dogmen Luthers im Lichte protestantischer Kritik“, und zwar werden interessanterweise gerade nur die antikatholischen Dogmen Luthers, wie seine Rechtfertigungslehre, seine Sakramentsanschauung, seine Kirchen- und Gottesdienstbegriffe, berücksichtigt. Eine Zusammenstellung der protestantischen Kritik an den Luther mit der katholischen Kirche gemeinsamen Dogmen, die doch auch existiert, wird von Grisar dagegen nicht entfernt in dieser Ausführlichkeit dargeboten. Auch die — nachher genauer zu charakterisierende — pathologische Auffassung Luthers ist nicht Grisars Erfindung, sondern wesentlich protestantisches Erbe, und zwar besonders Hausraths Lutherbiographie entnommen (cf. S. 662, Anm. 1). Aber auch auf eine Vorrede von W. Pietsch zum 32. Bande der Weimarer Lutherausgabe kann sich Grisar für eine „pathologische Erklärung“ (S. 656, Anm. 5) berufen, weiter auf W. Köhler u. a. m. Daß sich Grisar Lagardes bekannte Lutherpolemik (cf. S. 433 ff.) nicht entgehen lassen konnte, ist selbstverständlich, ebensowenig die seines Schülers Tröltzsch (S. 475). Mit Sorgfalt werden aber auch einzelne kritische Urteile prinzipiell sonst ganz andersstehender protestantischer Lutherforscher, wie z. B. Kaveraus, S. 125, gebucht. Ein großer Teil des Materials, das Grisar dem Leser zur Urteilsbildung darbietet und selbst benutzt, ist demnach der gegen Luther äußerst kritischen Dogmatik des Neuprotestantismus entnommen. Diesen Tatbestand hat in drastischer Klarheit Pfarrer Lic. Braun in einer These vortrefflich formuliert und in einer zweiten durch Aufweis seiner Motive verständlich gemacht: „Aus der Haut der protestantischen Theologen, die Luthers Verdienste verkleinern, schneidet sich Grisar die Riemen für seine Biographie. Das ist seine Methode“ und: „Nach der Auffassung des ehemaligen Dominikanerpaters Müller ist der Katholizismus eine komplexe Erscheinung, deren einer Stromarm thomistisch-legierter Augustinismus ist (Denifle, Weiß) und daher die Fühlung mit dem „gläubigen Protestantismus“ sucht, während der andere mit pelagianisierenden Tendenzen jesuitischer Molinismus ist (Grisar) und daher mit dem „liberalen Protestantismus“ sympathisiert“ (These 13 und 15 eines Vortrags bei der Gernsbacher Konferenz, Mai 1913).“

Luther im „milden Schein“ des katholischen Dogmas. „Zu der modernen protestantischen Dogmatik“ — fährt Grünmacher fort — „kommt sodann die katholische. Das gibt Grisar jetzt in einem „un-umwundenen Bekenntnis“ in seinen Prinzipienfragen zu: „Nene kon-

professionelle katholische Überzeugung, die sie auf dem tiefen Grunde meines Wertes allerdings nicht mit Unrecht erkannt haben, hat mich immer tröstend begleitet und mir die Mühe versüßt; sie hat mich zwar niemals, auch nicht im kleinsten, bestimmt, die Tatsachen absichtlich umzubiegen, aber sie hat mich in ihrem milden Scheine dieselben noch besser beurteilen lassen, als es ohnehin schon der klare Wert der Dinge und ihre Zusammenhänge lehrten' (14). Deutlicher noch hatte sich Grisar schon in seinem Luther' selbst ausgesprochen, wenn es dort heißt: „Nicht von irgendeinem neutralen Boden ließen sich die Tätigkeit und die Einwirkung Luthers bewerten. Jeder Denkende tat es vom ethischen Standpunkt aus und der überzeugte Katholik zugleich vom Standpunkte seiner Kirche' (867). . . . Infolgedessen legt denn Grisar in allen prinzipiellen Fragen den Standpunkt der katholischen Kirche seinen Urteilen zugrunde und entwickelt ihn meist auch in festen dogmatischen Thesen. . . . Es würde zu einer Zusammenstellung eines fast vollständigen Kompendiums der katholischen Dogmatik führen, wenn wir alle die Stellen mitteilten, in denen Grisar seine ‚konfessionell katholische Überzeugung‘ darlegt und dann in deren ‚milden Schein‘ Luthers Gedanken hineinstellt.“ (840 ff.) Für seine Aussage bringt Grismacher eine Anzahl von Belegen und schließt dann den Abschnitt also: „So zieht sich durch Grisars Werk eine ununterbrochene Bezugnahme auf die katholische Dogmatik und deren Benutzung zur Verurteilung des Protestantismus hindurch. Immer wieder spricht hier nicht der unparteiische Historiker, sondern die ‚konfessionell-katholische Überzeugung.‘“ (843.) — Und wie mit Grisars Urteilen über Luthers Lehren, so verhalte es sich, wie Grismacher des weiteren ausführt, auch mit seinen abfälligen Urteilen über Luthers Person, sein Leben, seine Ehe, seine Seelenangst, seinen Glaubensmut (alles sucht eben Grisar in den Not zu ziehen): sie seien nicht das Ergebnis gewissenhafter, objektiver Geschichtsforschung, sondern der Grisar'schen Dogmatik, nach welcher von vornherein feststand, daß Luther kein Gottgesandter sei, und somit Grisar nur noch die Aufgabe blieb, den „Wahn Luthers“ genauer zu erklären entweder als bewußte Bosheit oder als Seelentrantheit oder beides. Das ist die gebundene Marschrouten, die Grisar echt jesuitisch rühmt als „objektivste historische Methode“.

Zu den Apterprotestanten, die ihr eigenes Nest beschützen und Grisar die Waffen liefern gegen Luther, gehört auch A. Harnack von Berlin, welcher z. B. in der „Theologischen Literaturzeitung“ (Sp. 657) mit Bezug auf Grisars Werk schreibt: „Allem zuvor möchte ich dem Verfasser zur Vollendung seines ‚Luther‘ meine Glückwünsche sagen. Ein Werk von 2500 Seiten auszuarbeiten und niederzuschreiben, dazu gehört, wenn es nicht mit der Schere gemacht ist, so viel heiße Arbeit, Fleiß und Ausdauer, daß der Anerkennung die erste Stelle gebührt. Und wenn redliches Bemühen die Feder geführt hat, die ‚unveränderlichen Tatsachen‘ zu ermitteln, so folgt der ersten Anerkennung die zweite, wertvollere.“

F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Katalog des Concordia Publishing House für 1913—1914. — Diesen 503 Seiten starken Katalog sollten unsere Pastoren und Lehrer durchsehen und wie ein Wörterbuch immer zur Hand haben. Was sie für sich und ihre Gemeindeglieder brauchen und suchen, werden sie hier selten vermissen.

2. "Lutheran Annual 1914." 10 Cts. Von unserm deutschen Kalender unterscheidet sich dies "Annual" nur in Sprache und Lesestoff.

3. Synodalbericht des Wisconsin-Distrikts mit Verhandlungen über die These: „Eine wohlgeordnete wahrhaft lutherische Gemeinde hält Gottes Gaben auch im Reich der Natur und der Welt hoch und ist eine Freundin aller guten Künste und Wissenschaften.“ (P. E. Rathle.) 13 Cts.

4. Synodalbericht des California- und Nevada-Distrikts mit Verhandlungen über das Thema: „Daß das lutherische Urteil noch feststeht: Das Papsttum ist ein Menschengebicht, das nicht geboten, ohne Not und vergeblich ist.“ (Prof. Dau.) 15 Cts.

5. „Ketty.“ Eine Geschichte aus der Kindermission in einer amerikanischen Großstadt.

6. „Das verräterische Kleeblatt.“ Eine Erzählung aus der amerikanischen Negermission.

7. „Deutsches Blut.“ Eine Erzählung aus dem amerikanischen Landleben. — Es sind dies drei geschmackvoll gebundene, illustrierte und höchst fesselnde Geschichten, die nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene mit Interesse und Nutzen lesen werden. P. Herzberger ist der Verfasser derselben. f. B.

Die Hellenisierung des Christentums in der Geschichte der Theologie von Luther bis auf die Gegenwart von Lic. D. Walter Glawe, Privatdozent an der Universität Rostock. IX und 340 Seiten. Trowitsch und Sohn, Berlin. Preis: M. 13.

D. Harnad stellt bekanntlich die Behauptung auf, daß die christlichen Dogmen nicht dem ursprünglichen Christentum eigen, sondern ein ihm fremdes und dasselbe entstellendes Produkt der Hellenisierung des Christentums sei. Das eigentliche Wesen des Christentums sei undogmatisch, die Lehren aber von der Dreieinigkeit, von der wahren Gottheit Christi, von den Sakramenten usw. seien griechischen Ursprungs und bedeuteten nichts weniger als völlige Umgestaltung und Entstellung des ursprünglichen Christentums. So sei das Christentum gründlich verdorben und verfälcht gleich bei seinem ersten Schritt hinaus in die Welt durch das Eindringen griechischer Philosophie und religiöser Anschauungen und Gebräuche der hellenischen Antike, oder gar gleich im Keime, in der Esse selber, verdorben durch Einflüsse aus dem hellenisierten Judentum. Zugleich haben die Liberalen diese ihre Anschauung auch als eine große Entdeckung des modernen Liberalismus aufgetischt. Weidern tritt nun Glawe entgegen. Er zeigt, daß es falsch ist, wenn Ritschl, Engelhardt, Bauer, Pfeiderer, Harnad und andere liberale Geister behaupten, daß sowohl die Aufstellung der christlichen Dogmen an sich als auch die Formulierung derselben das Werk des in die Kirche eingebrungenen griechischen Geistes sei, von dem auch die Reformation sich nicht freigemacht habe. Zugleich weist Glawe ausführlich nach, daß alles, was die Liberalen in dieser Beziehung von der Platonisierung oder Hellenisierung des Christentums vorgebracht haben, nur Aufwärmung von Ketzerien ist, die längst vor ihnen vorgetragen worden seien von solchen Gegnern des wahren Christentums wie Jaak Casaubonus, Petavius, Jean le Clerc, Souverain, Vöfler, Joseph Priester, Edward Gibbon und J. S. Semler, und denen schon Lorenz von Mosheim in wesentlich richtiger Weise entgegengetreten sei. Seine eigene Ansicht die Hellenisierungstheorie betreffend formuliert Glawe also: „Die theologische Forschung muß es ohne weiteres zugeben, daß die Heilswahrheiten des Christentums anlässlich ihrer Verkündigung dasselbe Schicksal erlebten, dem alle Ideen unterworfen sind, wenn sie von Mund zu Mund weitergegeben werden: die Form,

in welcher die vom Urchristentum fixierten Inhalte der Verkündigung Jesu dargeboten wurden, mußte sich der Sprache und somit auch der Vorkellungsweise des Volkes anpassen, dem jene Verkündigung galt. Im Zusammenhange damit mußte jeder Missionar und Verkündiger des Evangeliums, wenn er die Heilswahrheiten erklären und illustrieren wollte, auf diejenigen philosophischen, kulturellen und populären Vorkellungen zurückgehen, die sich in dem betreffenden Volke und zu der betreffenden Zeit fanden. Da nun die Verkündigung des Evangeliums in den ersten Jahrhunderten sich an eine vom hellenistischen Geiste erfüllte Welt wandte, so mußte auch die Form, in der die christlichen Wahrheiten weitergegeben wurden, unter dem Einfluß des Hellenismus stehen. Hätten die Missionare nicht diese Anpassung der Form vollzogen, dann wären sie unverständliche Fremdlinge auf griechischem Boden geblieben. Es ist also eine Hellenisierung des Dogmas als notwendig anzuerkennen, sofern sie in Beziehung gesetzt wird zu der Form, welche die urchristlich fixierte Heilswahrheit umgibt. Eine solche Hellenisierung bedeutet aber keine Erübung oder Korruptionierung des reinen Evangeliums Jesu Christi; sie ist vielmehr ein Faktum, das eine kräftige geschichtliche Entwicklung bezeugt. Während die Theologie auf Grund einer einfachen historischen Erkenntnis sich genötigt sieht, eine Hellenisierung der Form des Dogmas anzuerkennen, muß sie eine Auffassung ablehnen, die den Hellenisierungsprozeß in Beziehung setzt zu dem eigentlichen Inhalte der Dogmen, sofern unter diesen die aus der Verkündigung des Wortes sich ergebenden Grundleitungen der Christenheit und nicht etwa z. B. die für die katholische Kirche charakteristischen Lehren zu verstehen sind. Die objektiven Wahrheiten der Erlösungsreligion und der Hellenismus waren in ihrem innersten Wesen zwei so disharmonische, andersartige Größen ohne jegliche Verwandtschaft, daß von vornherein eine Verschmelzung ihrer höchsten Werte als ein dauerndes Produkt ausgeschlossen erscheinen mußte. Die Hellenisierung des Christentums ist also ein Prozeß, der geschichtlich notwendig ist. Aber die Hellenisierung war, ebensowenig wie die Romanisierung oder Germanisierung des Christentums, ein Prozeß, der die Religion Jesu Christi in ihrer Reinheit getrübt oder in ihrer Kraft geschwächt hat. Diese Formen sind nur ein Beweis für die Tatsache, daß die christliche Religion in den betreffenden Epochen selbständig durchdacht und angeeignet worden, und daß sie Bestandteil der Kultur der Völker geworden ist.“ Ein Resümee dieser sehr ausführlichen Schrift Glaves bietet das im Kungöchen Verlag erschienene Heft: „Die Beziehung des Christentums zum griechischen Heidentum. Von Prof. Lic. D. Walter Glave.“ (44 Seiten. 60 Pf.) F. B.

Metanoetik. Die Wissenschaft von dem durch die Erlösung veränderten Denken. Von Dr. phil. Karl Franke. 169 Seiten. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis: M. 4.

Eine merkwürdige und in vieler Beziehung höchst interessante und instruktive Schrift, voll von geistreichen Wendungen und hellen Gedankenblitzen. Der Verfasser charakterisiert sein Buch im Vorwort, wie folgt: „Die über das Gebiet der Hamartologie erschienenen Werke beschränken sich auf Behandlung der ethischen Verderbtheit. Von der noetischen, welche mit der letzteren eng zusammenhängt und durch dieselbe eigenartig bedingt ist, nehmen sie wenig oder gar nicht Notiz. Das ist eine Lücke. Ihrer teilweisen Ausfüllung möchte die nachfolgende Arbeit dienen. Vielleicht findet sie bei denen, welche das Neue Testament kennen, freundliche Beachtung.“ Aber auch in dieser „Metanoetik“ tritt nicht in helles Licht die Wahrheit, daß Belehrung oder Sinnesänderung wesentlich darin besteht, daß der Mensch zu der geistlichen Erkenntnis gelangt, daß um Christi willen Gott ihm nicht mehr ein zürnender Richter, sondern sein sündenvergebender Vater ist. Daß das vorliegende Buch cum grano salis gelesen sein will, zeigen z. B. die Ausführungen über die Erbsünde, S. 74 ff. F. B.

Gibt es einen Gott? Von Martin Romberg. Verlag von F. Vahm, Schmörin in Mecklenburg. 60 Pf.

Seit Kant gilt es nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch schier allgemein in der Theologie als ein ausgemachtes Axiom, daß man das Dasein Gottes nicht beweisen könne. Im obigen Vortrag zeigt nun der Verfasser in fesselnder und überzeugender Weise, daß nicht nur das innere Bedürfnis des Menschen,

der allgemeine Glaube an Gott und die Stimme Gottes im Gewissen, sondern auch die Unbegreiflichkeit und Zweckmäßigkeit in der Natur unabweisend zeugt von Gottes Dasein. Etlche Sätze mögen hier folgen: „Voltaire, der französische Freigeist und Spötter, der bekannte Freund Friedrichs des Großen, hat einmal gesagt: Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden. Aber die ganze Natur bezeugt, daß er existiere.“ Was der geistvolle Denker damit meint, wenn er sagt: Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden, veranschaulicht am besten ein Vorgang aus seinem Leben. Er hatte einige Freunde bei sich zu Tische geladen, die während der Mahlzeit anfangen, über den Glauben an Gott zu spotten. Voltaire sandte sofort den aufwartenden Diener hinaus und sagte dann zu den Spöttern: „Ich bitte Sie, in Gegenwart des Dieners solche Reden zu unterlassen. Ich will nicht, daß mir der Mensch über Nacht die Gurgel abschneidet.“ Das war grob, aber verständlich. Für Voltaire hatte ein Mensch, der nicht an Gott glaubte, etwas Unheimliches. Er mochte ihm sein Leben nicht anvertrauen. Wer das Menschenherz kennt, wird ihm recht geben. Es liegen in ihm schreckliche Geheimnisse verborgen, die, wenn sie ihre Macht entfalten, über uns und andere Unheil bringen. Auch ein Mann wie Goethe erkennt das an, wenn er sagt, er könne von keinem Verbrechen hören, ohne das Gefühl zu haben, daß die Reime zu solchen Taten auch in ihm lägen. Wir bedürfen darum einer Macht, die das Böse in Schranken hält, das sonst Tausende zugrunde richtet.“ Man beruft sich auf einzelne Persönlichkeiten, die ohne Glauben an Gott sich doch auf einer gewissen sittlichen Höhe halten konnten; aber das sind Ausnahmen. Man hat darum den Unglauben mit einer dünnen Eiskruste verglichen: einen einzelnen hält sie, die Masse bricht rettungslos durch. Die Frage: Gibt es einen Gott? ist also nicht eine Frage bloßer Wirklichkeit, sondern sie ist eine Existenzfrage; wie auch der große englische Historiker Carlyle gesagt hat: „Könnte die Menschheit den Glauben an Gott verlieren, wäre sie verloren, sie würde in Anarchismus untergehen.“ „Angst vor Strafe ist nur eine Begleiterscheinung des Gewissens, sein Schatten, könnte man sagen. Das Gewissen selbst ist das sittliche Unterscheidungsvermögen. Es ist eine Stimme in mir, die sagt: Was recht ist, mußt du tun; was unrecht ist, laß. Dabei fragt das Gewissen so wenig nach Nutzen und Schaden, überhaupt nach den Folgen unsers Verhaltens, daß es verlangt, das Rechte zu tun, auch wenn wir darüber das Leben verlieren. Lieber sterben als sündigen. . . . Soweit wir uns das Gewissen wesentlich fürcht vor Strafe, daß es sogar die Furcht vor ungerechter und gerechter Strafe überwindet. So etwas kennt kein Tier.“ „Der Materialist Voigt hat gesagt, das Gehirn sondere das Denken ab wie die Leber die Galle. Aber es hat nichts Unbegreifliches, daß Körperliches von Körperlichem sich absondert, und Galle ist ja etwas Körperliches. Die Frage ist aber, wie aus der Materie unkörperliches Denken entstehen kann. Oder man hat das Denken ein Phosphoreszieren des Gehirns genannt. Aber was ist Phosphoreszieren anders als Bewegung, und daß von sich bewegenden Körpern Bewegung ausgeht, ist nichts Rätselhaftes. Hier aber soll aus der Bewegung der Gehirnteilchen Denken entstehen; und Denken ist eben keine Bewegung. Bewegung ist sichtbar an Körpern, Denken ist seinem Wesen nach unsichtbar. Es ist ebenso abgeschmackt, von sichtbaren Gedanken zu reden, wie es nach Kant abgeschmackt ist, von edigen oder runden, kurzen oder langen Gedanken zu sprechen.“ „Abtrügnis greifen wir die Annahme, daß der überweltliche Geist es ist, der die erste Bewegung hervorruft, nicht aus der Luft. Wir stehen mit ihr auf dem Boden der Wirklichkeit, der alltäglichen Erfahrung. Ich strecke meinen Arm aus und ziehe ihn wieder zurück, ganz nach meinem Willen. Da haben wir erstmalige Bewegung, wie sie von einem Geist, dem menschlichen, hervorgerufen wird. Es gibt nichts, was ich durch die willkürlichsten Versuche fester feststellen kann als die Abhängigkeit der Bewegungen meiner Glieder von meinem Willen. Welch Vorurteil gehört dazu, um diese tausendmal erprobte und unserm unmittelbaren Bewußtsein so feststehende Tatsache zu leugnen! Wie nun in unserm Organismus der endliche Geist, so bringt in der Welt der unendliche Geist erste Bewegungen hervor. Der Schluß liegt zu nahe, als daß er unwissenschaftlich sein könnte. Schon der große Plato hat ihn angewandt. Er sagt in seiner Schrift „Die Geseze“: Wenn etwa alles miteinander in der Welt ruhig dagesunden wäre, welche Bewegung müßte denn wohl dabei die erste gewesen

sein? Sicherlich die, welche sich selbst in Bewegung setzt. Der Anlaß aller Bewegung ist die Bewegung durch sich selbst; diese werden wir notwendig die ursprünglichsten und gewaltigste Veränderung von allem nennen müssen. . . . Die Seele ist aufs vollständigste erwiesen, . . . da sie als Anfang jeder Bewegung erscheint.“

Kindergebet und Kinderpsychologie mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des Kindergottesdienstes von Dietrich Vorwerk. Verlag von Fr. Bahn, Schwerin, Mecklenburg. 50 Pf.

„Als das klassische Land der Kinderpsychologie“ — lesen wir hier — „gilt heute die nordamerikanische Union. Stanley Hall wird als ihr eigentlicher geistiger Vater angesehen. In der Tat verdankt die internationale Erforschung der Kindesseele diesem Lande und diesem Manne sehr viel. Aber wie es oft geschehen ist, daß man auf englischen Waren die Bezeichnung 'made in Germany' las, so gilt etwas Ähnliches auch von der Kinderpsychologie. Es verringert die Verdienste von Stanley Hall nicht, daß er sich die ersten Anregungen zu seinem Werk in Deutschland holte bei dem Psychologen Wilhelm Wundt und bei dem Kinderpsychologen Wilhelm Preyer. Wir Deutschen müssen uns vielmehr schämen, daß wir den Anregungen dieser beiden Männer nicht früher gefolgt sind und erst auf dem Umwege über Amerika erfahren mußten, wie wertvoll diese Anregungen gewesen waren. Von Nordamerika aus hat dann die Kinderpsychologie ihren Siegeszug über alle Kulturländer angetreten. Sie wird jetzt, außer in Nordamerika und Deutschland, den beiden Hauptländern, auch in England, Frankreich, Österreich, Rußland, Italien, Holland, Schweden und der Schweiz eifrig getrieben. Nie hat sich wohl eine neue Wissenschaft so schnell Bahn gebrochen.“ Gewiß, wer Kinder erziehen will, muß mit den Kindern lassen und die Kindesseele kennen lernen. Etwas wirklich Neues und der Pädagogik bisher Unbekanntes wird hier aber nicht geboten, wohl aber manches, was Lutheranern anständig ist, z. B. die Zusammenstellung Luthers, Zwinglis und Calvins als der „drei großen Reformatoren“.

Drei Lutheraner an der Universität Breslau. Der königlichen Universität Breslau zum 100jährigen Jubiläum ehrfürchtvoll gewidmet von G. Froboß. Ev. Buchhandlung, Breslau.

Der Subtitel dieser Schrift lautet: „Darstellung der religiösen Entwicklung der Professoren Scheibel, Steffens, Kusche bis zu ihrem Eintritt in die Kämpfe der lutherischen Kirche im Jahre 1830.“ Die den Breslauern eigentümlichen romanisierenden Lehren von Kirche, Amt und Kirchenregiment kommen hier also nicht zur Darstellung. Besonders fesselnd ist das Bild, welches Froboß von dem entschiedenen, unerschrockenen Auftreten Scheibels wider die Rationalisten entwirft, denen Scheibel es offen ins Gesicht sagt, daß, wie der letzte Grund des Glaubens die Auferstehung Christi von den Toten sei, so die eigentliche Ursache ihres Unglaubens die im Herzen wohnende Sünde. Etlidie Sätze Scheibels mögen das illustrieren: „Und nun wissen wir so gewiß wie der Geometer seinen Magister Matheseos, daß, nur weil dem Herzen manches in der frommen Bibel nicht gefällt, die freilich gegen die Sünde und namentlich gegen den Stolz allerdings sehr streng ist, der Verstand alles sucht, um womöglich sie für Torheit und Lüge zu erklären. In Ihrem Herzen also — ja, da allein — wohnt der Feind unferes Glaubens.“ „Die meisten heutigen Bibelerklärer und Kirchenhistoriker sind unlegbar gelehrte Sprachkenner, gelehrte Historiker, aber sehr ungelehrte Theologen; denn sie lieben sich mehr als Gott (und da versteht man nicht das Buch, das vor allen andern Fehlern den Stolz herabwürdigt), wollen theologische Dozenten und doch nicht Christen sein. Der Verstand eines Gelehrten sei noch so groß; wenn er stolz ist, so ist er in der Kenntnis und Beurteilung des Christentums und also der Bibel dumm. Die Sünde reimt sich mit allen Wissenschaften, nur nicht mit der christlichen Theologie.“ „Entweder ganz Heide oder ganz Christ. Heide sein und doch christlicher Theolog sich nennen lassen und darum, weil nun einmal die Bibel Organ der evangelischen Katheder und Kanzeln bleiben muß, seinen Unglauben in die Bibel hinein erklären und aus ihr, soviel möglich, xenophontische Memorabilien oder Reimarus' Lehrbuch machen,

ist zwar Schlaueit, aber wahrlich! eine sehr elende Schlaueit.“ „Sobald also mir ein Gelehrter beweisen kann nach unumstößlicher historischer Kritik, daß die Auferstehung Jesu, dies Faktum, eine Lüge sei; sobald er mir beweisen kann, daß der orthodoxe Glaube an das Christentum, also das allein wahre Christentum, gleich sei dem Sage a ist na, und daß es auf Erden irgendetwas so Guten gab als Jesus von Nazareth und seine wahren Befenner, so bald lege ich mein theologisches Lehramt für Kanzel und Katheder nieder; solange aber das nicht geschieht, bleibe ich laut Verstand, Vernunft und Gewissen bei dem Glauben, daß Christus ist Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit, und so lange halte ich alle — wohlgerne: alle, die nicht derselben Überzeugung sind, sie mögen noch so gelehrt in andern profanen Wissenschaften sein, in der Erkenntnis Gottes für die dümmsten aller Sünder, für vom Stolze verblendete Toren. Denn so lange bleibt Jesu Christi Wort wahr: ‚Wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht.‘“ „Die meisten neueren Theologen kommen schon mit Verwerfung des positiven Christentums zur Bibel. Nun wollen sie aber doch evangelische Theologen sein; die Bibel ist Lüge, kann nicht geradehin gesagt werden. Statt also ehrlich zu sagen: Wir wollen uns von den positiven Lehren des Christentums nicht überzeugen, tragen sie ihren Unglauben in die Schrift hinein.“ „Nie würde ich gegen große Gelehrte so gesprochen haben, wenn sie nicht das Christentum und seine Bibel angegriffen hätten. Diese greift nur ein schlechter Sinn an.“ „Glauben kann ein jeder von der Bibel, was er will, das hat er nur Gott zu verantworten. Aber nicht jedem erlauben Grammatik, Wörterbuch und Sprachgebrauch, seine Meinungen in die Bibel hineinzutragen.“ „Ανάστασις heißt niemals: das Sterben für die Wahrheit einer Lehre, πίστις nie Sinn für Glauben, sondern Vertrauen, nie bloß allgemeiner religiöser Sinn, das ist εὐσέβεια. Ἀνάστασις ἐκ νεκρῶν Auferstehung der Toten, also leibliche, niemals und nirgends Erneuerung zum Idealen. Wenn solche Neugierten Fortschritte in der Exegese find, so bleibe ich ganz eigensinnig bei meinem vermeinten Krebsgange; denn Gott Lob, Griechisch habe ich so viel studiert, um mir dies neue Wörterbuch nicht insinuieren zu lassen. Dieser Heiligen, göttlichen Schrift glaube ich w ö r t l i c h.“ „Die Bibel sagt: Gott hat die Welt aus nichts geschaffen. Nein, sagt diese Theologie, die Welt ist eigentlich ewig, die Schöpfungsgeschichte jüdische Mythé. Die Bibel sagt: Jesus ist der eingeborne Sohn Gottes. Die neuere Theologie: Nein! er ist bloß Mensch, gar nicht übernatürlich erzeugt. Die Bibel: Es gibt Engel und Teufel. Neuere Theologie: Ist jüdische Fabel. Bibel: Jesus hat uns durch seinen Opfertod erlöst. Neuere Theologie: Ist jüdische, finstere Ansicht der Apostel. Bibel: Es gibt eine christliche Kirche, wo wahrer Glaube. Neuere Theologie: Nein! der Heilige Geist in uns ist der göttliche Funken in uns; und die Gemeinschaft aller vernünftig Guten ist das Reich Gottes auf Erden. Bibel: Im Abendmahl empfangen wir Jesu Leib und Blut. Neuere Theologie: Ist bloß Luthers Unfinn. Bibel: Wir erwarten Auferstehung und Gericht. Neuere Theologie: Ist nur bildlich und jüdisch anzusehen. Die Idee ist: Wir gelangen zur Apotheose. Die neue Theologie lehrt also eigentlich einen Weltgeist und ewige Natur. Man spricht wohl noch, um so nach und nach das Volk zu erziehen, im Vortrage der sogenannten Glaubenslehre von Dreieinigkeit, Geist Gottes, Sohn Gottes, Heiland, Erlösung, Gnadenwirkungen, Reich Gottes, Auferstehung und Gericht, meint aber etwas ganz anderes darunter als die Bibel.“ — Was die beiden andern Professoren betrifft, so ruft die gedrängte Schilderung des bewegten Lebens Steffens' lebhaftes Interesse wach, während das Bild Huschkes wenig Anziehendes bietet.

F. B.

Praktische Theologie in Aphorismen von P. em. D. Schenkel in Raunhof bei Leipzig. Verlag von Dörffling und Franke, Leipzig. M. 3.

Auf 163 Seiten werden hier 117 kürzere und längere Ausführungen geboten, die sich über alle möglichen Fragen das Pastorat betreffend verbreiten. Geschrieben sind diese Aphorismen aus deutschländischen landeskirchlichen Verhältnissen heraus, und es ist darum nicht anders zu erwarten, als daß der Leser hier manches finden wird, was er nicht billigen kann, und anderes, was sich auf unsere Verhältnisse nicht anwenden läßt. Aber auch ein amerikaniſcher Pastor

wird aus diesem Buche viel lernen für seine Amtstätigkeit vom ersten Eintritt ins Pastorat bis zum Ausscheiden aus demselben. Die aphoristische Darstellung macht die Lektüre des Buches leicht und verleiht ihr einen eigentümlichen Reiz.
F. B.

Jenny Lind. Ein Cäcilienbild aus der evangelischen Kirche von C. A. Wilkens. Vierte Auflage. 241 Seiten. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. Geb. M. 3.

Jenny Lind, die in Europa und Amerika gefeiert worden ist wie wohl keine andere Künstlerin vor und nach ihr, war bis zu ihrem Tod eine gläubige, demütige und in der Liebe tätige Christin, obgleich es für uns unerklärlich bleiben mag, wie sie in ihrer früheren öffentlichen Tätigkeit (später sang sie nur noch in Konzerten) ihr Christentum auseinandersehe mit ihrem Auftreten als Opernsängerin. Auch Wilkens hat hier nicht das rechte Wort gefunden. Vor ihrer letzten Reise nach dem Süden schrieb Jenny Lind: „Ich fühle sehr den Anfang vom Ende und denke, es ist ein Segen, hinüberzublicken in die ewige Ruhe. Was ist das ganze, arme Erdenleben wert gegen einen einzigen Blick auf den sündlosen, heiligen Heiland?“ „Welch eine Gabe ist die Musik“, sagte sie, „wenn wir es verstehen, nicht ein Idol aus ihr zu machen, sondern sie dem Kreuze zu Füßen zu legen und all unser Sehnen, Leiden, Freuden, Hoffen in das Licht des sterbenden und auferstandenen Heilandes zu stellen, der allein und sonst nichts das Ziel unserer Sehnsucht ist, mögen wir es wissen oder nicht.“ Musikfreunden wird dies Buch willkommen sein, da es auch sonst allerlei interessante Mitteilungen und Urteile über hervorragende Künstler und Komponisten bringt.
F. B.

Denker und Dichter. Gesammelte Aufsätze von J. Kurt Stephan. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 170 Seiten. M. 2.50; geb. M. 3.

Es ist dies ein feines Buch zur Unterhaltung und Abwechslung für Gebildete. Behandelt werden in kurzen, geistreichen Aufsätzen Buddha, Plato, St. Bernhard, Franz von Assisi, Savonarola, Eckhart, Thomas a Kempis, Melancthon, Friedrich von Spee, Angelus Silesius, Rousseau, Klopstock, Claudius, Gellert, Lavater, Pestalozzi, Herder, Rosengarten, Schiller, Jean Paul, Hölberlin und Novalis. Was die christliche Kritik betrifft, so fehlt sie zwar nicht ganz, doch hätte ihre Stimme öfter, nachdrücklicher und klarer zur Geltung kommen dürfen, als das hier der Fall ist.
F. B.

Die Welt für sich und die Welt mit Gott. Von Prof. D. E. Dennert. Verlag von Richard Mühlmann, Halle. M. 1.

Schlagend weist hier Dennert dem Monismus gegenüber nach, daß der Gottesglaube nirgends in Konflikt gerät mit der Naturwissenschaft, und daß andererseits der atheïstische Monismus sich nirgends auf die Wissenschaft stützen kann, vielmehr dem Wunsche eines gottlosen Herzens entsprungen ist. Auf den Beweis, daß die wahre Wissenschaft nicht im Konflikt mit der Bibel steht, geht Dennert nicht ein, läßt aber manches als wissenschaftlich gelten, was doch auf wirkliche Wissenschaft keinen Anspruch erheben kann und der Bibel widerspricht, wie z. B. die Entwicklungslehre.
F. B.

A. Deichert's Verlag, Leipzig, hat uns zugehen lassen:

1. „Die Theorie von Christus als dem zweiten Adam bei Schleiermacher.“ Von Lic. Hans Scheel. M. 2. — Zur Darstellung kommen hier nicht bloß Schleiermachers Anschauungen über Christus als den zweiten Adam, sondern auch die der lutherischen Dogmatiker (freilich nur recht knapp), Teller's und des Sozianer's Crell.

2. „Zur Trinitätsfrage.“ Drei Vorlesungen von D. Erich Schäfer, M. 1. — D. Schäfer legt in diesen Vorträgen nicht etwa die Dreieinigkeitslehre dar aus den klaren Aussagen der Schrift, sondern versucht dieselbe zu entwickeln aus dem Latbestand der Offenbarung, aus der Offenbarungsgeschichte. Wie aber Seeberg's Ableitung zu einer Dreieinigkeit führt, in der die Hypostasen fraglich werden,

und Größtmacher zu einer Lehre gelangt, die die Einheit Gottes antastet, so Schäder zu einer Trinität, in welcher, von anderm abgesehen, der Sohn dem Vater und der Geist dem Vater und Sohn subordiniert ist.

3. „Fides implicita und der evangelische Heilsglaube.“ Von Prof. D. L. Ihmels. 90 Pf. — In dieser Schrift richtet sich Ihmels von seinem Erlebnisstandpunkte aus vornehmlich gegen den römischen Pöhlerglauben, der sich damit zufrieden gibt, zu glauben, was die Kirche glaubt, ohne den Inhalt dieses Glaubens zu kennen, sowie auch gegen das erkenntnislose „Vertrauen“ moderner Vertreter des undogmatischen Christentums. Zur vollen Klarheit bringt aber D. Ihmels hier nicht die Wahrheit, daß der seligmachende Glaube immer Erkenntnis Christi ist oder Vertrauen auf die göttliche Wahrheit von der im Evangelium allen Menschen angebotenen Vergebung der Sünden um Christi willen, und daß dieser rechtfertigende Glaube weiterführt zu dem Glauben an die Heilige Schrift als das irrtumslose Wort Gottes, der darum auch schon implicite gar manches enthält, was der Christ explicite noch nicht erkannt hat.

4. „Der Schluß des Markus-evangeliums und die Erscheinungen des Auferstandenen.“ Von Mag. theol. J. Frey. 40 Pf. — In dieser Abhandlung von 16 Seiten bezeichnet Frey Mark. 16, 9—20 als unecht und die galiläischen Erscheinungen des Auferstandenen als nicht genügend bezeugt. Dabei operiert er mit dem „Evangelienfragment von Hsijum“ als einem „vorkanonischen Texte“ und geniert sich auch nicht, von Irrtümern in den Evangelien zu reden. F. P.

Die Buchhandlung der Berliner Ev. Missionsgesellschaft in Berlin hat uns zugesandt:

1. „Schwarz und Weiß.“ Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission in Südafrika von M. Wilde, Missionsinspektor. Mit 101 Abbildungen und 6 Karten. M. 4. — Der erste Teil dieses Buches schildert die sozialen, politischen und religiösen Zustände in Afrika und behandelt ausführlich das Problem des Zusammenlebens der weißen und schwarzen Rasse. Der zweite Teil berichtet von der Missionsarbeit in Afrika, ihren Problemen, Erfolgen und Zielen.

2. „Zehn Jahre christlicher Kulturarbeit in Deutsch-Ostafrika.“ Dargelegt in Briefen aus den Jahren 1898—1908 von P. Gröfchel, Missionar auf Jacobi. M. 3. — Diese lebendigen Schilderungen, bei denen man überall das unmittelbar Selbsterlebte durchspürt, haben wir mit großem Interesse gelesen. Doch glauben wir, daß, von anderm abgesehen — gehört doch der Verfasser und seine Missionsgesellschaft der preussischen Union an —, die Berliner Missionare nicht zum Vorteil der Evangelisation so starken Nachdruck auf das Kulturelle legen. F. P.

Die Missionshandlung in Hermannsburg hat uns zugehen lassen:

1. „Die Randaze.“ Das Missionschiff der Hermannsburger Mission. Von D. G. Haccius, Missionsdirektor. 10 Pf.

2. „Vierzig Jahre in Indien.“ Erinnerungen eines alten Missionars. Von Johann Wörlein. 263 Seiten und zahlreiche illustrierte Beilagen. M. 3.60. — Diese „Erinnerungen“ haben wir mit großem Interesse gelesen. Sie geben einen vortrefflichen Einblick in die bisherige Missionsarbeit der Hermannsburger in Indien. F. P.

Friedrich Bahns Verlag in Schwerin, Mecklenburg, hat uns zugehen lassen:

1. „Heidenmission und Kindesseele.“ Eine psychologische und pädagogische Studie von Dietrich Vorwerk. M. 1.20. — Mit Begeisterung und Geschick tritt hier der Verfasser ein für die Verbindung der Heidenmission mit der christlichen Kindererziehung und richtet sich dabei auch gegen die Insonderheit von Herbart und seiner Schule strapazierten einseitigen Axiome: der Unterricht müsse immer vom Bekannten zum Unbekannten und immer von der Anschauung zum Begriff und nie umgekehrt fortschreiten.

2. „Warum hat die Kirche von dem Neuerwachen des religiösen Interesses bisher so wenig Gewinn gehabt?“ Von Geh. Oberkirchenrat D. E. Haad. 60 Pf.

3. „Die Persönlichkeit Jesu jenseits von Kirche und Kritik“, geschildert und geschildert von Dietrich Vorwerk. M. 1. — Der Verfasser beschränkt sich hier auf die Schilderung der einzigartigen Persönlichkeit Jesu, die jedem, der sie ernst betrachte, schließlich, wie dem Thomas, das Wort auf die Lippen lege: „Mein Herr und mein Gott!“

4. „Kinder Gottesdienst und Kinderseelenkunde.“ Von Dietrich Vorwerk. M. 1. — In dieser Schrift tritt Vorwerk mit Wärme dafür ein, daß im Kinderunterricht und -gottesdienst die praktische, instinktive, unbewußte Kinderseelenkunde, wie sie jeder Kinderfreund mitbringt, zu ergänzen sei durch die wissenschaftliche Kinderseelenkunde.

5. „Das Blut Jesu Christi“, nichts sonst, „macht uns rein von aller Sünde.“ Ein Bekenntnis von D. B. Ward. 80 Pf. — Es ist dies ein mutiges Bekenntnis zu der unumstößlichen Wahrheit, daß nichts uns retten kann als allein der Glaube an das stellvertretende Sühn- und Strafleiden Christi. Ohne Schriftgrund sind aber keine Schlüsselausführungen über die Möglichkeit des Glaubens bei der Erscheinung Christi seitens solcher Heiden, die durch Gottes Führung die Disposition dazu in sich haben wirken lassen. J. B.

Success Printing Co., St. Louis, Mo., hat uns zugesandt:

1. „Sängerbote.“ Lyrisches Quartalheft. 25 Cts. — Wer dies Blatt, insonderheit die achtungsgebietende „Weihnachtsnummer“, in Augenschein nimmt, kann nicht umhin, den Unternehmern Glück und Erfolg zu wünschen.

2. „Wo Gottes Brunnlein rauschen.“ Lieder und Gedichte von D. R. Hüfchen. 300 Seiten mit Dedelverzierung und Bild des Verfassers. \$1.00. — Eine feine Weihnachtsgabe, die ein Christ nicht ohne Segen aus den Händen legen wird. Zu haben beim Concordia Publishing House. J. B.

Lutheran Book Concern, Columbus, O., hat uns zugesandt:

1. „What Is a Lutheran? Or, Why Do You Call Yourself a Lutheran?“ 10 Cts.; das Duzend 75 Cts.; das Hundert \$5.00.

2. „The Doctrinal System of C. T. Russell.“ Examined in the Light of the Holy Scriptures by J. W. Schillinger. 5 Cts.; das Duzend 50 Cts.; das Hundert \$3.00.

3. Sunday-School Tickets in perforated sheets: 48 passages from the Creed; 35 passages from the Second Part of the Catechism; 50 larger passages from the First and Second Parts of the Catechism. Je 10 Cts.

J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

In der Norwegischen Synode wird jetzt über die Vereinigungssache abgestimmt. Es handelt sich um die Frage des organischen Zusammenschlusses der Norwegischen Synode, der Forenede Kirke und der Hauge-Synode. Es handelt sich also nicht um den Lehrinhalt der Madisoner Thesen („Oppgjør“), sondern um die Frage: Wie stellen sich die Gemeinden zu dem mit 394 gegen 106 Stimmen angenommenen Synodalbeschlusse, daß das stehende Vereinigungskomitee die nötigen vorbereitenden Schritte behufs organischer Verbindung mit den genannten Synoden tue? Indessen haben doch einige Gemeinden sich das Recht nicht nehmen lassen, die Behandlung der Lehre in den Vordergrund zu rücken und auf Beseitigung der noch bestehenden Differenzen zu dringen. Unter den Gemeinden, die gegen Vereinigung gestimmt haben, sind die Gemeinden in Madison,

Milwaukee, West Koshkonong, Veloit, Wis., Dawson, Minn., und drei in Chicago. Drei Gemeinden in Bricelyn, Minn., stimmten für Vereinigung unter der Bedingung, daß die "doctrinal difficulties" erst bereinigt werden. Unterdessen greift man dem organischen Zusammenschluß schon hie und da vor, indem z. B. in Chicago eine Gemeinde der Forenebe Kirche mit einer solchen der Norwegischen Synode verschmolzen worden und jetzt „nominell“, wie es in dem Bericht heißt, der Norwegischen Synode angeschlossen ist. Auch sonst macht man hie und da schon Glaubensbrüderschaft durch gemeinschaftliche Veranstaltungen. In Seattle, Wash., hielten die Gemeinden der Norwegischen Synode und der Forenebe Kirche ein gemeinschaftliches Reformationsfest und eine gemeinschaftliche Danktagsfeier; in Jackson, Minn., wurde von den dortigen Gemeinden der Hauge-Synode und der Norwegischen Synode eine gemeinschaftliche Reformationsfestfeier, in Grand Forks sogar eine solche zwischen Gemeinden der Norwegischen Synode, der Hauge-Synode, der Forenebe Kirche und des Generalkonzils abgehalten. G.

Die Angulänglichkeit des Madisoner „Opgjör“ als Basis für kirchliche Vereinigung wird von P. J. A. Thorsen in „Kirketidende“ vom 12. November dieses Jahres folgendermaßen nachgewiesen: Das „Opgjör“ wird auf verschiedene Weise verstanden. Prof. Stelhörn findet die obioische Stellung in allem Wesentlichen darin ausgedrückt. Der „Lutherische Zionstbote“ bezeugt: Schließlich ist alles beim alten geblieben. D. Stub findet darin die Lehre ausgesprochen, welche die Norwegische und die Missouri-Synode während des ganzen Gnadenwahlsstreites vertraten. Dagegen wird von leitenden Theologen der Forenebe Kirche öffentlich gesagt, der Lehrstandpunkt des „Opgjör“ sei so verschieden von der früheren Lehre der Norwegischen Synode, daß diese durch Annahme des „Opgjör“ eigentlich zum Bruch mit Missouri gezwungen sei; die Forenebe Kirche habe ihren Standpunkt durch Annahme dieses Dokuments durchaus nicht verändert. Daraus folgt nun, schreibt P. Thorsen, daß die beabsichtigte Vereinigung der norwegischen Synoden auf einem Dokument basiert, das durchaus verschieden ausgelegt wird, und es stehe zu befürchten, daß durch eine Vereinigung, die auf so schwachem Fundament errichtet wird, nur Anlaß zu neuer, bitterer Fehde geschaffen werde. Zu diesem Artikel bemerkt die Redaktion der „Kirketidende“: „über die verschiedenen Auslegungen des „Opgjör“, über die man so viel hört, sagt D. Pieper treffend: ‚Der Umstand, daß D. Stelhörn und andere ausagen, sie könnten die norwegischen Sätze annehmen, hat nicht das Geringste mit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Sätze, ihrer Klarheit oder Unklarheit zu tun. Das „Opgjör“ muß ausschließlich beurteilt werden nach seinem eigenen Wortlaut und nicht nach dem Lob oder Tadel, den es von Freunden oder Feinden erfahren hat.‘ (Lutheraner v. 5. Aug. Rückübersetzung.) Dies deshalb das „Opgjör“ selbst und sich, was es enthält. über die Vereinigungssache kann man im Synodalbericht nachlesen, in „Kirketidende“ kann die Sache jetzt nicht behandelt werden.“ — Dazu ist nun folgendes zu bemerken. Erstens handelt P. Thorsen in seinem Artikel nicht von dem Lehrgesamt des „Opgjör“, der allerdings nicht aus dem Urteil von Freunden oder Feinden, sondern aus dem Wortlaut des Dokuments eruiert werden muß, wie auch mit der verschiedenen Auslegung der Sätze ihre Unklarheit allerdings noch nicht unbedingt erwiesen ist. P. Thorsen redet vielmehr von der Brauchbarkeit der Sätze als praktischer Basis kirchlicher Vereinigung zwischen Leuten, die, es sei die

Lehre und die Klarheit der Sätze an sich, was sie wolle, eben t a t s ä c h = l i c h verschiedener Ansicht sind über das, was darin gelehrt ist. Und da ist allerdings eine Warnung, wie sie P. Thorsen hier gibt, durchaus am Platze. Die Sache ist doch sehr einfach. Auch die Lehre unserer Bekenntnisschriften ist uns nicht abhängig von dem Urteil ihrer Ausleger, sondern erweist sich uns aus ihrem Wortlaut. Daß man z. B. eine Wahl in Ansehung des Glaubens darin hat finden wollen, macht uns die Konkordia nicht zu einem unklaren Buch, ist uns aber gar wohl ein Grund, in solcher Abweichung ein Hindernis der Glaubenseinigkeit zu erkennen. So hatte auch Präsident Preus vom Luther-College in Decorah vollständig recht, als er auf der Synodalsitzung in Minneapolis sagte: „Es ist nicht genug zur Vereinigung, daß wir dieselben Worte haben; wir müssen dieselbe Meinung und denselben Glauben haben. Wir meinen nicht dasselbe mit den Worten des ‚Dpgjör‘. Stub findet Walthers Lehre darin, Kildahl“ (von der Forenede Kirke) „findet Walthers nicht darin. Gott sagt uns in seinem Wort, daß wir vereinigt sein sollen in demselben Sinne und derselben Meinung.“ Die Anmerkung der Redaktion der „Kirketidende“ zu P. Thorsens Artikel ist vollständig schief und eine falsche Anwendung der Worte aus D. Piepers Artikel. Es ist nicht recht, und es gehört eine gewisse Unverfrorenheit dazu, die Kritik des „Dpgjör“ durch einen Satz aus D. Piepers Artikel zum Schweigen bringen zu wollen. Daß D. Pieper noch viel weiter geht als P. Thorsen, daß er nämlich gerade aus dem Wortlaut des „Dpgjör“ in der Lehrdarstellung desselben Mängel nachweist, die einer Verleugnung früher bekannter Wahrheit gleichkommen, das teilt Redakteur Nilsson seinen Lesern nicht mit. D. Pieper fordert zur Herstellung wahrer Einigkeit, daß diejenigen, welche bisher das richtige Verhalten als Erklärungsgrund für die Bekehrung und Seligkeit lehrten, diese Lehre ohne jeglichen Vorbehalt aufgeben. Wenn dies nicht geschehe, so sei die Einigkeit nur Schein. In der Anwendung dieses Satzes auf das „Dpgjör“ und die norwegische Vereinigungsbewegung achtet D. Pieper es für nötig, daß in Thesis 4 des „Dpgjör“ der Satz von „des Menschen Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Annahme und Verwerfung der Gnade“ geändert werde, weil sonst das in Thesis 5 abgewiesene „gute Verhalten“ sich hier wieder einschleichen würde. Ferner achtet D. Pieper zur Schaffung einer klaren Sachlage einige Erklärungen für nötig: einmal die Erklärung, daß die Führer der Forenede Kirke die Norwegische Synode mit Unrecht des Calvinismus beschuldigt haben, weil diese Beschuldigung damit begründet wurde, daß die Norwegische Synode das gute menschliche Verhalten als Erklärungsgrund für die Bekehrung und Seligkeit abgewiesen hat; zum andern die Erklärung, daß man auch in Zukunft niemand mehr deshalb calvinistischer Lehre oder Rede beschuldigen wolle, weil er die sola gratia lehrt, speziell das gute menschliche Verhalten als Erklärungsgrund für Bekehrung, Seligkeit und Gnadentwahl abweise. Sollte der eine oder andere diese Erklärung nicht abgeben wollen, so sei das ein Zeichen, daß er Satz 5 des „Dpgjör“, wo das gute menschliche Verhalten als Erklärungsgrund verworfen wird, nicht von Herzen zustimme. G.

Die Vereinigten Staaten noch nicht reif für den Papst. Die amerikanischen Sektenprediger haben durchschnittlich von dem eigentlichen Greuel des Papsttums keine Ahnung. Sie machen den Vertretern des Papsttums Verbeugungen. Sie würden auch mit Rom Kirchengemeinschaft machen,

menn letzteres dazu willig wäre. Aber trotzdem weisen sie ganz entschieden das zurück, worauf es dem Papst schließlich allein ankommt: die Hegemonie. Die sonst so schlauen Vertreter Roms, wie Gibbons von Baltimore und Glennon von St. Louis, merken bei ihren Vorschlägen, die Weltstellung des Papstes betreffend, nicht ihre Voreiligkeit. So hat Glennon kürzlich in Kansas City wieder den Vorschlag gemacht, an Stelle des Haager Schiedsgerichts den Papst zum allgemeinen Schiedsrichter in der Welt zu machen. Dazu hat sich P. Hamilton Combs von Kansas City, wie die *St. Louis Times* berichtet, also geäußert: "I was deeply interested in a news item in the morning paper. It was a report of a sermon by Archbishop Glennon in which he advocated the substitution of the Vatican for the Hague as a peace tribunal. Now, I have no disposition to criticise the Archbishop. He is from my town, and personally is a most likable man. He is able, too, and if a red hat is to be given to another American, there are many friends of Archbishop Glennon outside his own communion who would be glad to see him its recipient. But the proposal of the learned prelate is daring to a degree and naive to the point of wonderment. What would the Archbishop think of a proposal to substitute for the Hague tribunal the head of the Methodist Church, which is the House of Bishops, the head of the English Church, or the head of the Greek Church? From the standpoint of pure practicability, what would he think of it? And yet, speaking not as churchmen, but as dispassionate investigators, are not the heads of any of these churches the better fitted to such a colossal task? Is not His Holiness confessedly antimodernist in nearly every sense of that word? Is he not confessedly a man who knows but little of the currents of the life of to-day? That he has commerce with the skies none will deny, but that he is in touch with the age in which he is living may be seriously questioned even by the most ardent Romanist. Strikingly, even from the accounts of those from within, does the present Pope differ from his predecessor, Leo, who was a man with a world grasp and with world activities. That a gentle, kindly old man, living the shut-in-life, 'Prisoner of the Vatican,' should be thought of in connection with the arbitrament of world disputes, is a remarkable commentary on the 'Homeric nod' of even so talented a man as Archbishop Glennon. That, going further, a Protestant power like England, engaged in a controversy with a Catholic power like Spain, should be willing to leave the adjudication of its differences with a tribunal necessarily biased in such a situation, is wholly unthinkable. Evidently, for the moment, this eloquent preacher had quite quit the paths of exact thinking, and had given himself over to broidered dream. He was not so much thinking as just dreaming aloud. Surely, the Archbishop does not expect us Protestants to accept the doctrine of papal infallibility! And yet, only such acceptance makes even thinkable his most astounding program." Die *Times* berichtet, daß Erzbischof Glennon es vermeinert habe, sich über P. Combs' Aussage zu äußern.

F. P.

Unsere St. Louiser Stadtkonferenz sandte am 25. November 1913 folgendes Telegramm an Präsident Wilson: "The practice of the President and other high officials of our Government who are not Catholics attending the Pan-American mass on Thanksgiving Day, gives offense and umbrage to multitudes of loyal citizens, and gives a false show of preeminence to

the Roman Catholic Church, which is exploited to the detriment of the fundamental principles of our Government. We respectfully, but earnestly petition you not to attend this mass." Auch unsere Brüder in Detroit sind in derselben Sache bei Präsident Wilson vorstellig geworden; doch liegt uns der Text ihres Schreibens nicht vor. Die Allgemeine Protestantische Pastoral-Konferenz von Washington, D. C., faßte einen Protestbeschluß, über den erfreulicherweise in den täglichen Zeitungen des Landes ausführlich berichtet wurde. Der Protest schließt mit dem Satz: "We desire to give voice to the wide-spread feeling of indignation among millions of Protestants of America against the efforts of the Roman press and the Roman hierarchy to exploit the presence of our Chief Magistrate and some of his Cabinet (which we are convinced has only been intended as an act of courtesy and good will) for the purpose of glorifying the Roman Catholic Church, and giving this service an official characterization it does not and cannot possess."

G.

Auch die militärische Messe, die vor einigen Monaten in Texas City, Tex., abgehalten wurde, hat unserer Stadtkonferenz in St. Louis Veranlassung gegeben, bei der Regierung Beschwerde zu führen. Der katholische *Boston Pilot* berichtete über diese Messe in folgendem Telegramm: "Military Mass. 6,000 Soldiers and Civilians Attend at Texas City, Tex. — In the presence of fully 6,000 soldiers and civilians, the first Military Mass ever held in Texas occurred in the camp of the Second Division of the United States Army at Texas City, Tex., Sunday morning, April 27. Army chaplains of all faiths united in making it a success, and sat in the sanctuary during the ceremony. The altar was situated just back of the camp of the Eleventh Infantry, near the bay shore, and was resplendent with American and regimental flags. Choirs from Galveston and Houston, the Fourth Field Artillery band, and others, assisted in the incidental music. At the consecration a triple salute was fired by a detail from the Fourth Field Artillery, and a bugle was blown three times. Very Rev. J. M. Kirwin, president of St. Mary's Seminary, La Porte, and a former army chaplain, preached the sermon, taking as his subject, 'The Church Militant.' Knights of Columbus from Galveston and Houston were present in large delegations." Unsere Brüder in St. Louis richteten am 24. September folgendes "Memorial" an den Präsidenten: "We, the undersigned, solemnly and emphatically protest against such a violation of the Constitution of the United States, Article I of the Amendments, and we earnestly petition you that the abuses whereby the money, the influence, and the prestige of our Government are used to countenance and to give a show of authority to any particular sect, be abolished; and that everywhere in the army the separation of Church and State, which is one of the fundamental principles of our Government, be respected and acted upon; and that all officers and commanders be instructed that this separation must never be lost sight of, but must everywhere and always be upheld, and nothing done that would prejudice its free operation." Ein Schreiben gleichen Inhalts wurde an Kriegsssekretär G. N. Garrison gesandt. Die Konferenz erhielt am 29. Oktober ein amtliches Schreiben von H. D. Heistand, Adjutant-General, der das Resultat einer angestellten Untersuchung in folgenden Worten berichtet: "One of the Catholic chaplains of the Second Division, Texas City, requested authority for the Catholic clergy in that

vicinity to celebrate field mass in front of Division Headquarters. This request was refused as tending to indicate that the services were of an official nature. Arrangements were made later by the chaplain to celebrate mass on the prairie in rear of camp, but the troops of the division did not participate in an official capacity, and only a small proportion of the officers and men attended." G.

Auch in Cleveland, O., wurde letztes Frühjahr eine militärische Messe, und zwar in einem öffentlichen Park, abgehalten. Darüber stand in einer der bedeutendsten englischen Zeitungen Clevelands folgendes zu lesen: „Der Feier der Messe im Park ging ein Aufzug voraus, an dem zehntausend uniformierte Glieder der Knights of St. John und anderer katholischen militärischen Gesellschaften sich beteiligten. Besucher waren aus Toledo, Sandusky, Canton, Akron und andern Orten eingetroffen. Tausende von Zuschauern genossen das für den Verichterstatter prächtige Schauspiel. Besonders angesprochen hat ihn die Schmückung der Bühne, die den Altar trug, mit den Farben des ‚Heiligen Vaters‘, Gelb und Weiß. Sunblumen, mächtige Palmen und Farnkräuter füllten die Bühne, so daß sie wie ein Garten aus sah. Zweihundert Sängler und fünfzig Musiker halfen die Feier eindrucksvoll machen. Dasselbe tat wohl auch die Anwesenheit des Bürgermeisters Vater, des städtischen Schatzmeisters, Anwalts und Parlamentsredners. Zur gegebenen Zeit verkündeten dreizehn Kanonenschüsse seitens der Battery A die Ankunft der Vorhut der Parade. Mit großer Behaglichkeit schildert nun die Zeitung alle Einzelheiten der feierlichen Handlung. Der Bischof selbst wurde von der Begeisterung der erwartungsvollen Menge so ergriffen, daß er seine auf nur zehn Minuten berechnete Ansprache auf eine halbe Stunde ausdehnte, ein Opfer, das um so höhere Anerkennung finden sollte, als die Volksmassen nicht bloß aus Gläubigen, sondern auch aus Ungläubigen bestanden. Er gab St. Peter die Ehre in seiner Ansprache und sprach die Hoffnung aus, daß diese Versammlung noch zur Knüpfung festerer Bande führen werde.“ Ein Wechselblatt bemerkt zu dem Bericht: „Am auffälligsten bei der ganzen Feier ist die Teilnahme eines Teils der Staatsmiliz. Sind deren Glieder alle Katholiken, oder wurden auch evangelische Milizsoldaten veranlaßt, zu Ehren der katholischen Kirche zu paradiere und Salut zu schießen?“ G.

Not Sameness, but Unity. Nach diesem Prinzip, meinte kürzlich Dr. Remell Dwight Gillis, sei die Vereinigung der gespaltenen protestantischen Kirchen anzustreben. Bezüge sich nun das „sameness“ auf die äußeren Formen und Gebräuche, und die „unity“ auf alle Dinge, die in Gottes Wort gelehrt sind, so könnte man sich ja mit dem Rezept zufrieden geben. Aber der presbyterianische Wortführer stellt sich darunter in beiden Fällen etwas ganz anderes vor. Wir lassen ihn selber zu Worte kommen: „For five days the sons and daughters of different denominations mingle in the same schoolroom, pursue the same studies, and read the same great authors. Ethics are not denominational. The multiplication table is neither Protestant nor Catholic. The axioms of Euclid belong neither to the Jew nor to the Gentile, and the Ten Commandments are universal and eternal. During the week, after years of study, the young people of the community come to graduation day, appreciating one another's strength and weakness. When Sabbath morning comes, these children rebel against the sudden division into little denominational camps, of the very youth

that were united in intellectual culture during the week. Children and young people leave the school to say, Why cannot we get together, sing together, pray together, and worship together on Sabbath? There is one God and Father of us all." Das ist der Vulgärindifferentismus in seiner krassesten Form. Aber Dr. Hillis geht noch einen Schritt weiter. Er belehrt seine Gemeinde — die Auszüge sind nämlich einer Predigt entnommen — über das Wesen der christlichen Religion, wie folgt: "Religion is the life of God in the soul of man. Christianity is love, and love is the greatest thing in the world, and no man was ever infidel thereto. Christianity is joy and peace and goodness; and there never lived a man who disbelieved in joy, hated peace, and wanted to destroy goodness. Voltaire rebelled against the Inquisition, and for a time he seemed to identify the narrow creeds with Christianity, when the two were separated by the poles of the universe. Try as you may, you cannot be infidel toward roses and lilies and the tree of life. Nor can you disbelieve in the fruits of the Spirit that make the man Christian." Also Voltaire war schließlich auch noch Christ, ja, im Grunde genommen, lieben alle Menschen den Frieden, die Freude, die Tugend, und in diesen Dingen bestehe doch das Christentum. Man braucht also nur den Christen, den Juden, den Türken, den Götzendiener und den Pantheisten und Monisten in einen Kirchenraum zusammenzubringen und dann jeden seinen Gott oder gar keinen anbeten zu lassen, so habe man die Gläubigen alle vereinigt, denn sie alle stimmen ja darin, daß die Liebe, der Friede, die Tugend begehrenswert seien. Daß der Jude Christum schmäht, der Heide seinen Götzen, der Türke Allah anbetet und der Pantheist das Gebet überhaupt als eine Torheit verachtet, braucht die Einigkeit nicht zu stören. Offenbar ist die Lehre von dem vollständigen Verderben der menschlichen Natur für Herrn Hillis ein überwundener Standpunkt. Nicht einmal Zustimmung zu den sogenannten Fundamentallehren des Christentums ist ihm Bedingung der Kirchengemeinschaft. Das Wahre und Gute habe ja die Zustimmung aller Menschen, und das genüge. Daß Voltaire nicht nur das Christentum hasste, sondern überhaupt alles Schöne und Edle, das vom Christentum ausgegangen ist, mit Rot bewarf, schließt ihn auch nicht von der Christenheit nach Hillis'scher Definition aus. Das trägt ein Prediger des Evangeliums seinen Leuten vor, und man verbietet ihm nicht die Kanzel. Darf man sich da wundern, daß der Indifferentismus immer mehr in allen amerikanischen Volksschichten seine zerstörende Wirkung übt? G.

Einen Ersatz für die Predigt von Christo, dem Sündenheiland, vertreten die reformierten Sekten unsers Landes in dem sogenannten social service gefunden zu haben. Auch die Men and Religion Forward Movement erteilt den Kirchen den Rat, ja dieses neue Feld „kirchlicher“ Arbeit recht eifrig zu betreiben, denn nur so könne man wieder Interesse für das Werk der Kirche unter dem Volk erwecken. Es wird dann den Gemeinden ein Plan vorgelegt, nach dem sie den „Dienst am Gemeinwesen“ (social service) betreiben können. Demgemäß hätte sich die Kirche als solche in Zukunft zu beschäftigen mit Fragen wie diesen: Was sind die besten Methoden der Straßenreinigung? Wie verhüten wir Krankheiten der Atmungsorgane? Wie verhelfen wir dem Einwanderer dazu, daß er möglichst bald Englisch lernt? Was kann die Kirche tun, um der Verfälschung von Nahrungsmitteln auf gesellschaftlichem Wege zu steuern? Außer andern Gehilfen

in diesem social service nennt das Zirkular, dem wir obige Angaben entnehmen: das städtische Gesundheitsamt, das street-cleaning bureau, die Arbeitervereine, die Gerichtshöfe, die Anti-Saloon-Liga, die Gesellschaften zum Einwandererschutz, die öffentlichen Spielplätze für Kinder, die Hospitäler der Stadt und des County und den Distriktsanwalt. Mit all diesen Einrichtungen, Anstalten, Vereinen und Beamten habe sich also die Kirche Jesu Christi zu verbinden, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Auf dem Lande werden andere Maßregeln in Vorschlag gebracht. Ein rechter Landpastor nach diesem Muster sieht vor allem danach, ob die Häuser seiner Gemeindeglieder — gut ventilirt sind. Er erklärt ihnen von Amts wegen, warum der common drinking cup im Dorf abgeschafft werden sollte. Er legt großes Gewicht darauf, daß die Häuser in seinem Wirkungsfeld in der Fliegenzeit gut mit Drahtfenstern versehen sind. Er macht die Vorzüge des neuesten milk tester geltend, empfiehlt auch wohl einen dehornier, der rasch und mühelos funktioniert, und wirkt mit großem Eifer daraufhin, daß der Wert des Grünfütterns im Winter immer mehr erkannt werde. Warum nicht? Wurde doch letzthin in einem methodistischen Blatt das Prinzip geltend gemacht, ein Landpastor habe so viel Verpflichtung, "to save his parishioners' crops as to save their souls"! G.

II. Ausland.

„Deutsch-amerikanisches Luthertum.“ Unter dieser Überschrift schreibt Prof. Bornhausen, Privatdozent in Marburg, in Heft 1, S. 28 f., der „Theologischen Amerika-Bibliothek“: „Dabei“ (bei der anzustrebenden „Glaubens-erweiterung“ und Arbeitsgemeinschaft, wenn man auch in der Lehre „nicht im mindesten übereinstimmt“) „muß auch erwähnt werden, daß leider das deutsche Luthertum der Vereinigten Staaten es nicht im mindesten verstanden hat, sich diesem modernen Friedensgeist der amerikanischen Denominationen und dem Zurücktretenlassen dogmatischer Unterschiede anzupassen. Ich sehe dabei hier ganz von der Tatsache ab, daß das deutsche Luthertum der Vereinigten Staaten ein religiöses und administrativ vielgegliedertes und vielschichtiges Gebilde ist, das man nicht als Einheit ansprechen kann. Neben der Missourisynode und den ihr in der Synodalkonferenz von Nordamerika angegliederten Synoden von Ohio, Wisconsin, Minnesota und Illinois, die wesentlich alle, besonders aber Missouri, die schroffste lutherische Bekenntnisorthodoxie vertreten, neben der lutherischen Generalsynode, die mehr die Oststaaten umfaßt und viele amerikanische Elemente enthält, steht die Deutsch-Evangelische Synode, die, aus Unionsbestrebungen hervorgegangen, eine freiere Bekenntnisgrundlage hat, in der Tat sich jetzt aber ganz konservativ und dogmatisch unbeweglich hält. Daher haben sich von ihr wieder eine Anzahl deutscher freier Gemeinden als Deutsch-Evangelisch-Protestantischer Predigerverein und Predigertagung abgelöst, die aber infolge ihrer Freigeistigkeit beim Deutschtum keinen Rückhalt finden und bei ihrer kleinen Zahl allmählich von amerikanischen Denominationen, der Episcopal oder Presbyterian Church, besonders aber von den Unitariern, aufgesogen werden. So ist es keine Unrichtigkeit, das deutsche Luthertum als im allgemeinen geschlossen positiv und dogmatisch intransigent hinzustellen. Die Abgeschlossenheit in dogmatischer Orthodoxie und ethischem Konservatismus hat nun mancherlei Nachteile und strenge Verurteilung für die Deutschlutheraner im amerikanischen Volksleben gebracht; es ist

daher hohe Zeit, daß das Luthertum fortschrittlichere Bahnen im öffentlichen Denken und Handeln betritt. Auch für die deutsche Mutterkirche wird dadurch die Verbindung mit den deutschen Kirchen in Amerika leichter werden. Die deutsche Theologie aber soll an unsern Universitäten zu solcher Horizont-erweiterung dadurch mithelfen, daß sie sich energischer mit dem amerikanischen Kirchenwesen und dem Schicksal der Deutschen in ihnen beschäftigt. Nur wenn wir die amerikanischen Kirchenverhältnisse voll verstehen, können wir es unternehmen, die deutsche Kirche drüben energisch zu beeinflussen, sich vom allgemeinen kirchlichen Fortschritt nicht auszuschließen. Die bedeutungsvolle Rolle, die die Kirche in dem amerikanischen Volk der Zukunft spielen wird, bedingt die Notwendigkeit, daß wir die amerikanischen Denominationen und Sekten eingehend kennen zu lernen und zu verstehen uns bemühen.“ Uns interessiert bei dieser Beschreibung des deutsch-amerikanischen Luthertums besonders dies, daß Prof. Wornhausen uns als verlassene Kinder in der Fremde ansieht und uns die Liebe einer „Horizontertweiterung“ durch deutsche Universitäten erweisen möchte. F. P.

Die „**Not**“ der Gläubigen in Hessen. Aus der theologischen Fakultät in Gießen ist, wie die „Lutherische Kirchenzeitung“ berichtet, die „kirchliche Theologie“ ausgesperrt. Die ganze Fakultät ist „liberal“. Und von dieser Fakultät muß sich auch „der bewußt bibelgläubige Student“ prüfen lassen, wenn er in Hessen ins Pfarramt treten will. „Durch das Tor des Predigerseminars“ — ein solches gibt es auch in Hessen — können nur Ausländer, aber keine Hessen ins Pfarramt kommen. Die Gläubigen möchten nun die kirchliche Ordnung dahin geändert haben, daß auch die eingebornen Hessen „durch das Tor des Predigerseminars“ ein Pfarramt in Hessen erlangen können. Hierbei ist uns die folgende Begründung aufgefallen: „Es handelt sich ja nicht darum, etwa die Herrschaft des Liberalismus in Hessen zu stürzen oder im Kampfe mit ihm einen Sieg zu erringen. Man will nicht den breiten, großen Herrensitz im Hause haben; nur ein bescheidenes Plätzlein erbittet man für die, die der Kirche Christi mit dem reinen Evangelium dienen wollen, das bescheidene Türchen, durch das so mancher Fremdling schon eingegangen ist. Warum wird ihnen dies nicht gewährt?“ Wo hat Christus seinen Gläubigen, die seiner Kirche „mit dem reinen Evangelium dienen wollen“, befohlen oder auch nur erlaubt, so zaghaft aufzutreten und nur um „ein bescheidenes Plätzlein“ in der Kirche zu bitten? Der Glaube an Christum ist doch der Sieg, der die Welt, also auch „den Liberalismus in Hessen“, überwindet. Wir haben von Christo Befehl, in seiner Kirche für sein reines Evangelium allerdings „den breiten, großen Herrensitz“ zu beanspruchen. Für Christum und sein Wort begehren wir in der Kirche nicht bloß ein „bescheidenes Türchen“, sondern ein weitgeöffnetes Tor. „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür“, Offenb. 3, 8. „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe!“ Ps. 24, 7. Die Bitte um ein „bescheidenes Plätzlein“ und „Türchen“ für das reine Evangelium in der christlichen Kirche ist schon Verleugnung, und die diese Bitte aussprechen, brauchen sich nicht zu wundern, daß man sie nicht ernst nimmt und ihnen auch schließlich das bescheidene Plätzlein weigert. Wie man sich nach Christi Willen zu einer „Kirche“ zu stellen hat, die dem Evangelium den breiten Sitz und die Herrschaft verweigert, steht Röm. 16, 17 und an vielen andern Stellen in der Schrift geschrieben. Die Not der Gläubigen in Hessen geht uns ja zu Herzen, aber

dies kann uns nicht abhalten zu urteilen, daß sie grobenteils eine durch Jaghaftigkeit selbst gemachte Not ist. J. P.

Die Torheit eines Religionsgeschichtlers. Eine buchhändlerische Anzeige zitiert die folgende Aussprache des Religionsgeschichtlers Schiele, der im Sommer dieses Jahres starb: „Der Religionsgeschichtler hat dem Volke ohne alle Hintergedanken zu sagen, zu welchen Ergebnissen ihn seine Berufsarbeit geführt hat und auf welchem Wege er zu den Ergebnissen gekommen ist. Mögen seine Mitteilungen den Glauben an die Wahrheit der Religion erschüttern — er darf das nicht verhüllen und nicht abschwächen. Mögen sie den Glauben bestätigen — er darf daran keine Überredungsversuche knüpfen. Er gibt mit ernster Offenheit und ohne alle Tendenz Kunde von dem, was ihn und seine Mitforscher methodische Forschung hat finden lassen. Die Aufrichtigkeit kennt überhaupt keine Grenzen.“ Dies könnte allenfalls Anwendung finden auf heidnische Religionen. Aber der christlichen Religion gegenüber kann kein Mensch die Rolle eines Wissenden und eines Kritikers spielen. Tut er es, so ist er ein ausnehmender Tor. Der natürliche Mensch vernimmt ja nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein. Alles Wissen von der christlichen Religion und alles Verständnis für dieselbe wird lediglich durch den Glauben an Christi Wort vermittelt. Wer das nicht erkennt und demgemäß handelt, ist ein Nichtswisser und ohne Grund aufgeblasen in seines Herzens Sinn, wie der Apostel Paulus 1 Tim. 6, 3—5 erklärt. J. P.

Was macht eine Kirchengemeinschaft zu einer Sekte (sectarian)? Dr. Newton Marshall hat auf dem Baptistenkongreß in Stockholm behauptet, die Baptisten wären im Unterschied von der Staatskirche Englands und Schwedens keine Sekte. Als Grund führte er an: „From the Urals to the Atlantic, from the Arctic Ocean to the Mediterranean Sea, Baptists are to be found speaking various tongues.“ Nach der Schrift ist die Kirchengemeinschaft eine Sekte, die auf schriftwidrige Lehren hin sich von der Kirche trennt und getrennt hält, die in allen Stüden bei Gottes Wort bleibt. So ist die römische Kirche, obwohl sie noch weiter verbreitet ist als die Baptistenkirche, eine Sekte, weil sie sich von der rechtgläubigen Kirche durch Irrlehren getrennt hält. Dasselbe trifft in bezug auf die Baptistenkirche zu. J. P.

Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz tagte in Nürnberg vom 8. bis zum 12. September 1913. Vertreter waren erschienen aus Deutschland, Schweden, Dänemark, Finnland, Rußland, Frankreich, Litterreich, Holland und aus den Vereinigten Staaten. Es war die vierzehnte Tagung der Konferenz, die sich übrigens nicht nur aus Theologen, sondern zum großen Teil auch aus lutherischen Laien zusammensetzte. Zweck der Konferenz ist, religiöse Zeitfragen zu diskutieren, Methoden kirchlicher Arbeit zu besprechen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den lutherischen Kirchen verschiedener Länder zu stärken. Die Konferenz repräsentiert zugleich die konservative oder „gläubige“ Richtung in den lutherischen Staatskirchen Deutschlands. Präsident der Konferenz ist Prof. Ludwig Ihmels (Universität Leipzig), und Vizepräsident ist Bischof von Scheele von der schwedischen Staatskirche. In der ersten Sitzung hielt Prof. Theodor v. Zahn (Erlangen) einen mit Spannung erwarteten und mit fast atemloser Teilnahme gehörten Vortrag über das Thema: „Warum müssen wir am Be-

kenntnis festhalten?" D. v. Zahn sagte u. a.: „Auch die gegenwärtigen Zustände verpflichten uns dazu (zum Festhalten am Bekenntnis). Das Christentum ist (nicht Einsiedlerreligion, Schulmeinung, die sich jeder zu eigen macht, sondern) eine Gemeinschaft bildende, Gemeinschaft fördernde Religion. Allerdings wendet sich das Evangelium zunächst an die einzelne Menschenseele, um sie in den Frieden mit Gott zu bringen; aber wo es gläubig aufgenommen wird, setzt es in ein neues inniges Verhältnis zu allem, was Mensch heißt; denn die Gnade Gottes ist ja allen Menschen zugewendet. Daher der Drang des Christenglaubens, sich mitzuteilen und Gemeinschaft mit andern Gläubigen zu halten. Das fordert aber eine anerkannte und deutliche Lehre. Ein solches anerkanntes Bekenntnis haben unsere Gemeinden noch; auch ohne nähere Kenntnis vom Inhalt unserer symbolischen Bücher besitzen sie den wesentlichen Gehalt derselben im Katechismus, in der Ordnung des Kirchenjahrs, in allen Formen des Gottesdienstes und im Kirchenlied.“ Man erwartet nun, Bestimmteres darüber zu hören, was dieses Bekenntnis sei, an dem wir festhalten müssen. Doch finden sich gerade in dieser Hauptsache unsere Erwartungen getäuscht. „Mit allem Nachdruck müssen wir an unserm Bekenntnis festhalten“, sagt v. Zahn, aber fährt dann fort: „Es handelt sich zunächst nicht um das lutherische Sonderbekenntnis, sondern — um welches denn? Das sagte der Referent nicht. Die Kirche muß als Kirche eben Christum bekennen. Es wird zugestanden, daß trotz der „ausdrücklichen Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisse“ auch in lutherischen Kirchen nicht wenige Theologen im Amt stehen, „die mit dem Gehalt des Bekenntnisses ihrer Gemeinde innerlich gebrochen haben, direkt leugnen oder still umgehen oder verschwommene Vorstellungen haben. Das bringt einen ungeheuren Schaden; eine wirklich christliche Verehrung Gottes, eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit wird schier unmöglich gemacht. Was ist das, wenn das Glaubensbekenntnis im Gottesdienst abgelegt, bei Taufe und Konfirmation verwendet, im Unterricht gelehrt wird, und der Pfarrer für Fabel hält, was von Geburt und Auferstehung Jesu gesagt ist? Und welche Weihnachts- und Osterlieder, die der Gemeinde so ans Herz gewachsen sind, entsprechen seiner theologischen Anschauung? In welche Verlegenheit bringt ihn die Verwaltung der Sakramente, wenn ihm der Taufbefehl gleich allen Worten und Taten des Auferstandenen und der Phantasie der ersten Gemeinde entsprungen sind, oder Jesus mit dem heiligen Abendmahl gar nicht eine besondere Kultushandlung gewollt hat?“ So schonungslos legt D. v. Zahn den Jammer der lutherischen Kirche Deutschlands bloß. Aber auf die Frage, ob eigentlich das lutherische Bekenntnis leiste, was es leisten soll, konnte er nur antworten, es gebe keine Bekenntnisformel, welche jede Trübung der Einheit des Glaubens und Bekennens ausschöpfe; aber unser Bekenntnis sei noch immer ein ehrwürdiges Zeugnis vom Christenglauben. Keine Sonderkirche könne sagen: Wir sind die Kirche, die Kirche, die er gewollt, gegründet und bis her gesegnet hat. Sodann wehrt sich D. v. Zahn gegen den Vorwurf, als ob die lutherische Kirche Deutschlands nicht mehr im Einklang mit dem Bekenntnis stehe, weil wir „die altprotestantische Inspirationslehre verlassen hätten. Aber wo sei denn diese im Konkordienbuche zu finden?“ Die Bibel, auß Gange gesehen, sei eine getreue Urkunde der Offenbarung Gottes in Christo und ein Wunderwerk göttlicher Leitung auch hinsichtlich ihres Bestandes; aber auch über den Umfang des Kanons sage unser lutherisches

Bekenntnis nichts. Darauf wurde Herrn D. v. Zahn in den Straßburger „Theologischen Blättern“ sehr gut geantwortet: „Freilich ist ‚die alprotestantische Inspirationslehre‘ in dem Konkordienbuche zu finden, denn es heißt gleich am Anfange der Formula Concordiae: ‚Wir glauben, lehren und bekennen, daß die e i n i g e Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurteilt werden sollen, seien alle in die prophetischen und apostolischen Schriften, Altes und Neues Testament‘ usm. Die Heilige Schrift ist aber deshalb die einzige Regel und Richtschnur des Glaubens, weil sie ist das untrügliche, in Wort und Inhalt von dem Heiligen Geist eingegebene Wort Gottes. So lehrte schon Luther, so lehrten auch seine Nachfolger.“ Gerade dieser entscheidende Ton fehlte in den Vorträgen vor der Allgemeinen Konferenz. Man bezeichnete sie zwar als eine Versammlung, „die den lutherischen Glaubensbegriff in seiner Tiefe und Weite, in seiner alles umfassenden und auf die Höhe führenden Größe betrachteten und in solchem Glauben Stärkung geben will“. Man gab sich das Versprechen, man wolle nach Hause gehen mit dem Gelöbniß: „Wir wollen bleiben beim alten Evangelium der Reformation!“ Wenn jedoch ein Redner auf dem Punkt angekommen war, wo die Rückkehr zum Schriftprinzip im Sinne Luthers und der Bekenntnisschriften als unausbleibliche Forderung zum Ausdruck hätte kommen sollen, verlor man sich in Allgemeinheiten oder brachte Mittel in Vorschlag, die den Grundschaden nicht erreichen. Daß man aus einer Kirche a u s t r e t e n sollte, deren Lehrstand sich zum großen Teil aus radikal Ungläubigen zusammensetzt, blieb unausgesprochen. Ja, man kann sagen, daß der ganze Zweck dieser Versammlung der Allgemeinen Konferenz der zu sein schien, durch Erinnerung an die überreste christlicher Überzeugung, wie sie hier zum Ausdruck kamen, der landeskirchlichen Vermengung Christi mit Belial ein besseres Gesicht aufzusehen und das drohende Gespenst der S e p a r a t i o n zu bannen. G.

„Nur keine Separation! Nur keine Separation!“ — der Gedanke zog sich durch alle Reden und Besprechungen auf der Nürnberger Konferenz. Man empfindet die Pflicht, Zeugnis abzulegen gegen das Zerstückelungswert der Liberalen, aber deswegen will man doch fortfahren, mit ihnen an denselben Altären zu knien. Nur nicht separieren! D. Raftan (Kiel) führte aus, daß man selbst für die Gemeinschaftsleute in der Landeskirche Raum schaffen sollte. „Was tragen wir nicht alles in unserer lutherischen Kirche“ — allerdings! — „und da sollten wir diese frommen Menschen nicht auch tragen?“ Wohl seien diese Gemeinschaften reformierten Charakters — es handelt sich nämlich um die hauptsächlich methodistischen Gemeinschaften mit stark pietistischem Gepräge, die sich jetzt in allen Teilen Deutschlands finden —, doch, „wollen auch diese Kreise“, sagte Raftan, „an den Abendmahlsfeiern unserer Kirche teilnehmen, warum sollen wir ihnen nicht, wenn sie als Freunde sich vereinigen wollen, auch besondere Abendmahlsfeiern gewähren? Wenn ich Pastor wäre, würde ich mit Freuden die Hand dazu bieten.“ Also trotz ihres reformierten Charakters separate Abendmahlsfeier für die Anhänger dieser Bewegung, natürlich in dem landeskirchlichen Gotteshaus, bedient von dem landeskirchlich-lutherischen Pfarrer. In diesem Gemeinschaftswesen schien man auf der Konferenz auch sonst ein Problem zu erkennen, das der Kirche in nächster Zeit viel zu schaffen machen wird. Was noch christlich sein will, zieht sich zum großen Teil in die Wetstunden dieser Gemeinschaftsleute zusammen, da ihnen zu der Salbaderei ihrer liberalen

Pastoren der Appetit vergangen ist. Was soll die Kirche nun mit diesen schwärmerischen Konventikeln anfangen? Raftan sagte: „Wir können nun und nimmer die Sache damit erledigen, daß wir sagen: Ihr habt einen andern Geist als wir; denn es ist unser Kirchenvoll, in dem er sich findet.“ Sehr bedenklich lauteten gewisse Aussagen, die bei der Besprechung dieser Gemeinschaften fielen. Es wurde z. B. gefragt, ob ein reformierter Zug „denn wirklich ein Schade sei“! Auch D. Ernst Haad (Schwerin) wagte es in seinem Vortrag über die religiösen Strömungen der Gegenwart nicht, ein Urteil über die Gemeinschaftsbewegung abzugeben. Seine Aussprache lautete, diesen Punkt betreffend, also: „Das Gemeinschaftswesen hat allmählich alle deutschen evangelischen Landeskirchen mehr oder minder beeinflusst, hält in großen jährlichen Tagungen Heerschau über ihre Anhänger und hat es bereits zu kirchenähnlichen Organisationen mit besonderen Anstalten für die Erziehung und Ausbildung von Berufsarbeitern, einem besonderen Gesangbuch, einer besonderen Bibelübersetzung usw. gebracht. Ist sie auch in einigen Gegenden im Rückgang begriffen, im großen und ganzen schreitet sie noch fort und hat ihren Höhepunkt scheinbar noch nicht erreicht. Ihre letzten Wurzeln liegen in dem alten, nie ganz ausgestorbenen Pietismus des 18. Jahrhunderts und in dem gleichzeitig entstandenen Methodismus, dem Pietismus Englands. Wer die Geschichte des ersteren genauer kennt, findet in ihr eine überraschende Wiederholung aller seiner Eigentümlichkeiten und Erscheinungen erfreulicher und unerwünschter Art, seinen spezifischen Frömmigkeitstypus, seinen Biblizismus, seine Neigung zum Konventikelwesen, seine schwärmerischen Begleitererscheinungen, und möchte an dem Satz irre werden, daß es auch auf dem Boden der Geschichte keine Nevenants gibt und nichts sich wiederholt. Was sie von ihm unterscheidet, ist nicht sowohl der falsche methodistische Einschlag in der Lehre von der Heiligung und der Heilsordnung, den wir auch bei dem späteren deutschen Pietismus finden, als vielmehr die tatkräftige, aggressive Art, in der die heutige Gemeinschaftsbewegung durch eine freie, von der organisierten Kirche unabhängige Evangelisation auf die entkräftigten Massen zu wirken sucht. Ich enthalte mich hier zunächst eines Urteils, das sich auch in Wausch und Bogen ohne Unterscheidung ihrer verschiedenen Richtungen nicht abgeben läßt, und führe sie vorläufig nur an als eine bedeutsame religiöse Welle, die in ihr über die evangelische Christenheit unserer Tage dahingeht.“ G.

Ganz gewiß ist der Ursprung des Gemeinschaftswesens, dieser Sektenbildung innerhalb der deutschen Landeskirche, in dem Tiefstand des religiösen Lebens, vor allem in der Entchristlichung so vieler lutherischen Kanzeln Deutschlands zu suchen. Man wendet sich mit Ekel ab von dem frommen Gewäsch der ungläubigen Pfarrer und schließt sich mit Ähnlichgesonnenen zu einem Konventikel zusammen, das Wetstunden hält und hauptsächlich Laienpredigten anhört. Man sprach es auf der Konferenz in Nürnberg ganz ungeschweht aus: wer heute noch religiös wirke und die Massen gewinne, das seien die Methodisten und die Heilsarmee, weil sie „den Mittelpunkt Mittelpunkt sein lassen und das Evangelium im Evangelium in den Mittelpunkt stellen: die Erlösung und Versöhnung durch den Sühnetod Jesu: „Ach, mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte, wo sollt' ich Ärmster unter den Elenden mich sonst hintwenden?“ (Oberkirchenrat Haad.) Das ist ein strenges Urteil über die deutsche Landeskirche. Über die „eis kalte religiöse Gleichgültigkeit“, die sich in breiten Volksschichten findet, sprach

sich D. Gaad also aus: „Man sehe sich doch nur in diesen Kreisen um! Wie weit, wie unendlich weit sind sie von Gott und göttlichen Dingen entfernt! Wie völlig ist ihr Leben von allem entblößt, was Religion heißt! Sie treten vielleicht nicht aus der Kirche aus, aber sie gehen auch in keine Kirche mehr hinein, und nur die murrend gezahlte Kirchensteuer verbindet sie noch mit der Religion. Sonst ist ihr Geschäft, ihr Beruf ihre Welt, die Zeitung ihre Bibel, das Theater ihre Kirche, die Kunst ihre Erbauung, der Verkehr mit Freunden und Verwandten die Nahrung für ihr Gemüt, die Politik oder die Stadtneuigkeiten ihr Gesprächsstoff. Kaum je verlassen ihre Gedanken und Interessen das so umschriebene Gebiet. Und wie das private, so ist auch das öffentliche Leben der Gegenwart immer mehr einer völligen Verweltlichung anheimgefallen. Als der Apostel Paulus einst die Straßen Athens durchwanderte, hatte er den Eindruck, den er in die Worte kleidet: ‚Ihr Männer von Athen, ich sehe, daß ihr in allen Dingen gar sehr die Götter fürchtet‘, oder, wie Weizsäcker übersetzt: ‚daß ihr durchweg sehr religiös seid‘, Apost. 17, 22. Ein Gang durch die Straßen unserer Großstädte würde ihn wohl zu der entgegengesetzten Äußerung bewegen: ‚Ich sehe nichts davon, daß ihr Götter fürchtet oder nach ihnen fragt.‘“ Weiterhin: „Der Einfluß der organisierten Kirche auf das Volksleben scheint in einem unaufhaltsamen Niedergang zu sein. Ihre Popularität hat nicht gewonnen, sondern ist stetig gesunken, und was ich vor sieben Jahren in meinem Buche über ‚die Kirche und ihr gottesdienstliches Leben‘ schrieb, muß ich als auch heute noch zutreffend wiederholen: ‚Die Kirche ist die bestgehabte Institution der Gegenwart. Sie wird angefeindet von rechts und links. „Widerkirchlich“, „unkirchlich“, „nicht kirchlich“ — das ist die Stala modernen Empfindens gegenüber der Kirche.‘ Wo sind die Pastoren, die nicht über Gleichgültigkeit und Unkirchlichkeit ihrer Gemeinden zu klagen hätten? Wohl, es gibt Lichtpunkte, es gibt noch, Gott Lob! hier und da volle Gotteshäuser. Aber im großen und ganzen geht der Kirchenbesuch zurück, schleicht das kirchliche und gottesdienstliche Leben träge dahin, ist vielfach nur noch eine Sache mehr oder minder abnehmender Sitte und Gewohnheit und gleicht dem Fendelschlag einer Uhr, von der man das Gewicht abgenommen hat. Die Abendmahlziffer ist in allen evangelischen Landeskirchen in einem langsamen, aber unaufhaltsamen Sinken begriffen und in einigen auf einen erschreckend niedrigen Prozentsatz gefallen. Dagegen steigt in den letzten Jahren wieder die Verschmähung der Taufe und besonders der Trauung, und wenn man Konfirmation und kirchliche Beerdigung noch möglichst allgemein begehrt, so handelt die Kirche bei der letzteren am wenigsten gerade als Kirche, als Heilanstalt und Gnadenmittlergemeinschaft. Ihre Mitwirkung wird hier auch wesentlich nur dekorativ als Erhöhung der Feierlichkeit gewürdigt, indem man ihre Wortverkündigung mit in den Kauf nimmt und über sich ergehen läßt, die Konfirmation aber noch als feierliche Schulentlassung und ‚Jugendweihe‘ für unerlässlich gehalten. Nur weil der Staat die Sorge für das Gemütsleben bisher völlig der Kirche überlassen hat und die Ausübung der standesamtlichen Akte im Zeichen der extremsten Rückständigkeit steht, begehrt und schätzt man noch die kirchlichen Handlungen und scheut vor dem letzten Schritt, dem formellen Austritt aus der Kirche, zurück. Viele Tausende — man spricht von 85,000 — aber haben in den letzten Jahren auch diesen völligen Bruch mit der Kirche schon vollzogen, und die Sozialdemokratie, der Monistenbund und das sogenannte Komitee

„Konfessionslos“ bemühen sich eifrig, diese moderne Austrittsbewegung zu schüren und die alte Losung: ‚écrasez l'infame‘ oder, wie man heute sagt: ‚Los von der Kirche!‘ in die Praxis umzusetzen. Die Programmschrift für diese Bewegung ist das in dem bereits erwähnten Verlag von Eugen Diederichs in Jena 1907 erschienene Buch des Stadtrats und Herausgebers der ‚Ethischen Kultur‘, Rudolf Benzig mit dem bezeichnenden Titel: ‚Ohne Kirche‘, das an Haß gegen die Kirche nichts zu wünschen übrig läßt. Auch das Erwachen eines „religiösen Interesses“ in manchen Kreisen sei kein Vorzeichen einer besseren Zeit. Es sei dieses Interesse gewöhnlich rein theoretischer oder wissenschaftlicher Art oder „vorübergehende, praktisch unkräftige und wertlose Stimmungen, Literatur, nicht Tat, Papier, nicht Leben, Druckerchwärze, nicht Herzblut“. Viele, die „den verlorenen Schwerpunkt ihres inneren Lebens“ wiederfinden möchten, „gehen an der Kirche vorüber und wenden sich den Sekten und Gemeinschaften zu, ja suchen das Heil im Buddhismus, Spiritismus, Scientismus, Theosophismus und mythischen Kultismus, von Mazdaznan und dergleichen religiös sich gebärdendem Unsinn zu geschweigen“. Warum aber das? Woher diese Abkehr von der Kirche, auch bei solchen, die ernstlich bemüht sind, Ruhe des Gewissens und Frieden mit Gott zu finden? Der gesunkene Charakter der Landeskirchen trägt die größte Schuld daran. Der indifferente Geist, auf den sie gegründet ist, hat schon längst zum völligen Bruch mit dem Bekenntnis geführt, und „positive“ Widerheiten kämpfen mit halbem Herzen und unter allerlei Konfessionen an die Kritik für die Überreste des lutherischen Erbsittels. Man will mit allerlei äußeren Maßregeln die Gegensätze überwinden. In Nürnberg wurden in Vorschlag gebracht: die Schaffung kleiner Parochien in großen Städten; Beeinflussung der Presse; Gewinnung der Gebildeten, besonders der Studenten; größere Berücksichtigung des Lehrartikels von der Kirche in den Predigten; Verkündigung des Evangeliums, „ohne den Anschein des Dogmatismus zu erwecken“ (also ja nicht zu bestimmt auftreten, wenn man dem Menschen die Heilsbotschaft bringt!); Beeinflussung der Lehrwelt; weiterer Ausbau des Konfirmandenunterrichts usw. Nur die Rückkehr zum Schriftprinzip hat man nicht als Mittel zur Wiederbelebung der Kirche geltend gemacht. Und bei allem Schönen und Guten, das man über unser christliches Bekenntnis gesagt hat, hat man es noch nicht zu der Erkenntnis gebracht, daß die erste Bekennerpflicht der Austritt ist aus einer Gemeinschaft, die dem Irrtum Hausrecht gegeben hat. Entweder das, entweder man erkennt nicht, daß diese kirchliche Gemeinschaft mit Feinden des Kreuzes Christi vor Gott ein Greuel ist, oder man scheut die Opfer des Austritts.

Allerlei Päpstliches. Das Jesuitenblatt *Vera Roma* spricht die Hoffnung aus, daß Kaiser Wilhelm II. katholisch werden und eine allgemeine Rückkehr der Protestanten in den Busen der römischen Kirche veranlassen werde. Dadurch würde er sich „die Unsterblichkeit sichern“ und „Retter der wankenden Gesellschaft“ werden. „Wir hegen“, so schreibt der Jesuit, „die frohe Hoffnung, weil wir nicht glauben können, daß Wilhelm II. unterläßt, Vergleiche anzustellen zwischen dem Deutschland Heinrichs II. und dem heutigen, das durch den schamlosen Renegaten Martin Luther einer ketzerischen Verfehlung überantwortet worden ist. . . . Welch ein Jammer ist die Trennung eines so edlen Zweiges von dem Stamm der katholischen Mutterkirche, eine Trennung, die unreine, tausendmal verfluchte Hände mit schmutzi-

gem Messer vornahmen! Was für einen Zweck hatte es, alle herrliche Perlen umzuwandeln in die Eichel einer angeblichen Reform, die nur die Absicht einer ekel, satanischen Rebellion gegen die Dogmen der heiligen Kirche hat! Der Artikel schließt mit einem Stoßseufzer zu Kaiser Heinrich dem Heiligen, er möge Kaiser Wilhelm leiten. — In Neapel fand am St. Antoniusstage einer alten Sitte gemäß die „Segnung der Pferde“ statt. Mit bunten Bändern geziert, wurden die Pferde in die St. Antoniuskirche geführt. Nachdem sie den Segen empfangen hatten, wurde ihnen ein Strögen umgelegt, der mit „besonders gesegneten“ Glöckchen versehen war. Diese Glöckchen werden dann für den Rest des Jahres in den Ställen aufgehängt, „damit die Pferde nicht krank werden“. — Die traurige äußere Lage der katholischen Kirche in Frankreich wird durch die Tatsache illustriert, daß der Erzbischof von La Rochelle sich genötigt gesehen hat, das große Seminar, wo die Priester ausgebildet werden, wegen Mangels an Zöglingen zu schließen. In anderer Hinsicht tritt aber immer mehr zutage, daß nicht der Staat, sondern die Kirche, und zwar Rom, den größten Nutzen aus der Trennung gezogen hat. Die französisch-katholische Kirche hat ihre alten Freiheiten verloren und ist jetzt völlig unter die Botmäßigkeit gegen den päpstlichen Stuhl geraten. Die französischen Interessen im Ausland werden geschädigt. An Stelle der französischen Katholiken im Ausland, die vom Staate nicht mehr unterstützt werden, treten italienische, deutsche und spanische. Ein Pariser Advokat namens Bongon hat in einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift die Frage aufgeworfen, ob das Konordat zu erneuert sei, und hat meistens zustimmende Antworten erhalten. — Graf Goensbroech, früher Jesuit und jetzt ein bitterer Feind der Kirche, gab kürzlich diese Notiz an die Öffentlichkeit: „Die durch die vatikanische Zeitung *Il Momento* verbreitete Nachricht, ich wolle als verirrtes Schaf in die römische Schafhürde zurückkehren, ist eine dreiste, jeder Unterlage entbehrende Erfindung zum Zwecke, mich und meine Tätigkeit schwer zu schädigen. Papsttum und römische Kirche sind und bleiben für mich unreligion und Antichristentum.“

G.

Nicht wenige gebildete Juden in evangelischen Ländern fühlen die Macht des Christentums. Der „Deutsche Lutheraner“ führt folgenden Ausspruch eines modernen Juden an: „Wir treiben unaufhaltsam einer geistigen Krisis entgegen, welche im geistigen Vankrott endigen muß. Das Evangelium ist eine unwiderstehliche Macht, die langsam, aber sicher unsere Gemüter beeinflusst und uns unfähig macht, dem großen Nazarener zu widerstehen. Ob wir wollen oder nicht, wir sind gezwungen, seine Lehre, sein Leben und sein Werk zu bewundern. Unser Standpunkt ist ein unhaltbarer; wir müssen unsere Stellung aufgeben, so hart es ist, einen Irrtum einzugestehen. Das ist die einzige Lösung der Judenfrage nach innen und außen. Wenn ein nachdenklicher Jude es gelernt hat, das wahre Bild Jesu im Neuen Testament zu erkennen, beugt er unwillkürlich seine Knie vor der übernatürlichen Größe und spricht: ‚Du bist der Schönste unter den Menschenkindern; holdselig sind deine Lippen.‘ Was uns abhält von der Annahme des Christentums, ist nicht Christus, sondern die Christen. Sie begegnen uns mit Haß und Verachtung. . . . Dieser Haß hält uns noch als Nation zusammen.“ In ähnlicher Weise sprechen und schreiben andere. So sagt die Schriftstellerin Fr. Lazarus: „Wir stehen an der Schwelle und wissen nicht wohin.“

G.